

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

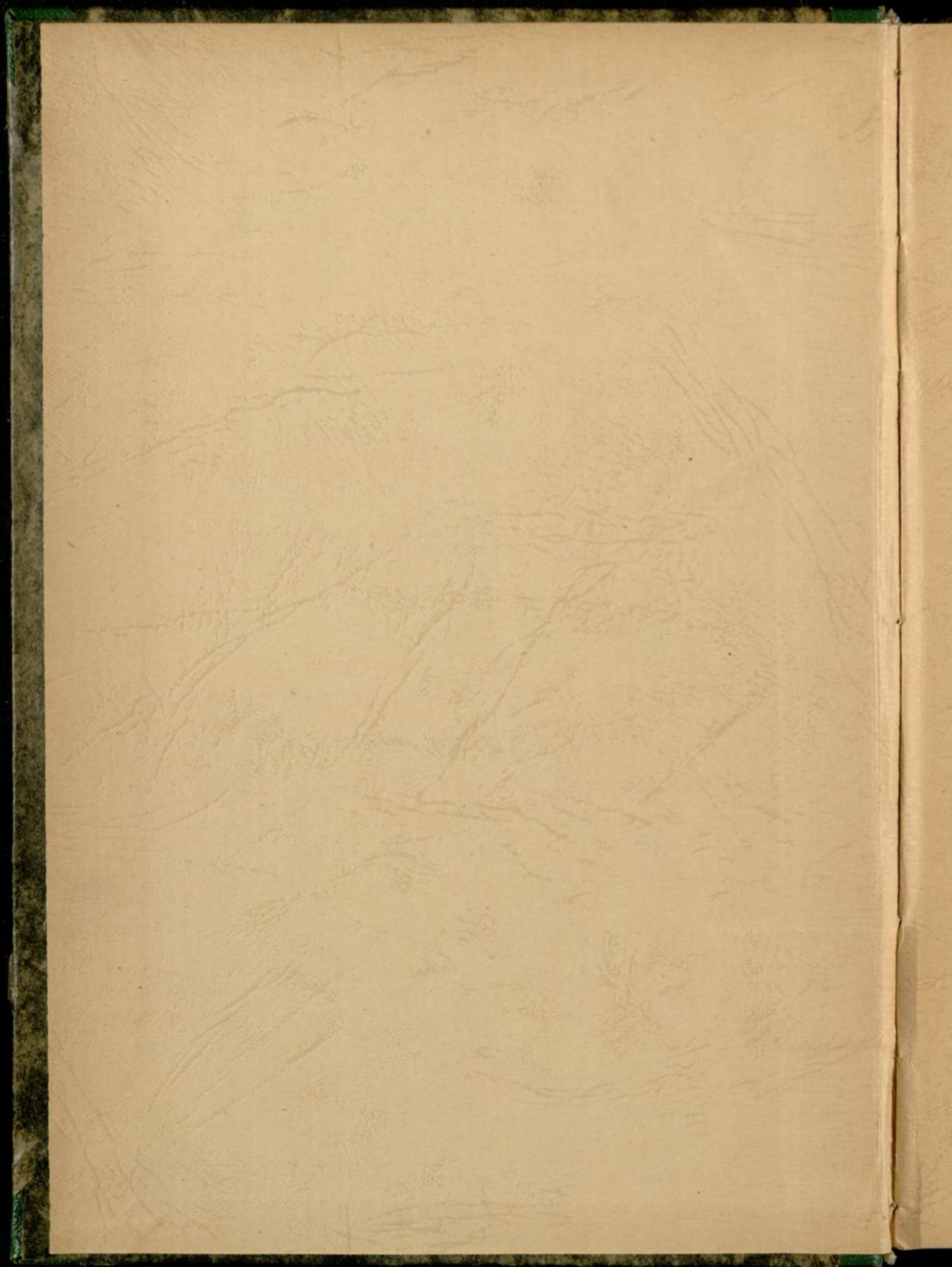
## **Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin 1902**

11 (1.1.2019)

27-  
11  
05

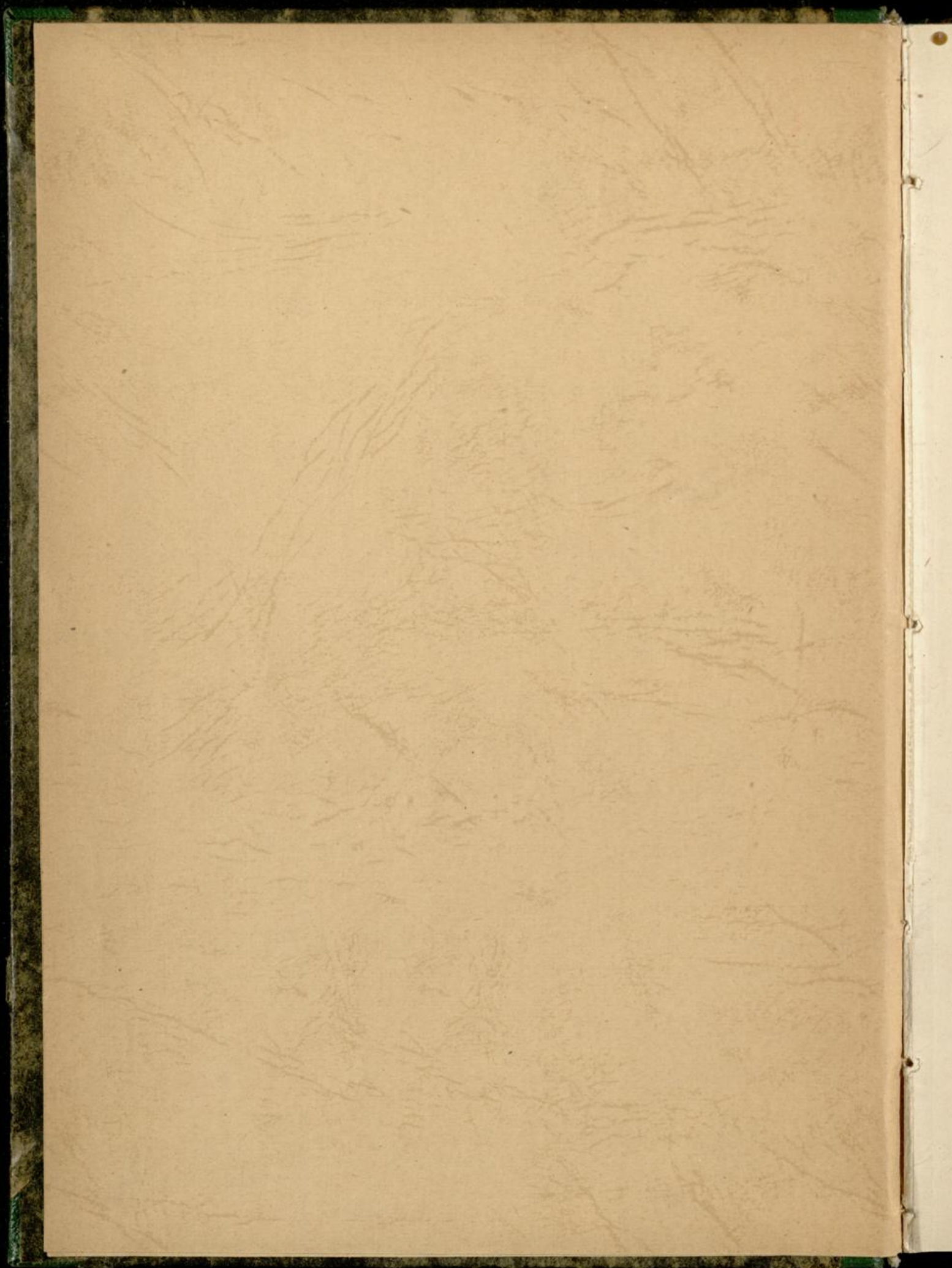
0





Bussell 182





„Brandenburgia.“  
MONATSBLATT  
DER  
GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE  
DER  
PROVINZ BRANDENBURG  
ZU  
**BERLIN.**

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts - Vorstände.



XI. Jahrgang 1902/1903.

Berlin 1903.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,  
Bernburgerstrasse 14.



„Brandenburg“

MONATSRAT

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

PROVINZ BRANDENBURG

1902

Historische Mitteilungen der Provinzial-Vereinigung

Heft 1

2572

Universität  
Potsdam



Universitäts-  
bibliothek

Inventarnr.



\*16003293\*



## Protokoll der 17. (7. ordentlichen) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. Januar 1902, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr,  
im grossen Sitzungssale des Brandenburgischen Ständehauses.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXX her.

### A. Persönliche Nachrichten.

I. Der Vorsitzende begrüsst zur ersten Sitzung im neuen Jahr die Anwesenden und bittet um recht rege Teilnahme an den Sitzungen und Gesellschaftsarbeiten.

II. Durch den Tod entrissen ist uns am 16. d. M. früh unser vieljähriges Mitglied Herr Oberstabsarzt Dr. med. Maass, welcher an den Bestrebungen des Vereins bis zuletzt, wo zunehmende Hinfälligkeit ihn hinderte, regen Anteil genommen und sich durch sein lebenswürdiges joviales Wesen unter unseren Mitgliedern viele Freunde erworben hat. Beerdigt wurde unser Freund von der Kapelle des Jerusalemer und Neuen Kirchhofs, Barutherstrasse, aus am 19. v. M.

III. Unser Ausschussmitglied Herr Hofjuwelier Paul Telge, dem die Brandenburgia viele Förderung, z. B. am 12. Dezember 1896 die prächtige Ausstellung von antiken bzw. vorgeschichtlichen Kunst- und Schmucksachen aus Edelmetall (u. a. der altgriechisch-skeptische Goldfund von Vetersfelde bei Guben, Original im Kgl. Antiquarium) verdankte, feierte am 21. d. M. seine silberne Hochzeit. Ich habe ihm sowie seiner verehrten Frau Gemahlin, die unsere Sitzungen und Wanderfahrten fleissig besucht, herzliche Glückwünsche ausgesprochen.

IV. Unser Schatzmeister Herr Banquier Ritter ist heut zu erscheinen verhindert, weil seine jüngere Tochter, Fräulein Else Ritter, sich am heutigen Tage mit Herrn Knappe vermählt hat. Unsere verbindlichsten Glückwünsche sprechen wir der Familie aus.



V. Rudolf Virchow hat seinen Dank für die Ehrenbezeugungen zum 80. Geburtstag, soweit er nicht handschriftlich den Hunderten von Gratulanten antworten konnte, in dem hiermit vorgelegten Schriftchen verlautbart, welches als Separatabdruck aus seinem Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin, 167. Bd. 1902 erschienen ist unter dem Titel: „Zur Erinnerung, Blätter des Dankes für meine Freunde“. (15 S. 8.) Wir haben mit grosstem Bedauern von dem schweren Unfall gehört, der unserm Ehrenmitglied beim Verlassen des elektrischen Strassenbahnwagens in der Leipziger Strasse widerfahren ist, und wünschen von Herzen baldige Genesung.

VI. Auch unser Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle, hat nach seiner glücklichen Heimkehr aus Italien für den Glückwunsch zum 80. Geburtstag freundlichst gedankt.

#### B. Kulturgeschichtliches.

VII. Das Römisch-Germanische Centralmuseum zu Mainz hat den Jahresbericht für das Rechnungsjahr April 1900 bis April 1901 eingereicht. Das Museum, welches auch unter seiner neuen Direktion bestens gedeiht, enthält neben einzelnen originalen vorgeschichtlichen Altertümern aus unserer Provinz bekanntlich auch eine schöne Auswahl von Nachbildungen brandenburgischer Fundstücke.

VIII. „Die Ergebnisse der Berliner Volkszählung vom 1. Dezember 1900. Erstes Stück die Bevölkerung nach Geschlecht, Geburtszeit, Familienstand, Staatsangehörigkeit und Konfession“.

Ich lege diese Veröffentlichung des Städtischen Statistischen Amtes vor und lasse, neben dem allgemeinen Ergebnis der Bevölkerungszunahme unter a, da ja die Zunahme der weiblichen Bevölkerung in Deutschland die Aufmerksamkeit der Soziologen erregt, unter b einige auf Berlin bezügliche Angaben folgen, ausserdem noch unter c eine hauswirtschaftliche Ermittlung.

a) Berliner Bevölkerungszunahme. In der Geschichte des Wachstums Berlins nimmt das Jahr 1901 eine sehr ungünstige Stelle ein. Die Einwohnerzahl der Hauptstadt ist während dieses Jahres nur um 12 878 gestiegen, von 1 888 710 auf 1 901 588. Mit anderen Worten heisst das: Berlin hat 1901 durch Zuzug, durch Wanderungsüberschuss nicht nur nichts gewonnen, es hat sogar dadurch, dass mehr Leute weggezogen als zugezogen sein müssen, von seiner natürlichen Vermehrung, von seinem Geburtenüberschuss eingebüsst. Nun steht zwar fest, dass seit einem Vierteljahrhundert die Zahl der Geburten in Berlin in beständigem und starkem Rückgange begriffen ist. Seit dem Jahre 1876, wo die Geburtsziffer 47,17 aufs Tausend betrug, dauert dieser Rückgang an. Vor 1876 war ein langsames, aber ebenfalls andauerndes Steigen festzustellen gewesen. In den 40er Jahren hatten die Geburtsziffern zwischen 32 und 34 auf das Tausend der



Bevölkerung geschwankt. In den 50er Jahren war dieser Satz auf 34 bis 37 und in den 60er Jahren war er auf 37 bis 42 gestiegen. Ihren tiefsten Stand nahm die Geburtsziffer im Jahre 1814 (der durch die damaligen Kriege verursachte grosse Verlust an blühenden Menschenleben erklärt diese Erscheinung ohne weiteres) ein, wo sie nur 29,8 ausmachte. Seit dem Jahre 1895 aber bleibt diese Ziffer noch hinter dem Satze von 1814 zurück. Von 47,17 im Jahre 1876 ist sie bis auf etwa 29 gesunken.

Einigermassen ausgeglichen wird dieser Rückgang, der wiederholt schon zu düsteren Betrachtungen Anlass gegeben hat, dadurch, dass auch die Sterblichkeitsziffer in Berlin im Rückgange begriffen ist. Von 24,18 im Jahr 1889 hat sich diese Zahl allmählich auf 17,20 ermässigt. Trotzdem steht Berlin, was die natürliche Vermehrung seiner Einwohnerschaft betrifft, erheblich unter dem Durchschnitt der grösseren deutschen Orte. In Dortmund war dieser Zuwachs fast dreimal so gross wie in Berlin, und nur in Breslau, Danzig und Königsberg war er noch geringer als in Berlin. Immerhin aber beträgt die natürliche Vermehrung der Bevölkerung der Hauptstadt seit geraumer Zeit jährlich 15 000 bis 17 000 Köpfe. In dem Jahrzehnt von 1885 bis 1890 belief sie sich auf mehr als 15 000, von 1890 bis 1895 auf mehr als 16 000 und von 1895 bis 1900 auf rund 17 000 jährlich. Im vorigen Jahre aber hat die gesamte Vermehrung kaum 13 000 betragen! Es müssen danach mindestens 2000 Personen mehr weg- als zugezogen sein. Spiegeln sich in dem steten Rückgang der Geburtenziffer Leben und Sitten der Millionenstadt und die Zusammensetzung ihrer Bevölkerung, so legen die Wanderungsergebnisse Zeugnis ab von der Gestaltung der Wohnungsverhältnisse in Berlin und von der Ungunst der Zeiten.

In dem Jahrzehnt von 1890 bis 1895 betrug der Geburtenüberschuss 82 193 und der Wanderungsüberschuss nur 16 317 Köpfe. Dagegen betrug in den beiden Jahrzehnten von 1885 bis 1890 und von 1895 bis 1900 der Wanderungsüberschuss das Acht- bis Elffache dieser Ziffer, während sich der Geburtenüberschuss auf ungefähr derselben Höhe bewegte. Das jetzige Jahrzehnt dürfte sich, nach den Ergebnissen von 1901 zu urteilen, in beiden Punkten von der Zeit von 1890 und 1895 nicht erheblich unterscheiden. Der Geburtenüberschuss wird sich noch etwas niedriger stellen, und der Wanderungsüberschuss wird sehr gering sein. Berlin giebt jahraus jahrein eine Menge Bewohner an seine Vororte ab. Trotzdem weist es in Zeiten wirtschaftlichen Gedeihens, weil alsdann der Zuzug ungewöhnlich stark ist, einen beträchtlichen Wanderungsüberschuss auf. Im vergangenen Jahre aber hat der Zuzug, während die Vororte ihre Anziehungskraft weiter ausgeübt haben, nachgelassen.

b) Die weibliche Bevölkerung von Berlin belief sich bei der Volkszählung von 1900, nach der endgiltigen Feststellung des Ergebnisses, auf 985 807 Personen, und betrug 82 766 mehr, als die männliche. Je 100 männlichen Personen standen somit 109 weibliche gegenüber. In den einzelnen Stadtteilen und Stadtbezirken war aber das Verhältnis oft erheblich anders. Dass in Bezirken mit Kasernen die weibliche Bevölkerung in der Minderheit ist, versteht sich von selbst. Am stärksten tritt das hervor in



Bezirk 105 (Köpenicker- und Zeughof-Strasse, Pioniere und 3. Garde-Regiment zu Fuss) und in Bezirk 303 (Invaliden-, Rathenower- und Krupp-Strasse, Ulanen, 4. Garde-Regiment zu Fuss und Artillerie). Dort wurden 2922 weibliche und 5571 männliche Personen gezählt, hier 5847 weibliche und 9218 männliche. Auch in Stadtgegenden, die reich an „Chambregarnisten“, „möblierten Herren“ und „Schlafburschen“ sind, begegnet man Bezirken mit einem Überschuss an männlicher Bevölkerung. Sehr stark und weit über den allgemeinen Durchschnitt hinaus überwiegt dagegen die weibliche Bevölkerung in den Bezirken 31—34 (Südrand des Tiergartens von der Königgrätzer Strasse bis zum Zoologischen Garten) und 35 bis 39 (vom Kurfürstendamm bis zur Potsdamer Strasse). In diesen Bezirken wurden zusammen nur 12474 männliche gegen 23990 weibliche Personen gezählt. Von der Bendler-Strasse bis zum Zoologischen Garten standen 100 männlichen Personen mehr als 200 weibliche gegenüber. Dies erklärt sich daraus, dass in dem wohlhabenden Westen die Dienstboten sehr zahlreich sind.

c) Gleichzeitig hat dasselbe Statistische Amt für Berlin eine Statistik von Haushaltrechnungen minder bemittelter Bevölkerungsklassen aufzustellen versucht. Das Amt hat unter Mitwirkung von Vereinen und Verbänden besonders vertrauenswürdige Personen befragen lassen und so insgesamt 142 detaillierte Haushaltsrechnungen erhalten. Es hat sich dabei ergeben, dass man die Jahresausgaben in den minder bemittelten Berliner Bevölkerungsklassen pro Kopf auf etwa 460 Mark rechnen kann. Davon entfallen in runden Summen auf Miete 78 Mark, auf Heizung 19 Mark, auf Beleuchtung 6 bis 7 Mark, auf Kleidung 45 Mark, auf die Ernährung mit Einschluss der Luxusgenussmittel, wie Cigarren, 230 Mark, auf die Steuern 6 bis 7 Mark, auf die Kosten für Arzt, Medizin, Versicherungen und dergleichen 32 Mark, auf die Ausgaben für Verkehrsmittel 8 bis 9 Mark, auf sonstige regelmässige und ausserordentliche Ausgaben 12 beziehungsweise 13 Mark. Von den Kosten für Ernährung werden im Durchschnitt pro Kopf ausgegeben für Brod und Fleisch über 100 Mark, für Butter, Schmalz und dergleichen 30 Mark, für Gemüse 10 Mark, für Obst 6 Mark, für Kartoffeln, Mehl, Eier 23 Mark, für Kaffee und Thee 9 Mark, für Bier und Branntwein 15 Mark, für sonstige Getränke 20 Mark, für Essen und Trinken im Wirtshaus 14 Mark und für Cigarren 8 Mark.

Diese letztere heimatkundliche recht wichtige Statistik soll durch besondere Fragebogen, welche an vertrauenswürdige und für die Sache sich interessierende berlinische Familienvorstände ausgegeben werden, noch weitere Vervollständigung erfahren.

IX. „Handbuch der Behörden der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin. Verzeichnis der Reichs-, Staats-, Provinzial- und Kommunal-Behörden, der Geistlichkeit, Medizinal-Personen, Unterrichts- und Bildungs-Anstalten, der öffentlichen Institute, Vereine, sämtlicher Wohnorte und deren Post-Anstalten. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Kurt Brachvogel. Berlin 1901. Nicolaische Verlags-Buchhandlung. R. Stricker.“ IV + 712 S. fol.



Das mit grossen Mühen und Kosten hergestellte, zuverlässige Verzeichnis ist für jeden, der sich mit der brandenburgischen Heimatkunde beschäftigt, ein zuverlässiger Führer und Auskunftserteiler. Wir wünschen dem höchst dankenswerten gemeinnützigen Unternehmen noch recht viele Ausgaben.

X. „Die Königsberger Kriegsschuldobligationen. Ein Beitrag zur Geschichte der Königsberger Kriegsschuld von Adolf Schaff, Stadtrat und Stadtkämmerer zu Königsberg i. Pr. Festschrift des Magistrats der königlichen Haupt- und Residenzstadt Königsberg zu der am 8. Dezember 1901 vorzunehmenden Vernichtung der letzten Kriegsschuldobligationen. Mit einer Lichtdruck-Tafel. Als Manuskript gedruckt.“ Königsberg (Pr.), Königsberger Allgemeine Zeitungs-Druckerei. 1901. — 53 S. folio.

In den Jahren der Prosperität thut man wohl, sich gelegentlich auch der magern, in Zeiten des Glücks sich des Unglücks zu erinnern. Mit solchen Gefühlen möge man die interessante Schrift, welche das Märkische Museum der Güte des Königsberger Magistrats verdankt, in die Hand nehmen. Wir haben nahezu ebenso schwere Zeiten während der aussaugenden Zwingherrschaft der Franzosen von 1806 bis 1812 durchgemacht und ich denke mit einem gewissen patriotischen Unwillen daran zurück, wie noch vor wenigen Jahren auf den gedruckten Steuerzetteln der berlinischen Nachbarkreise Teltow und Nieder-Barnim die zu erhebende „Franzosen-Steuer“ stand. Gleich den Königsbergern haben nicht minder wir Märker es 1871 empfunden, dass diese durch ihren blossen Namen demütigende Steuer auch nach der Niederwerfung Frankreichs und der Erhebung der mehren Milliarden französischer Kriegskontribution schlankweg weiter erhoben wurde. Was würde uns von neuem in unserer Heimat bevorstehen, wenn wir in einem uns hoffentlich für alle Zeit ersparten Kriegszweikampf den kürzern zögen?

XI. Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Fortgesetzt von Dr. Moriz Heine, Dr. Hermann Wunderlich, Dr. Karl von Bahder, Dr. Rudolf Hildebrand, Dr. Matthias Lexer, Dr. Karl Weigand und Dr. Ernst Wülcker.

Ich bin in unseren Kreisen kürzlich ersucht, über den Fortgang und Abschluss dieses für unsere hochdeutsche Sprache grundlegenden Werks, das nebenher gesagt in Bezug auf die Altertums- und Volkskunde eine wahre Fundgrube der Belehrung auch für unsere heimatkundlichen Forschungen darstellt, eine Mitteilung zu machen. Dem Namen nach kennt jeder gebildete Deutsche das grossartige Nationalwerk; in die Hand genommen haben es aber nur verhältnismässig wenige. In Privatkreisen ist es wegen seiner Kostspieligkeit nur selten zu finden und viele Bände wurden und werden in den öffentlichen Bibliotheken fest-

+ GK Friedrichs für die Geschichte von ...



gehalten und sind dem grössern Kreise meist unzugänglich, weil sie in raren Lieferungen erscheinen, die nach büchereilichen Grundsätzen nicht eher zur Verleihung kommen, als bis ein vollständiger Band vorliegt. Abgeschlossen ward der I. Band des im Verlag von S. Hinzel in Leipzig erscheinenden Riesenwerks bereits im Jahre 1854. Eine vollständige Übersicht möge sich hieran schliessen.

Bis jetzt sind erschienen:

Erster Band. (A—Biermolke.) Bearbeitet von J. Grimm. Mit dem Porträt von J. u. W. Grimm, vollständig . . .	M. 16.—
Zweiter Band. (Biermörder—D.) Bearb. von J. u. W. Grimm, vollst.	„ 15.—
Dritter Band. (E—Forsche.) Bearb. v. J. Grimm u. K. Weigand, vollst.	„ 16.—
Vierter Band. I. Abt. 1. Teil (Forschel—Gefolgsmann.) Bearb. v. J. Grimm, K. Weigand u. R. Hildebrand, vollst.	„ 20.—
— — I. Abt. 2. Teil (Gefoppe—Getreibs.) Bearbeitet v. R. Hildebrand u. H. Wunderlich, vollständig	„ 24.—
— — I. Abt. 3. Teil. Lieferung 1 bis 2 (Getreide—Gewähren.) Bearbeitet von H. Wunderlich . . .	à „ 2.—
— — II. Abt. (H—J.) Bearbeitet von M. Heyne, vollst.	„ 23.—
Fünfter Band. (K.) Bearbeitet von R. Hildebrand, vollständig	„ 25.—
Sechster Band. (L—M.) Bearbeitet von M. Heyne, vollständig	„ 30.—
Siebenter Band. (N—Q.) Bearbeitet v. M. Lexer, vollständig	„ 25.—
Achter Band. (R—Schiefe.) Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne, vollständig . . . . .	„ 28.—
Neunter Band. (Schiefern—Seele.) Bearb. v. M. Heyne, im Vereine mit R. Meiszner, H. Seedorf u. H. Meyer, vollst.	„ 30.—
Zehnter Band. Liefer. 1 bis 7 (Sinn—Sitzen.) Bearb. v. M. Heyne, im Vereine m. R. Meiszner, H. Seedorf u. H. Meyer	à „ 2.—
Elfter Band. Liefer. 1 bis 3 (T—Todestag.) Bearb. v. M. Lexer	à „ 2.—
Zwölfter Band. Lieferung 1 bis 6 (V—Verschrecken.) Bearbeitet von E. Wülcker . . . . .	à „ 2.—
Dreizehnter Band. Lieferung 1 (W—Wächterturm.) Bearbeitet von K. v. Bahder . . . . .	„ 2.—

Uns, der älteren Generation, wünsche ich ein zähes Leben, damit wir den Abschluss des Riesenwerks noch erleben.

## XII. Sammlung aktuell-geschichtlicher Photographien im Märkischen Provinzial-Museum.

Bisher wurden von demselben nur Ansichten Berliner Häuser und Prospekte, welche aus irgend welchen Gründen einer Veränderung entgegengehen, fixiert und die von unserm Mitglied Herrn Photograph Bartels mit Umsicht und Geschicklichkeit aufgenommenen Bilder in je einem Exemplar im Märkischen Museum bezw. im Städtischen Archiv hinterlegt. Jetzt hat sich der Magistrat damit einverstanden erklärt, dass die Photographien sich weiter auch auf Vorgänge und Ereignisse ausdehnen dürfen, deren Erhaltung für die Nachwelt von Wichtig-



keit sein kann, also z. B. Vorgänge an unserm kaiserlichen und königlichen Hof, im Rathaus und in andern Gebäuden, Vorgänge auf der Strasse, Einzüge, Paraden, Festlichkeiten aller Art, Leichenfeiern, Unglücksfälle u. dgl. mehr. Das sind zunächst aktuelle Vorgänge, welche aber sofort, sobald sie sich abgespielt haben, geschichtlich werden.

Es giebt Zeitungen, wie die Sonderpublikationen des Berliner Lokal-Anzeigers (Woche und Tag) oder das Berliner Tageblatt (Weltspiegel, zweimal wöchentlich), die im 11. Jahrgang erscheinende Berliner illustrierte Zeitung u. dgl., welche das grosse Publikum aber auch die Geschichtsforscher und Heimatkundigen auf die Wichtigkeit von dergleichen aktuellen Veröffentlichungen aus allen Teilen unserer Erde aufmerksam gemacht haben, und so wollen auch wir sowohl seitens des dazu besonders berufenen Märkischen Museums wie seitens der Brandenburgia dergleichen Photographien Aufmerksamkeit mehr als bisher schenken. Die Nachwelt wird uns dafür dankbar werden.

Das Märkische Museum hat sich dieserhalb mit zwei sehr angesehenen hiesigen Firmen Zander & Labisch sowie Ottomar Anschütz in Verbindung gesetzt, um allmählich in Besitz einer Auswahl von guten aktuellen Photogrammen zu gelangen. Das Museum hat dabei nicht etwa die Absicht, für sich selbst dergl. aktuelle Photographien aufnehmen zu lassen, sondern es wird solche erst nachher d. h. nachdem bereits einige Zeit verstrichen, gewissermassen die erste brennende Tagesneugier verstrichen ist und einer retrospektiven mehr kritischen Würdigung der vielen Aufnahmen Platz gemacht, zu erwerben bemüht sein.

Herr Ottomar Anschütz hat die Güte gehabt eine dergl. Photographie, welche sich auf den Einzug der Königin Wilhelmine der Niederlande durch das Brandenburger Thor am 19. Mai 1901 bezieht, zur Verfügung zu stellen, Herr Labisch stellt folgende sechs Photogramme für heut Abend als ersten Anfang zur Verfügung:

- a) Theodor Fontane an seinem Arbeitstisch
- b) Enthüllung des Nationals-Denkmal
- c) Einzug des Kronprinzen bei der Grossjährigkeits-Erklärung
- d) Ankunft der Chinatruppen am Lehrter Bahnhof
- e) do. do.
- f) Abfahrt des Grafen Waldersee nach China.

XIII. Zum Schutz der monumentalen Bauten Münchens und zur Förderung des stilgerechten, dem Heimatgefühl entsprechenden nationalen Baustils hat, wie ich mir in der Sitzung vom 30. Oktober 1901 (S. 310, vgl. auch S. 268) mitzuteilen erlaubte, der Prinz-Regent Luitpold von Bayern einen aus Baubeamten, Künstlern



und Kunstfreunden bestehenden Ausschuss ins Leben zu rufen beschlossen. Die Münchener Künstler haben nun, in Anerkennung der hohen Bedeutung dieser Massregel für das Interesse der Heimats- und Volkskunst in einer Adresse gedankt, die in feierlicher Huldigung von Professor Hans Petersen (für die Künstlergenossenschaft), Professor Karl Marx (Luitpoldgruppe), Professor Friedrich v. Thiersch (Kunstgewerbeverein), Oberbaurat Stempel (Architekten- und Ingenieurverein), Dr. Franz v. Lenbach (Künstlerhausverein) und Professor Franz Stuck überreicht wurde. Der Vertreter der Sezession, ihr Präsident Professor v. Uhde hatte sich wegen Unwohlseins entschuldigen lassen.

Die Adresse lautet: „Eurer königlichen Hoheit erhabene Worte von der volkserziehlichen Bedeutung und Notwendigkeit monumentaler Bauwerke in unseren Städten und ihren unerlässlichen Bedingungen haben Künstler der ganzen Welt dem edlen Fürsten Bayerns verpflichtet.

Für uns, die Künstler Münchens, ist es freudige Genugthuung, dieser Dankbarkeit Ausdruck zu geben. Eurer königlichen Hoheit Botschaft war aber nicht nur ein gross empfundenes Wort, sondern eine künstlerische That. Indem der frohen Botschaft sofort die Erfüllung folgte und von Eurer königlichen Hoheit selbst in den entscheidenden Rat Männer aus unserer Mitte in stattlicher Zahl berufen wurden, sehen wir in unserer lieben Stadt München neuen Ruhm und grosszügige Schöpfungen verbürgt, sehen wir das Vermächtnis Ludwigs I., der nach des Dichters Wort „sein Siegel in Stein geprägt“, die Werke und Tage Ihres hochseligen Vaters glorreich fortgesetzt.

Was jeder wahre Künstler von jeher gedacht, gefühlt und ersehnt hat, wurde durch Eure königliche Hoheit zum Gesetz.

Indem Eure königliche Hoheit auch für diejenigen Bauwerke, welche den Tagesbedürfnissen, staatlichen Einrichtungen und gemeinnützigen Arbeiten gewidmet sind, Schönheit verlangten, gaben Eure königliche Hoheit dem herrlichen und doch so seltenen Bündnis der Kunst mit dem Leben der Nation die königliche Weihe.

Nimm, edler Fürst und Herr, von Deinen Künstlern innigen wie ehrfurchtsvollen Dank entgegen und das Gelübde, dass wir, stolz und froh ob Deiner Huld, unsere ganze Kraft dafür einsetzen wollen, dass Dein grosser Gedanke vielfältige köstliche Frucht trage!“

Ich wiederhole, es wäre sehr zu wünschen, dass etwas ähnliches mindestens für Berlin und die grossen Städte unserer Provinz ins Leben gerufen würde. Die sogen. Akademie für das Bauwesen, die seit ca. 20 Jahren existiert, ist nicht das was wir meinen. Dies ist eine wie der Name schon besagt „akademische Behörde“, die in einzelnen Fällen, wie z. B. die Vorgänge bei Bemängelung der Architektur der hiesigen Lutherbrücke seiner Zeit gelehrt, sogar zur Betonung von



Gegensätzen unter den Akademikern selber Anlass gegeben hat. Was uns vorschwebt, ist ganz etwas anderes: eine freie, ehrenamtliche Vereinigung von Technikern, Künstlern, Kunstfreunden, Altertumskunde- und Volkskunde-Beflissenen pp., welche bei allen Veränderungen des Städtebildes zu Rate gezogen wird. Daran fehlt es uns bis jetzt recht sehr, die Kompetenz dieser Sachverständigen würde, wie auf der Hand liegt, über den Rahmen der Provinzial-Konservatoren und der diesen zur Seite stehenden von den Oberpräsidenten geleiteten Denkmalsschutzkommissionen nach vielen Richtungen hin weit hinaustreten.

XIV. Beitrag zu den Niederlausitzer Volkstrachten. Je mehr namentlich die männlichen Volkstrachten in Vergessenheit geraten, umso mehr muss das wenige beachtet und für die Museen gesammelt werden, was sich noch erhalten hat. Ich lege Ihnen zwei moderne Brustlatze für Bauerburschen u. dgl. vor, welche vor ungefähr zwei Jahren der im heimatkundlichen Interesse thätige Amtsrichter Herr Philippi zu Kirchhain daselbst erworben und unserm unvergesslichen Ehrenmitglied Herrn Geheimen Regierungsrat Dr. Wilhelm Schwartz übergeben hatte. Aus dessen Nachlass sind sie durch die Güte der jüngsten Tochter, Fräulein Gertrud Schwartz, in meinen Besitz gelangt und überweise ich sie hiermit dem Märkischen Museum.

Diese Brustlatze sind, der eine von derbem blauem, der andere von derbem braunem Lausitzer Wollentuch. Der blaue Latz hat einen schmalen schwarzsammetnen Stehkragen, der hinten mit einem Knopf zugeknöpft wird, während unten zwei Bänder dazu dienen, den Latz um die Schlänke\*) festzubinden; ähnlich ist auch die Befestigung des braunwollenen Brustlatzes. Beiden gemeinsam ist ein dreieckiger Einsatz auf dem westenartig genähten Brustlatz zum Ersatz des Vorhemdchens oder des Slipses. Bei dem blauen Latz ist das erwähnte spitze Dreieck und das Vorderstück des Stehkragens mit recht bunt in Seide gestickten Blumen und Blättern geschmückt, während bei dem braunen Brustlatz nur das Dreieck und zwar dieses mit bunter Glasperlstickerei verziert ist. Bei diesem Exemplar ist das Westenartige des Latzes noch mehr durch zwei Aufschläge und goldgestickte Säume in mäandrischem Dreiecksmuster, die bis zur Schlänke reichen, ausgebildet.

Diese Latze werden in Kirchhain und anderen Niederlausitzer Orten angefertigt und in der Gegend von Dobrilugk und vielen anderen Orten der Lausitz namentlich Sonntags von der Landbevölkerung getragen.

---

\*) Ich benutze den Ausdruck „Schlänke“ für „Taille“, den ich von Wilhelm Jordan z. B. in seinem Werk „die Sebalds, Roman aus der Gegenwart“, wie mir scheint, recht glücklich angewendet, bemerkt habe.



Von hier aus verbreitet sich die Sitte mehr und mehr. Meine Tochter Gesa sagt mir, sie habe dergl. Brustlatze hier und da in Berlin, auch bei den Bootsleuten auf dem Tegeler See bemerkt.

Dieses Brustlatz ersetzt Vorhemde, Weste, Slips und Halskragen, sitzt bequem und hält warm, sieht auch gut aus, so dass man dieser in der Verbreitung begriffenen Volkstracht in unserer Heimat nur recht weite Verbreitung wünschen kann.

Der Diener des Märkischen Museums Herr Krczinnessa sagte mir, dass in seiner Heimat, Oberschlesien, dergleichen Brustlatze getragen würden.

Herr Rektor Otto Monke bemerkt, er habe in seiner Jugend einen ähnlichen Brustlatz in den siebziger Jahren v. J. 's getragen in Lietzow, Kreis West-Havelland.

Es ist zu wünschen, dass diese ansprechende Volkstracht sich erhalten und noch weiter verbreiten möge. Der Weiblichkeit ist dabei ein weiter Spielraum geboten, dies Kleidungsstück mit volkstümlichen Stickereien zu schmücken.

XV. Frauenhüte aus der Biedermaierzeit. Damit unsere Damen bei dem Artikel Mode, Tracht und Putz nicht ganz leer ausgehen, erlaube ich mir Ihnen eine gedruckte Wiedergabe von Franz Jüttners humoristischem Bild „Kaffee-Klatsch“ vorzulegen (Beilage der von unserem Ausschussvorsitzenden Herrn Professor Dr. Galland herausgegebenen Zeitschrift „die Kunsthalle“ Jahrg. VII, 1901 No. 8). Dies Bild kann man als recht eigentlich dem Genius der Damenhüte aus der Zeit um 1825 gewidmet bezeichnen. Im Hintergrunde erhebt sich ein Turm, an den Stralauerkirchturm erinnernd. Von den Gesichtern der eifrigst in angenehmster Médisance vertieften Damen der besten Stände ist infolge der Weitläufigkeit der damaligen Kopfbedeckungen absolut nichts zu sehen.

XVI. Über mittelalterliche getriebene Bronzeschalen habe ich in der Brandenburgia Bd. IX (1900/01) bereits zweimal (S. 99 und 375) berichtet. Ich bin heut in der glücklichen Lage, einen neuen Fund einer dieser ebenso merkwürdigen wie seltenen flachen Schalen anführen zu können, dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Stadtrat A. Mieck zu Prenzlau, dem umsichtigen und eifrigen Förderer des in dem Uckermärkischen Vorort immer freudiger und glücklicher erblühenden Uckermärkischen Museums.

Herr Mieck schreibt darüber in der Prenzlauer Zeitung vom 26. Januar 1902 u. a. folgendes:

„Von einem weitem Kabinetstück wollen wir noch berichten. Es ist dies die gravierte Bronzeschale aus Gross-Fredenwalde, die wir zwar schon im vorigen Jahre nebst anderen wertvollen Altertumsstücken von Herrn Rittergutsbesitzer Hubert von Arnim—Gross-Fredenwalde erhielten,



jetzt aber erst ausstellen konnten, weil das ursprünglich kaum erkennbare Stück zuvor in Mainz vom Römisch-Germanischen Museum restauriert werden musste.

Die Schale ist auf dem Wallberge, der in unmittelbarer Nähe der Gross-Fredenwalder Kirche liegt, beim Bau der Mühle gefunden und zum Glück vom Vater des Stifters, so wie sie ausgegraben, mit allen anhaftenden Erden, aufbewahrt worden. Als Berichterstatter dieses sich im vorigen Jahre die Altertümer aus Gross Fredenwalde holte, wurde ihm zuguterletzt auch ein bräunlich aussehendes, stellenweise stark patiniertes, zusammengedrücktes und vielfach noch mit Erdstücken behaftetes, metallenes Stück gezeigt, das als wohl nicht des Mitnehmens wert bezeichnet wurde — es war dies die gravierte Bronzeschale, das wertvollste Stück der ganzen Fredenwalder Sammlung, die einzig gravierte Schale aus mittelalterlicher Zeit, die wir besitzen und aller Wahrscheinlichkeit nach wird sie auch die einzige bleiben, denn diese Art Schalen sind selbst in grossen Museen nur vereinzelt zu finden. Aus diesem unscheinbaren Stück ist durch sorgfältige Reinigung und Anfügung der zerbrochenen Teile die beistehend in  $\frac{1}{2}$  natürlicher Grösse abgebildete Schale geworden, ein Schmuckstück unseres Museums. Die Leser dieses Berichtes mögen aus dieser Mitteilung ersehen, wie gut sie daran thun, gemachte Funde, auch wenn sie ihnen noch so winzig und noch so unbedeutend erscheinen, nicht zu verwerfen, sondern dem Kustos des Museums einzusenden, der sich die Mühe nicht verdriessen lässt, jedes Stück sorgfältig zu prüfen und der grosse Genugthuung empfindet, wenn unter 100 solchen, vom Finder als wertlos betrachteten Gegenständen ein einziger sich findet, der doch der Aufbewahrung in unserm Museum wert ist.

Die Schale ist nur auf der Innenseite graviert. In der Mitte derselben sieht man eine geflügelte Figur in faltigem Gewande, das Gesicht im Profil, mit einer Art Schiffermütze auf dem Kopf und herabhängenden Haaren, umgeben von drei gleichen Figuren, deren Zwischenräume durch büschelartige Liniengebilde ausgefüllt sind. Das Ganze ist mit ebenso charakteristischen, schnurenartigen Wellenlinien umrahmt, drei an der Zahl. Dort, wo diese unterbrochen sind, befinden sich die Buchstaben

O D D D

dreimal wiederkehrend. Der Rand ist glatt. Auf der in Lund im Universitets Historika Museum vorhandenen Schale befinden sich am Rande umwechselnd die Buchstaben O D — D O, aber in lateinischen Lettern; ebenso ist dies auf der im Welfen-Museum zu Herrenhausen befindlichen Schale der Fall. Was die Inschrift auf unserer Schale zu bedeuten hat, ist nicht klar. Vielleicht ist sie zurückzuführen auf die unverstandenen Worte Odium, Dolus pp., die sich auf besser gearbeiteten, zum Vorbilde gedient habenden Schalen befinden. Geheimrat Grempler schreibt hierzu zum Schluss seiner Abhandlung über mittelalterliche Bronzeschalen: „Unbeantwortet bleibt vorläufig die Frage nach dem Fabrikationsort. Die Rohheit der Ausführung bei den meisten, vor allem die unverstanden wiedergegebenen Inschriften gestatten



den Schluss auf eine Massenfabrikation von Seiten ungebildeter Metallarbeiter.“

Unsere Schale zeigt eine frappante Ähnlichkeit mit den 1891 auf dem Zobtenberge in Schlesien gefundenen beiden Schalen.

Was nun das Alter derselben anbetrifft, so setzen „Grempler“ und „Jentsch“ die Zeit der Anfertigung in das 11. bis 12. Jahrhundert. Grempler sagt: „Für die Zeit spricht auch der Charakter der Buchstaben. Am eingehendsten hat „Prou“ seine Untersuchung geführt und die Entstehung auf genaueste in die Zeit von 1050–1140 festgesetzt.“ Professor Beltz in Schwerin ist derselben Ansicht.

Die Bestimmung der Gefässe anlangend, so sind die ebengenannten Forscher der Ansicht, dass dieselben liturgischen Zwecken nicht gedient haben, sondern für den Hausgebrauch gefertigt sind. „Wären sie zu liturgischen Zwecken bestimmt gewesen, so ist es doch befremdlich,“ so schreibt Grempler, „dass bei der sonst so pietätvollen Sorge für derartige Gegenstände kein Exemplar in einer Kirche oder in einem Kloster gefunden worden ist. Die meisten Schalen stammen aus Gräberfeldern oder aus Burgwällen.“ Für diese Ansicht ist ein weiterer Belag unsere Schale, denn sie ist auf dem Fredenwalder Burgwall gefunden worden.“

Ich habe diesen sachgemässen Äusserungen heut nur wenig hinzuzufügen.

Charakteristisch für dies Gross-Fredenwalder wie überhaupt für die gleichsinnige ganze Gefässreihe ist die ziemlich rohe Stilisierung, die unsichere und doch charakteristische Linienführung. Die geschlechtslosen Figuren der uckermärkischen Schale mit weiten senkrecht gestreiften Gewändern und flügelartigen Ansätzen, ebenso den nach hinten sich erweiternden flachen Schlapphut und das Profil der bartlosen Köpfe, die — heraldisch gesprochen — nach links schauen, kommt öfters auf diesen Schalen vor. In meiner Schrift: „Die Hacksilberfunde“. (Hervorragende Kunst- und Altertums-Gegenstände des Märkischen Provinzial-Museums in Berlin. Berlin 1896) ist auf Tafel III, No. 1 eine Silberplatte mit der rohen Gravierung eines segnenden Mönchs dargestellt, die in der Stilisierung an die Technik der Gravierung auf den Bronzeschalen erinnert. Das Stück gehört zu dem berühmten Hacksilberschatz von der Leissower Mühle nahe Frankfurt a. O., den Emil Bahrfeldt und Rudolf Buchholz mit mir übereinstimmend als um 1015 n. Chr. vergraben schätzen.

Ähnliche Buchstaben-Zusammenstellungen wie die am Rande der Gross-Fredenwalder Schale (dreimal O D D D) kommen auf den die Hacksilberfunde begleitenden Münzen, namentlich den fälschlich sogenannten Wendenpfennigen (sächsischer Herkunft) vielfach vor. In dem Leistower Fund sind Otto-Adelheid-Pfennige (Otto I. und Adelheid) z. B. mit folgenden Lesarten O D D O oder O D O D oder O II II O oder die Buchstaben D verkehrt (Spiegelschrift), ähnlich noch unter Otto III.



(983—1002), daneben auch mitunter blos DO oder OII oder ODD vertreten. Nimmt man noch verschiedene orthographische Fehler hinzu wie z. B. OHHO oder ODIID u. dgl., so ersieht man, dass die Stempelschneider mitunter wohl nicht die Rechtschreibung kannten und das Handzeichen des Kaisers  $\frac{O}{D}\frac{D}{O}$  oder dgl. Muster einfach nachahmten, mehr auf die Dekoration durch die lateinischen Majuskeln wie auf die Bedeutung derselben als Schriftzeichen achtend. Immerhin ist aber dabei zu bedenken, dass diese unvollkommenen niederdeutschen Schreibweisen des Namens Otto nicht mehr bei Otto III. Nachfolger Heinrich II. (1002—1024) vorkommen, so dass die Stempelschneider doch das Bewusstsein, dass sie Namen oder Zeichen der Ottonen verwendeten, gehabt haben müssen.

Ich glaube nun, vorläufig ohne weitem Beweis antreten zu können, dass die Gross-Fredenwalder Legende ODD ein bewusstes oder unbewusstes Nachahmen der Ottonen-Münzinschriften ist und dass die Zeichnungen auf den zu derselben Formenreihe der Bronzeschalen gehörigen Repliken von niederdeutschen Künstlern gefertigt sind. Dies schliesst nicht aus, dass die Schalen selbst, die an sich von gewandter Technik zeugen, an ganz andern Stellen gefertigt sein können, was ich anzunehmen geneigt sein möchte.

Vielleicht kann man durch diese Folgerungen auch auf die Altersdatierung gelangen, und zwar etwa auf Kaiser Otto III., dessen Wallfahrt zum Grabe des Heiligen Adalbert in Gnesen in dem chiliastischen Jahr — bange Furcht vor dem Weltuntergang i. J. 1000! — in der ganzen Christenheit des Nordens Aufsehen erregte.

Da für rein ornamentale Zwecke d. h. nicht für eigentliche Münzen, Buchstaben (wie u. a. von den bekannten sogen. Nürnberger Becken bekannt) auch in weit jüngerer Zeit, als worauf die Buchstaben eigentlich deuten, mitunter gebraucht worden sind, so wäre es möglich, dass die Gross-Fredenwalder Schale noch etwas jünger ist. Immerhin gehört sie höchst wahrscheinlich in die nordische Hacksilberepoche d. h. in die Zeit der wendischen Burgwälle und Pfahlbauten.

Dem Prenzlauer Museum gratulieren wir zu der schönen Erwerbung.

XVII. „Die Anfänge des deutschen Wohnhausbaues. Von O. Stiehl, Privatdozent v. d. kgl. techn. Hochschule zu Charlottenburg.“ (Separat-Abdruck aus der „Umschau“ Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst. Frankfurt a. M. 1901.)

Verfasser, dem die Brandenburgia den anregenden Vortrag über die Herkunft des märkischen Backsteinbaus durch italienische Beziehungen verdankt (Brandenburgia VIII. S. 388) entwickelt den



heimischen Hausbau aus der einfachsten Form des Urzustandes, als welche er das Quadrat ansieht, in geistvoller Weise, indem er dabei die vorgeschichtlichen Hausbaureste und die baulichen Vorschriften der deutschen Volksrechte (Lex salica u. s. w.) benutzt. Er gelangt auf solche Weise bis ins 16. Jahrhundert in die deutsche Frührenaissance. Grundrisse und Abbildungen veranschaulichen den lehrreichen Aufsatz\*).

XVIII. Hölzerne Schlösser. Von Robert Mielke in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ vom 8. Januar 1902. Gemeint sind hölzerne Thürschlösser und deren zum Teil auch aus Holz gefertigte Schlüssel wie sie sich u. a. in der Provinz Brandenburg hier und da noch erhalten und zum Teil in den Schutz des Märkischen Museums geflüchtet haben. Die sehr lesenswerte, sorgfältig verfasste und anschaulich ausgestattete Mitteilung bespricht dergl. Schlösser von Treuenbrietzen, Michendorf, Ostpreussen und noch zwei aus unserer Mark mit Abbildungen. Wir empfehlen unsern Mitgliedern sowohl das Studium wie für unsere Museumszwecke auch das fleissige Sammeln von Schloss und Schlüssel der Vergangenheit unserer Heimat recht angelegentlich.

XIX. „Der Hans Kohlhasse der Geschichte und der Michael Kohlhaas in Kleists Novelle. Von Otto Tschirch. Fast genau dasselbe Thema, worüber unser II. Schriftwart Herr Dr. Otto Pniower in der Oktober-Sitzung der Brandenburgia im vorigen Jahre (S. 315 flg.) ausführlich vorgetragen, behandelt der heimatkundige Oberlehrer in Brandenburg a. H., dem die Kulturgeschichte unsere Mark schon so manchen wertvollen Beitrag verdankt, in der wissenschaftlichen Beilage der Vossischen Zeitung vom 18. Januar 1902, auch fügt er über Pniowers Auffassung eine kurze Notiz eben daselbst unter dem 26. desselben Monats hinzu. Tschirch hat ausser der bekannten Chronik des Berliner Rektors Peter Hafftiz die neuerdings vom Archivrat Burkhardt in Weimar aufgefundenen Gerichtsakten benutzt, wobei ich, ohne Gewähr für die Richtigkeit, bemerke, dass mir als jungem Juristen wiederholt gesagt worden ist, unter den alten Aktenstücken, welche das hiesige Königliche Kammergericht verwahre, befänden sich zeitgenössische auf Hans Kohlhasse bezügliche Piecen.

Obwohl ich die umsichtige Behandlung der geschichtlichen Stellung des kühnen berlinischen Rosskamms bei Pniower und Tschirch willig

\*) Inzwischen ist ein grösseres analoges Werk angezeigt: Dr. phil. K. G. Stephani: Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung. Baugeschichtliche Studien auf Grund der Erdkunde, Artefakte, Baureste, Münzbilder, Miniaturen und Schriftquellen. In 2 Bden. Bd. I: Der deutsche Wohnbau und seine Einrichtung von der Urzeit bis zum Ende der Merovingerherrschaft. Mit 209 Textabbildungen. Der II. Band mit ungefähr 300 Textabbildungen wird die Zeit von Karl dem Grossen bis zum Anfange des XI. Jahrhunderts behandeln. (1902, Baumgärtners Buchhandlung, Leipzig.)



anerkenne, so kann ich doch den beiden Gelehrten nicht beipflichten, wenn sie Kohlhase schlankweg als einen Räuber und Wege-lagerer bezeichnen. Kohlhase, der ein rechtskundiger, gebildeter Mann war, hat von dem Fehderecht, welches unter Umständen jedem Freien, sei er ritterbürtig oder nicht, freistand, Gebrauch gemacht und zwar unter genauer Beobachtung der herkömmlichen Förmlichkeiten. Der tragische Konflikt entstand erst, als er durch den Angriff auf den kurfürstlich-brandenburgischen Silbertransport sich gegen seinen Landes-herrn verging, obwohl auch dies lediglich ein Verzweiflungsakt war, weil die brandenburgische Regierung sich seiner den Sachsen gegen-über nicht gehörig annahm.

XX. Ein Ehrenbauer im Wendlande. Unter dieser Spitz-marke berichtet die „Lüchower Kreiszeitung“: Dem Herrn Professor Meyer in Lüneburg ist eine ganz eigenartige Ehre zu Teil geworden. Dieser Herr, der seit etwa 10 Jahren hin und wieder nach Rebenstorf gekommen und bei den Ausgrabungen auf dem Urnenfelde war, hat es verstanden, sich bei den Bauern dort beliebt zu machen, denn er wurde kürzlich zum Ehrenbauer von Rebenstorf ernannt. Der „Ehrenbur'n-Breef“ ist künstlerisch hergestellt und hat folgenden Wortlaut:

Ehrenburen-Breef.

Wi Bur'n ut Rebenstörp hem'n beslaten, unsern leewen, gooden Fründ, den Harn

Professor Theodor Meyer in Lüneborg

en' besonnere Ehr' nah sien Verdeensten antodohn.

Weil he sick nämlich so bannig bemöht het, all' de oll Pött un dat anner Kram von uns oll' Heidenkarkhof an'n swart'n Barg in'n Lüneborger Museum för uns, för Kinner un Kinneskinner uptostapeln, weil he, so veel he kann, uns leew' plattdütsch Sprak brukt un hoch hölt un weil he dörch sien klok un fründlich Wesen verstahn het, uns Bur'nhartent to gewinnen:

so maken wi em hiermit tum

Ehrenbur'n van Rebenstörp.

Geb'n un unnerschreb'n

Rebenstörp, Micheelsdag, negenthein hunnert un een.

Niebel, Gemeindevorsteher.

Eickhoff, Beigeordneter. Hahlbohm No. 11. Schütte. Vick.

Hahlbohm No. 19. Höwisch. Scharnikow. Martens. Mennerich.

Wwe. Schleinecke. E. Hahlbohm No. 6. H. Mennerich.

C. Vick. C. Hahlbohm No. 9. H. Rittmeyer.

Unter dem Brief ist das Dorf Rebenstorf mit dem Urnenfriedhof, auch einige Urnen und Beigaben, prachtvoll gezeichnet. Ein Eichen-zweig mit Blättern und Früchten zieht sich durch die Urnen. Durch



die Überschrift schlängeln sich schön gemalte Kornblumen. Eine Deputation von Rebenstorf, und zwar die Herren Niebel, Hahlbohm, Mennerich, Schubach und Lehrer Mente, überbrachte dieses Ehrengeschenk am 13. November nach Lüneburg. Bei der Überreichung wurde von dem Herrn Gemeindevorsteher Niebel folgende Ansprache gehalten: „Hochgeehrtester Harr Professor! Se hem'n verstahn, mit uns Bur'n umtogahn, mit Klokheit un Leew uns Bur'nharten to erobern, darum hem'n wi Se tum Ehrenbur'n von Rebenstörp makt. Klingen deiht dat ja wat sonderbar un betlang is ok wohl noch keen Professor Ehrenbur wor'n; aber Achtung un Leew mökt ut all'n Ständ'n de Minschen to Fründ'n. Wi bringen nu hier den Ehrenbur'nbreef. Wesen Se so got un nehm'n Se em an, bewahr'n em ok in Ehr Familie, damit Ehr Nachkam'n ok noch seh'n können, wu leew Se uns west sünd. Un nu kam Se ok recht oft nah Rebenstörp, denn Se weten ja, wu sehr wi uns freien, wenn wi Se bi uns hem'n. Gott mag geben, dat Se noch recht lang Professor in Lüneborg un Ehrenbur van Rebenstörp sünd.“ — Der Herr Professor war hocheufreut und dankte herzlich für diese Ehrung.

Das ist auch ein bemerkenswerter Akt ländlicher Üppigkeit, ein Ehrenbauer! Aber ich glaube mit diesem bäurischen „Upspielen“ wird man viel eher einverstanden sein, als mit dem altmärkischen Saus und Braus bei Hochzeiten und Kindtaufen. Ich wenigstens, würde mich über einen Ehrenbauernbrief sehr freuen. Von Lenzen aus habe ich mit Museums-Pflegern vor Jahren einen Abstecher in das hannöversche Wendland auf dem linken Elbufer gemacht und hier die Bauern nicht bloß als reiche, sondern als gebildete, an der Heimatsforschung den regsten Anteil nehmende Gutsbesitzer gefunden, die uns Märker mit herzlicher Gastfreundschaft aufnahmen. Unsere märkischen Bauern können auch nach diesen Beziehungen hin getrost einmal bei Gelegenheit ihren hannöverschen Standesgenossen nachahmen.

### C. Naturgeschichtliches.

XXI. Gesetzentwurf gegen die Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden. In der September-Sitzung 1901 (S. 267) hatte ich darauf hingewiesen, dass es auch für unsere Heimat dringend Not thue, dem Beispiel der Franzosen zu folgen, welche sich entschlossen haben, der Verunstaltung landschaftlich schöner Gegenden durch aufdringliche Reklameschilder u. dergl. öffentlich entgegen zu arbeiten. Soweit ich konstatieren konnte, habe ich damals nur den Empfindungen unserer Mitglieder entsprochen.

Ungeahndet schnell ist nun die preussische Regierung unserm Wunsche entgegen gekommen. Ein dem Landtage zugegangener Gesetzentwurf lautet wie folgt:



Die Landespolizeibehörden sind befugt, zur Verhinderung der Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden Reklameschilder und sonstige das Landschaftsbild verunzierende Aufschriften und Abbildungen ausserhalb der geschlossenen Ortschaften zu verbieten.

Der Entwurf richtet sich gegen die Unsitte, ausserhalb der geschlossenen Ortschaften Reklameschilder und sonstige geschäftliche Anpreisungen in Schrift und Bild von möglichst auffallender Grösse und in den schreiendsten, möglichst in die Augen fallenden Farben anzubringen. Insbesondere ist dieses auch in den landschaftlich schönsten und daher vom Fremdenverkehr am meisten berührten Gegenden der Monarchie der Fall, so namentlich im Rheinlande.

Die Versuche, dem Übelstande ausserhalb der geschlossenen Ortschaften auf Grund des bestehenden Rechtes entgegenzutreten, sind gescheitert. Sowohl das Kammergericht wie das Oberverwaltungsgericht haben Polizeiverordnungen, welche hierauf abzielten, die Rechtsgiltigkeit abgesprochen, weil eine besondere gesetzliche Ermächtigung zu solchem Vorgehen fehlte. Es ist daher ein Einschreiten gegen die Anbringung von Reklameschildern etc. ausserhalb geschlossener Ortschaften nur möglich, wenn den Polizeibehörden die Befugnis hierzu im Wege der Gesetzgebung beigelegt wird. Eine Schädigung berechtigter gewerblicher Interessen ist von einer solchen Bestimmung nicht zu befürchten.

Es sei noch bemerkt, dass der Gesetzentwurf einem in der vorigen Tagung des Hauses der Abgeordneten von Angehörigen aller Parteien eingebrachten, aber wegen des Schlusses des Landtages nicht mehr zur Beratung gekommenen Antrag entspricht.

Die älteren unserer Mitglieder werden sich noch aus den fünfziger und sechziger Jahren des Namens „Kieselak“ entsinnen, der zu einem förmlich geflügelten Worte geworden war. Ein kühner Reisender dieses Namens hatte an den schwierigsten Stellen, steilen Berglehnen, einsamen Felsen, Ruinen u. dgl. seinen Namen mit greller Farbe angebracht. Dies wurde unter seiner Firma von vielen Bergfexen und sonstigen Sportnarren nachgeäfft, die den Namen „Kieselak“ auch ihrerseits mit Todesverachtung an den unpassendsten Stellen zur Verunstaltung der freien Natur anbrachten. Hie und da liest man auch in romantischen Punkten in mehr und mehr verblässenden Zügen den Namen „Kieselak“. Seither ziehen es dergleichen Prahlhänse vor, ihren eigenen werten Namen recht breitspurig an hervorragenden Aussichtspunkten anzubringen; auch diesem Unfug wird das Gesetz einen heilsamen Riegel vorschieben.

Übrigens betrachten wir das erwähnte Gesetz lediglich als den ersten Vorstoss nach der Richtung des Schutzes der natürlichen Denkmäler unserer Heimat. Ein zweites Gesetz wird das Verhindern der



Verunstaltung oder Verwüstung der malerischen Landschaft durch Abholzen, Steinbrüche, Ableiten von Bächen und Quellen, Zersprengen von denkwürdigen Steinblöcken u. dergl. enthalten müssen. Dass ein solches Gesetz schwieriger ist, weil den Eigentümern in manchen Fällen Entschädigungen zu zahlen sein werden, unterliegt keiner Frage. Vorläufig wollen wir der Kgl. Staatsregierung für den Anfangsschritt auf der Bahn des Naturschutzes herzlich dankbar sein.

XXII. Botanisches Merkbuch für die Provinz Brandenburg. (S. Brdb. X S. 12, IX. S. 10, 258, 384, 481, 483 u. 509).

Auf demselben Gebiete wie No. XXI bewegen sich die meinerseits in der Brandenburgia wiederholt besprochenen Bestrebungen zum Schutz des heimischen Waldes und überhaupt des heimatlichen Pflanzenschatzes, welche insbesondere durch den uns befreundeten Botanischen Verein der Provinz Brandenburg betrieben werden. Da ich der letzten Ausschusssitzung nicht beiwohnen konnte, bat ich den Schriftführer Herrn H. Paul mir über deren Verlauf etwas zu verlautbaren. Gedachter Herr schreibt mir nun freundlichst unter dem 18. Dezember 1901.

„Ihrem Wunsche gemäss teile ich Ihnen in Kürze den Verlauf der Sitzung der Kommission zur Herausgabe eines Forstbotanischen Merkbuchs mit. Herr Professor Schumann eröffnete die Sitzung mit der Vorlegung des durch Vermittelung des Herrn Oberpräsidenten eingegangenen Fragebogenmaterials und bittet um die Meinung der Mitglieder über die Verteilung der Fragebögen an die Vertrauensmänner.

Herr Geheimrat Wittmack schlägt vor, das Material, ähnlich wie Conwentz, nach Kreisen zu ordnen.

Herr Dr. Reinhardt will erst über den Umfang des Materials unterrichtet sein, worauf Herr Prof. Schumann dasselbe nach Kreisen an die Anwesenden verteilen will.

Herr Prof. Köhne schlägt vor, ein Schema aufzustellen, welches den Sendungen an die Vertrauensmänner beigegeben werden soll.

Herr Prof. Schumann stellt deshalb den Antrag: „Das Material soll an die Vertrauensmänner geschickt werden und ein Musterreferat mitgesandt werden“. Der Antrag wird angenommen.

Es werden hierauf durch Abstimmung mit der Ausarbeitung des Musterreferates die Herren Prof. Schumann, Prof. Köhne und Landgerichtsrat Hauchecorne betraut.

In der nächsten Sitzung wird das Referat vorgelegt werden.“

In anderen deutschen Landen regt man das allgemeine Interesse für die Erhaltung des Baumbestandes u. a. durch grossartige Illustrationswerke an. So erscheint seit dem Sommer 1901 im Verlag von Piloty & Löhe in München das Prachtwerk (3. Lieferung bevorstehend): „Die grössten, ältesten und sonstigen merkwürdigen Bäume Bayerns in Wort und Bild“. (Ausführliche Besprechung in der wissenschaftlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung. No. 202. München, den 4. Sept. 1901.



S. 8.). Auch hier erhoffen wir für die Provinz Brandenburg unter der Ägide des vorgenannten hochangesehenen Vereins recht bald etwas Ähnliches.

XXIII. Bericht der Central-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland über die Geschäftsjahre 1897—1901. Erstattet vor dem XIII. Deutschen Geographentag in Breslau von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff in Halle. — (Sonder-Abdruck aus: Verhandlungen des XIII. Deutschen Geographentages zu Breslau, 1901. Verlag unsers Mitgliedes Herrn Konsul Ernst Vohsen in Firma Dietrich Reimer. Berlin 1901.)

Aus dem reichen Inhalt des von unserm erdkundigen Altmeister Kirchhoff verfassten ausgezeichneten Berichts über die Thätigkeit der Central-Kommission, die wir als eine wissenschaftliche Oberinstanz auch unserer Brandenburgia betrachten dürfen, sind folgende Einzelheiten zu entnehmen.

„Seitdem die Central-Kommission für Deutsche Landeskunde ihrem Auftraggeber, dem Deutschen Geographentag, ihren letztmaligen Bericht in Jena erstattet hat, ist in ihrem Personalbestand fast keine Änderung eingetreten. Wie bisher vertrat Prof. Penck in unserer Kommission Österreich, Prof. Brückner die Schweiz, Prof. Kan die Niederlande und Belgien. Auch die zwölf Bezirke, in die unsere Kommission das Deutsche Reich für ihre Arbeiten eingeteilt hat, behielten die bisherigen Vertreter; erst in allerletzter Zeit sah sich unser langjähriges Kommissionsmitglied für Württemberg, Prof. Hartmann, Kollegialrat am Statistischen Landesamt zu Stuttgart, veranlasst aus der Kommission auszuschcheiden; auf seinen Antrag wählte letztere Prof. Hassert in Tübingen zu seinem Nachfolger, und dieser nahm die auf ihn gefallene Wahl bereitwillig an. Die Pflege namentlich der bibliographischen Arbeiten verblieb in der bewährten Hand des Ober-Bibliothekars Richter in Dresden. Den Vorsitz führte während des Zeitraums der Berichterstatter.

Nachdem nun unsere Kommission, wie bereits in ihrem Bericht vor dem zu Jena abgehaltenen Geographentag hervorgehoben worden, die Zusammenstellung der auf das Deutsche Reich im ganzen bezüglichen landeswie volkskundlichen Litteratur selbst in die Hand genommen hatte, woraus die von P. E. Richter musterhaft ausgearbeitete umfassende „Bibliotheca Geographica Germaniae“ hervorging fragte es sich, wie wir uns verhalten sollten gegenüber dem Nachwuchs der Litteratur nach 1895, dem Grenzjahr der im eben genannten Werk berücksichtigten Schriften. Sollte man sich begnügen mit der Titelaufführung der Neuerscheinungen, wie sie Baschins im Auftrag der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin jahrgangsweise erscheinende universelle „Bibliotheca Geographica“ u. a. auch für Deutschland in vortrefflicher Sichtung veröffentlicht? Der Vertreter Österreichs in unserer Kommission machte uns auf den erfreulichen Erfolg aufmerksam, den Robert Sieger in Wien mit seinem „Geographischen Jahresbericht über Österreich“ dadurch erziele, dass er statt eines blossen Titel-



Repertorium zur österreichischen Landes- und Volkskunde eine knappe und, wo nötig, kritisierende Inhaltsangabe möglichst aller auf diesem Gebiet jüngst erschienenen Arbeiten darbiere. Die Kommission fasste den einmütigen Beschluss, diesem Vorbild für das Deutsche Reich zu folgen. Es sollte der grosse Wurf gewagt werden, zwar nicht alljährlich, aber in kurz bemessenen Jahres-Perioden womöglich den gesamten Schatz an neuen Büchern, Abhandlungen und Karten über das Deutsche Reich als ganze sowie über seine einzelnen Landesteile in der angedeuteten Weise vorzuführen.

Der kühne Plan hätte nicht zur Ausführung gelangen können, wenn nicht die Preussische Staatsregierung, die Preussens hohe Tradition, eine gute gemeindeutsche Sache auch für eine preussische zu erachten, stets unserer Pflege der deutschen Vaterlandskunde zu gute kommen liess, wie früher so auch in dieser Berichtszeit der Kommission Jahr für Jahr eine Subvention von 500 Mk. zugewandt hätte.“

Es wird unsere Mitglieder erfreuen, dass auch der heimatkundlichen Thätigkeit der Pflugschaftsfahrten des Märkischen Provinzial-Museums, an denen sich, wie ich immer wieder betone, allemal Mitglieder der Brandenburgia beteiligen, anerkennend und freundlich gedacht worden ist.

In dem Bericht heisst es:

„Ins helle Licht der Gegenwart zurück führt uns eine soeben eingelaufene Benachrichtigung unseres Kommissions-Mitglieds für die Mark Brandenburg, des Geheimen Regierungsrats Friedel aus Berlin: als Dirigent des Märkischen Provinzial-Museums veranstaltet derselbe während der besseren Jahreszeit an fast allen Sonn- und Festtagen Ausflüge nach den verschiedensten Teilen der Provinz Brandenburg bis ins Meckenburgische und Anhaltische hinüber, an denen sich in ansehnlicher Zahl Geologen, Botaniker, Zoologen, Prähistoriker, Archäologen und Architekten beteiligen, um manchen, von der gewöhnlichen Touristenstrasse abgelegenen Winkel für die Wissenschaft zu erobern, oft unerwartet wertvolle Funde den Museums-Sammlungen zuzuführen und der über den Rahmen bloss touristischen Interesses hinausgehenden ernsthaften Heimatsforschung neue werkhätige Freunde zu gewinnen.

Man sieht, wie unsere Bestrebungen immer weitere Kreise des Deutschen Volkes ergreifen. Die Staatsregierungen ihrerseits gewähren uns nicht bloss durch topographische wie geologische Landesaufnahmen, amtlich geleitete meteorologische und statistische Erhebungen aller Art die erforderlichen festen Grundlagen für die auf unser Vaterland gerichtete Gesamtforschung, sondern sie bekunden für diese selbst ein verständnisvolles Interesse. Lebhaft begrüssen wir namentlich das erst jüngst von neuem bezeugte Streben des Preussischen Kultus-Ministeriums, das auf eine vor Jahren durch den Breslauer Oberlehrer Dr. Wetekamp im preussischen Landtag gegebene Anregung zurückgeht: die Naturdenkmäler der Heimat unter schützende Pflege zu stellen, wie solche den Kulturdenkmälern längst zu teil wird. Insbesondere ist bei manchen Denkzeichen der Eiszeit, wie



z. B. Gletscherschliffen im anstehenden Gestein Nord-Deutschlands, die so leicht achtloser Zerstörung unersetzbar anheimfallen, Gefahr im Verzug. Auch hier kann uns Österreich zum Muster dienen, wo man beispielsweise auf den dunkelgrauen Schieferfelsen oberhalb von Gastein neben den grossartigen sphärischen Auswaschungen, die die Gasteiner Ache dereinst in der Steilwand ihres Ufers hoch über ihrem derzeitigen Niveau ausgewühlt hat in leuchtendem Weiss das Verbot der K. K. Geologischen Reichsanstalt angeschrieben sieht: „Hier darf kein Stein abgebrochen werden“. Hätten wir doch schon einige der herrlichsten Berge unseres Siebengebirges dem Steinbruchsbetrieb zum Opfer fallen sehen müssen, wenn nicht der Staat schirmend seine Hand darüber gehalten hätte. Und sind nicht unsere deutschen Berge allesamt geweihte Denkmale der Entstehungsgeschichte des Deutschen Vaterlandes, ehrwürdiger an Alter als alle Burgen und Dome?“

Dass unsere Natur-Denkmäler auch von dem Deutschen Geographen-Tag dem Schutz der Regierungen empfohlen werden, wird Sie, geehrte Mitglieder, mit Genugthuung erfüllen.

XXIV. Von befreundeter Seite ist mir das 12. Heft VIII. Jahrg. 1902 der angesehenen Zeitschrift „Für alle Welt“ eingesendet worden. Ich lege das Heft gern vor, weil es S. 280 flg. aus der Feder von Paul Hirschfeld einen uns alle interessierenden durch 3 anschauliche Abbildungen illustrierten Artikel enthält, der sich betitelt: „Die grösste Baumschule der Welt“. Dass damit die Anlage unsers verehrten Mitgliedes, Herrn Ökonomierat Späth, gemeint ist, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen. Wir entsinnen uns noch mit Entzücken, als es uns am 6. Juni 1894 (Brdb. III. 96—104) vergönnt war, die reizenden und grossartigen Anlagen bei Station Baumschulweg der Görlitzer Bahn unter Führung des Herrn Späth zu besichtigen, wobei wir uns ausserdem einer ausgesucht gastlichen Aufnahme zu erfreuen hatten. Heute umfassen die Anlagen der Baumschule 860 Morgen oder 215 Hektar, auf denen etwa 400 Personen beschäftigt werden.

XXV. „Bau des Teltow-Kanals“ betitelt sich S. 279 a. a. O. ein Artikel über die Herstellung der grossartigen Wasserstrasse, welche der Kreis Teltow mit 25 Millionen Kostenaufwand durch die Bauräte Havestadt und Contag. ausführen lässt. Hoffentlich findet die Brandenburgia Gelegenheit, das gewaltige gemeinnützige Werk zu besichtigen. Die interessanten Arbeiten werden in dem Aufsatz uns in zwei vortrefflichen grossen Abbildungen vorgeführt.

XXVI. Über den afrikanischen Staubregen, der im März 1901 u. a. auch unsere Provinz Brandenburg heimsuchte, habe ich bereits wiederholt berichtet. Seitdem ist die Wissenschaft in der Erkenntnis dieses denkwürdigen Phänomens wieder fortgeschritten und entnehmen wir der Feder unsers geschätzten hiesigen Wetterkundigen, des Herrn Dr. E. Less die nachstehende im Berliner Tageblatt vom 17. d. M. veröffentlichte Mitteilung, welche über einen bezüglichen Vortrag in der



Sitzung der hiesigen Meteorologischen Gesellschaft vom 16. d. M. sich, wie folgt, auslässt.

„Sodann berichteten Herr Geheimrat Hellmann und Herr Dr. Meinardus über den Staubfall vom 9. bis 12. März 1901, indem ersterer der beiden Vortragenden den allgemeinen Gang ihrer gemeinschaftlichen eingehenden Untersuchung dieses höchst interessanten Vorkommnisses angab, Herr Dr. Meinardus darauf ihre hauptsächlicheren Ergebnisse auseinandersetzte. Der Staubfall vom 9. bis 12. März zählte zu den allerverbreitetsten derartigen Erscheinungen, die jemals bekannt geworden sind. Sein Gebiet erstreckte sich von Südalgerien nordwärts bis zu den dänischen Inseln, also über 2800 km oder mehr als 25 Breitengrade. Allerdings war es durch grössere Flächen, so im südlichen Deutschland, im nördlichen Österreich, in Russisch-Polen unterbrochen, auf die wenig oder gar kein Staub herniederfiel. Doch fanden sich andererseits einzelne versprengte Gebiete mit Staubfällen noch in Nordrussland, bei Kostroma und sogar bei Perm, östlich der Wolga, in mehr als 4000 km Abstand von Südalgerien. Im ganzen wurde eine Landfläche von 800 000 qkm, also mehr als die anderthalbfache Fläche des deutschen Reiches von Staubmassen betroffen. Von Süd nach Nord erlitt der Staubfall eine beträchtliche Verspätung. Vom 8. bis 9. März herrschten Staubstürme im algerischen Wüstengebiet südlich des Atlas. Am 10. März traten die ersten europäischen Staubfälle in Sizilien ein und dehnten sich an diesem Tage bis zu den südlichen Abhängen der Alpen aus. In der folgenden Nacht fanden sie im Alpengebiete selbst statt, am Morgen des 11. wurden sie schon nördlicher, etwa bei Bamberg, Vormittags im mittleren Norddeutschland, z. B. bei Berlin, Abends in Nordwestdeutschland, besonders im südlichen Holstein beobachtet, in der Nacht zum 12. gelangten sie bis nach Süddänemark, wo sie ihr Ende fanden. Ausserdem drang ein östlicherer Zweig der Erscheinung im Laufe des 11. März über Ungarn nach Ostpreussen vor, von dem einzelne Teile erst am Nachmittag und Abend des 12. zu den russischen Gouvernements gelangten.

Sowohl das südnördliche Fortschreiten als auch die fächerförmige Ausbreitung der Staubfälle weisen mit Entschiedenheit auf ihren Ursprung im Süden hin, der auch durch mehrere andere Umstände bestätigt wird. Die Menge des Staubfalles nahm nach Norden im allgemeinen ab; im ganzen sind in Europa nach schätzungsweiser Berechnung 1 800 000 t Staubes gefallen, davon zweidrittel südlich der Alpen. Seine Farbe war überall rötlich oder bräunlich gelb. Er bestand hauptsächlich aus Quarz, Thon, Balcit, Eisenoxyden, die ihm die Färbung gaben, und hatte organische, aber keine vulkanischen Beimengungen. Der Staub war also unzweifelhaft irdischen Ursprungs und musste nach seiner Zusammensetzung und ganzen Beschaffenheit als äolische Bodenart aus einer sehr trockenen Gegend, wahrscheinlich dem südalgerischen Wüstengebiet stammen. Von Süd nach Nord fand auch eine Ausfällung der grösseren Bestandteile des Staubes statt, die gröberen Quarzteilchen nahmen ab, die feineren Thonteilchen zu.



Die Beziehung des Staubfalles zur Witterung wird durch ein barometrisches Minimum vermittelt, das sich am Morgen des 11. März in der Nähe der Bai von Tunis befand und bis zum 12. nach der Ostseeküste vordrang. An der Ostseite seiner Bahn wehte eine lebhafte südliche Luftströmung, durch die die Staubmassen weitergetragen wurden. Im mittleren Norddeutschland wies die Windfahne zwar auf Ost, aber die Wolken zogen aus Süd oder Süd-Südost. Innerhalb des Depressionsgebietes pflanzten sich Regenschauer um 70 km in der Stunde nach Nordwesten fort, und die gleiche Geschwindigkeit hatte auch der Staubfall. Die dichtesten Niederschläge, und zwar Schneefälle, mehr als 35 mm an einem Tage ergebend, kamen im südlichen Holstein vor. Dort trafen die feuchten Südwinde wohl mit einer trockeneren Nordwestströmung zusammen, auf die sie sich unter starker Abkühlung und Ausscheidung von Wasserdämpfen hinaufschieben mussten. Schon am 20. bis 21. März trat in Sizilien ein neuer Staubfall auf und hatte in seinem Verlaufe grosse Ähnlichkeit mit der Erscheinung des 9. bis 12., die durch die vorgetragene Untersuchung in den wesentlichen, wenn auch noch nicht in allen Punkten eine durchaus befriedigende Erklärung erhalten hat.“

Auch auf die Mitteilung der hiesigen Naturwissenschaftlichen Wochenschrift vom 19. v. M. S. 187 sei verwiesen.

XXVII. Die Hechtreisser-Innung zu Wriezen. Von Oberlehrer Dr. H. Böttger—Wriezen. 1902. (Sonder-Abdruck aus der Wriezener Zeitung.)

Unser verehrtes Mitglied Dr. Böttger liefert uns hiermit einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte wie der Fischerei so des Innungswesens. Der Fischreichtum des Oderbruchs in alter Zeit ist bekannt und von mir bei verschiedenen Gelegenheiten geschildert worden. Die Menge der gefangenen Flossentiere war mitunter eine so beträchtliche, dass sie nicht immer im frischen Zustande abgesetzt werden konnte, man kam daher auf den glücklichen Gedanken, die Fische einzusalzen. Dabei handelte es sich vornehmlich um den Hecht, der in erstaunlichen Massen gefischt und, soweit nicht sofort konsumiert oder verkauft, zerschnitten d. h. mit dem Kunstausschnitt „aufgerissen“ wurde. Wie alle dergl. Handwerkszweige dem Zuge der Zeit entsprechend sich korporativ ausgestalteten, so schlossen sich i. J. 1692 auch die Wriezener Fischer zu einer Hechtreisser-Innung, der einzigen in den brandenburgischen Landen, zusammen. Das Privilegium datiert vom 28. September 1692, erneuert von König Friedrich Wilhelm I. am 28. Juli 1717. In 33 Artikeln wird darin die Thätigkeit und Befugnis der Innung zusammengefasst, welche insbesondere darauf sah, dass nur gute Ware eingesalzen und eingetonnt wurde unter Ausschluss mindermässiger Hechte und fremder Fische (Plötzen oder dergl.). Der Hechtreisser musste sein Hauszeichen und ausserdem noch durch den Schulzen das Dorfzeichen einbrennen lassen. Ihren Höhepunkt erreichte die



Hechtreisser-Innung mit 42 Teilnehmern i. J. 1740. Sie war verpflichtet, täglich auf dem Markt Fische feilzuhalten, auch die Residenz Berlin wöchentlich mit 3 bis 4 Fuhren Fischen zu versorgen, ebenso die Berlinischen Dröbler im Notfall zu befrachten. Auch Krebse und Aale wurden in erstaunlichen Mengen auf den Markt gebracht. Die nicht lebend verkauften Aale wurden entweder an der Sonne getrocknet oder geräuchert oder auch vorgesalzen. Gegen das Unterbieten und Überbieten, die Aufkäuferi und das Entgegenfahren auf den Märkten, überhaupt gegen alles, was wir heut unlautern Wettbewerb nennen möchten, ward mit Strenge eingeschritten.

Der Fischreichtum im Oderbruch ist bekanntlich — wie allwärts — sehr zurückgegangen. Schuld daran ist u. a. die Verwallung der Oder, welche viele Fischreviere, namentlich die Lageplätze einengte und verdarb. Nächst dem das übermässige Ausfischen und Vernichten der Brut ohne Rücksicht auf die Vermehrung der Tiere. Als 1832 die Abschneidung der alten Oder bei Güstebiese erfolgte, ging es mit der Gilde rasch zu Ende. 1874 am 5. Oktober ist das letzte Quartal abgehalten.]

Böttger schliesst seine dankenswerten Mitteilungen S. 63 wie folgt. „Ferdinand Koppätzky war der letzte Altmeister der Zunft. In Schwedt, in der Stadt, bis zu welcher sein Privileg reichte, ist er am 28. April 1898 gestorben. Hier in der Nähe der wieder voll in ihren Ufern rauschenden Oder ruht der letzte der einst so blühenden und so berühmten Hechtreisser-Innung zu Wriezen.“

XXVIII. Herr Professor Dr. Conwentz, Direktor des Provinzial-Museums zu Danzig hat die Güte gehabt, eine kleine Abhandlung einzusenden, betitelt: Über die Einführung von Kauris und verwandten Schneckenschalen in Westpreussens Vorgeschichte. (Sonderabdruck aus: Mitteilungen des Westpreussischen Geschichtsvereins Jahrg. 9 No. 1). Ich begnüge mich für heut Abend die inhaltreiche Schrift unsers verehrten Freundes Conwentz, der seinen Spüreifer und seine umfassende Kenntnis der Natur- und Vorgeschichte hier aufs neue bethätigt, herumzureichen, weitere Auslassung darüber mir vorbehaltend.

XXIX. Vorkommen des Hamsters. Zwei für unsere engste Heimat recht seltene Nager sind in letzter Zeit in den Besitz des Märkischen Museums gelangt und werden der Brandenburgia hiermit als neueste zoologische Errungenschaften vorgeführt. Zunächst der Hamster.

Joh. Heinr. Schulz, Fauna, Marchica, 1856, sagt S. 35 ganz kurz „unsere Exemplare aus der Gegend von Jüterbogk und Treuenbrietzen“. Dr. E. Huth: Beiträge zur Kenntnis der Märkischen Fauna V. I. Die wildlebenden Säugetiere. 1888, S. 9: „Merk-



würdig ist, dass alle Fundorte, die für den Hamster in der Mark angegeben werden, sich auf den Regierungsbezirk Potsdam beschränken. Beckman nennt Ütz, Pāwesin und Niebeden (Ost- und West-Havelland), sowie Seehausen und Ersleben (Altmark) als Örter, in denen sie sich ums Jahr 1742 ziemlich eingemistet haben, Schulz nennt die Gegend von Jüterbogk und Treuenbrietzen als Fundorte, Friedel fügt Luckenwalde und die Priegnitz hinzu, und Dr. Reichenow schoss noch 1884 ein schönes altes Männchen bei Nauen, aber östlich von der Oder scheinen die Hamster in der Mark noch nicht aufgetreten zu sein“.

Meine Angaben befinden sich in meiner Schrift: „Die Wirbeltiere der Provinz Brandenburg“ 2. Ausg. 1886. S. 12. Vgl. ferner Brandenburgia II. S. 181, IV. S. 115 No. 8 u. S. 140 (bei Gehren, Kreis Luckau) u. VIII. S. 135. Einer unser ersten Zoologen und Kenner sowohl der fossilen wie rezenten Fauna unserer Heimat, Professor Dr. Alfred Nehring, hat sehr schätzenswerte Mitteilungen Brandenburgia II. 173 und VIII. 135 gemacht; dort finden sich auch die Angaben, wo sonst noch Nehring über den Hamster (*Cricetus vulgaris*) sich verbreitet hat. Bekmann, Hist. Beschr. der Chur und Mark Brandenburg I. 1751 berichtet S. 832. „Zu den Feldmäusen gehören auch die Hamster, welche zuweilen auch nicht geringen Schaden dem Landmann verursachen. Selbige weil sie so zahlreich sich nicht vermehren, finden sich auch sparsamer: wo sie aber eine gegend getroffen, die ihnen gefället, so pflegen sie selbige so leicht auch nicht zu verlassen. Bei Utz, Pavesin, Nebede (Brandenburgische Inspection) und der orten mehr, haben sie sich ziemlich eingemistet: A. 1742. haben sie sonderlich bei Seehausen und 1741 bei Erxleben in der Altmark viel schaden gethan: tragen aber auch oftmahls bei ihrem mausen ihr fell zu markte, welches unterm pelzwerk angenehmer ist, als beim getreide.

Immer verbleiben wir damit im Elbgebiet und wenn auch neuerdings Funde aus der Gegend der alten Oder bei Oderberg i. M. hinzugekommen sind, so scheinen Funde aus dem Lande rechts der Oder d. h. der eigentlichen jetzigen neuen Oder, also aus der dortigen Neumark, nicht bekannt zu sein.

Da der Hamster auch für den Laien sich leicht von den Ratten (*Mus*) und den Wühlmäusen (*Hypudaeus amphibius*, Wasserratte, Reutmaus, Schermaus) durch sein kurzes Schwänzchen, seinen dicken Kopf mit den gewaltigen Backentaschen und überhaupt durch den gedrungenen Körperbau unterscheidet, so fällt er einerseits leicht auf, andererseits kann er nicht wohl mit einem andern Tiere der Heimat verwechselt werden.

In der Prignitz und nach u. M. Herrn Rektor Monke im Havelland ist der Hamster in neuester Zeit mehrfach wiederum beobachtet und als dort heimisch anzusehen.



Besonders interessant ist es nun sicherlich, dass der Hamster auch, wie Ihnen das vorgelegte Exemplar aus dem Humboldthain zeigt, angefangen hat, der Reichshauptstadt einen Besuch abzustatten.

Der Städtische Garteninspektor Herr Axel Fintelmann, nicht bloß ein vortrefflicher Pflanzenkenner und Gartenkünstler, sondern auch ein glücklicher und verständnisvoller Kenner unserer Tierwelt hat das Märkische Museum mit seltenen Tieren schon öfters, und so auch diesmal wieder, beschenkt. (Eingetr. Kat. A III. No. 2047.)

Allerdings gebietet der Umstand, dass in Berlin viele Tiere, auch gelegentlich wohl einmal Hamster von Liebhabern gehalten werden, Vorsicht, d. h. man muss hinsichtlich des Vorkommens im Humboldthain mit der Möglichkeit einer Einschleppung rechnen. Allein andererseits steht gerade der Humboldthain durch mehre tief und geschützt gelegene Bahngleise mit dem Lande in unmittelbarster und bequemer Verbindung; es können sich leicht dadurch namentlich nachts Tiere einschleichen. Auch sind sonst dort schon für eine Grossstadt selten wilde Tiere beobachtet und zum Teil an das Märkische Museum abgeliefert worden, als das wilde Kaninchen, der Fuchs, der Iltis, das Hermelin und der Stein- oder Hausmarder.

Unterm 7. d. M. hat mir, auf Bitte, Herr Axel Fintelmann folgenden Bericht eingesendet.

„Der dem Märkischen Museum zur Verfügung gestellte Hamster wurde im Humboldthain in unmittelbarer Nähe des Direktions-Gebäudes und zwar in dem östlichen Teile der Botanik gefangen.

Es war etwa Mitte November v. J., als unter Aufsicht eines Gärtners mit Aufräumungsarbeiten beschäftigte Leute eine aussergewöhnliche Menge frisch aufgeworfener Erde auf einem Beete bemerkten, ähnlich, wie man es bei Kaninchenbauen sieht. Zunächst auch nur die Anwesenheit von Kaninchen in dem Bau vermutend, liess der Gärtner nachgraben, schloss aber bald aus der Weite der senkrecht absteigenden Röhren, dass er es hier wohl mit dem Bau eines Hamsters zu thun habe. Vorsichtig wurde die Röhre, die bei 1 m Tiefe ihr Ende erreichte, abgegraben und dann vermittelst der Wasserleitung tüchtig Wasser mit dem Erfolge in den Bau gelassen, so dass alsbald richtig ein Hamster zum Vorschein kam, der mit einem kräftigen Spatenschlage sofort zur Strecke gebracht wurde. Weitere Nachgrabungen ergaben das Vorhandensein eines Wohnraumes in Verbindung mit einer Vorratskammer, in welcher letzterer etwa 10 kg Kastanien und Eicheln, annähernd zu gleichen Teilen, aufgespeichert waren.

Der Hamster war allein und nach den bei dem Präparator, Herrn Herz, eingegangenen Erkundigungen ein Männchen.

Über seinen Zuzug — anderweit in den öffentlichen Garten- und Parkanlagen sind Spuren, die auf die Anwesenheit von Hamstern schliessen liessen, bisher nicht beobachtet worden — dürfte man sich wohl nur in Vermutungen ergehen können. Ich persönlich nehme an, dass er auf dem den Humboldthain berührenden Bahnwege — Stettiner- und Ringbahn —



durch den Lärm der Eisenbahnzüge aufgeschreckt, die Richtung nach dem freien Felde verloren haben mag und so stadteinwärts nach dem Humboldthain gelangte. Aus der Thatsache, dass der Hamster in seiner Vorratskammer Kastanien und Eicheln aufgespeichert hatte, wird man des weiteren schliessen können, dass er sich mindestens schon seit der zweiten Hälfte des Monats September — der Reifezeit genannter Früchte — hier aufgehalten hat.“

Nachträglich hat mir Herr Rektor Monke nachfolgende Angaben gemacht.

„Der Hamster kommt in Westhavelland z. B. bei Lietzow vor. Im Frühjahr 1868 wurde dort auf dem hinter dem Kirchhof gelegenen Schulacker ein Hamster gefangen. Ich habe denselben in eine Kiste gethan und wochenlang gefüttert. Schliesslich habe ich ihn getötet, weil er als schädliches Tier galt; denn er gräbt tiefe Löcher und unterhöhlt angeblich den Boden zuweilen so, dass die Pferde einsinken und auf diese Weise zu Schaden kommen können.

Ich habe wiederholt solche Hamsterlöcher auf den Feldern gesehen und Nachgrabungen veranstaltet, um bis zu dem Kessel zu gelangen, in welchem der Hamster das gesammelte Getreide oft scheffelweise anhäufen soll, habe aber niemals etwas gefunden.

Der Hamster, den ich 1868 hielt, war übrigens ein böses Tier, das bei der geringsten Annäherung zu fauchen anfing.“

Hierzu bemerke ich, dass die Hamster, die ich in der Gefangenschaft beobachtet, ausnahmslos bösartige Tiere waren, vor deren scharfen Bissen man sich nicht genug in acht nehmen kann. Gefangene Eichhörnchen sind dagegen wahre Lämmer an Sanftmut.

XXX. Ich lege Exemplare der immer seltener werdenden Hausratte (*Mus rattus* Linné) von der Pfaueninsel in Spiritus und ausgestopft vor, ferner eine schwarze Abart der Wanderratte (*Mus decumanus* Pallas) aus dem hiesigen Zoologischen Garten, eine schwarze Ratte aus dem Treptower Park, sowie zur Vergleichung gewöhnliche Wanderratten und eine Wühlmaus (*Hypudaeus amphibius* Linné) vor, nicht minder aus der östlichsten Heimat der Wanderratte, Japan, ein von einem dortigen Künstler gegossenes, schön ziselirtes, der Dr. Fedor Jagorschen Sammlung entstammendes, genau lebensgrosses, gleichzeitig äusserst lebenswahres Exemplar einer Ratte.

Ausführliche Angaben zu diesen Vorlagen behalte ich einer besondern Publikation vor.

XXXI. Herr Staatsarchivar Dr. Schuster trug hierauf vor:

„Einige neue Mitteilungen zur Lebensgeschichte der Markgräfin Margarete von Brandenburg“, als Ergänzung zu seinem Vortrag über dieselbe abenteuernde Fürstin in der Sitzung vom 23. November 1901.



XXXII. Den Hauptvortrag des Abends hielt u. M. Fräulein Elisabeth Lemke: „Die Puppe, ein kulturgeschichtliches Bild aus Heimat und Fremde“.

Geehrte Anwesende, der Zweck unserer Gesellschaft ist zwar die Pflege der Heimatkunde; damit ist aber nicht gesagt, dass nur solche Vorkommnisse berücksichtigt werden dürfen, die allein die Mark Brandenburg angehen: ein grosser Teil der herangezogenen Fragen veranlasst vergleichende Umschau in benachbarten Provinzen und in weiterabgelegenen Ländern. Das ist so selbstverständlich, wie ein Vergleichen jetztzeitiger und vergangener Zustände. Wenn wir unsere Brandenburgia-Hefte durchblättern, wird uns das als vollauf erkannte und bethätigte Meinung entgegentreten. Wir haben in diesen bald vollendeten zehn Jahren alle erdenklichen Interessen in den Kreis unserer Betrachtung gezogen und sind oft bestrebt gewesen, bis zum Anfang aller Dinge — wenigstens soweit, wie diese Bezeichnung hier zulässig ist — zu gelangen, die Wunder der Geologie und Paläontologie, der Tier- und Pflanzenwelt erörternd, das Leben der Menschen bis in die Tiefen der Urzeit verfolgend, grossen Kulturaufgaben unsere Aufmerksamkeit schenkend, aber auch mit allerlei kleinen Alltagsangelegenheiten beschäftigt.

Zu einer echten und rechten Alltagsangelegenheit hat jahrtausend-jährige Gewöhnung auch „die Puppe“ gestempelt, wodurch letztere zugleich in der ungeheuer langen Kette von Kulturfragen ein unentbehrlich zu nennendes Glied geworden ist.

Die Mütter unserer weisesten und gelehrtesten Männer, unserer berühmtesten Helden und berufensten Hüter aller Ideale spielten sämtlich erst mit der Puppe und übten sich an dieser in den Freuden und Leiden der Erziehung, ehe sie so weit waren, jenen Söhnen das Leben zu schenken und mit ihnen als mit dem denkbar zartesten Püppchen umzugehen. Ein treffendes Beispiel für besagten Vergleich sind die italienischen Ausdrücke *bambinuccio* und *bambolo*, die zugleich „kleines Kind“ und „Puppe“ bedeuten,\*) während *bimba* mit „kleines Mädchen“ und „Püppchen“ zu übersetzen ist, *burattino* aber „Puppe“ und „Marionette“ vorstellt. Beachten wir ferner, dass *buratto* sowohl „Etamin (Zeug)“, wie „Mehlbeutel“ bedeutet, — welcher letzterer die ursprünglichste Form haben kann, d. h. einfach aus einem zusammengeschnürten Stück Leinen u. s. w. bestehen könnte, wie z. B. der verliebte Müllergesell (nicht in Schubertschen Liedern, sondern in einem ostpreussischen Volksgesange) sagt:

\*) *Bambino*, Wickelkind, Kind; *bamboccio*, u. a. Puppe; *bambola*, Puppe; *fantino*, Knäbchen; *fantoccio*, Puppe.



„Zwar bracht ich oft am Feierabend  
 „Im Taschentuch etwas Klössen = Mehl  
 „Zu Dir, an Deinen Küssen mich zu laben,“ —\*)

lassen wir solchem mit wenigen Griffen fertiggestellten Bündel beliebige Namen geben, so reiht sich zwanglos die Puppe des armen Dorfkindes hier an, indem diese zumeist nur aus irgend einem Stück Zeug, einem kleinen Tuch oder fortgeworfenen Lappen besteht, wobei dann eine geringe Abschnürung mit Bindfaden, Garn oder dergl. den Hals bezeichnet, über dem der leere oder etwa mit kleineren Flickern gefüllte Kopf wackelt, und unter dem der grössere Teil des Zeugstückes zugleich als Körper und Kleidung herniederhängt. Soll dies hilflose Wesen einen inneren Halt haben, so wird das Zeugstück um einen Holzspahn gewickelt.

In Ostpreussen nennt man solche Puppe „Flickerpupp“. Ich kann Ihnen, geehrte Anwesende, hier eine vorstellen, die schon höher geartet ist, da sie aus verschiedenen Zeugstücken besteht, von denen einige — so der Rock und die Ärmel — bereits Näharbeit (wenn auch die allerflüchtigste) aufweisen, wohingegen der Kopf die bescheidene Bündelform beibehalten hat, obgleich ihm ein Schleier zugeteilt ward. Das „reizende“ Gebilde stammt aus dem Kreise Neidenburg. Dann lege ich Ihnen die Abbildung einer solchen Puppe aus dem Kreise Fischhausen vor, wobei ich auf die sinnreiche, nur durch wenige Stiche geordnete Kleidung aufmerksam mache. Das ganze Kleid besteht aus zwei längeren Flickern, die um den sog. Hals geschnürt sind und herniederhängen, so einen doppelten Rock und zugleich eine Schürze ergebend; darüber ist ein kleineres, ausgezacktes Lämpchen als Kragen umgeschnürt. Der Kopf — in diesem Falle keine Nebensache — wurde durch eine Kartoffel hergestellt, die in ein weisses Lämpchen gewickelt ward, auf dem mit schwarzem Zwirn (mit je 2—3 Stichen) Augen, Nase und Mund verzeichnet wurden. Die Enden dieses Lämpchens gaben den Hals ab. Zwei weitere kleine, sehr geschickt umgeschnürt und umgeknüpft geordnete Lämpchen bilden Halskrause und Kopftuch. Die kleine Photographie hier zeigt eine von einem einstigen ostpreussischen Kindermädchen nur durch Umwickeln von Zeugstücken gefertigte Puppe: das zusammengeschnürte Taschentuch giebt den Kopf und die Arme ab, wobei noch die Hände durch Knoten entstehen konnten; das Gewand liess sich um so besser ordnen, als es aus dem Rest eines Kinderkleides bestehen durfte; aber erst das umgeknüpfte Tuch formte die Figur.

Ein Exemplar dieser Photographie hatte ich s. Zt. Herrn Prof. Otto Herman in Budapest im Austausch gesandt. Wie er sie benutzt

\*) E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreussen. I, S. 145.



hat, bewies mir ein zufällig gerade jetzt von ihm übersandtes Heft mit Abbildungen von Puppen. Für eine Übersetzung des ungarischen Textes — zur Benutzung für den heutigen Abend — war es leider schon zu spät. Ich lasse das Heft hier umhergehen.

Sicherlich wird es in der Macht einer und der andern der anwesenden Damen liegen, derartige Zeugnisse einer nächstliegenden und unbestrittenen „Frauenfrage“ heranzuschaffen, insofern solche märkische Vorkommnisse betreffen. Inzwischen möge neben den ostpreussischen „Flickerpuppen“ eine „Fetzenpuppe“\*) aus Ungarn Erwähnung finden. Herr Prof. Herman schickte mir bereits vor einigen Jahren die Photographie einer solchen Puppe und schrieb: „Ich sende Ihnen eine schwache Abbildung der Puppen — rongy buba (Hadern-Puppe) — der Szétler, welche meine Frau, die Szétlerin ist, für eine Abhandlung des Herrn von Gabnay verfertigt hat. Das Skelett, ein Kreuz, besteht immer aus der Rute des Birkenbesens. Durch Umwinden erhält man die Büste; der Kopf wird aus Fetzen geformt, mit einem reinen [Fetzen] überzogen, und dann [wird] das Gesicht gemacht. Die Nase bildet ein Weizenkorn, das Auge Wickensamen, die Wangen [und] den Mund roter Stoff; und wird das ganze nun mit einem Tüllüberzug befestigt. Das Weizenkorn darf nie fehlen. Statt Wicken nehmen die Leute oft Pfefferkörner.“

Alle diese Puppen zeigen eine gewisse gesetzmässige Entwicklung, wobei bis auf den heutigen Tag auch die niedrigste, d. h. einfachste Form neben andern, bereits mehr herausgebildeten Formen überall vorkommt, gleichsam als wohl nie sich verleugnender, unabweislicher Ausdruck für den Lieblingswunsch aller kleinen Mädchen. Und dass die Puppe auch in andern Formen, als Flicker oder Fetzen zulassen, an bestimmten Überlieferungen festhält und dadurch gleichfalls bezeugt, wie tief eingewurzelt besagter Lieblingswunsch dem weiblichen Geschlechte zu eigen ist, erkennen wir nicht nur, wenn wir sozusagen eine Reise um die Welt unternehmen und bei vielen hundert verschiedenen Völkern vorsprechen, sondern auch in tausendjährigen Hinterlassenschaften, z. B. in denen der alten Ägypter. Die „Glieder“- oder „Gelenk-Puppe“ ist keine neuzeitliche Erfindung. Dafür haben wir u. a. im hiesigen Neuen Museum, im 7. Saale der ägyptischen Sammlungen, hochinteressante Beweise.

„Die älteste, uns überhaupt bekannte Puppe ist um das Jahr 1000 v. Chr. in Ägypten verfertigt und jetzt [ebenfalls] Eigentum des [genannten] Museums. Es ist eine kleine, sehr zierlich geartete Gelenk-

\*) Im Appenzellerland heisst das Taschentuch „Nasafetzli“. (E. L. Rochholtz, Alemanisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. (1857.) II. Th., S. 392.)



puppe, die im Laufe der Jahre Arme und Beine verloren hat; der Kopf aber ist noch beweglich. Sie ist so braun wie eine Mumie. Ob sie diese Farbe gleich gehabt oder sie [allmählich] angenommen hat, lässt sich natürlich heute nicht mehr feststellen. [Nicht weniger interessant] ist eine kleine, aus bunten Seidenläppchen und einer Art von Zwirngewebe hergestellte Puppenjacke, die ebenfalls ägyptischen Ursprungs und vermutlich im 3. oder 4. Jahrh. v. Chr. angefertigt ist.“\*)

Im britischen Museum zu London befindet sich eine kleine Holzpuppe, die dem Sarge einer altägyptischen Königstochter entnommen wurde, welche letztere — nach den beigegebenen Inschriften erkennbar — im 3. Jahrh. v. Chr. gelebt hat. Die Prinzessin, die im Alter von 7 Jahren gestorben ist, hielt noch beim Öffnen des Sargdeckels die Puppe in den Armen.\*\*)

W. Reiss berichtet in der Berl. Anthropol. Ges., dass sich Gliederpuppen u. dgl. keineswegs selten in den alten ägyptischen Gräbern fänden, und setzte hinzu: „... kleine Figuren, deren einzelne Teile durch Ziehen an einer Schnur in Bewegung gesetzt werden können. In den Schattenspielen aus Puppentheatern des Orients begegnen wir ähnlichen Gestalten.“\*\*\*)

Bevor wir zu den Puppentheatern übergehen, sei anderer Gräberfunde (u. s. w.) gedacht. So jener (thönernen?) Kinderklapper in römischen Funden unweit Bonn: eine halbe Figur vorstellend, in deren Kopf ein Kügelchen klappert,†) an welchen Fund wir die von E. Krause in der Berl. Anthropol. Ges. besprochene Kinderklapper in Gestalt einer menschlichen Figur — aus Lübeln in der hannöverschen Wendelstammend — anreihen können;††) E. K. sagt: „dass ihr Gebrauch als Kinderklapper und Spielpuppe wohl nicht zweifelhaft sei.“ Er berichtet an anderer Stelle†††) von der zu Rhinow in der Mark Brandenburg gefundenen Puppe aus gebranntem Thon; diese ist fingerlang und zeigt in roher Form einen Menschen, der mit der linken Hand sein Gewand, das um die rechte Schulter geschlagen ist, festhält.

Es giebt auch wirkliche Puppengräber, nämlich die „Gredl- oder Faijagredlgräber“ in Nieder-Österreich. Im August 1898 wurde von Herrn Gustav Calliano bei Baden (Nied.-Österr.) ein sog. Faijagredlgrab aufgefunden. Ein kreisrunder, 40 cm tiefer und breiter, im

\*) D. Tagesztg. 7. Dez. 1899; der Köln. Volksztg. nachgedruckt.

\*\*) Köln. Volksztg. 16. Febr. 1897.

\*\*\*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U. 1899, S. 700.

†) Nachrichten ü. deutsche Altertumsf. 1901, S. 5.

††) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U. 1892, S. 95 u. f.

†††) Der Bazar 1893, S. 452.



Erdreich eingebetteter Aschenraum, an der Oberfläche durch einen Kreis von gewöhnlichen Kalksteinen markiert, barg an seiner tiefsten Stelle eine in mehrere Stücke gebrochene kleine Thonfigur, die bäuerliche Faijagredl (Feuergretel). Es war ein förmliches Grab, in welchem nach der Volksüberlieferung diese menschliche Nachbildung von Kindern — die Leichenbrände der Grossen nachahmend — bestattet wurde. Diese Ländocke (Laimtocken), wie die Bauern die Thonfigürchen nennen, sind etwa eine Spanne hoch, haben einen glockenartigen Unterrock, und am Oberleibe sieht man deutlich die Hand angelegt. Sie erinnern an die Ödenburger und Fischauer Mondidole. Bisher sind diese (durch die runde Steinzeichnung nach aussen gekennzeichneten) Gredlgräber in Nieder-Österreich noch nicht beobachtet worden.“\*)

Puppenbegräbnisse und ähnliches waren bei Kindern wohl immer beliebt. Am deutlichsten sind mir aus meiner eigenen Jugend zwei Vorkommnisse in der Erinnerung geblieben. In dem einen Falle trugen wir ein ganzes Volk Papierpuppen in den Wald, um es feierlich zu beerdigen, — einfach aus dem Grunde: die Gründung eines neuen Volkes vornehmen zu können; uns erfüllte in allem Ernst die Überzeugung, irgend eine Zeit sei abgelaufen, irgend welche Rechte hätten sich überlebt, etwas neues müsse mit neuen Kräften geschaffen werden. Die Moosdecke ward abgehoben und das ganze grosse Volk in die entstandene Vertiefung gebettet; dann standen wir still davor, feierlich ernst gestimmt und doch schon die Wonne neuen Schaffens empfindend. Im andern Falle (viele Jahre später) hatte das der Walderde anvertraute Geschöpf zwar ein weisses Puppen-Mullkleid an, — aber im Leben war es ein Maulwurf gewesen.

Gefundene Thonfiguren sind in vielen Fällen nicht leicht zu bestimmen. Im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ 1859 No. 6 lesen wir (S. 210 u. f.): „Den Freunden des Altertums sind die kleinen Bilder von gebranntem Thon bekannt, die bis jetzt nicht selten in einzelnen Funden zu Tage treten, durch ihr seltsames Aussehen die Aufmerksamkeit erregten und zur Frage über ihre Bedeutung aufforderten. Meistens waren es weibliche Gestalten, ziemlich roh, doch deutlich genug gebildet, um die gewöhnliche Frauentracht des 14. Jahrhunderts, die grosse gefältelte Haube und den oben enganliegenden, an den Ärmeln und auf der Brust zugeknöpften Rock mit dem breiten, niedrig umgelegten Gürtel zu erkennen. Herr von Hefner—Alteneck fand bei seinen Ausgrabungen auf der Burg Tannenberg diese Figuren.“ — Dieselben wurden von einigen für Verzierung von Kachelöfen, von andern für Motivbilder angesehen. — „Vor kurzem wurde von diesen

\*) K. Weinbold, Zeitschr. d. V. f. Volksk. 1899, S. 333; nach dem Jahresber. d. Präs. d. Anthropol. Ges. f. 1898: Wien; 1899, S. 5b.



Figuren ein bedeutender Fund unter den Strassenpflaster von Nürnberg gemacht, der über die Bedeutung derselben aufzuklären im Stande ist. Die Bilder, über hundert an der Zahl, sind zwar grösstenteils zerbrochen; doch keins hat einen Bruch am untern Rande, so dass man annehmen könnte, es habe jemals mit einer Ofenkachel in Verbindung gestanden. Bei weitem die Mehrzahl der Figuren besteht aus den bezeichneten Frauengestalten; doch kommen auch andere vor, wie Wickelkinder u. s. w., auch kleine Töpfe, Kannen, Schalen, Jagdhörner und andere Sächelchen, denen man augenblicklich ansieht, dass sie als Spielzeug für Kinder gedient haben. — Wir haben hier in der That nichts anderes als Puppen und Spielzeug für die Kinder, namentlich die Mädchen, des 14. Jahrhunderts.“ — Manche der Figuren können als Leuchter, andere zur Aufnahme des Patengeldes benutzt worden sein. — (Der Fund ging in den Besitz des Germanischen National-Museums in Nürnberg über.)

Puppenartige Thonfiguren aus ganz anderer Zeit und aus einem andern Weltteile leiten uns noch einmal zu Grabfunden zurück. Auf dem Totenfelde von Ancon in Peru ist in den der Jucazeit angehörenden Gräbern von den Erforschern derselben — den Herren Reiss und Stübel — die ganz allgemeine Sitte nachgewiesen, den Kindern ihr Spielzeug mitzugeben, auch gezähmte kleine Tiere, die während des Lebens ihre Spielgenossen waren. Die Puppen bestehen [u. a. auch oder vielmehr] meistens aus Zeug.

Nach einer Mitteilung des verst. Herrn Geh.-Rat Weinhold, die derselbe meinem kleinen Artikel über „Uraltes Kinderspielzeug“ in der Zeitschr. d. V. f. Volksk. (1892 S. 183 u. f.) hinzufügte, „findet sich häufig auf griechischen Kinder-Grabsteinen des 4. bis 5. Jahrh. v. Chr. die Darstellung, wie eine weibliche Gestalt einem Mädchen (d. i. dem verstorbenen) eine Puppe oder einen Vogel reicht. Auch ohne diese ältere Figur ist das Kind mit Puppe oder Vogel in der Hand dargestellt, vor ihm zuweilen ein sitzender oder springender Hund. Die Puppen sind auf diesen Reliefs gewöhnlich ohne Arme und Beine; doch kommen auch schön gearbeitete nackte Figürchen vor.“

Herr Geh.-Rat Weinhold teilte mir auch mit, dass im 7. Bande des „Internationalen Archivs für Ethnologie“ die Lumpen-Puppen der nordamerikanischen Indianer erwähnt seien. Wenn wir nun jene und die vorhin erwähnten Zeug-Puppen aus dem alten Peru so nahe verwandt mit unsern einheimischen Gebilden sehen, können wir — vom Standpunkte der Völkerkunde aus — die Puppe an sich ohne Übertreibung anderen Sachen und Sächelchen anreihen, denen ernsthafte Männer viel Zeit und Kopfzerbrechen widmen: einerseits das Übereinstimmende, andererseits das Besondere festzustellen.



„Ganz allerliebste [heisst es in einem Artikel der Köln. Volks-Ztg.\*] sind die Puppen einzelner Indianerstämme Nordamerikas. Sie stellen meistens Mütter dar, die ihr Wickelkind zärtlich im Arme halten; es scheint demnach, dass diese primitiven Völker, ebenso wie die auf einer höheren Kulturstufe stehenden, stets in erster Linie bestrebt sind, das Gefühl der Mütterlichkeit bei ihren heranwachsenden Töchtern zu entwickeln. Angefertigt sind diese Puppen aus hellbraunem Holze; die Gewandung ist durch farbige Malerei markiert. Die Grösse beträgt kaum 30 cm. Einer [solchen Spiel-] Puppe ist das hässliche und gefährliche Tier auf den Rücken gesprungen, das durch eine [eigentümliche] Klapper verscheucht werden sollte.“ Eine derartige Klapperpuppe im Berl. Museum f. Völkerkunde stammt von der Westküste von Vancouver Island und ward „angefertigt, um die Kinder vor dem Tiere zu bewahren, das ihnen im Busch auf den Rücken springt und sie krank macht, — also [der] Wärfwolf. Ein korbartiger, aus verschiedenen Bastarten geflochtener Aufsatz sitzt an Stelle des Kopfes auf einem säulenartigen, einen Menschen schwach nachahmenden Untersatz. — Sehr niedlich sind die Spielpuppen der Eskimos am Unterlaufe des Yukonflusses in Alaska; sie sind klein, kaum 20 cm gross, und den Eskimos genau nachgeahmt. Der Körper besteht aus einem rohen Stück Holz, der Kopf ist meistens aus Walrosszahn geschnitzt, und die Beine sind mit weissen Lappen umwickelt. Die Kleidung ist aus Fell verfertigt und den wirklich getragenen Gewändern genau entsprechend; manchmal ist sie mit bunten Kattunfetzen verziert. Die Frauen erkennt man daran, dass auf ihren Gesichtern die übliche Tätowierung angebracht ist.“

Das Museum für Völkerkunde hier enthält u. a. auch aus Pelzflicken gefertigte Puppen der Samoeden. Ferner Puppen der Ostiaken, von Kindern verfertigt: Darstellungen von Frauen in ihren Pelzen. Sie sind sehr klein, und die Köpfe werden durch — Entenschnäbel ersetzt. (Finsch.) Doch eine Puppe hat Kopf und Schnabel vom *Cygnus musicus* erhalten. Bei aller Liebe für Volkstümliches kann man doch nicht umhin, diese Geschöpfe schauderhaft aussehend zu finden; unsere Kleinen würden dabei ein Grauen empfinden. Nach Finschs Mitteilungen gaben die Ostiaken verstorbenen Kindern Puppen in die Grabstätte mit.

Herr Geh.-Rat Bartels legte s. Zt. der Berl. Anthropol. Ges. eine Sammlung Spielsachen aus Java vor, u. a. „ein roh aus Holz geschnittenes, bemaltes Püppchen“ und „eine Puppe aus bunten Lappen, für welche vielleicht chinesische Originale das Vorbild gegeben haben.“\*\*) Auch

\*) D. Tagesztg. 7. Dec. 1899; der K. V.-Z. nachgedruckt.

\*\*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U. 1893, S. 700.



Herr Bäsler zeigte dort eine aus Java stammende, bemalte hölzerne Puppe, deren Hauptzweck es ist, „die bösen Geister von Kindern fern zu halten; [ferner eine] tanzende Puppe, zum Ausfindigmachen von Dieben, und ein vollständiges Puppentheater.“\*)

Die kleine Photographie hier zeigt eine Puppe aus Japan. — Wesentlich anders sind die Puppen, die japanische Frauen aus Eifersucht herstellen. R. Andree berichtet darüber folgendes: „Glaubt eine Japanerin sich von ihrem Gatten hintergangen, so fertigt sie eine Puppe von Stroh an, die den Betreffenden vorstellen soll, durchbohrt sie mit Nägeln und vergräbt sie an dem Orte, an dem der Mann schläft.“\*\*) Die Frau hofft nun gewiss mit Bestimmtheit, dass der geliebte Mann eine recht schlechte Nacht hätte.

In Japan gab es auch „Puppen, die für Knaben angefertigt waren; wahrscheinlich spielten die Knaben mit denselben, so lange sie noch mit den Mädchen zusammen in den Frauengemächern weilten. — Bei den Chinesen stellt eine der schönsten Puppen eine Europäerin vor, mit beweglichen Armen und auf Rädern. — An den persischen Puppen erkennt man die dort einst herrschende Neigung für prächtige Gewänder und überhaupt für Luxus. Es wurden männliche und weibliche Puppen gefertigt; beide tragen kostbare seidene Gewandung, die mit Gold verziert und behängt ist. Die Frauen sind sogar mit feinen, aus durchsichtigem Stoffe hergestellten Schleiern versehen, was sich bei ihrer Kleinheit — sie sind höchstens 20 cm gross — sehr komisch ausnimmt. Verfertigt sind sie aus Holz, das mit Fleischfarbe bemalt ist, so dass diese Puppen die ersten sind, die den unsern ähneln, ohne jedoch bewegliche Gelenke zu haben. — In Indien, namentlich in Lahore und Kaschmir, waren die ersten sogenannten Puppen gänzlich gestaltlose Spielzeuge, die wahrscheinlich als Klappern gedient haben. [Es giebt dort auch] sehr schön gearbeitete, ganz kleine Püppchen, die von Hindufrauen am Halse getragen werden, besonders von jungen Müttern ganz klein verstorbener Mädchen. Die Kindergeister sind nämlich die Schutzengel der Mutter und müssen immer in ihrer Nähe sein.“\*\*\*)

Die eigentliche Spiel-Puppe wird in vielen Fällen zum Sinnbild oder zum Zauberwesen. Das beruht selbstverständlich auf der Nachbildung der menschlichen Gestalt. Das Geheimnisvolle und zum Teil Gefährliche, das mit solcher Nachbildung verbunden ist, tritt uns auch in Beispielen aus unsern heimatlichen Gauen entgegen, wie wir nachher sehen werden. Ebenso verhält es sich mit manchen puppenartigen Gebilden, die zugleich Klappern sind.

\*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U. 1894.

\*\*) Am Urquell III. Bd. 1892, S. 85. (Thomas Achelis.)

\*\*\*) D. Tagesztg. 7. Dec. 1899; der Köln. Volksztg. nachgedruckt.



Oft ist bei Puppen die Form nur noch etwa in dem Sinne an den Namen gebunden, wie wir von der „Puppe des Schmetterlings“ sprechen, welcher Umstand insofern ganz und garnicht ins Gewicht fällt, als wir alle aus unserer eigenen Kindheit her wissen, wie ungemein anziehend gerade unvollkommene Formen auf die Einbildung wirken. Da wird ein einfaches kleines Stück Holz zum mutigen Schleuderer David, ein ebenso einfacher grösserer Stock zum Riesen Goliath. Ich gehe sogar soweit, ein rechtes Mitleid mit den Kindern zu empfinden, die man zu reichlich mit Spielsachen versorgt, und habe dann oft den Wunsch in mir entdeckt, an einer baldigen Zertrümmerung teilnehmen zu dürfen. Irgendwo las ich einmal das Wörtchen „Armut macht reich“; sicherlich passt dies dorthin, wo es sich um Selbstbethätigung der Einbildung und schöpferischer Kräfte handelt.

Von aussereuropäischen Puppen seien noch einige aus Afrika erwähnt. „Eine ganz prächtige Sammlung von [hölzernen] Puppen, die von Stuhlmann in Usuramo gesammelt ist, befindet sich hier im Museum für Völkerkunde. Während in Usuramo und anderen Teilen Ost-Afrikas solche Spielzeug-Puppen aus Holz geschnitzt werden, fand ich [sagt Fülleborn\*] in den von mir durchstreiften Gebieten [der Deutsch-Ostafrikanischen Kolonien] ausschliesslich aus Thon hergestellte Puppen vor; nur in Uhehe sah ich merkwürdige, geflochtene, kleine cylindrische Körper, die obgleich in keiner Weise an menschliche Figuren erinnernd, dennoch Kinderpuppen waren.“ — Kinderpuppen aus Lehm, Männchen und Weibchen, wie sie die Wakisi anfertigen, wurden der Berl. Anthropol. Ges. vorgelegt. „Überall ist der spitz zulaufende Kopf ganz merkwürdig nach hinten übergebogen und trägt als einzigen Gesichtszug ein Paar Augen-Punkte. Eine Figur hatte auch noch Haare (die mit Lehm zusammengebackenen Haarlöckchen oder besser Klösschen, wie sie in der Gegend oft getragen werden, vorstellend), von denen aber infolge des Transportes nur noch zwei Löckchen stehen geblieben sind. Die Arme und Hände sind meistens ausgelassen; wo sie vorhanden sind, haben sie auch Finger, und zwar kommt es dabei auf ein Paar zu viel nicht an. [Sogar 8 Finger sind zulässig.] Die Beine sind überall recht kurz geraten, — was in Anbetracht der Technik leicht verständlich ist — haben aber dafür desto grössere Füße, damit die Puppen auch aufrecht stehen können; hier ist man ebenfalls [sagt F.] nicht kleinlich darin, den Figuren nur die normale Anzahl von Zehen zu geben. — Die Tättowierung ist bei einigen Figuren nicht vergessen.“

\*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U. 1900, S. 530 u. f. (Fülleborn, Über die Darstellung der „Lebensformen“ bei den Eingeborenen im Süden der Deutsch-Ostafrikanischen Kolonie. S. 511 u. f.).



„Bei den Zulus sind die Puppen schon ganz streng der Bevölkerung nachgeahmt und mit Handwerkzeug versehen. Ihre Farbe ist dunkelbraun.“ Alle Puppen sind Männer; bis zu 40 cm Grösse. „Bei einzelnen afrikanischen Stämmen findet man sogar schon Puppen aus Strickgeflecht, ähnlich — nur viel grösser — wie man bei uns ganz kleinen Kindern zu geben pflegt, damit sie sich nicht verletzen. — In Nyassa wurden die Puppen aus Flaschenkürbissen verfertigt. Der grössere Teil diente als Rumpf, der kleinere als Kopf. Letzterer wurde mit einem Gesicht bemalt, und der Einschnitt, der die Taille markiert, wurde mit Perlenschnüren umwunden. Auch die Stelle, an der die Schultern ansetzen sollten, wurde durch dicke Perlenbüschel bezeichnet, so dass eine dem Menschen nicht unähnliche Gestalt herausgebracht ward.“\*)

Gehrte Anwesende, nun haben wir uns — wenigstens für die Dauer meines kleinen Vortrags — genügend mit den bisher erwähnten, recht bescheidenen Puppen beschäftigt; anspruchsvoller geratene mögen allmählich an die Reihe kommen. Die erstgenannten sollen nur noch einmal, der Übersicht wegen, schnell vorbeimarschieren.

1. Die ostpreussischen Flicker- und die ungarischen Fetzenpuppen (die sich nach ihren märkischen Gefährtinnen, etwa aus dem Spreewald, — aber wohl kaum aus Berlin — anschauen).

2. Die hölzernen Glieder- und Gelenkpuppen aus alt-ägyptischen Gräbern.

3. In vorgeschichtlichen Gräbern Deutschlands gefundene thönerne Puppen, zum Teil zugleich Kinderklappen vorstellend. Besonders bemerkenswert für uns hier: die zu Rhinow in der Mark Brandenburg gefundene Puppe aus gebranntem Thon.

4. Die thönernen Lämdecke oder Laimtocken Nieder-Österreichs, in eigenen Gräbern.

5. Nürnberger Thonpuppen aus dem 14. Jahrhundert.

6. Puppenartige Tonfiguren und Puppen aus Zeug vom Totenfelde von Ancon in Peru, der Incazeit angehörend.

7. Puppen auf griechischen Grabsteinen.

8. Lumpen-Puppen und hölzerne Puppen der nordamerikanischen Indianer, sowie die aus Bast geflochtene Klapper-Puppe von ebendaher.

9. Hölzerne Spielpuppen der Eskimos.

10. Pelzflicker-Puppen der Samojeden und ebensolche (mit Entenschnabel u. s. w. statt Kopf versehene Puppen) der Ostiaken.

11. Spiel-Puppen aus Holz oder Lappen von Java sowie eine Zauber-Puppe von dort.

12. Japanische, chinesische, persische und indische Puppen, zum Teil auch als Zaubermittel dienend.

13. Afrikanische Puppen aus Holz, Thon, Lehm, Strickgeflecht und Flaschenkürbissen.

\*) D. Tagesztg. 7. Dec. 1899; der Köln. Volksztg. nachgedruckt.



Wahrlich eine bunte Gesellschaft! und meistens so geartet, dass eine feine Puppe aus Berlin oder Paris ihr Näschen rümpfen möchte; ihre Augen könnte sie ja ohnehin niederschlagen, wenn man etwas nachhülfe.

„Die Puppe spielte bei den Germanenkindern schon eine grosse Rolle“ heisst es in einem Artikel,<sup>\*)</sup> den ich neulich vor Augen bekam; leider war nichts näheres darüber gesagt. Wir können indessen jene Behauptung wohl gelten lassen; nur müssen wir uns die Bezeichnung „Puppe“ wegdenken; das germanische Wort ist „Docke“ oder „Tocke“; ahd. tocchâ.<sup>\*\*)</sup> (Mhd. bedeutete tocke auch „junges Mädchen“.)<sup>\*\*\*)</sup> Der Name ist noch in vielen Gauen Deutschlands und Österreichs erhalten.

Bei Regensburg heisst die grosse Puppe „Docka“, die kleine „Dockerl“. (Mündl. Mitt.). Im Allgäu u. s. w. heissen die Puppen nicht nur „Gretl“ oder „Gredel“, sondern auch „Doken“, „Doken-Nandl“ (Annerl), „Doggenanni“, „Doggebabel“ und „Babel“.†)

Herr E. Küster in Breslau hatte die grosse Freundlichkeit, mir auf meine Anfrage folgendes zu schreiben. „Der volkstümliche Ausdruck für Puppe ist bei uns in Schlesien „Tocke“. Die Bezeichnung ist jedoch hauptsächlich an die aus Zeugflicken von den Leuten selbst hergestellten, mit Sägespännen gefüllten Puppen gebunden; in der Liegnitzer Gegend versteht man sogar nur die auf einer Holzunterlage feststehenden Puppen darunter. Übrigens sind unter Tocken immer nur die sägespähnegefüllten Vertreterinnen des schönen Geschlechts zu verstehen, wie z. B. auch die wohlwollende Bezeichnung „Geputzte Tocke“ eine wie eine geputzte Puppe einherstolzierende Frauensperson bedeutet. Diejenigen Puppen, welche — in der häuslichen Industrie hergestellt — männliche Personen vorstellen sollen, heissen ausnahmslos Hansemänner oder Hanswurschte, natürlich nur ihres buntscheckigen Aussehens halber. Diese Hansemänner und Tocken wurden früher von den kleinen Leuten auf dem Lande und in den kleinen Städten für die Kinder angefertigt und wohl auch zum Verkauf in den Häusern angeboten. Ich glaube, mich zu erinnern, dass ich solche Dinger auch auf den Weihnachtsmärkten habe stehen sehen, in der würdigen Gesellschaft von Pflaumenmännern u. dgl.“

In Hunsrücker Mundart heisst dagegen die Puppe „Bobb“.††) Hölzerne Puppen aus dem Grödner Thal, die ich in Botzen sah, heissen

<sup>\*)</sup> D. Tagesztg. 18. Dec. 1901; der Köln. Volksztg. nachgedruckt.

<sup>\*\*)</sup> Anton Birlinger, Wörterbüchlein. (Volkstümliches aus Schwaben; 1862.)

<sup>\*\*\*)</sup> Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache; 1894, 5. Aufl.

†) Briefl. mitget. v. d. Herren Chr. Frank, Curat i. Kaufbeuren u. Johann Nepomuk Eser, Landwirt i. Buchlon (Bayr. Schwaben).

††) P. J. Rottmann, Gedichte in Hunsrücker Mundart. S. 159, 257 u. 340.



„Brigl“; sie sind bunt bemalt und kosten 10—20 Kreuzer. Hier eine kleine Zeichnung! — F. P. Piger erwähnt aus Mähren die Bezeichnung „Nünnl“ (= Nönnlein).\*)

Den uns jetzt geläufigen Namen „Puppe“ wollen einige mit der zweiten Gemahlin des Nero, Poppäa Sabina, in Verbindung bringen, indem sie erzählen: die nicht gerade bieder oder vornehm zu nennende Dame habe sich eine Statue anfertigen lassen, die genau ihren eigenen Massen entsprochen und ihr die Mühe des Anprobierens neuer Kleider erspart habe. Diese Statue sei Poppäa genannt worden und habe grosse Nachfolge bei andern Römerinnen gehabt. Im 16. Jahrhundert tauchten derartige „Modepuppen“ in Frankreich auf.\*\*\*) (Sprachkundlich abzulehnen!)

Nach anderer Lesart hätte vor etwa 500 Jahren der Italiener Pusello Grivaldi eine Ausstellung von 60 Wachsfigürchen in Paris eröffnet; zierliche Figürchen, in Zügen und Kleidung den römischen Kaiserinnen entsprechend, und der tobsüchtige König Karl VI. hätte besonders an der Figur, die Poppäa Sabina vorstellte, so grosses Gefallen gefunden, dass er sie für 400 Goldstücke gekauft habe. Die Königin, der Hof und das Bürgertum hätten dann bei dem Italiener zahllose Wachsfigürchen bestellt; aber nach dem Tode Karl VI. habe man solche „Poppäa“ den Kindern überlassen.\*\*\*) (Ebenfalls abzulehnen!)

„Einige deutsche Fürsten im 17. und 18. Jahrhundert verschrieben das Spielzeug aus Paris. Französische Kostbarkeiten (so schrieb Franziska von Hohenheim, die Freundin des Herzogs Karl von Württemberg) wurden vor der [Weihnachts]-Krippe aufgestellt. Puppen aus Leder und Wachs, im Flitterstaat, standen im Kreise da. Dann folgten ein Puppenhaus, das dem Heim einer Pariserin nachgebildet war, und eine mit Kesseln, Pfannen, Krystallgläsern, Kochherden und Kupfergerät angefüllte Puppenküche. — Zu dieser Bevorzugung des Auslandes bei Weihnachtseinkäufen zeigte sich bei den Hohenzollern ein erfreulicher Gegensatz. Ihre Agenten in Nürnberg, Leipzig und Frankfurt a. M. waren zur Besorgung von Weihnachtsgeschenken für die fürstlichen Kinder beauftragt. An Kostbarkeit konnte sich das deutsche Spielzeug mit dem französischen damals nicht messen. — Die Söhne und Töchter des grossen Kurfürsten erhielten knöcherne Würfel, Bernsteinkugeln, Arche Noah, Kegelspiel, Puppen und liliputanisches Küchengerät.“†)

Die Puppen werden sehr anders ausgesehen haben, als die feinen, in Wunderwerke der Pariser Schneiderkunst gekleideten Exemplare, die

\*) Franz Paul Piger, Geburt, Hochzeit und Tod in der Iglauer Sprachinsel in Mähren. Zeitschr. d. V. f. Volksk. 1896, S. 264

\*\*) D. Tagesztg. 7. Dec. 1899; der Köln. Volksztg. nachgedruckt.

\*\*\*) B. Lok.-Anz. 28. Jan. 1899.

†) Nat.-Ztg. 22. Dec. 1901.



kürzlich für die russischen Grossfürstinnen Olga, Tatana und Xenia fertiggestellt und in den Zeitungen ausführlich besprochen wurden.

Sehen wir von Nürnberg ab, das für die Entwicklung der deutschen Spielwaren-Industrie in erster Reihe steht, so wird uns heute besonders das thüringische Städtchen Sonneberg interessieren. „Dort stellte man schon im 17. Jahrhundert, wahrscheinlich noch früher, aus Holz geschnitzte Spielwaren her. — Die Waren begannen allmählich ansehnlicher und gefälliger in ihrer Form zu werden. Während sie vormals vom sog. „Weissmacher“ einfach geschnitzt wurden, fing man nun an, sie zu bemalen; es entstand ein besonderes Gewerbe: die sog. „Wissmutmaler“. Auf dieser Stufe blieb die Fabrikation wohl bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts stehen. Von da an schnitzte man bei den Docken und Tieren nur den Rumpf aus Holz; diejenigen Teile aber, welche besonders schwierig und umständlich zu schnitzen waren, formte man — ähnlich wie früher in Klöstern des bayrischen Hochgebirgs — aus einer Teigmasse, bestehend aus geringwertigem Roggenmehl (dem sog. „Futtermehl“), in Leimwasser gerührt. Diejenigen, welche dieses Formen ausübten, nannte man „Bossierer“. Besagte Fabrikationsweise war zweifelsohne ein Fortschritt, hatte aber auch empfindliche Mängel, die darin bestanden, dass der Teig sehr schwer trocknete und, die Feuchtigkeit ausgesetzt, weich und schimmelig wurde, dass er ein Leckerbissen für die Mäuse war, und dass wegen des freihändigen, zeitraubenden Bossierens die Ware nicht billig hergestellt werden konnte. Eine neue Ära der Spielwaren-Industrie trat mit jener Erfindung ein, welche diesen Mängeln mit einem Male abhalf. In Frankreich hatte man sich zu Heiligenfiguren u. s. w. der Papiermachémasse (eines Gemenges von Papierabfällen, Schlemmkreide, Schwarzmehl und Leimwasser) bedient. Diese zur Fabrikation von Spielwaren zuerst hier angewandt zu haben (etwa 1820) und zwar, wie es heisst, nach Mitteilungen eines französischen Soldaten, ist das Verdienst eines Sonnebergers, Friedrich Müller. Die ganze Bossierarbeit wurde eine andere: man drückte die bildsame Masse in Formen, welche vertieft die Figur enthielten, und konnte so auf billige Weise eine grosse Menge einander gleicher Abdrücke liefern.“ Bald trat der fabrikähnliche Betrieb ein. „Die Puppen behielten indessen [im Gegensatz zu anderem Spielzeug] ein ungelinktes, vielfach karikiertes Aussehen, bis man 1852 in England Kindergruppen chinesischer Fabrikation kennen lernte, welche [Puppen] in den durch Schnüre verbundenen Gelenken beweglich waren. Aus diesem Artikel sind die modernen „Täuflinge“, welche bei einem Druck auf die Brust schreien, hervorgegangen. Die heutigen sog. Gelenkpuppen zeigen nur insofern eine Vervollkommnung, als die Gelenke mittels gedrehter Holzkugeln dargestellt werden. Seit den 50 er Jahren hat die Puppenindustrie einen sehr bemerkenswerten Auf-



schwung genommen, namentlich auch, da es gelang, den Köpfen eine immer natürlichere, gefälligere und gegen äussere Einflüsse widerstandsfähigere Form [und Art] zu geben. Die durch Drücken der Masse in Schwefelformen hergestellten Köpfe und Glieder wurden anfangs mit einem Glanzlack, seit 1868 mit Wachs und seit 1878 mit einem waschbaren Mattlack überzogen. Dazwischen kamen auch Köpfe und Glieder aus gegossenem Wachs, sowie aus glasiertem und Biscuitporzellan auf. In und um Sonneberg bestehen allein 5 Fabriken, welche sich fast ausschliesslich mit der Herstellung von Porzellan-Puppenköpfen befassen. Vorübergehend waren in Sonneberg fabrizierte Gummipuppen stark begehrt; gegenwärtig ist weniger Nachfrage darin; in Sonneberg wenigstens wurde die Fabrikation bald wieder eingestellt. Die Täuflinge, deren Köpfe und Glieder aus einer gummiähnlichen, elastischen Masse gegossen waren, waren wohl unzerbrechlich und beweglich, doch hatten sie — abgesehen von dem hohen Preis — den für die Ausfuhr nach heissen Ländern bedenklichen Nachteil, dass sie bei grösserer Wärme erweichten und schimmelten. Wirkliche Kautschukpuppen werden auch heute noch in grossen Mengen fabriziert und abgesetzt.“ — Alle Puppenarten (wie auch Celluloid- und Holzpuppen, sowie Puppen mit Blech-Köpfen) gelangen — wenn sie auch nicht sämtlich in Thüringen entstanden — von dort aus zum Versand. Für das gefährliche Bleiweiss ist jetzt das sog. „Puppenweiss“ (Zinkweiss, Lithogom) in Anwendung gekommen. Die Glasaugen werden in Lauscha (nördlich von Sonneberg) hergestellt. Das Haar bereitete lange Zeit Schwierigkeiten; Flachs war wenig geeignet und Menschenhaar zu theuer. „Das wichtige Material wurde endlich in dem Mohair, dem Haar der kleinasiatischen Ziege, der sog. Angoraziege, gefunden und wird heute in sehr beträchtlichen Mengen in Sonneberg u. s. w. verarbeitet. Die Einfuhr geschieht ausnahmslos über England, wohin die gesamte kleinasiatische Mohairschnur gelangt. — Die Bälge (aus Shirting, Köper, Leder u. s. w.) werden mit Sägespähnen, Korkmehl, Renntierhaaren [u. a. m.] gestopft und zum „Papa“- und „Mama-Rufen“ mit ebenso sinnreichen wie einfachen [von der hier so bedeutenden Hausindustrie gelieferten] Stimmen versehen. Solche „Papa“ und „Mama“ rufenden Puppen giebt es bei uns seit 1857.“ Zu erstaunlichem Umfange hat sich auch die Bekleidungsfrage entwickelt. Die Stoffe werden in der Fabrik zugeschnitten und zum Teil ausser dem Hause verarbeitet. In den Fabriken überwachen Modistinnen die Anfertigung.\*)

„Nach der letzten Berufszählung sind für die Herstellung von Spielwaren aller Art 40 829 Personen des deutschen Volkes thätig.

\*) Technische Rundschau 14. Dec. 1898.



Allein auf dem Sonneberger Bezirk — wenn man Neustadt a. d. Haide und Koburg dazu rechnet — kommt hiervon die Hälfte.“\*)

Ob die Puppenhäuser heutzutage so wertvoll sind, wie jene, die — aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammend — in Museen unsere Aufmerksamkeit herausfordern, vermag ich nicht zu sagen. Von den ungemein reich und künstlerisch ausgestatteten Puppenhäusern, die das Germanische National-Museum zu Nürnberg besitzt, nimmt man an, dass sie wohl nur blosse Schaustücke gewesen seien.\*\*)

„Aus dem Mittelalter hören wir von einem unsinnigen Aufwand, den man mit Puppen getrieben“. Der Kurfürst August von Sachsen (1544) schenkte seinen Töchtern eine grossartig eingerichtete Puppenküche mit 245 Tellern und Schüsseln. Die Herrscherinnen spielten sogar noch auf dem Throne mit Puppen, welche dann einen ganzen Hofstaat erhielten. Die teuerste Puppe mag wohl diejenige gewesen sein, welche der 8 jährige Alfonso, Herzog von Ferrera, seiner 11 jährigen Verlobten, der Maria Sforza, einer Tochter des Herzogs von Mailand, 1484 übersandte, eine Puppe, deren Puppenstube von den ersten Malern der Zeit mit Wandgemälden ausgeschmückt wurde und deren Ausstattung so reich und erschöpfend war, wie es zu damaliger Zeit nur jemals die Ausstattung einer Fürstin gewesen.“\*\*\*)

Somit sind wir wieder nach Italien gekommen; und im Anschluss an Pusello Grivaldis 60 Wachsfigürchen, aus denen das erste Marionettentheater entstanden sein soll,†) wollen wir uns ein Paar Augenblicke bei den Puppenspielen aufhalten.

Über den Beginn solcher Spiele gehen die Meinungen auseinander. Neulich brachte Johannes Trojan in der „Woche“ (1901, Heft 51) eine Abhandlung darüber: „Solcherlei Theater muss es bereits im Mittelalter gegeben haben, denn schon von Schriftstellern des 16. Jahrhunderts wird von ihnen gesprochen. In Shakespeares „Wintermärchen“ ist die Rede von einem Puppenspiel vom verlorenen Sohn und auch im „Don Quichotte“ des Cervantes tritt (im 26. Kapitel des II. Teiles) ein Meister Peter mit einem Puppenspiel auf. — Neben „Puppenspiel“ ist der am häufigsten gebrauchte Name „Marionettentheater“, dem Marion, d. h. Mariechen, zu Grunde liegt. Daraus ist Marionette, ein Püppchen, geworden. Dazu gehören weiter das Wiener „Kasperletheater“, das seinen Namen von dem Kasperle oder Kaspar hat, der im vorigen Jahrhundert an die Stelle des Hanswurst getreten ist, das Kölnische „Hänneschen“, in dem der alte Hanswurst steckt,

\*) Der Tag 19. Dec. 1901.

\*\*) Wegweiser f. d. Besucher. (Nürnberg) 1900, S. 178.

\*\*\*) D. Tagesztg. 18. Dec. 1901; der Köln. Volksztg. nachgedruckt.

†) B. Lok.-Anz. 28. Jan. 1899.



mit dem Bestavader, dem Drickes und der Marizebill (Marie Sibylle) als Nebenfiguren, und der „Putschinellkasten“, genannt nach Pulcinella, franz. polichinelle, der lustigen Figur in der italienischen Volkssposse.“

Wir können uns hier nicht eingehend mit diesen Puppen beschäftigen, da sie ein eigenes Reich vorstellen, eine eigene Litteratur aufweisen, zum Teil in ganz andere Gebiete hinübergreifen und vor allem nicht in wenigen Minuten zu erledigen wären.

„Da ist [z. B.] das alte Volksschauspiel und Puppenspiel „Doktor Johann Faust“, durch das Goethe die Anregung zu seiner Festdichtung erhalten hat. Für Goethe hat das Puppenspiel viel Anziehungskraft gehabt. In „Wahrheit und Dichtung“ und in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ beschäftigt er sich damit. Er war darauf gekommen durch ein von der Grossmutter hinterlassenes Puppentheater, auf dem er selbst dann als Kind Aufführungen veranstaltete.“ (Trojan, a. a. O.).

Auch die oft vortrefflich gearbeiteten Puppen der „Weihnachtskrippen“, etwa vom 14. Jahrhundert an bis in die neueste Zeit üblich, können wir nur flüchtig berücksichtigen, indem auch sie eine kleine Welt für sich bilden. Hervorragend interessant ist die Schmederer'sche Sammlung im National-Museum zu München, die 1000 Quadratmeter Flächenraum einnimmt. Sie enthält vorwiegend Stücke aus dem 18. Jahrhundert und vertritt drei Schulen: die tirolisch-oberbayerische, die neapolitanische und die sizilianische. „Wie die deutschen Sachen an die holländische Malerei, so gemahnen die italienischen an die Malerei der Venetianer und Naturalisten des 17. Jahrhunderts. Die sizilianischen Figuren sind meist ebenso leidenschaftlich bewegt, wie die neapolitanischen pomphaft feierlich sind. Jene sind ausschliesslich in Terrakotta gebildet, mit kaschierten Gewändern bekleidet und bemalt. Die neapolitanischen Figuren haben bewegliche Gliedmassen, gläserne Augen und sehr kostbare Kleider.“\*)

Wieder eine andere Gruppe von Puppen bilden jene, die zunächst nur die Vertretung eines Volkes übernehmen, um uns dessen äussere Erscheinung vorzuführen, im Uebrigen aber selten andere als richtige Puppenköpfe auf den Schultern tragen und daher auch trotz der aufgewandten Mühe, eine Nationalität vorzustellen, an die Kinderstube mahnen. In erster Linie sei an jene grossartige Ausstellung erinnert, die im Dezember 1898 in Berlin stattfand, zu wohlthätigen Zwecken von der Erbprinzessin Pauline zu Wied (Mutter der Königin Elisabeth von Rumänien) ins Leben gerufen. Man sah alle Länder und alle Zeiten vor sich; weder eine alt-ägyptische Königstochter und ein assyrischer König fehlten, noch die armen Zigeuner, Bärenführer, Tänzer und Sänger (die sog. Lantoris). In der Berl. Anthropol. Ges.

\*) Eduard Engels, Weihnachtskrippen. (Der Tag 25. Dec. 1901.)



überreichte Herr C. F. Lehmann die Photographien einer Gruppe von Trachten der Hauptvölker Transkaukasiens. Jene Puppen, für die Pariser Weltausstellung bestimmt, waren von Frau von Seydlitz in Tiflis und andern Damen daselbst aufs treueste hergestellt worden: „Zeug, Schnitt und Naht sorgfältig nach örtlichen Mustern. Auch der Silber- und Goldschmuck, mit dem sich viele Eingeborene ausgiebig zieren, ward an Ort und Stelle bei Silberarbeitern des Landes bestellt.“\*)

Wenn unsere Kleinen solche prächtigen und den Menschen wenigstens in der Kleidung gleichenden Puppen zu sehen bekommen, könnten sie ihnen kaum eine bessere Bezeichnung geben, als die aus der ruthenischen Kindersprache: „Lala“, was zugleich „fremde, schöne Person, Kind und Puppe“ bedeutet.\*\*)

Allmählich haben sich Worte wie z. B. „so zierlich, wie eine Puppe“ und „zart, wie ein Püppchen“ eingebürgert, im Gegensatz zu den Bemühungen, die Puppen immer menschenähnlicher zu gestalten. Aber im Volksglauben ist solche Bemühung oft als Lästerung angesehen worden, wofür u. a. „die Puppe in der Drusen-Alpe“ einen Beweis liefert. „Ein Knecht fiel [dort] im Übermute auf den frevelhaften Gedanken, von „Blätzen“ (Überreste getragener Kleider) eine Puppe zu machen, lebensgross und menschenähnlich. Die so angekleidete Puppe wurde von den Alpknecchten herumgetragen, ausgelacht und gehätschelt.“ Schliesslich sollte sie noch getauft werden. Während dieser Handlung kam ein altes Weib, das um eine Gabe bat; aber die Knechte verweigerten ihr solche, indem sie — auf die Puppe zeigend — sagten: „Die soll essen!“ Da sprach das Weib eine Verwünschung aus, die sich sogleich erfüllte. Während die Puppe mit Wasser begossen wurde, schlug sie zum Entsetzen der Knechte die Augen auf. Und mit lauter Stimme rief das unheimliche Geschöpf: die Knechte — jenen Senn ausgenommen — möchten fliehen und sich eine lange Strecke des Weges nicht umsehen. Der Senn musste also zurückbleiben. Als jene sich endlich doch umschaute, sahen sie, dass die Puppe die Haut des Senn auf den grossen Steinen beim Stafel ausbreitete; sie hatte sie dem Ärmsten bei lebendigem Leibe abgezogen.\*\*\*)

Ähnliches ereignete sich auf der Alp Valésa in St. Somoix. Dort fertigten einst „die übermütigen Hirten eine Puppe aus Käsmasse; sie behandelten und hätschelten dieselbe wie ein lebendes Kind. Als nun die Alpenladung kam und der Tag der Abfahrt ins Thal da war, richtete sich die Puppe plötzlich auf. Sie rief mit unheimlich drohender,

\*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U. 1900, S. 152 u. f.

\*\*) Raimund Friedrich Kaindl, Lieder, Neckreime u. s. w. In der Bukowina und in Galizien. Zeitschr. d. V. f. Volksk. 1898, S. 320.

\*\*\*) Dietrich Jäklin, Volkstümliches aus Graubünden. 1878, S. 56.



befehlender Stimme den erschrockenen Hirten und Sennen zu: „Einer von Euch muss bei mir bleiben! wo nicht, geht's Euch allen übel!“ Begreiflich wollte aber keiner der Auserkorenen sein, und das Los musste entscheiden. Der Zurückbleibende nahm schweren Abschied von seinen Genossen und sah sie mit schrecklicher Ahnung thalwärts ziehen; mit furchtbarem Beben sah er die Puppe an, die ihn — grässlich grinsend — anglotzte und mit den Zähnen fletschte.“ Einer der schon eine Strecke weitgegangenen Sennen kehrte um, sein vergessenes Taschenmesser zu holen. Da sah er zu seinem Entsetzen, wie die Puppe — herangewachsen und mit weisser Kappe angethan“ — die frische Haut des armen Zurückgebliebenen auf dem Hüttendach ausbreitete und schabte.\*)

Nicht gefährlich, aber doch einigermaßen gefürchtet, weil zu grossen Neckereien veranlassend, ist die Puppe, die bei der Landbevölkerung in Zusammenhang mit dem Getreide eine Rolle spielt.\*\*)

Z. B. „in Herbrechtingen [in Schwaben] giebt man genau Achtung, wer zuletzt mit dem Dreschen fertig wird; jeder beeilt sich aber, nicht der letzte zu werden. Wer es dennoch ist, dem wird eine etwa 1 $\frac{1}{2}$  Schuh lange „Docke“ (Puppe), die als lumpiges Weib angezogen und mit einem Hute bedeckt ist, unversehens in die Scheuer geworfen, indem der Werfer ruft: „Da hent ihr die Mockel!“ Die Drescher wissen das schon vorher und passen deshalb auf und suchen den, der die Docke hereinwirft, zu fangen. Bekommen sie ihn, so behalten sie ihn über Nacht und lassen ihn zur Strafe nicht zur Flegelhenke. Mit der Puppe wird alsdann allerlei Scherz getrieben und viel dabei gelacht.“ — In Schlath bei Göppingen bekommt die Mockel einen in Stroh eingewickelten Stein als Kopf.\*\*\*)

Die sog. Docken an Gebäuden u. s. w. werden zunächst aus Stein gebildet, doch auch aus Holz, Cement und gebrannter Erde; man versteht darunter säulenartige Glieder, welche die obere Platte einer Brüstung tragen. — Die Docken an der Drehbank sind die Stützen zur Aufnahme der Spindel und des Arbeitsstückes. — Bündel von Flachs, Stroh, Seide u. s. w. heissen bekanntlich Docken. — Zapfen und Schlägel in den Teichen werden ebenfalls Docken genannt.†)

\*) Dietrich Jäklin, Volkstümliches aus Graubünden. 1874, S. 15.

\*\*\*) Auch die Bündel von gemähtem Getreide heissen in manchen Gegenden Deutschlands „Puppen“.

\*\*\*) Ernst Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. II. Teil, 1852; S. 445 u. f.

†) Pierers Konvers.-Lex., 7. Aufl. — Vgl. Anton Birlinger, Wörterbüchlein. (Volkstümliches aus Schwaben; 1862) S. 26. „Dock, Docke = kurze dicke Säule; Zapfen mit zwei Querhölzern gleich Armen, so dass die Gestalt der einer Puppe gleicht“.



Im 2. Bande unseres „Archivs“ (1896, S. 62) sind „Puppen“ (oder Questen) erwähnt: „in Fischerey-Sachen“. (An die Wehre stecken.)\*)

Puppen in Menschengestalt, die ins Wasser geworfen wurden, sind uns von alter Zeit her bekannt, z. B. als die Menschenopfer bei den Römern nicht mehr buchstäblich gemeint waren. „Später [als in den ältesten Zeiten der Sabiner] wusste man sich mit dem Gebot des Menschenopfers auf listige Weise abzufinden, die Götter zu betrügen, indem man Zwiebel- und Mohnköpfe statt der Menschenköpfe opferte oder dem seine 30 Menschenkörper verlangenden Vater Tiber 30 aus Binsen geflochtene Puppen in die Wellen warf.“\*\*)

Im Jahre 1683 hat man in Stettin beim Abbruch eines Hauses eine eingemauerte Puppe gefunden; vielleicht war diese ein Bauopfer gewesen. (Mündl. Mitteil.)

Immer wieder ist es das ganz oder teilweise angestrebte Ebenbild des Menschen, das so verschiedene Begriffe — wie es Kinderspielzeug, Zaubermittel, Teile von Gebrauchsgegenständen u. s. w. sind — in Wechselwirkung zueinander setzt. Darauf beruht auch der Wert der „Niedersächsischen Zauberpuppen“, von denen R. Andree\*\*\*) berichtet. Diese fragwürdigen, 20—28 cm langen und 2—4 cm breiten, sehr flachen Gestelle bestehen nur aus einem mit Faden umwundenen Lappen, in Form einer langen Figur gewickelt; der Kopf ist zuweilen (wie bei den „Flickerpuppen“) abgeschnürt; manchmal bildet ein Holzspahn das Skelett. Neben andern Deutungen dieser immer in der Truhe sorgsam verwahrten Puppen ist auch die Frage aufgeworfen worden: ob es nicht sog. „Heckenmännchen“ wären, die die vorhandenen Schätze zu behüten und zu vermehren hätten.

Eine ostpreussische Dörflerin erzählte mir: „Wir nahmen — wenn wir 'ne Pupp' haben wollten — ein Tuch oder 'ne Schürz', knüllten so'n Stück von der Mitt' zusammen und banden das ab; das war der Kopf; und die Pupp' war fertig. [Die eine Schwester fertigte ihren Puppen noch hölzerne Glieder; aber die Arme hatten keine Hände.] Dann nehmen wir sie in den Arm. Aber wenn die Mutterchen das sah, sagt' sie immer: „Ihr spielt schon wieder mit Puppen! Ihr werd't wohl mal 'n Schock Kinder haben!“

Geehrte Anwesende, Sie können mit Recht behaupten, meine Mitteilungen gingen „bis in die Puppen“; †) abermals führte ich Ihnen eine

\*) Brief von J. L. Frisch an Leibniz; 30. Januar 1710.

\*\*) M. Landau, Menschenopfer bei den Römern. (Am Urquell, III. Bd. 1892.) S. 283 u. f.

\*\*\*) Zeitschr. d. V. f. Volksk. 1899, S. 333 u. f.

†) Brandenburgia-Monatshefte, II. Jahrg. 1893—94, S. 220 u. f. „Bis in die Puppen“ erklärt von W. Hartwig. Er denkt dabei an die „Puppen“ = Strohbindel unter dem Dach. (Oderbruch.)



ostpreussische Flickerpuppe vor. Doch ich wollte nur das Ende an den Anfang knüpfen. Ich könnte nun mit den Kindern in Danzig sagen: „Ich nehme meine Puppe und gehe nach Hause!“ — Das bezieht sich aber auf Verstimmung und böswillige Trennung; und ich hoffe doch, dass wir nachher noch recht vergnügt beisammen sein werden.

---

## 18. (II. ausserordentl.) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Montag, den 3. Februar, 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr.

### **Besichtigung des Pergamon-Museums.**

---

Um das kürzlich eröffnete Königliche Pergamon-Museum in Augenschein zu nehmen, hatte sich eine sehr zahlreiche Versammlung in den Räumen desselben eingefunden und wurde von Herrn Privatdozenten Dr. Pernice als dem Stellvertreter des behinderten Dirigenten Herrn Professor Dr. Hermann Winnefeldt freundlichst empfangen.

Der I. Vorsitzende Geheimrat Friedel leitete die Versammlung mit ungefähr folgenden Worten ein. M. D. u. H.! Von Pergamon, jetzt Bergoma in Klein-Asien, bis Berlin ist ein weiter Weg und so auch vom Pergamon-Museum und den pergamenischen Altertümern bis zu unserer Brandenburgia und deren Forschungsgebiet. Es sind aber doch mehrere Vermittelungsbrücken vorhanden. Einmal hält es die Brandenburgia mit dem altklassischen Wort: nihil humanum a me alienum puto, das heisst in freier Übertragung: unsere Gesellschaft nimmt an allen neueren wichtigen Erscheinungen und Einrichtungen, insonderheit an allen neuentstehenden Museen und Sammlungen regen Anteil. Dann liegen aber in der That für uns ältere Berliner seit lange schon Anknüpfungspunkte und Beziehungen zu den pergamenischen Altertümern vor. Wir entsinnen uns noch sehr wohl, wie im Jahre 1885 auf dem sogenannten „feuchten“, seither aber „klassisch“ genannten Dreieck des fiskalischen Ausstellungsparks in Moabit von den Bauräten Kyllmann und Heyden ein imposanter Bau aufgeführt war, welcher in den wirklichen Grössenverhältnissen die Fassade und Vorhalle des auf Kosten des Deutschen Reichs in Griechenland ausgegrabenen Tempels des Zeus Panhellenios zu Olympia wiedergab. Durchschritt man die Vorhalle, so entwickelte sich in einem halbrunden Anbau als Panorama ein von den Malern Kips und Koch gemaltes Kolossalgemälde, eine ideale Landschaft mit dem alten Königssitz



Pergamon, dessen Akropolis und Zeustempel deutlich sichtbar war. Nach dem Moabiter Zeustempel aber führte, allerdings mit einem bedeutenden topographischen Sprunge und einem nicht minder gewaltsamen Anachronismus, eine ebenfalls nahezu in den wirklichen Grössenverhältnissen gehaltene Nachbildung des Altarbaus, den wir nebst anderen verwandten Altertümern dank dem gütigen Entgegenkommen der General-Direktion der Königlichen Museen am heutigen Montag, also an einem sonst dem Publikum versagten Tage unter der freundlichen Führung des Herrn Dr. Pernice alsbald besichtigen werden. Die Seitenwangen des stuhlartig sich entwickelnden Altarbaus waren mit Abgüssen der hier im Museum aufgestellten Friesplatten ausgestattet und wo die letztern lückenhaft erschienen — die Originale lagerten mehrere Jahre in ungünstiger Placierung im Alten Museum —, hatte die geschickte Hand des Professors Tondeur Ergänzungen versucht.

Endlich haben die pergamenischen Altertümer, insbesondere der Altarstuhl, für unsere Volkskunde eine nicht zu unterschätzende Bedeutung gewonnen. Es hängt das mit derjenigen Schrift unsers Neuen Testaments zusammen, welche vermöge ihrer tiefen Mystik und ihrer grandiosen Prophetie zu allen Zeiten auf das Volk den nachhaltigsten Eindruck gemacht hat d. h. mit der Offenbarung St. Johannis.\*) Gerade von der Heidenmission ist von jeher die Apokalypse teils zu Belobungen und Verheissungen teils — und fast noch mehr — zur Verwarnung, zum Tadel und geradeswegs zur Verwünschung und Verfluchung angewendet worden. Nun wird unter den damaligen christlichen sieben Hauptgemeinden Klein-Asiens im 2. Kapitel Pergamon in dem Anschreiben an den Engel der dortigen Gemeinde mehrfach erwähnt. Die kleine Christengemeinde hatte mit den dortigen Heiden, als am Sitz eines grossen Götter- oder Götzen-Kultus, schwere Kämpfe zu bestehen. Und der Evangelist belobt die Gemeinde, die Christi Glauben nicht verleugnet „auch in den Tagen, in welchen Antipas, mein treuer Zeuge bei Euch getötet ist, da der Satan wohnt“. Und schon vorher noch deutlicher „Ich weiss, was du thust und wo du wohnest, da des Satans Stuhl ist“, *ἔρως τοῦ σατανᾶ*.

Diese Bezeichnung wird man, wenn man für den obersten Gott — Zeus — den Teufel oder Satan substituiert, was ganz im Stil des Neuen Testaments geschieht, ungezwungen auf den in riesenhaften, höchst imponierenden Verhältnissen ausgeführten pergamenischen Altarbau beziehen können. Jedenfalls wird seither in der Heidenmission die Bezeichnung von dergl. Kultstätten als Satans- oder Teufelsstätten all-

\*) Auf den theologisch-kritischen Streit, ob der Verfasser des Evangeliums St. Johannis und der Apokalypse ein und dieselbe Person sei u. dgl. m. kommt es für die hier in Frage kommenden Beziehungen nicht im geringsten an.



überall eifrigst gebraucht, diese Verwünschung und Verfluchung kommt hier zum erstenmale in dieser Weise vor und ist bei den Missionaren bis auf den heutigen Tag im Gebrauch geblieben.\*)

Uns interessiert als Brandenburgia hauptsächlich der europäische Norden, insbesondere unsere Heimat. So finden wir denn die Bezeichnung Teufels-See, Teufels-Stein, Teufels-Kanzel, Teufels-Stuhl, Satans-Stein, Satans-Kanzel, Satans-Stuhl innerhalb des römischen Limes auf römische Altäre u. dgl. angewendet, z. B. auf die Mithraeen d. h. die Kultstätten des halborientalischen Mithrasdienstes, der bei uns besonders zur Zeit des Kaisers Aurelianus (270—276) blühte. Dergl. mit dem Satan oder dem Teufel in Verbindung gebrachte Stühle pp. befinden sich z. B. im Keltischen Gebiet in Irland, Schottland, England, im nördlichen und nordöstlichen Frankreich, in Belgien und entsprechend auch im germanischen Sprach- und Kultgebiet von der Nordsee bis zur Adria und von der Ostsee bis zur Schweiz. Die älteste wegwerfende und verächtliche Bezeichnung derartiger Stätten und Bauten ist, ich wiederhole es, die im 2. Kapitel der Apokalypse enthaltene Verwünschung. — So ist eine litterarische und kulturgeschichtliche Brücke, wie ich glaube, als vorhanden nachgewiesen, zwischen den herrlichen Erzeugnissen späthellenischer Bildhauerkunst aus dem 2. Jahrhundert vor Christus und unseren primitiven religiösen Altertümern der Heimat.

Auch ein Sammlungsstück, welches uns ebenfalls mit Bezug auf unsere germanische Vorzeit interessiert, befindet sich in der Abteilung C des Museums (Führer durch das Pergamon-Museum 1902, S. 44), aufgestellt, es ist die von den Pergamenern zu Ehren des Publius Quinctilius Varus errichtete Inschrift in griechischer Sprache. Es handelt sich um denselben Varus, der in der Schlacht im Teutoburger Walde i. J. 9 n. Chr. fiel und dem Augustus gewissermassen ins Grab nachgerufen haben soll: Varus, gib mir meine Legionen wieder! Varus war zuvor im Orient als römischer Beamter thätig gewesen.\*\*\*) Er war 13 v. Chr. Konsul und erhielt 4 v. Chr. die Statthalterschaft in Syrien, wo er einen Aufstand der Juden mit Härte unterdrückte und sich bereicherte. Von Syrien wurde er 6 n. Chr. zu seinem Verderben nach Germanien versetzt.

\*) Die Heidenmissionare setzten für Wuotan und Donar, Odin und Thor direkt die neutestamentlichen Namen Teufel und Satan, so in der Taufformel: Entsagst Du dem Teufel und seinen Dienern?

\*\*) Erinnerungen an Varus sind selten. Im Römisch-Germanischen Museum zu Mainz befindet sich der Erinnerungsstein, (Kenotaphium) des Manius Caelius, von dem es in der Inschrift heisst: cecidit bello Variano d. h. er fiel in dem Feldzuge des Varus. Vgl. L. Lindenschmit: Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. 1. 6. Heft, Tafel V.

E. Fr.



Jetzt aber verlassen wir unsere germanische Heimat, um uns unter dem sonnigen Himmel Kleinasiens an hellenischer Kunstblüte zu erfreuen.

Herr Dr. Pernice erklärte zunächst die herrlichen Mosaikbilder, welche sich auf dem Erdboden zwischen den Treppenwangen des Altarstuhls befinden und im pergamenischen Königspalast gefunden sind. Ein langgeschwänzter Papagei (Sittich) zeichnet sich durch besondere Schönheit aus.

Hauptsächlichste Aufmerksamkeit wurde dann den Resten des grandiosen Altarbaus geschenkt, der unter Eumenes II. (197—159 v. Chr.) errichtet wurde. Es muss dieserhalb auf die im Museum für 1 Mk. käufliche, gründliche, mit Abbildungen versehene „Beschreibung der Skulpturen aus Pergamon, I. Gigantomachie, 2. Aufl. 1902 verwiesen werden.

Hinter dem besprochenen musivischen Fussboden ist Carl Humann eine Marmorbüste als Zeichen der Dankbarkeit für die grossen Mühen gestiftet worden, welche er auf die Ausgrabung und Gewinnung der pergamenischen Altertümer verwendet hat.

Ebenso wurden die Reste des kleineren Frieses, der die dem Opferaltar zugekehrte Seite der Rückwand der Säulenhalle über der Gigantomachie schmückte, erläutert. Auch hier mag auf die amtlichen Veröffentlichungen Bezug genommen werden.

In dem Lichthof begrüsst uns geradezu die kolossale Marmor-nachbildung des berühmten Goldelfenbeinbildes der Athena Parthenos von Phidias aus dem Hauptsaal der pergamenischen Bibliothek.

Im übrigen befinden sich hier hauptsächlich Architekturstücke, so ein Rest des eigentlichen grossen Opferaltars (links), ein Joch vom Tempel der Athena, dem Haupttempel in Pergamon. Architekturglieder des kleinen Dionysostempels auf der obern Agora zu Pergamon, eine Ecke vom Tempel des Traian in Pergamon nebst den Köpfen der Kolossalfiguren des Traian und Hadrian. Eine ionische Tempelecke der Bauten von Magnesia am Mäander, von dem Heiligtum der Artemis Lenkophryne (Ende des 3. Jahrh. v. Chr.) herrührend. Besser erhalten sind die Reste des kleinen Tempels des Zeus Sosipolis von der Agora in Magnesia (Anfang des 2. Jahrh. v. Chr.).

Vor der gegenüberliegenden Schmalwand sind Fundstücke aus Priene in der Mäanderebene, Reste von dem berühmten Tempel der Athena und dem kleinen Asklepios-Tempel. Neben dem Gebälk des Athenatempels ist die von den Christen ihres Kopfes beraubte und auf der Rückseite mit einem Kreuze bezeichnete vorzüglich ausgeführte Statue einer Priesterin aus dem Demeterheiligtum.



Den Schluss bildet ein Aufbau von Resten der dorischen Aussenarchitektur der Heiligen Halle von Priene, die von Orophernes um 150 v. Chr. angebracht wurde.

Ausserhalb des Museums links neben der Vorhalle ist eine halbrunde Marmorbank Stiftung des Königs Attalus II. (159—138 v. Chr.) aufgestellt, die mit Bronzegruppen geschmückt war.

Hinsichtlich des Museumsbaus ist zu erinnern, dass er nach Plänen des Geh. Baurats Wolff in den Jahren 1897—1899 ausgeführt und vor wenigen Wochen eingeweiht wurde. Und eine weihevollere Stimmung war es auch, in welcher unsere Mitglieder, nach herzlicher und dankbarer Verabschiedung von ihrem freundlichen Führer, Herrn Dr. Pernice, sich nur zögernd und ungern aus dem faszinierenden Bannkreis alt-hellenischer Kunsthoheit entfernten.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

**Die Bevölkerung Berlins** (2. Dezember 1900: 1 884 345 Seelen) setzt sich aus Angehörigen fast aller Länder der Erde zusammen. Von den ausserhalb Berlins geborenen Einwohnern stammten 948 170 aus dem deutschen Reiche, davon 75 897 aus anderen Bundesstaaten ausser Preussen. Nicht weniger als 28 899 „Berliner“ sind in ausserdeutschen Staaten geboren, nämlich 26 369 in Europa, 2152 in Amerika, 234 in Asien, 151 in Afrika und 91 in Australien. Von 211 Berliner Bürgern weiss man überhaupt nicht, auf welchem fremden Erdteile ihre Wiege gestanden hat, und zwei haben das Licht der Welt auf hoher See erblickt. Danach sind, alles in allem, 977 169 Einwohner der Reichshauptstadt „nicht von hier“. Trotzdem etwas mehr als die Hälfte der Einwohner Berlins nicht in Berlin geboren ist und trotz des unaufhörlichen, auf das mannigfaltigste wechselnden Zuzugs von ausserhalb giebt es ein bestimmtes berlinisches Milieu, in welches sich alle, oder doch fast alle Zuzügler im Laufe der Jahre einordnen und auf diese Weise auch ihrerseits dazu beitragen, den richtigen Typus des Berliners aufrecht zu erhalten und von Generation auf Generation zu überliefern.

Berlin, November 1901.

Fr.

**Über den Berliner Polizei-Direktor (-Präsidenten) von Hinckeldey** findet sich unter dem jetzt herausgegebenen Briefwechsel Bismarcks in einem Schreiben des Kabinettsrats Niebuhr an Bismarck folgende Stelle, welche erkennen lässt, wie der allmächtige Polizeichef sich gerade in hohen Regionen keineswegs überall der Anerkennung erfreute.



Puttbus, 23. 8. 1854.

„Ich teile Ihnen die Sache absichtlich und auf Gerlachs Wunsch so ausführlich und historisch mit.

. . Der neue General-(Polizey-)Direktor\*) ist hier, weil es ihm gelungen war, die Ueberzeugung zu erwecken, dass er in Berlin nicht sicher vor den Nachstellungen seiner Feinde sey. Noch ist immer Streit darüber, ob er Unterstaatssecretair werden soll — wogegen er ist, um nicht die Macht, die Annehmlichkeiten und Revenuen des Polizey-Präsidiums zu verlieren. Nachdem er seine Einnahme von 3600 Thlr. officiell auf 8000 per fas et nefas zu steigern gewusst, hat er jetzt aus den Ersparnissen der Schutzleute sich eine Sommerwohnung in Rummelsburg gebaut und lässt eine Chaussee dahin durch die Droschkenfuhrherrn bauen. Sonst lebt er augenblicklich von einem neuen 18. März und einer an der Eifel stationierten französischen Armee von 10 000 M. (im Incognito von Bergleuten). Bey dieser unseligen Geschichte leidet des Königs Autorität und Ruhe, gehen die Minister zu Grunde und am letzten Ende auch der Hühnerpascha\*\*) selbst.“

Es wurde damals, von Hinckeldey ausgehend, verbreitet, dass Berlin am Vorabend einer allgemeinen Erhebung stünde, und ward deshalb eine polizeiliche Beschränkung der individuellen Freiheit ausgeübt, von der man heut zu Tage sich nur schwer einen Begriff machen kann. Ich musste das persönlich erfahren. Da ich im Sommer 1854 mit meiner Mutter ins Seebad zu Heringsdorf zu reisen wünschte, so hatte ich mir, obwohl ich ein vollkommen harmloser siebzehnjähriger Schüler des Friedrich-Werderschen Gymnasiums war, doch zur Vorsorge von dem Direktor Professor Dr. Bonnell eine schriftliche Legitimation und Erlaubnis zu der beabsichtigten Reise erteilen lassen, um allen Weitläufigkeiten aus dem Wege zu gehen. Trotzdem hielt mich, nachdem wir mit unserm Gepäck auf dem Stettiner Bahnhof angekommen waren, ein Schutzmanns-Wachtmeister mit dem Bemerkten zurück, ich müsse mir noch eine polizeiliche Erlaubnis, Berlin verlassen zu dürfen, verschaffen. In dieser Weise wurden selbst Knaben von 14 Jahren behandelt.

Dass ein derartiges Verfahren und hundert andere kleinliche Massregeln dazu beitrugen, eine Erbitterung gegen Hinckeldey selbst in vornehmen bürokratischen und hoch aristokratischen Kreisen hervorzurufen, wird man sich unschwer vorstellen. Es lief damals auch ein beissend witziges Spottgedicht gegen H. um, das sich in der mündlichen Überlieferung erhalten wird, welches aber für den Druck wegen seiner Derbheit nicht wohl geeignet ist.

Wie die Katastrophe vom 10. März 1856, als Hans von Rochow den Polizei-Präsidenten im Zweikampf erschoss, sich zuspitzte, ist nach der von mir eingesehenen handschriftlichen Rechtfertigung Rochows in der Brandenburg VI. S. 65 mitgeteilt worden.

E. Fr.

**Sympathetisches Mittel gegen den Rotlauf beim Schwein.** „Gehrter Herr Monke! Da Sie das Mittel gern wissen wollen, will ich es Sie gefälligst

\*) von Hinckeldey.

\*\*) Spitzname für Hinckeldey.



schicken. Es ist eine Sympartie wenn Sie daran glauben und hat schon bei vielen Schweinen geholfen. Meine Mutter hat es immer besprochen. Hier bei Amtmanns waren vor ein paar Jahren 2 Schweine, die waren schon ganz und gar braun, alle Hoffnung war aufgegeben; da musste unsere Mutter kommen und die Schweine wurden wieder gesund. Auch uns hat es schon so gegangen; es sind noch mehrere, aber alle wieder gesund geworden.

Das Mittel heisst: Feure dich, steure dich, dass du mögest stille stehn und nicht weiter gehn. Alle dreimal wenn dies gesprochen wird, im Namen Gottes im ganzen neunmal gesprochen; vom Kopf bis zum Schwanz gestrichen.

Wir halten uns auch immer noch Pulver und geben die Schweine alle paar Tage etwas zwischen dem Fressen. Es ist Liebstöckel, Alantwurzel und Klettenwurzel, jedes für 10 Pfg.; es ist den Schweinen sehr gut, sie haben immer Luft darnach. Besten Gruss Carl Gerber.“

Diesen naiven Brief richtete der Schafmeister Gerber aus Schwanebeck bei Nauen um 1880 an den Lehrer Monke in Lietzow, Kreis West-Havelland.

Mitgeteilt von Herrn Rektor Otto Monke.

**Über das Wort Bernstein.** Die Häufigkeit des Bernsteins in der Mark Brandenburg und die vielfache Verwendung, welche dieses heimische Fossil sicherlich schon von der vorgeschichtlichen Zeit ab bei uns gefunden hat, mag es rechtfertigen, wenn wir auf eine ältere Ableitung des Wortes aufmerksam machen. Dr. Karl Thomas (Der Bernstein in naturwissenschaftlicher, industrieller und volkswirtschaftlicher Beziehung, im Archiv für Landeskunde im Königreich Preussen. 1855) schreibt S. 281:

„Was den Namen des Bernsteins anbetrifft, so pflegt man ihn gewöhnlich in etymologische Beziehung zu dem Worte brennen und börnien zu bringen, mit Bezug auf die Eigenschaft desselben, sich leicht mit stark-russender Flamme zu entzünden. Es giebt aber eine viel geistreichere Ableitung dieses Namens, auf welche ich durch Lobeck aufmerksam gemacht wurde, und die in jeder Beziehung der weiteren Bekanntmachung wert sein dürfte. In den Tagen der römischen Imperatoren fand, wie bekannt, der Bernstein seinen Weg an die Ufer der Tiber. Aber nicht dazu allein diente er, die Räume des Circus mit überschwenglicher Pracht und Kostbarkeit zu verzieren, die Gladiatoren, welche an dem Kaiser mit ihrem Caesar morituri te salutant vorüberzogen, trugen auf ihrer Brust von Bernstein angefertigte siegbringende Amulette. Aber nicht bloss den geheimnisvollen Kräften des Bernsteins verdankten diese Amulette ihren Zauber, sie trugen ausserdem noch die verhängnisvollen griechischen Worte *Εἶρω νίκην*, ich finde den Sieg, Worte, denen die sonst auch in den profanen und heiligen Geschichten berühmten Namen der Veronica und Berenice ihren Ursprung verdanken. Davon hiess jenes Material der siegbringenden Amulette Berenicestein, woraus dann ebensoleicht der Vernitzstein und der Bernstein werden konnte, wie aus dem Börnstein. So viel über die etymologische Frage, deren Wurzeln bei grösserer, hoffentlich vom Leser nicht verlangter Gelehr-



samheit leicht auch noch in die Tiefen indogermanischer Sprachforschung versenkt werden könnten, da schon Tacitus wusste, dass die alten Preussen diesen ihnen wohlbekannten Stein mit dem Worte Glesum bezeichnet haben.“

Die Brüder Grimm teilen in ihrem Deutschen Wörterbuch darüber wörtlich I. 1526 mit:

„Bernstein, m succinum, electrum, s. agstein s. 190, die hochd. form wäre brennstein (s. brennenstein) wie altn. brennisteinn für sulphur gesagt wird, da er aber am nordstrand ausgeworfen wird, setzte sich jene benennung fest, auch die Polen haben nach bernstein bursztyń gebildet, wie die Böhmen agšteyn, akšten beibehalten. den Littauern heisst er aber gentaras, den Russen jantar', den Isländern rafr., den Dänen rav. man sagt bernstein fischen, lesen, sammeln, schöpfen.“

Das ältestbekannte germanische Wort für das tertiäre Fichtenharz „Glesum“ hängt offenbar mit seiner Eigenschaft des Glänzens und Gleissens, der Name Bernstein mit der Brennbarkeit des Fossils und der sonst noch häufige Ausdruck Agstein für Bernstein mit Agat oder Achat, dem bekannten bunten Gemenge verschiedener Quarzarten, zusammen. Um die Verwirrung noch grösser zu machen, wird der Agtstein auch mit dem Magneteisen verwechselt und da dieses Körper anzieht, und der geriebene Bernstein ebenfalls — wenn auch nur ganz leichte — Körperchen anzieht, so wurde gerade dadurch eine Brücke zur gelegentlichen Verwechslung von Bernstein, Achatstein und Magnetstein gebaut. E. Fr.

**Russische Beziehungen zu Brandenburg-Preussen.** Zu den betreffenden interessanten Angaben unsers verstorbenen Mitgliedes Generalleutnant Roderich von Erckert teilt Herr H. Maurer nachträglich folgendes mit: Die 8 russischen Geschütze (Einhörner), Geschenke des Kaisers Nikolaus I., die s. Zt. vor dem Invalidenhaus in Berlin standen, sind entfernt und durch 4 französische Geschütze aus Metz sowie 4 Mörser und mehrere Kugelhaufen ersetzt worden. Die erstgedachten russischen Geschütze sind ins Zeughaus gewandert.

**Zu „Knäppner“ Brandenburgia VIII, 5 u. IX, 1.** Auf der „Höhe“ im Lebusischen ist der Ausdruck bekannt, wird aber in der ersten Silbe mit „ë“ und in der letzten mit „ē“ gesprochen. Redensarten: 1. „t'n Kneppner seggen“ (es dem Storch sagen, nämlich: einen kleinen Bruder zu bringen). 2. „De Kneppner hett se jebäten“. (Der Storch hat sie — die Mutter — ins Bein gebissen, dass sie im Bett liegen muss, womit man den lästigen Fragen der Kleinen bei Geburtsfällen begegnet.) Ob nicht das Wort auf „Knabe“ zurückzuführen ist? Mhd. Knabe = knap, das doch wohl auf gnabat (keltisch) = Geborener zurückgeht. Dann wäre Kneppner der Träger oder Überbringer des Sohnes, was mit dem Volksaberglauben übereinstimmt.

M. Pohlandt, Rektor.

**Nachrichten aus Dorf Nackel, Kreis Ruppın, und Umgegend.**  
Gesammelt von Otto Monke.



1. Im Park des Herrn von der Hagen—Nackel steht eine sehr schöne Gleditschie (*Gleditschia triacantha*, Christudorn) von gegen 70 m Höhe. Der Baum soll bekanntlich auf kalkhaltigem, zum Teil sandigem Boden gut gedeihen. Der Boden ist dort freilich moorig, sumpfig, doch bemerkt man bei genauer Beobachtung, dass der Maulwurf oft „weiss aufstösst“, d. h. der Boden ist in der That sehr kalkhaltig, und unter dem Luchboden liegt natürlich der weisse Flusssand des Urstromes.

Damit steht auch wohl im Zusammenhang das gute Gedeihen der Obstbäume in und bei Nackel. Der Ortspfarrer Herr Wolfram in Nackel ist als Obstzüchter wohl bekannt.

2. Eine Wiese südwestlich von Nackel heisst der „Küfer“. Sie wird im Südwesten, Nordosten und Nordwesten von bewaldeten Sanddünen begrenzt. (Mitgeteilt von Herrn Pastor Wolfram.)

3. Ein Pfuhl zwischen Nackel und Wutzetz führt den Namen das „Hasenloch“.

4. Derartige Pfuhle heissen hier wie auch an anderen Stellen des Havellandes „Wätringe“. So nennt man einen Pfuhl im Lietzower Luch „die runne (runde) Wätringe“. Sie wurde früher als Viehtränke viel benutzt. Die Bezeichnung „Wätringe“ hörte ich bei Nackel aus dem Munde eines dort Holz fällenden Bauern.

**Das Jubiläum der „Tischkarte“.** Die Tischkarte kann in diesem Jahre ihr 400jähriges Jubiläum feiern. Es war bei einem gelegentlich des Reichstags zu Regensburg (1500) stattfindenden Gastmahle, als der Graf Hugo von Montfort bemerkte, wie der ihm gegenüberstehende Herzog von Braunschweig des öfteren einen neben seinem Teller liegenden Streifen Pergament zur Hand nahm, um daraus zu lesen. Auf die Anfrage des Grafen teilte ihm der Herzog mit, dass er sich von dem Küchenmeister die Reihenfolge aller Speisen habe aufschreiben lassen, damit er sich für diejenigen Gerichte, die er gern ass, den nötigen Appetit aufsparen könne. Diese originelle Idee fand allseitig Beifall und wurde später bei allen grösseren Gastmählern eingeführt. Stuttg. Antiquitäten-Ztg. 14. 11. 1900.

**Kwass.** Für Kwass, ein slavisches National-Getränk, welches — neben dem bekannteren Meth — wahrscheinlich schon unseren heidnischen Wenden geläufig war, wird jetzt bei uns Propaganda gemacht. Die Voss. Ztg. vom 13. Dec. 1896 berichtete darüber bereits folgendes:

Uns wird geschrieben: In No. 606 der „Voss. Ztg.“ geben Sie davon Kenntnis, dass Propaganda gemacht werde, den Kwass bei uns in Deutschland einzuführen. Über den Geschmack soll man bekanntlich nicht streiten. Ob Kwass wohlschmeckend ist oder nicht, ist eine offene Frage. Ich kenne sehr viele Deutsche in Russland, die den Kwass, den Sie erwähnen, gern trinken, aber es giebt auch sehr viele Deutsche, und zu diesen gehöre ich, die sich mit diesem an ein süsses Braunbier erinnernden Getränke nicht befreunden können. Übrigens ist der Geschmack des Kwass ganz ausserordentlich verschieden, je nach den Zuthaten und ihrer Menge. Aber es wird in Russland eine Sorte Kwass gebraut, die auch einer verwöhnten



deutschen Zunge sehr mündet, das ist der Klukwennoe Kwass oder rothe Kwass. Dieser wird aus Moosbeeren (*Vaccinium Oxycoccos*) hergestellt, einer Frucht, die auch bei uns auf moorigen Sümpfen häufig wächst, in dessen bei uns kaum irgendwo nennenswert benutzt wird. In Russland dient diese Moosbeere, Klukwa genannt, in der Küche zu mancherlei Speisen und Getränken. Der aus ihr hergestellte Kwass von Himbeerfarbe ist ebenfalls im Geschmack sehr verschieden, ist aber in den besseren Sorten, wie er z. B. in Nishni-Nowgorod fabrikmässig hergestellt wird, ein im Sommer so wohlschmeckendes, erfrischendes und vor allem Durst löschendes Getränk, dass ich ihm kein anderes an die Seite zu setzen wüsste. Wenn es gelänge, ihn bei uns einzubürgern, so hätten wir eine Getränkart, die uns fehlt und es würde zugleich eine bei uns wildwachsende Pflanze nutzbar gemacht, die gleich der Heidel- und Preisselbeere manchem Armen Erwerb schaffen würde. Dann würde auch wohl die Nachfrage nach der viel grösseren amerikanischen Moosbeere (*Vaccinium macrocarpum*), die bei uns im Freien aushält und stellenweise, z. B. im Hannöverschen verwildert ist, grösser werden und dadurch könnten wieder weite Strecken, die jetzt wertlos sind, nutzbar gemacht werden. Endlich sei noch zur Berichtigung bemerkt, dass der Pole Wutki, der Russe nur Wodka trinkt.

---

Jetzt zu Beginn der Ausflüge möchten wir unsere Mitglieder hiermit wiederholt auf das prächtige Büchlein „**Der Grunewald, Schilderungen und Studien von H. Berdrow**“ aufmerksam machen; jedem Verehrer der Mark wird das Buch Freude bereiten.

Der Verlag hat sich erboten, an unsere Mitglieder eine Anzahl Exemplare zum ermässigten Preise à 1 Mk. (statt 1.50 Mk.) abzugeben.

Ein ausführlicher Prospekt liegt dem heutigen Hefte bei.

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.  
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



## 19. (8. ordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 26. Februar 1902, abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel. (Von demselben rühren die Mitteilungen unter I bis XXIV her.)

### A. Allgemeines und Persönliches.

I. In der Vorstands- und Ausschusssitzung am 9. d. M. ist über die Jubiläumsfeier zum 10jährigen Bestehen unserer Brandenburgia Beschluss gefasst worden: die gesellige Feier findet in der Schlaraffia am 21. März, die wissenschaftliche Feier am 22. April d. J. im Bürgersaal des Rathauses statt.

Es soll nach dem 1. April ein neues Mitglieder-Verzeichnis gedruckt werden und wird deshalb gebeten, Wohnungsveränderungen recht bald gefälligst dem II. Schriftwart Herrn Dr. Otto Pniower, Zimmerstr. 90—91 mitzuteilen.

Die Rechte der Gesellschaft als eingeschriebener Verein sollen nach § 21, 55 flg. des Bürgerlichen Gesetzbuchs erworben werden.

II. Zum Konservator der Denkmäler des Preussischen Staats an Stelle des in den Ruhestand getretenen Herrn Wirklichen Geheimen Oberregierungsrats Persius ist der bisherige Landeskonservator für Schlesien Herr Geheime Regierungsrat Lutsch gewählt.

III. Die Stelle des Provinzial-Konservators für Brandenburg, erledigt durch den Tod unsers II. Vorsitzenden Geheimrats Bluth ist Herrn Landbauinspektor Georg Büttner übertragen worden, den wir auf das freundlichste mit der Bitte willkommen heissen, dass er unserer Brandenburgia ein allzeit wohlwollender Förderer sein und bleiben möge. Der neue Herr Konservator wird der Brandenburgia vom 1. April als Mitglied beitreten.



IV. Eröffnung des neuen Provinzialmuseums in Hannover. Das mit einem Kostenaufwand von zwei Millionen Mark in Hannover erbaute Museum wurde am 14. d. M. in Gegenwart der Minister Dr. Studt und Freiherr v. Hammerstein sowie sämtlicher Mitglieder des Provinziallandtages eröffnet. Minister Dr. Studt führte — so wird uns berichtet — in seiner Rede etwa folgendes aus: Der Tag sei von hoher Bedeutung für die Provinz. Das Streben nach Wissenschaft und Kunst habe sich auch bei dem niedersächsischen Stamme, der zäh am Alten hinge, hoch entwickelt. Im Laufe der Jahrzehnte sei hier ein Werk erstanden, das als ein dauerndes Denkmal Hannöverschen Fleisses und Strebens anzusehen sei. Die Unterrichtsverwaltung nehme lebhaftes Interesse an dem Werke, wenn sie auch nicht so ausreichend daran mitwirken konnte. Er gebe die Zusage ab, dass er nicht mit leeren Händen gekommen sei, er wolle dafür Sorge tragen, dass aus Berlin wertvolle Stücke der Hannöverschen Sammlung überwiesen würden. Er verbinde damit den Wunsch, dass der schöne Bau stets eine Heimstätte für Kunst und Wissenschaft sein möge. Die Verwaltung solle nicht ermüden, sondern im mutigen Weiterstreben sich die Bedeutung und den Wert dieses Hauses angelegen sein lassen, für den der Kaiser ein reges Interesse zeige, und ebenso die Unterrichtsverwaltung. Im Auftrage des Kaisers überreichte der Minister mehrere Orden. — Die Baukosten, ohne Berechnung des Bauplatzes, betragen 2 Millionen Mark, während die des Märkischen Museums, ebenfalls ohne Bewertung des Grund und Bodens, nur auf 1 800 000 Mk. berechnet werden.

Wir wünschen dem Hannöverschen Provinzial-Museum Gedeihen und segensreiche Wirksamkeit für die engere und weitere Heimat.

V. Im Anschluss hieran lege ich vor: „Handbuch für die Denkmalpflege. Herausgegeben von der Provinzial-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Hannover. Bearb. v. Dr. J. Reimers, Direktor des Provinzialmuseums in Hannover. — Hannover.“ Verlag von Theodor Schulze. 1899. — 305 S. gr. 8. mit vielen Abbildungen. Es ist dies ein Werk, wie es für die Provinz Brandenburg sehr erwünscht wäre, aber bislang gänzlich fehlt, d. h. ein alphabetisches Verzeichnis aller auf die Kunst- und Altertumspflege bezüglichen technischen Ausdrücke. Speziell lautet die Einteilung: a) Denkmalpflege; b) vor- und frühgeschichtliche Denkmäler; c) historische Denkmäler; d) Bestimmung der Denkmäler; e) Denkmäler und Fachausdrücke in alphabetischer Folge; f) Anhang: Ministerialverfügungen pp. über die Denkmalpflege. — Das meiste passt auch auf Brandenburg, der Rest müsste fortgelassen, ersetzt oder umgearbeitet werden.

Die Brandenburgia, insbesondere aber das Märkische Provinzial-Museum wird gern bereit sein, ein so nützliches Werk zu unterstützen.



Dasselbe erinnert vielfach an das recht brauchbare Werk: „Illustriertes Archäologisches Wörterbuch der Kunst des germanischen Altertums, des Mittelalters und der Renaissance, sowie der mit den bildenden Künsten in Verbindung stehenden Ikonographie, Kostümkunde, Waffenkunde, Baukunde, Gerätkunde, Heraldik und Epigraphik. (Deutsch, französisch, englisch und lateinisch.) Für Archäologen, Sammler, Kunsthistoriker, Freunde des Altertums und der Geschichte herausgegeben von Dr. Hermann Alex Müller in Bremen und Baurat Dr. Oscar Mothes in Leipzig. I. Abteil. A—H. Mit 750 Textabbildungen Leipzig und Berlin bei Otto Spamer. 1877. — II. Abteil. J—Z. Mit 770 Textabbildungen 1878. — Dies ist noch allgemeiner gefasst. Für unsere Provinz einschliesslich Berlins müsste das besonders Eigentümliche auch besonders hervorgehoben werden.

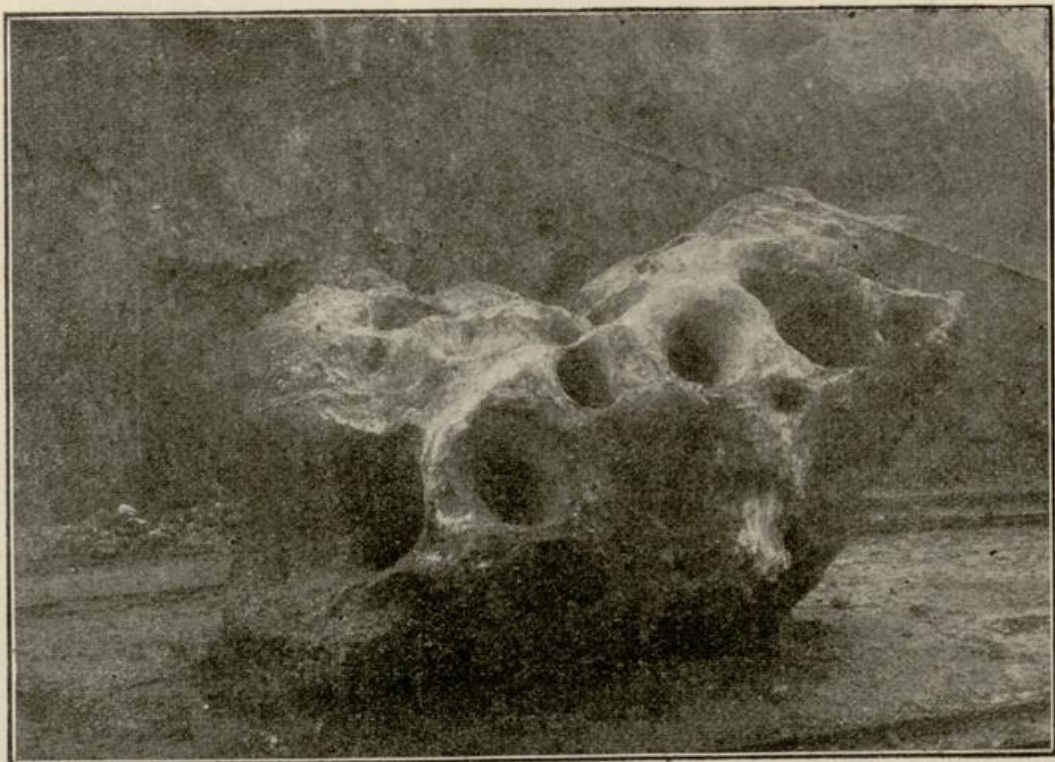
VI. Im Sommer dieses Jahres soll das neue Posensche Provinzial-Museum in Posen unter grosser Feierlichkeit, voraussichtlich in Gegenwart der Allerhöchsten Herrschaften, eingeweiht werden. Wir nehmen auch hieran Anteil und bedauern nur, dass es dem frühverstorbenen bisherigen Provinzial-Konservator und Mehrerer des Museums, Herrn Dr. Franz Schwartz, Sohn unsers verewigten Ehrenmitgliedes Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz, nicht hat mehr vergönnt werden sollen, das von ihm geschaffene vaterländische Werk in seiner Vollendung zu sehen. Namentlich während der vorgeschichtlichen Zeit greift die Kultur der Provinz Posen derartig in unsere Provinz über, dass die Posenschen Sammlungsstücke auch für uns von Wichtigkeit sind. Vergl. über den Tod des Dr. Fr. Schwartz S. 254 Brandenburgia X.

#### B. Naturkundliches.

VII. Eiszeitliche Strudellöcher im anstehenden Gipsgebirge zu Sperenberg, Kreis Teltow. Herr Bergwerksbesitzer L. Mundt sen., Inhaber der Firma Berliner Gipswerke (Fabrikation von Stück-, Bau-, Estrich- und Dünge-Gips, Spezialität: Modell- und Formen-Gips) hat die Güte gehabt mir zwei Photographien, die ich Ihnen vorlege, zu verehren: a) der Fabrik in Sperenberg selbst und b) eines grossen Gipsblocks mit vielen in der Diluvialeiszeit durch Schmelzwasser ausgehöhlten Strudellöchern, die orgelpfeifenartig nebeneinander in verschiedenem Kaliber entstanden sind. Diese Strudellöcher sind bei einer Exkursion der Pflugschaft des Märkischen Provinzial-Museums bereits am 28. Juni 1893, an welcher u. a. unser Geologe, Herr Dr. Zache, teilnahm, untersucht worden. Ich habe sie damals für Auswaschungen, die in der Eiszeit entstanden, erklärt. Wir haben damals nach Gletscherschrammen gesucht, solche aber nicht gefunden. Herr Dr. M. Fiebelkorn, der die Gipsfelsen unlängst untersucht hat, und



den wir auch in der Brandenburgia wegen seiner erfolgreichen Forschungen im geologischen Heimatsgebiet schätzen und öfters zitiert haben, führt die Nichtnachweisung von Gletscherschrammen und dergl. mit Recht auf die leichte Löslichkeit des Gipses zurück. \*) Damals bot mir bereits der Ortsvorsteher von Sperenberg aus dem ihm gehörigen Bruch einen Gips-Block für das Museum an, welcher in ähnlicher Weise teils kessel- teils röhrenartig ausgehöhlt bzw. durchlöchert war, wie der Ihnen heute in der Photographie vergegenwärtigte. Herr Mundt hat die Güte gehabt, diesen interessanten, einige hundert Centner schweren Block ebenfalls dem Märkischen Museum anzubieten und ich habe die Absicht, diese Gabe unter der Voraussetzung, dass die Be-



förderung nicht zu schwierig und die Kosten nicht zu hoch sind, anzunehmen. In den Röhren dieses Blocks wie überhaupt in den ander-

\*) Strudellöcher aus der Eiszeit in der Umgegend von Berlin waren bisher nur von den Rüdersdorfer Kalkbrüchen bekannt. Dr. M. Fiebelkorn ist es jetzt gelungen, solche auch in den Gipsbrüchen von L. Mundt in Sperenberg nachzuweisen. Sie befinden sich an der Oberfläche des Gipslagers, eins dicht neben dem andern und haben eine fischreusenähnliche Gestalt. Die Scheidewände zwischen ihnen sind meistens glatt abgeschliffen. Das Innere ist mit Mergel angefüllt, der das Gipslager unmittelbar überlagert. Gletscherschrammen konnten nicht nachgewiesen werden, was naturgemäss auf die leichte Löslichkeit des Gipses in Wasser zurückzuführen ist.



weitigen Strudel-Kesseln und -Röhren fanden wir damals als Ausfüllung Teile des diluvialen Sandmergels, der ebenfalls ein Niederschlag der Gletscherzeit, den anstehenden Gipsfelsen überlagert. Die vorstehende Abbildung ist eine Reduktion der von Herrn L. Mundt gespendeten Photographie auf deren halbe Grösse.

Was die stratigraphische Stellung anlangt, so ist das Gipslager von Sperenberg älter als der triassische Muschelkalk und der Röt von Rüdersdorf und wird es der Zechsteinformation zugezählt, mit einigem Vorbehalt, da es versteinerungsleer ist, also Leitfossilien fehlen, was wiederum damit zusammenhängt, dass in den chemischen Niederschlägen, aus denen das Gipslager entstand, sich kein organisches Leben erhalten oder neubilden konnte. Unter dem Sperenberger Gips liegt vortreffliches Steinsalz, welches bei den Bohrarbeiten im September 1871, nachdem man das Bohrloch bis etwa 1272 Meter gestossen, noch nicht bis zum Liegenden durchteuft war, eins der mächtigsten Salzlager, leider bislang ohne besonderen Nutzen und deshalb nicht ausgebeutet, weil wir Steinsalz in Nord-Deutschland bereits im Überfluss besitzen. Vergleiche meine Schrift: Einteilungsplan der Geologischen Abteilung des Märkischen Museums. 4. Ausgabe Berlin 1887, S. 14.

VIIa. Brandenburgisches Forstbotanisches Merkbuch. Das Forstbotanische Merkbuch für die Provinz Brandenburg hat die Brandenburgia als heimatkundliche Gsellschaft von Anfang an, nachdem meinerseits das vom Direktor des Westpreussischen Provinzial-Museums Professor Dr. Conwentz verfasste ausgezeichnete Merkbüchlein für Westpreussen vorgelegt und besprochen worden ist, von Anfang an lebhaft interessiert. (Vgl. Brandenburgia IX S. 13 ff.) Gebührendermassen hat der uns befreundete Botanische Verein der Provinz Brandenburg die Sache in die Hand genommen und den nachfolgenden Entwurf, den wir zur Beherzigung unserer Mitglieder gern auch unsererseits veröffentlichen, erlassen.

„Wie Sie aus den beifolgenden Fragebögen ersehen, ist der Botanische Verein der Provinz Brandenburg damit beschäftigt, Material zur Herausgabe eines Forstbotanischen Merkbuches zu sammeln. Einer Anregung Ihrer Excellenzen des Herrn Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten und des Herrn Oberpräsidenten Folge leistend, hat er sich entschlossen, zunächst nach dem Vorgange West- und Ostpreussens eine Aufzählung aller in unserer Provinz noch erhaltenen bemerkenswerten Bäume und Sträucher zu geben. Im weiteren will er damit eine Namhaftmachung solcher Lokalitäten und Standorte vereinen, die sich durch seltene oder besonders charakteristische Pflanzengemeinschaften (Formationen) auszeichnen. Zweck des herauszugebenden und in etwa 2 Jahren fertig zu stellenden Bnches soll sein, die botanischen Naturdenkmäler der Mark gleichsam zu inventarisieren, damit einerseits die Aufmerksamkeit der Naturfreunde auf sie gelenkt, andererseits



ihnen nach Möglichkeit Schutz gegen Vernichtung durch die immer mehr fortschreitende Bodenkultivierung gewährt wird.

Die beiliegenden Fragebögen, deren Verteilung auf Verfügung des Herrn Oberpräsidenten von den Landratsämtern in die Hand genommen werden wird, sollen nur das Material für eine Aufzählung der seltenen, aussergewöhnlich alten und grossen oder sonstwie durch abweichenden Wuchs auffälligen Bäume und Sträucher der Mark liefern, und zwar sind, den Verhältnissen Rechnung tragend, die auf weissem Papier gedruckten, ausführlicheren Fragebögen für die Forstbeamten der Provinz, die auf rotem Papier gedruckten für die Gemeindevorsteher, Lehrer, Pfarrer, Gutsbesitzer u. s. w. bestimmt.

Um die einlaufenden Antworten auf ihre Richtigkeit prüfen zu können, um namentlich eine Entscheidung zu treffen, ob die uns namhaft gemachten Bäume bezw. Sträucher wirklich eine Aufnahme in dem Forstbotanischen Merkbuch verdienen, bedarf der Verein einer wirksamen Mitarbeit aller seiner botanisch geschulten Mitglieder, namentlich auch derjenigen, welche ausserhalb Berlins in den verschiedenen Kreisen der Provinz wohnen. Bereits hat eine grössere Anzahl von Herren, die zu einer Kommission zusammengetreten sind, die Verpflichtung übernommen, die aus gewissen Teilen der Provinz einlaufenden Antworten in den Fragebögen dadurch einer Kontrolle zu unterziehen, dass sie sich an Ort und Stelle von der Wahrheit und dem Werte der gemachten Angaben überführen.

Der Vorstand des Botanischen Vereins erlaubt sich hiermit die Anfrage, ob auch Sie, hochgeehrter Herr, bereit wären, zur Förderung des Unternehmens nach besten Kräften beizutragen, sei es durch Übernahme von Nachprüfungen, sei es durch direkte Angaben über bemerkenswerte Bäume und pflanzengeographisch interessante Lokalitäten (Brüche, Fenne, sogenannte pontische Hügel, Waldparzellen u. s. w.) Ihres Kreises. Wir bemerken dazu, dass die durch etwaige kleine Reisen entstehenden Kosten vom Botanischen Verein getragen werden, ebenso dass er gern bereit ist, für photographische Aufnahmen hervorragend merkwürdiger Bäume eine Entschädigung zu zahlen.

Einer möglichst umgehenden, geneigten Antwort entgegensehend, zeichnen mit vorzüglicher Hochachtung im Namen des Vorstandes des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg und der Kommission zur Herausgabe eines Forstbotanischen Merkbuches: Prof. Dr. P. Ascherson, Prof. Dr. G. Volkens, Prof. Dr. K. Schumann.

#### Fragebogen A.

Um in einem „Forstbotanischen Merkbuch“ eine von Ihren Excellenzen dem Kultusminister und dem Oberpräsidenten angeregte Aufzählung der in der Provinz Brandenburg vorkommenden seltenen, besonders hohen und dicken und der irgendwie durch Wuchs oder eigenartige Laubbildung auffälligen Bäume geben zu können, kommt es darauf an zu wissen, ob in dem Ihrer Beaufsichtigung unterstehenden Walde bezw. Gelände Bäume oder Sträucher vorhanden sind, die

1. in der Provinz entweder im Aussterben begriffen erscheinen oder selten sind, wie Flatterrüster, grossblättrige Linde, Ahornarten, wilde



Obstbäume, Eibe (Taxus), Traubenhollunder, Elsbeere, Schwedische Mehlbeere, Stechpalme oder Hülsenbusch, Alpen-Johannisbeere, oder die

2. sich von den Exemplaren derselben Art durch aussergewöhnliche Grösse und Stammesumfang auszeichnen, oder die
3. von der gewöhnlichen, als normal zu betrachtenden Form und Ausbildung des Stammes, der Verzweigung und Beblätterung sich erheblich unterscheiden, sowie etwa die sogenannten zweibeinigen Bäume, Beutkiefern, Hänge-, Schlangen- und Harfenfichten, die Pyramiden-Eichen und Weissbuchen, die Buchen mit eichenartigem Laube u. s. w.

Hiernach werden Sie ersucht, die folgenden Fragen zu beantworten und diese Liste nach Ausfüllung an die Stelle einzusenden, von welcher die Verteilung ausgegangen ist.

Frage 1: Kommen in Ihrem Bezirk sonst in Norddeutschland seltene Baum- bzw. auch Straucharten vor? (Ja oder nein?) .....

Frage 2: Wie heissen sie? (In laufender Nummer aufzuführen.)

Frage 3: Wo finden sie sich? (Die Standorte sind möglichst genau anzugeben. In Wäldern z. B. das Jagen.)

Frage 4: Finden sich in Ihrem Bezirke unter den gewöhnlichen Bäumen oder Sträuchern des deutschen Waldes, wie Kiefer, Fichte, Eiche, Buche, Weissbuche, Eberesche, Wachholder, wilder Epheu u. s. w. ungewöhnlich grosse und starke Exemplare.

Frage 5 bis 10.

Lau- fende Num- mer	Wie heissen die Baumarten?	Wo befinden sie sich? (Genaue Angabe des Standorts z. B. Jagens)	Wie hoch sind sie un- gefähr in Metern ge- messen?	Welchen Stamm- umfang haben sie in Metern ge- messen in 1 m Höhe über dem Erdboden?	Stehen sie einzeln oder in Beständen?	Ist etwas über ihr Alter bzw. ihre Pflanzzeit bekannt?

Frage 11: Führt einer oder der andere der erwähnten grossen Bäume im Volksmunde einen besonderen Namen? Knüpft sich eine historische Erinnerung oder eine Sage an ihn?

Frage 12: Giebt es unter den Bäumen bzw. Sträuchern Ihres Bezirkes, solche, die von der gewöhnlichen Form und Ausbildung auffällig abweichen? (Ja oder nein?) .....

Frage 13: Wenn ja, um welche Baum- oder Strauchart handelt es sich, worin besteht die Abweichung und wo findet sich das betreffende Exemplar?

Frage 14: Finden sich in Ihrem Bezirk an einzelnen Bäumen aussergewöhnlich grosse Mistelbüsche? Wenn ja, auf welcher Baumart?

Frage 15: Sind Abbildungen oder Photographien aussergewöhnlich grosser oder merkwürdiger Bäume in Ihrem Besitz oder kennen Sie solche?



## Fragebogen B.

Um in einem von Ihren Excellenzen dem Kultusminister und dem Oberpräsidenten angeregten „Forstbotanischen Merkbuch“ eine Aufzählung der in der Provinz Brandenburg vorkommenden seltenen, besonders hohen und dicken und der irgendwie durchs Wuchs oder eigenartige Laubbildung auffälligen Bäume geben zu können, kommt es darauf an, zu wissen, ob in Ihrem Gemeinde- (Guts-) Bezirk sich Exemplare finden, die einer Berücksichtigung und einer Beschreibung würdig sind. Sie werden gebeten, um das Unternehmen nach Möglichkeit zu fördern, auf folgende Fragen Auskunft zu geben.

Frage 1: Giebt es in Ihrem Gemeinde- (Guts-) Bezirke besonders alte, grosse und stattliche Bäume oder Sträucher, wild vorkommende Arten sowohl wie angepflanzte?

(Ja oder nein?) .....

Frage 2: Welcher Baum- oder Strauchart gehören sie an? (Die Arten sind nach der Reihe aufzuzählen und auch solche zu berücksichtigen, wie Apfel- und Birnbäume, Epheu, Ebereschen und Eiben (Taxus), die zwar klein bleiben, aber besonders alte und starke Exemplare ihrer Art darstellen.)

Frage 3: Wo und wie finden sie sich? (Der Standort ist möglichst genau anzugeben, ob im Dorf, ob fern davon an Wegen und Chausseen oder in welchem Jagen des Gemeindewaldes, ob einzeln oder in Gestalt von Alleen.)

Frage 4: Welches ist ihre ungefähre Höhe und welches ihr Stammumfang in Metern gemessen bei 1 Meter Höhe über dem Erdboden?

Frage 5: Giebt es Bäume oder Sträucher in Ihrem Gemeinde- (Guts-) Bezirke, die sich durch einen auffälligen Wuchs auszeichnen, die eine Merkwürdigkeit darbieten, wie etwa die Hänge-, Schlangen- und Harfenfichten, die Pyramiden-Eichen, die sogenannten zweibeinigen Bäume?

(Ja oder nein?) .....

Frage 6: Welcher Art gehören dieselben an, wo finden sie sich und worin beruht ihre Eigentümlichkeit?

Frage 7: Kennen Sie in Ihrem Gemeinde- (Guts-) Bezirke in Deutschland seltene, urwüchsige, d. h. wild vorkommende, nicht angepflanzte Bäume oder Sträucher, wie Flatterrüster, grossblättrige Linde, Ahornarten, wilde Obstbäume, Eibe (Taxus), Traubenhollunder, Elsbeere, Schwedische Mehlbeere, Stechpalme oder Hülsenbusch, Alpen-Johannisbeere?

Frage 8: Knüpfen sich an bestimmte Bäume in Ihrem Gemeinde- (Guts-) Bezirke historische Erinnerungen, Volkssagen oder besondere Volksnamen?

Frage 9: Sind Abbildungen oder Photographien aussergewöhnlich grosser oder merkwürdiger Bäume in Ihrem Besitz oder kennen Sie solche?

Unsere Mitglieder ersuchen wir dringend, das gemeinnützige Werk, welches recht eigentlich auch der Heimatkunde zu Gute kommt, durch geeignete Angaben zu unterstützen.



VIIIb. Der sogen. Blutregen vom 10. bis 11. März 1901, den ich in der Brandenburgia seither mehrfach erwähnt, wird nach einer besonderen Richtung hin von Professor Höpke in den Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen zur Sprache gebracht. Nachdem er die aus der libyschen Wüste herrührenden Quarzsand-Bestandteile erwähnt, fährt er fort. „Aus fast sämtlichen Proben liessen sich durch einen Magneten sehr feine Eisenteilchen herausziehen, die mit der Lupe zu erkennen waren. Diese Eisenpartikel sind meines Erachtens meteorischen Ursprungs. Sie stammen von den Feuerkugeln, die seit unvordenklichen Zeiten beim Eintritt in unsere Atmosphäre explodierten, weil sie mit einer Fülle brennbarer Gase (Kohlenwasserstoff) umgeben waren, und deren Trümmer als kosmischer Staub herabfallen. Solche strukturlose Flitterchen und Kügelchen habe ich in den verschiedensten Gegenden und Bodenarten unseres Nordwestens mittelst einer magnetischen Harke zusammengelesen. Herr Dr. Schröder von der Kolk hat mir auf meine Bitte solche Eisenteilchen aus Holland geschickt. Von dem aus Dünensand häufig vorkommenden Titaneisen, das fast immer krystallinische Struktur zeigt, lassen sich die Kügelchen leicht unterscheiden, zumal ich letztere auch auf reinem Muschelkalk im Teutoburger Walde sammelte. Da beim mühsamen Abstreifen vom Magneten nur eine geringe Ausbeute erfolgt, konnte ich nur Bruchteile eines Gramms Herrn Dr. Hausmann hier zur Prüfung auf einen Gehalt an Nickel, das wichtigste Kennzeichen des meteorischen Ursprungs, übergeben. Derselbe bestätigte das Vorhandensein von Spuren des Nickels durch die charakteristische Färbung der Boraxperle und des Phosphorsalzes trotz des winzigen Materials. Auch die Challenger Expedition fand Eisenteilchen kosmischen Ursprungs in den Grundproben aus den Tiefen der Ozeane.“

In Tunis hüllte ein in der Nacht vom 9. zum 10. März 1901 fallender immenser dichter Staubnebel von braungelber Farbe noch am andern Morgen die Stadt derart ein, dass die Araber und Juden im panischen Schrecken den Weltuntergang befürchteten. Der Ursprung des auch unsere Provinz Brandenburg bedrohthabenden Staubregens scheint in der Sahara zwischen dem 30. und 35 Grad n. Br. von Ghadames bis Tripoli und Tunis gelegen zu haben. Es muss also in diesem Gebiet viel meteorischer Nickeleisenstaub gelegen haben, sonst ist die Verquickung mit dem echten Sahara-Quarzstaub unverständlich. Es wäre nun wünschenswert, dass Chemiker und Mineralogen sich äusserten, ob in dem unsere nächste Heimat betroffenen Staubfall auch dergl. meteorisches Metall nachzuweisen ist.

Das gedachte Titaneisen ist, wie ich noch anschliessend bemerken will, im Sande grosser Strecken unserer pommerschen Küsten ganz



gewöhnlich. Ich habe es an der Wassergrenze, da wo die Wellen vor kurzem gewesen sind und das leichtere Sandmaterial ins Wasser mitgenommen haben, als schwerern Rückstand, kenntlich an tintigschwärzlicher Färbung, oftmals gefunden und durch einen Hufeisenmagneten mit Leichtigkeit ausgesondert. So auf der Greifswalder Oie, auf Rügen, bei Swinemünde, Zinnowitz, bei Misdroy und an anderen Orten. Der mit Titaneisen versetzte Sand wird von Kindern gesammelt und als feiner Streusand an die Apotheken und Drogenhandlungen, auch an Badegäste verkauft zum Löschen der Tintenschrift.

### C. Kulturgeschichtliches.

VIII. „Straubes Illustrierter Führer durch Berlin, Potsdam und Umgebungen. Praktisches Reisehandbuch mit 73 Abbildungen, 17 Plänen und Karten.“ 22. Auflage 1902. — Die Höhe der Auflage spricht für die berechtigte Beliebtheit dieses Buchs, das ungemein praktisch und bequem ist. Wenn ich mir einen Vorschlag für spätere Auflagen erlauben darf, so wäre es der, dass die kleinen Abbildungen Berliner Gebäude, die angesichts der ungemein billigen und viel bessern kleinen und grössern Albums von Berlin überflüssig sind, fortgelassen und dafür mehr Pläne der Umgegend Berlins, namentlich auch von Potsdam und Nachbarschaft gegeben werden.

IX. Julius Straube: Übersichtsplan von Berlin. Nach den städtischen Spezialplänen von 1884/1893, durch das städtische Vermessungsamt gezeichnet. Massstab 1:4000.

Ich habe vor Jahren eine Reihe von Blättern dieses ebenso mühevollen wie ausgezeichneten kartographischen Werks vorgelegt, welches damals die Billigung unsers besten Kartographen, des verstorbenen Geheimrat Liebenow, fand. Heut lege ich als Fortsetzung 11 vortreffliche Sektionen die Stadtteile Moabit, Wedding und Gesundbrunnen betreffend, vor. Die Blätter zeichnen sich durch besondere Schärfe und Klarheit des Drucks aus, so dass sie sich für praktische Zwecke, zu Eintragungen u. dergl. vortrefflich eignen. An die alten preussischen Generalstabskarten, die an der Staatsgrenze stets Halt machten, als wenn Preussen eine Insel im Weltmeer wäre, erinnert es, dass die Blätter, wo sie das Weichbild erreichen, von den Nachbargemeinden fast nichts bringen. Es kann dies dem Vertrieb des sonst tadellosen Unternehmens nur abträglich sein, denn für denjenigen, welcher sich über die äusserste Peripherie Berlins orientieren will, ist es dringend wünschenswert, dass er über die nichtberlinische Umgebung wenigstens in den Hauptzügen unterrichtet werde. Hier wäre also eine Ergänzung für spätere Ausgaben dringend wünschenswert.

X. Altberlinische Ansichtspostkarten. Herr Buch- und Kunsthändler Jos. Spiro, Kochstr. 49, ersucht mich seinem Ansichts-



postkarten-Verlag Alt-Berlin vor der Brandenburgia ein paar empfehlende Worte zu widmen. Ich thue das gern, namentlich auch mit Rücksicht auf die zahllosen minderwertigen, unkünstlerischen und thatsächlich nutzlosen Ansichtskarten, die Tag ein Tag aus in ungezählten Mengen verschickt werden. Hier sind in einer Serie 56 Ansichtskarten aus dem alten Berlin vereinigt, alle nach guten früheren Bildern angefertigt, das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend. Ich kann nur anregen, den Verleger in seinen Bemühungen, durch möglichst häufige Abnahme der Blätter, die einen dauernden Wert haben, zu unterstützen. Für die Mitglieder der Brandenburgia ist der Preis der ganzen Sammlung mit Karton auf 2,70 Mk, also ungemein niedrig normiert.

XI. Unser Mitglied, Herr Bibliothekar Dr. Gustav Albrecht, veröffentlicht in der alle heimatkundlichen Bestrebungen in löblichster Weise unterstützenden Frankfurter Oderzeitung seit dem 4. Januar 1902 im Feuilleton „Bilder aus der märkischen Vergangenheit“. Ich lege Ihnen die ersten vier Nummern vor. Die Artikel sind wissenschaftlich, dabei aber gleichzeitig volkstümlich und höchst anziehend geschrieben. Hoffentlich erscheint die ganze mit der Ur- und Vorzeit beginnende Aufsatzreihe später als besondere Schrift im Buchhandel.

XII. Die Eröffnung der Berliner Elektrischen Hoch- und Untergrundbahn seitens der Gesellschaft Siemens & Halske am 19. d. M. bildet einen Markstein und gleichzeitig einen Wendepunkt in der Entwicklung unsers reichshauptstädtischen Verkehrs, von dem jeder Heimatkundige eingehende Kenntnis zu nehmen verbunden ist. Die allzeit freundlich entgegenkommende Direktion hat die grosse Güte gehabt, mir für den heutigen Abend eine Menge von Schriften und Abbildungen, welche sich auf das neue gemeinnützige Unternehmen beziehen, zur Verfügung zu stellen. In erster Linie eine grosse photographische Aufnahme der Brandenburgia in dem Augenblicke, als sich die Teilnehmer der Besichtigung des noch nicht vollendeten Riesenwerks am 25. September 1901 vor dem durchschlitzten Hause am Tempelhofer Ufer versammelt hatten. Dann ein Bild des wegen seiner kühnen Konstruktion schnell berühmt gewordenen Anschlussdreiecks mit der Anordnung der Gleis-Über- und Unterführung. Ferner ein Karton mit losen und drei Albums mit verschiedenen eingehefteten, auf das Unternehmen bezüglichen Ansichtskarten sowie eine kleine Orientierungsschrift über die Geschichte, den Bau und Betrieb der Bahn mit einem Übersichtsplan, Konstruktionszeichnungen und 4 Tafeln Ansichten.

Einem bei den Probefahrten ausgegebenen Orientierungsschriftchen der Gesellschaft dürfen wir die nachfolgende Fahrtbeschreibung, nach-



dem wir in Gedanken oder in Wirklichkeit den Weg bis zu dem durchschlitzten Hause an der Dennewitzstrasse zurückgelegt haben, entnehmen.

Bei der Durchfahrt durch dies Haus eröffnet sich ein überraschender Blick auf die Lutherkirche und die Bülowstrasse mit der Kuppel der Haltestelle am Nollendorfplatz als Abschluss. In der Bülowstrasse haben die Unterführungen der Strassen eine reiche künstlerische Ausgestaltung erfahren. Das Gleiche gilt von der nächsten Haltestelle Bülowstrasse (an der Kreuzung der Potsdamerstrasse). Am Ende der gradlinigen Bülowstrasse auf dem Nollendorfplatz ist die nächste Haltestelle Nollendorfplatz errichtet, deren Treppenhaus durch einen kuppelförmigen Aufbau betont ist. Die Kuppel erhebt sich auf der Mitte des Platzes und bildet den Mittelpunkt für die sämtlichen strahlenförmig auf dem Nollendorfplatz zusammenlaufenden Strassen. Unter der Kuppel soll künftig ein Strassendammbereich hindurchgeführt werden, falls eine weitere Verbindung der vorerwähnten Strassen sich als notwendig erweisen sollte. An der Kuppel auf dem Nollendorfplatz beginnt auch die Rampe, mit welcher der Uebergang aus der Hochbahn in die Unterpflasterbahn auf Charlottenburger Gebiet erfolgt. Diese Rampe hat die stärkste überhaupt vorkommende Neigung, nämlich 1:32 (3,125%), sodass es möglich wurde, schon den nächsten Querstrassenzug Courbière-, Eisenacherstrasse über die Bahn hinwegzuführen, welche hier in den Tunnel eintritt. Der Zug fährt nunmehr geradlinig unter dem Mittelstreifen der Kleiststrasse bis zum Wittenbergplatz, woselbst eine Zwischenhaltestelle im Tunnel angelegt ist, und dann weiter unter der Tauenzienstrasse entlang. Vor der Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche schwenkt die Bahn mit scharfen Gegenbögen (80 m Halbmesser) um die Kirche herum nach dem Zoologischen Garten zu und endet dort unter der Hardenbergstrasse unmittelbar am Bahnhof Zoologischer Garten der Berliner Stadteisenbahn in der Haltestelle Zoologischer Garten, welche vorläufig den Endpunkt bildet. Die Fortsetzung der Bahn unter der Hardenbergstrasse entlang bis zum Knie in Charlottenburg ist bereits im Bau und soll noch im Laufe dieses Jahres vollendet werden. Die weitere Fortsetzung in der Bismarckstrasse und durch Charlottenburg hindurch ist gesichert.

In dem vorläufigen Endbahnhof am Zoologischen Garten setzt der Zug in die entgegengesetzte Fahrtrichtung um, zu welchem Zweck lediglich der Zugfahrer den bisher eingenommenen Führerstand verlässt und sich an das andere Ende des Zuges an den dort befindlichen anderen Führerstand begibt. Die Rückfahrt vom Zoologischen Garten erfolgt nunmehr in entgegengesetzter Richtung auf derselben Linie, zuerst im Tunnel. Beim Verlassen des Tunnels erlischt die Beleuchtung des Zuges selbstthätig, der Zug steigt mit bemerkenswerter Geschwindigkeit auf der steilen Rampe zur Hochbahn hinauf und fährt bis zur Südspitze des Anschlussdreiecks zurück. Bei der Überführung des Potsdamer Aussenbahnhofs hat man den Anblick von vier in verschiedener Höhenlage sich erstreckenden Bahnen. Ganz unten die Gleise des Potsdamer Aussenbahnhofs, darüber auf gewölbtem Viadukt die Ringbahn, welche ihrerseits von der Hochbahn überbrückt wird, die im Anschlussdreieck in zwei verschiedenen Höhen verläuft.



Nach Überschreitung der Ringbahn verlässt der Zug die bei der Hinfahrt benutzte Bahn und fährt von der Südspitze des Anschlussdreiecks durch die südliche Seite desselben unmittelbar nach der Ostspitze des Anschlussdreiecks. An der Südspitze wird der höchste Punkt der Hochbahn erreicht, dessen Schienenhöhe etwa 13 m über der Strasse und 20 m über der Schienenhöhe am Zoologischen Garten liegt. Bemerkenswert ist bei der Durchfahrung der Südseite des Anschlussdreiecks die verschiedene Höhenlage der beiden Gleise, welche in entgegengesetzter Richtung zu einander fallen und steigen.

An der Ostspitze des Anschlussdreiecks fährt der Zug zunächst an dem Kraftwerk der Hoch- und Untergrundbahn vorüber. In den verschiedenen Stockwerken des Gebäudes sind unten im Keller die Rohrleitungen, dann im Erdgeschoss die Dampf- und Dynamomaschinen, darüber in einem Zwischengeschoss die Rauchzüge und Aschenkanäle, darüber im Obergeschoss die Dampfkessel und endlich unter dem Dach die Kohlenbehälter untergebracht. Im Zusammenhange mit dem Kraftwerk steht ein neu errichtetes Haus an der Ecke der Trebbinerstrasse und des Tempelhofer Ufers, welches in ähnlicher Weise durchfahren wird, wie das durchschlitzte Haus an der Lutherkirche. Beim Verlassen des durch dieses Haus gebildeten Thorbogens übersetzt die Bahn das Tempelhofer Ufer und dann in einer einzigen Spannweite gleichzeitig den Kanal und die Anhalter Bahn. Es befinden sich an diesem Punkte vier Verkehrswege übereinander; die Wasserstrasse, die Uferstrasse, die Anhalter Eisenbahn und die Hochbahn. Nach der Überschreitung der Anhalter Eisenbahn fällt die Hochbahn steil ab bis zur Haltestelle Möckernbrücke. Der Zug fährt nunmehr längs des Kanals bis zur Haltestelle Hallesches Thor, welche auf dem gerade hier ausnahmsweise schmalen Uferstreifen aufgebaut werden musste und aus dieser Veranlassung eine eigenartige Gestaltung bekommen hat. Es bietet sich beim Halleschen Thor ein reizvoller Blick auf das lebhaft bewegte Verkehrsbild der Friedrich- und der Belle-Alliancestrasse, auf den Blücher-Platz und den Belle-Alliance-Platz.

Am Sedanufer schwenkt die Bahn vom Kanalufer ab in die Mitte der Gitschinerstrasse, in welcher die Haltestelle Prinzenstrasse liegt. Am Ende der Gitschinerstrasse kreuzt die Bahn den Luisenstädtischen Kanal und das Wasserthorbecken. Man erblickt über die Wasserfläche hinweg einerseits die Michaelkirche und andererseits die Garnisonkirche auf dem Kaiser Friedrich-Platz.

Mit einem Gegenbogen gelangt die Bahn in die Skalitzerstrasse und weiterhin nach dem Kottbuser Thor. An diesem Punkte, an welchem acht Strassen zusammenlaufen, ist eine Haltestelle (Kottbuser Thor) errichtet, welche sich als eine normale, ganz in Eisen ausgeführte Anlage kennzeichnet. Das Gleiche ist der Fall an dem später erreichten Kreuzungspunkte der Skalitzerstrasse mit der Oranien-, Wiener- und Manteuffelstrasse in der Nähe des Görlitzer Bahnhofes. Beim Verlassen der letzteren Haltestelle umfährt der Zug in weitem Bogen die Emmaus-Kirche auf dem Lausitzer Platz und gelangt dann am Ende der nunmehr sehr breiten Skalitzerstrasse zu der Haltestelle Schlesisches Thor. Dieselbe musste auf der diagonalen Überschreitung des Platzes errichtet werden.



Nach Überschreitung der Schlesischenstrasse tritt die Bahn mit einem scharfen Bogen in der Mitte der Oberbaumstrasse ein, welche sie am anderen Ende mit einem gleich starken Gegenbogen wieder verlässt, um dann nach Überbrückung der Falkensteinstrasse die Spree zu übersetzen. Dies erfolgt auf einem viaduktartigen Aufbau, welcher über dem östlichen Bürgersteig der Oberbaumbrücke mit letzterer zugleich in einheitlicher Backsteinarchitektur aufgebaut wurde. Beim Überfahren des Viadukts auf der Oberbaumbrücke entrollt sich das landschaftlich schöne Bild der hier sehr breiten Spree, einerseits stromabwärts in die dicht verbaute Stadt hinein, andererseits stromaufwärts gegen Treptow und Stralau.

Unmittelbar an den Viadukt der Oberbaumbrücke schliesst sich die Haltestelle Stralauer Thor an, welche den Verkehr der Mühlenstrasse und der Stralauer Allee aufzunehmen bestimmt ist. Gleich hinter der Stralauer Allee beginnt der grosse Betriebsbahnhof der Hochbahn mit den geräumigen, auf gewölbtem Viadukt errichteten eisernen Wagenhallen und Werkstätten. Am Ende desselben unmittelbar gegenüber der Haltestelle Warschauerstrasse der Berliner Stadt- und Ringbahn ist die Endhaltestelle Warschauer Brücke der Hochbahn und zwar in Höhe der Strasse errichtet, welche hier mit einer Brücke über die Schlesische Bahn und die Ostbahn, sowie über die Ringbahn hinweggeführt ist. Diese Endhaltestelle wird zunächst noch nicht eröffnet, weil sie einstweilen noch zur Montierung weiterer Wagenzüge für die Hochbahn benutzt wird.

Der erste Entwurf wurde von der Firma Anfang 1891 vorgelegt, die Allerhöchste Zustimmung am 22. April 1893 erteilt.

Die Kosten betragen bis jetzt rund 26 Millionen und sind durch Hindernisse, die erst im Laufe des Unternehmens, insbesondere in Form von Einspruch seitens sich benachteiligt glaubender Gemeinden, entstanden, gegen alle Voraussicht vermehrt worden.

Wir wünschen dem gemeinnützigen Unternehmen, auf welches unsere engste Heimat stolz sein kann, besten Fortgang für alle Zeiten.

XIII. Böten und Beten. Das „Gesundbeten“ ist ein alter Bauernbrauch, nicht, wie vielfach in nicht volkskundlichen Kreisen geglaubt wird, gleich dem Tischrücken und Geisterklopfen eine aus Amerika importierte Form des Spiritismus.\*) Das Berliner Tageblatt berichtete kürzlich anlässlich des Umstandes, dass in der Aula des Städtischen Falk-Realgymnasiums für die sogen. metaphysische Heilmethode nach dem System der Nordamerikanerin Eddy Propaganda gemacht wurde, folgendes:

Es ist der bekannte Schwindel des „Gesundbetens“, der in letzter Zeit mehrfach öffentlich besprochen wird. Es ist in dem modernen Heimatlande frommer Mystik, in Amerika, erfunden worden, und die frommen Industrie-

\*) Mark Twain: Das Gesundbeten und Mrs. Eddys „Christliche Wissenschaft“. Autorisierte Übersetzung im Berliner Tageblatt 1902, No. 114 folg.



ritter haben anscheinend drüben eine Zeit lang gute Geschäfte gemacht. Jetzt zieht die Sache dort nicht mehr, verschiedene neuere Humbugs haben ihn verdrängt. Aber Berlin, die Stadt der Intelligenz, erschien den Heiligen von drüben auch als ein gutes Pflaster, und siehe da — es ging. Unsere vornehmen Kreise sind ja für allerlei Spiritismus, Mystizismus u. s. w. sehr empfänglich, wenn die Sache nur recht konfuse aussieht. Leider ist es nicht bloss eine harmlose Dummheit, die da verübt wird, sondern ein sehr gefährliches Treiben, weil bei dem Gesundbeten des Kranken natürlich kein Arzt zugezogen wird. Angehörige reicher Erbonkel und dergleichen können, wenn diese erkranken, nicht Zweckentsprechenderes thun, als den Arzt vor die Thür zu setzen und einen Vertreter der „christlichen Wissenschaft“ von Miss Eddy herbeizuholen. Die wenigsten Fälle kommen natürlich ans Licht. Dr. E. Sobotta, der jüngst in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ den „Eddysmus“ ausführlich beleuchtet hat, giebt in der neuesten Nummer desselben Blattes eine kleine Blütenlese von Kurberichten aus Amerika und England, von denen einer erwähnt sei. Ein dreizehnjähriges Mädchen hatte Typhus. Als die Äerzte nach Pflicht und Gewissen nicht unbedingt zusagen konnten, dass das Mädchen am Leben erhalten bleiben würde, beriefen die Eltern die „christian healers“. Diese entfernten natürlich zunächst alle Medikamente und schrieben keine Diät vor. Das Kind konnte essen, was es wollte. Als die Krankenpflegerin auf die zunehmende Schwäche des Kindes aufmerksam machte, wurde auch diese entfernt. Natürlich starb das Kind, das schliesslich keine Nahrung mehr zu sich nahm, nach kurzer Zeit.“

Uns interessiert bei dieser merkwürdigen Psychose selbstredend nur das Volkskundliche und da muss behauptet werden, dass das Gesundbeten (auch wie wir sehen werden: das Krankbeten) ein uralter, fast über den ganzen Erdball bei Christen und Nichtchristen, bei Kultur- wie bei Natur-Völkern weitverbreiteter Aberglaube ist. Was ist denn das Böten d. h. das Besprechen der Krankheiten anders? Es werden dabei altheidnische, aber mit christlicher Mystik ausgestaffierte Formeln hergebetet. „Böten“ ist in diesem Sinne, psychologisch gesprochen, im wesentlichen dasselbe wie „Beten“.

Zufällig finde ich eine schöne, genau passende Belagstelle bei Helene Raff „Zwei Modellgeschichten“ (Deutsche Rundschau, Bd. CVIII 1901) aus dem Altbayrischen. Die Verfasserin in München leidet an Kopfschmerzen, was dem Modell Veferl sehr nahe geht. S. 290 heisst es:

„Vefi bethätigte ihr Mitleid anfänglich durch Anrathen der verschiedensten Sympthiemittel und brachte zuletzt einen Zettel zum Vorschein, auf welchem sehr unorthographisch ein längeres Gebet gegen Kopfschmerzen verzeichnet war. Meine Weigerung, mich desselben zu bedienen, machte sie förmlich bestürzt. „Es hilft doch aber, Fräul'n, ganz g'wiss hilft's. Dös weiss a Jedes bei uns z' Haus, dass man Krankheiten wegbeten kann — und herbeten auch. Wir hab'n, wie unser Heimathl vergantet war, bei einer Frau gewohnt, die hat alle Kranken gesund beten könna, und einmal hat s' Jemand totgebetet.“



— „Das ist ja Unsinn! fuhr ich auf, ganz entsetzt von so viel Aberglauben; „haben Sie diese Heilkünstlerin vielleicht auch zu Ihrem kranken Vater gebracht?“ — Sie schlug die Augen nieder. — „Die net“, sagte sie leise, „weil wir s' noch net keent hab'n, aber eine andre wissende Frau, die freilich nix g'nutzt hat; entweder war's schon z' spät oder sie hat die rechte Gnad' net g'habt.“ — Nachher versucht das Veferl den ihm in den Vereinigten Staaten untreu gewordenen „Schatz“ tot zu beten.

Im übrigen verweise ich auf meine früheren Mitteilungen über Böten und Beten bezw. folgende Angaben von mir in der Brandenburgia VI. 374—376 und IX. 126 sowie auf die ausführliche Mitteilung unsers Mitgliedes Herrn Karl Poetters VIII. 225—240.

Wir werden wohl noch öfter auf das Gesund- und Krankbeten in unserer Gesellschaft vom Standpunkt der Heimat- und Volkskunde zurückkommen.

XIV. Der versunkene Kahn in der Dosse bei Friedrichsbruch unweit Neustadt a. D. In der Täglichen Rundschau vom 29. November 1901 stand folgende Mitteilung.

„Ein merkwürdiger Fund ist unweit Friesack im Flussbett der Dosse gemacht worden. Bei dem niedrigen Wasserstande dieses Jahres ist dort ein grosser eichener Kahn zum Vorschein gekommen, der den Franzosen während der Kriegsjahre am Anfang des vorigen Jahrhunderts zum Verfrachten von Munition gedient hat. Das Fahrzeug war s. Zt. von Havelberg gekommen und wurde 1813 von den Franzosen an der Wiesenbrücke bei Friedrichsbruch in den Grund gebohrt, damit es nicht den anrückenden preussischen und russischen Truppen in die Hände fiel. Von Beginn an hat sich in der Gegend von Friesack das Gerücht erhalten, dass der Kahn noch wertvollere Sachen in sich berge, als nur Munition, nämlich eine Kriegskasse der Franzosen. Vornehmlich um diese nicht in den Besitz ihrer Gegner kommen zu lassen, hätten die Franzosen das Fahrzeug zum Sinken gebracht. Eine grosse Menge Gewehrkugeln hat man aus dem Kahn bereits zu Tage gefördert; es sind aber Anstalten getroffen, ihn völlig zu heben, damit man der vermutlich darin aufbewahrten Kriegskasse habhaft werde.“

Diese Nachricht veranlasste mich, Herrn Pastor Wolfram in Nackel, Kreis Ruppin, Vorsitzenden des dortigen Jünglingsvereins, welcher letzterer inzwischen korporativ der Brandenburgia als Mitglied beigetreten ist, der Sache näher nachzuforschen und dazu den Verein anzubieten. Unter dem 17. December 1901 hat ein Herr Wolfram folgenden dankenswerten Bericht erstattet.

Über den bei dem Dorfe Friedrichsbruch (bei Neustadt a. Dosse) im Dossefluss liegenden, versunkenen angeblichen „Franzosenkahn“ haben wir bisher durch die Hilfe des Herrn Pastor Schmidt in Klein-Derschau, zu dessen Sprengel der Ort gehört, folgendes ermittelt.



Der Kahn befindet sich an der Brücke, die von Friedrichsbruch nach Dreetz führt, ist 16 m lang und mutmasslich 3—4 m breit, liegt schräg mit der einen Seite im Flussbett und ist zum grössten Teile versandet, seine Spitze liegt stromabwärts. Gefunden sind in unmittelbarer Nähe des Kahnes am Ufer viele grössere und kleinere Kugeln, wie Kanonenkugeln; 1 Kugel von 15 Pfund; eine kleinere ist im Besitz der Familie Peters-Friedrichsdorf.“

„Erzählt wird: Nach einer Ansicht ist der Kahn von Hohenofen gekommen (d. h. stromabwärts), nach der andern von Havelberg (stromaufwärts).“

Herr Pastor Schmidt urtheilt:

Die Ansicht, dass der Kahn stromab von Hohenofen her gekommen ist, scheint die richtigere zu sein, einmal wegen der Lage des Kahnes und sodann deswegen, weil in Hohenofen früher eine Silberschmelze war. Möglich ist es, dass dort zu Kriegszeiten auch Kugeln gegossen wurden. Diese Kugeln wurden dann auf Kähnen weiter transportiert; dass ausser diesem Kahne noch andere Kugeltransporte stattgefunden haben, dafür spricht der Umstand, dass weiter stromabwärts ebenfalls schwere Eisenkugeln gefunden sind, die unmöglich von dem Strome soweit weggespült werden konnten.

Vielleicht hat der Kahn nach Magdeburg, Havelberg, Dömitz u. s. w. diese Kugeln bringen sollen, und ist auf die Kunde, dass alles verloren sei, Magdeburg gefallen, die Franzosen da und auch kein Widerstand mehr möglich, von der Bemannung versenkt worden, um ihn nicht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen.

„Wie ich gestern hörte, hat der Grabenmeister Reimann ebenfalls an die Regierung einen Bericht über unsern Kahn machen müssen.“

Der Jünglingsverein in Nackel, nur etwa 12 km von der Fundstelle entfernt, hat schon mehrere Theilnehmer gefunden, die bei günstigem, niedrigem Wasserstande der Dosse bereit sind, dem Kahne mit Hacke und Spaten zu Leibe zu gehen. Allem Anschein nach handelt es sich um preussische, nicht um französische Munition; danach wäre auch natürlich die Sage von einer französischen Kriegskasse inhaltslos. Jedenfalls aber werden wir uns mit Herrn Grabenmeister Reimann in Verbindung setzen, um bei etwaigen Aenderungen des Flussbettes oder bei Hebung des Kahnes, der wahrscheinlich auf fiskalischem Grund und Boden liegt, mit helfen und mit „erbeuten“ zu können für die Brandenburgia.

Wir dürfen also wohl wie seitens des Märkischen Museums so seitens der Brandenburgia hoffen, später noch weitere Aufklärung zu erhalten.

XV. Ein Doppelsiegelstempel aus hartem Kalkstein, ausgegraben in 2 Meter Tiefe auf dem Grundstück des Herrn Zimmermeisters Miessner zu Berlin, Seestrasse No. 61 ist von demselben dem Märkischen Museum verehrt worden.

Die Buchstaben und Zeichnungen sind verkehrt geschnitten, also zu einem Abdruck unmittelbar dienlich.

Der Durchmesser des Doppelstempels beträgt 4 cm.

Auf der einen Seite befindet sich das Stadtsiegel von Friedland in Mecklenburg.



Ein Stadttor, flankiert von 2 Türmen, darüber der obotritische Stierkopf mit dem Nasenring. Die Umschrift lautet: Sigillum Civitatis Friedeland.

Die andere Seite der Steinscheibe zeigt das Herzoglich Württembergische Wappen mit der Umschrift:

EBERH: LVDWIG, DVX WVRTTEMB:V:T:C:

Herr Staatsarchivar Dr. Schuster teilt über dieses Siegel und die Beziehungen des Württembergischen Hauses zu Berlin folgendes mit:

Am 5. Juli 1709 — zur Zeit des nordischen Krieges — wurde zwischen dem König Friedrich I. von Preussen und dem Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg eine Defensiv-Allianz geschlossen, zu welchem Zwecke der Herzog einen Bevollmächtigten in der Person des Geheimen Rats von Reichenbach nach Berlin entsandt hatte. Vermutlich ist bei dieser Gelegenheit das Siegel des Herzogs in Berlin zurückgeblieben.

Weitere Beziehungen zwischen Brandenburg-Preussen und Württemberg in jener Zeit ergeben sich durch die am 8. Dezember 1716 zu Berlin stattgehabte Vermählung der Prinzessin Henriette Marie von Brandenburg-Schwedt, geboren 2. März 1702, Tochter des Markgrafen Philipp Wilhelm von Schwedt, mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Württemberg, dem Sohne des Herzogs Eberhard Ludwig. Henriette Marie verstarb in Köpnick am 7. Mai 1782; ihr Gemahl Friedrich Ludwig, geboren 24. Dezember 1698 hatte bereits am 23. November 1731 das Zeitliche gesegnet. — Die am 8. Dezember 1716 abgeschlossenen Ehepakten führen ein anderes Siegel des Herzogs Eberhard Ludwig.

XVI. Hugo Jentsch: Aus der Zeit des Lausitzer Typus nebst einigen älteren und jüngeren Funden aus der Niederlausitz und angrenzenden Gebieten. (Sonderabdruck aus den Niederlausitzer Mitteilungen, gewidmet: Herrn Paul Telge, dem feinsinnig schaffenden Kenner vorgeschichtlicher Altertümer zum 21. Januar 1902. [Fest der Silberhochzeit].)

Unser Ehrenmitglied hat vermöge seines unermüdlichen Bienenfleisses viele neue Funde aus Guben und Umgebung sowie aus angrenzenden Teilen anderer Provinzen zusammengetragen, zumeist dem ostgermanischen (sogen. Niederlausitzer) Typus zugehörig. Ferner Einzelfunde der Steinzeit. S. 5 wird der Einbeckenberg bei Guben als Eibenberg erklärt; „noch jetzt bedeckt einen Seitenabhang ein kleines Gebüsch von dunklem Nadelholz. Wurzelreste von Eiben aber sind bis jetzt nicht nachgewiesen, allerdings auch noch von niemand gesucht worden“. Es wäre wünschenswert, den botanischen Namen jenes dunkeln Nadelholzes festzustellen.

S. 60. In Göttern bei Guben ist vor Jahren ein Steinhammer aus feinkörnigem Material, durch eine senkrecht auf der einen Längsseite über das Bohrloch geführte geradlinige Furche gekennzeichnet,



erworben worden, der als Schutz gegen den Blitzschlag unter der Dachfirst eines Hauses aufgehängt war. Abbild. in Guben. Gymnasial-Programm 1883, Taf. 1 Fig. 36. — Das absichtlich verbogene Bronzemesser Fig. 39 gleicht einem ähnlich deformierten Bronzemesser im Märk. Museum B. II. 22 769 in Brodowin bei Bahnhof Chorin ausgegraben.

S. 66 heisst es: „Bekanntlich finden sich in Feldsteinnestern der Niederlausitz nicht selten namentlich dreikantig abgeschliffene Naturgebilde, deren Form auf Einwirkung der Gletscherbewegung zurückgeführt wird: vgl. Niederlaus. Mitt. Bd. 6, S. 39. Virchows Auffassung dieser früher oft als Kunsterzeugnisse angesehenen Stücke ist ebd. Bd. 1 S. 101 mitgeteilt.“ — Hierzu bemerkt Referent, dass die Berendtsche Theorie vom Eisschliff der Dreikanter, richtiger Facettensteine oder Kantensteine verworfen und durch die alleinrichtige, dass die Schriffe von Sandgebläse herrühren, ersetzt worden ist.

Auch slavische Funde mit sogen. Wendenpfennigen werden S. 76 erwähnt.

XVII. Das Deutsche Heer. Unsere Zeit in Wort und Bild für Soldaten. (Druck und Verlag von A. W. Hayns Erben Berlin) betitelt sich eine neue vaterländische Zeitschrift, deren Schriftleitung in den Händen von zwei Potsdamer Herren liegt, des Hofpredigers und Garnisonpfarrers Kessler sowie unsers Mitgliedes Dr. Netto. Der Inhalt ist mannigfaltig, gediegen und derartig ausgewählt, dass auch die Heimatkunde darin wesentliche Bereicherungen findet, wozu noch kommt, dass die bildliche Ausstattung eine treffliche und der Preis von 10 Pfennig für das 16 Seiten Text und Bilder enthaltende Heft ein ganz ungewöhnlich billiger ist.

In Heft 1 befindet sich u. a. ein Artikel über Sponton und Kurzgewehr, in Heft 2 über den Helm, in Heft 3 über Feld- und Fanfaren-trompeten, in Heft 4 über Ehrenwaffen, in Heft 5 über Grenadiermützen, in Heft 6 über die Patronentasche, in Heft 7 über das Bajonett, in Heft 8 über Trommeln, sämtlich von Herrn Dr. Netto.

Diese 8 Nummern lasse ich zirkulieren mit dem Wunsche für das Gedeihen dieser nützlichen volkstümlichen, die Liebe zur Heimat fördernden neuen Zeitschrift.

XVIII. Hierbei mache ich darauf aufmerksam, dass unser Mitglied Herr Dr. Hans Brendicke ein verwandtes Organ herausgibt, betitelt: „Die Schnur. Zeitschrift der Vereinigung ehemaliger Einjährig-Freiwilliger, Kampfgenossen von 1864, 1866, 1870/71.“ Nach den Satzungen ist der Verein zu Berlin am 3. Februar 1896 begründet worden. Die Zeitschrift als Organ des Vereins enthält eine Menge von Originalaufsätzen und kürzeren Mitteilungen, die sich auf



das militärische Leben und auf die Personalien der Mitglieder beziehen. Auch diese Zeitschrift sei Ihrer Beachtung bestens empfohlen.

XIX. Der Roland zu Bremen. Von Georg Sello. Mit 1 Heliogravüre und 11 Abbildungen im Text. Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen. Bremen. Druck und Verlag von Max Nössler. 1901. XII. + 69 S. 8.

Herr Archivrat Dr. Sello in Oldenburg hat auf Wunsch der Historischen Gesellschaft in Bremen seine langjährigen Rolandstudien hier zusammengefasst. Wie alle Schriften des Verfassers zeugt die vorliegende von eminenter Belesenheit, von grosser Sachkenntnis und von hervorragender kritischer Schärfe.

Seit der Arbeit des Geheimen Hofrats Professor Dr. Richard Schroeder in Heidelberg über die Stellung der Rolande in der Rechtsgeschichte, als Jubiläumsschrift des Vereins für die Geschichte Berlins 1890 veröffentlicht, ist die Sellosche Schrift die bedeutendste in ihrer Art und jedem Roland-Freunde unentbehrlich, trotz ihres engefassten Titels.

Es kann, trotz meiner Liebhaberei für die Roland-Fragen, nicht meine Aufgabe heut Abend sein, mich irgend wie erschöpfend über Sellos Buch, welches die Roland-Frage auf der gesamten Linie neu aufrollt, zu verbreiten, dies umsoweniger, als unser Mitglied Herr Dr. Gustav Albrecht seit längerer Zeit Roland-Studien betreibt und darüber hoffentlich noch in diesem Jahre uns einen längern Vortrag halten wird, an den sich eine Diskussion anknüpfen mag.

Nur soviel sei angedeutet, dass der Verf. nächst dem Bremer Roland der Sippe des Magdeburger Rolands besondere Bedeutung beilegt und dahin die Rolande zu Halle, Berlin, Brandenburg, Stendal rechnet.

Auch aus Sellos Schrift erhellt, dass es einen bestimmten rechtshistorischen Begriff des Rolands nicht gibt ebenso wie einen bestimmten technischen oder künstlerischen Rolands-Typus, sondern dass es sich dabei um Entwicklungsreihen hinsichtlich der soeben bezeichneten Typen und um ganz verschiedene rechtliche und volkstümliche, nur aus dem Fluss der Zeiten und dem Charakter der verschiedenen Rolands-Orte zu erklärende Auffassungen handelt.

S. 56 heisst es: „Der Berliner Roland spielt in der neueren Litteratur eine eigenartige Rolle (vgl. Richard George, *Hie gut Brandenburg alleweg! Geschichte und Kulturbilder u. s. w.* Berlin 1900, S. 265 ff.). Nachdem der „Märkische Walter Scott“ Willibald Alexis in dem Roman „Der Roland von Berlin“ (1840) seinen Witz an ihm versucht, brachte Jos. Lauff ihn in dem vaterländischen Schauspiel „Der Eisenzahn“ auf die Bühne; eine Abbildung des 1899 für das Wiesbadener Hoftheater modellierten Bildwerks findet man in Scherls „Woche“ (I No. 10); Leoncavallos in kaiserlichem Auftrage be-



gonnene Oper „Der Roland von Berlin“ scheint noch nicht über die Bretter gegangen zu sein. Die archaistischen Bestrebungen des Berliner Geschichtsvereins, die Bildsäule neu zu errichten, sind bekannt. Als Vorstudie hierzu brachte die Nationalzeitung kürzlich (1901 No. 328) die Notiz, im Märkischen Provinzialmuseum befinde sich „eine getreue Nachbildung der Rolandstatue, welche unter Friedrich II (Eisenzahn) in die Spree geworfen worden ist.“ Auf Befehl des Kaisers wird jetzt, als Abschluss der Siegesallee im Berliner Tiergarten, ein Monumentalbrunnen errichtet, welcher eine 3½ m hohe Rolandfigur tragen soll.“

Hierzu sei zunächst bemerkt, dass der italienische Maestro für seine Roland-Oper sechs Monat Nachfrist erbeten hat und dass die Bestrebungen des Vereins für die Geschichte Berlins, auf dem Molkenmarkt einen altertümlichen Roland als geschichtliche Erinnerung zu errichten, viele Jahre zurückgehen. Hoffentlich wird endlich aus der Sache etwas.

Ferner erwähne ich, dass der neue kaiserliche Roland von Berlin (grosse Abbildung S. 414 in der Zeitschrift „die Woche“ 1902 in der Werkstatt zu Christiania), den im Auftrage unsers Kaisers der Bildhauer Lessing modelliert hat, 3¾ Meter hoch ist und auf einem 7 Meter hohen Sockel stehen wird. In Christiania ist er von dem deutschen Bildhauer Bardeleben aus einem grossen Block grauen norwegischen Granits herausgehauen worden. Das Standbild behält den matten Naturton des grauen Granits; nur die Teile, die blankes Metall darstellen sollen, werden poliert. Das Werk, begonnen im September 1901, ist bis auf Gesicht und Hände, worüber Professor Lessing, sich nähere Bestimmung vorbehalten, vollendet. Dieser „Roland, der Ries“ ist geharnischt mit Riegel- und Platten-Panzerung, Kegelhelm und lang wallendem Mantel, auf der linken Brust das kleinere Rolandsschild, wie es mehrere norddeutsche Rolande führen. In der Rechten hält er das berühmte Schwert Durandarte, in der Linken das Horn Olifant, mit dem er Kaiser Karl in der Schlacht bei Roncesvalles zu spät um Hilfe ruft. — Dieser Roland ist nach Material und Ausstattung einzig in seiner Art und fällt gänzlich aus dem Rahmen der deutschen Rolande heraus, als eine romantische Heldenfigur von allerdings grosser plastisch-dekorativer Wirkung. Der Stil erinnert auch in etwas an die megalithische Figur der Bismarcksäule, welche die Hamburger zu errichten gedenken.

Ich brauche im übrigen wohl kaum zu sagen, dass die das Märkische Museum betreffende Notiz aus der Nationalzeitung entweder eins der bekannten Reporter-Spässchen oder eine „freie“ Reporter-Erfindung ist.

Da Sello alle möglichen Rolands-Deutungen, auch diejenigen, welche mehr als waghalsig sind, erwähnt, so ist es wohl gestattet, die



neuste Rolands-Lösung, welche Herr Ernst A. Müller hierselbst in der interessanten Zeitschrift „Nedersachsen“ 7. Jahrg. No. 8 vom 15. Januar 1902, S. 141 versucht, in extenso wiederzugeben.

Die Rolands-Frage, welche Herr Uhl-Münden in No. 4 von „Niedersachsen“ aufwirft, vermag ich zu beantworten, da meine Vorfahren dem uralten Verbands der „Wetterfreien“ zu Wetter bei Melle angehörten, einer Verbindung westfälischer „Wehren“ (=Hofbesitzer), die sich und ihre Gerichtsbarkeit für niemand unterthan erachteten, als dem „Wetter und der Jungfrau Maria zu Herse“ (letztere die christliche Unterschlebung der Göttin Freya), in welcher Verbindung sich die Überlieferungen germanischen Rechtswesens aus grauester Vorzeit bis in die Gegenwart erhalten hatten. Auch die Femgerichte sollen darin ihren Ursprung haben. — Es gehört zu jenen albernen Mönchsmärchen, die nachmals allem germanischen Wesen Ursprung und Beziehung zum Christentum und dessen Einführung zu unterstellen suchten die Rolands-Denkmal, deren wir noch manche in norddeutschen Städten finden, mit einem Heerführer des fränkischen Kaisers Karl in Verbindung zu bringen. Die allereinfachste Logik vermag aber schon klar zu machen, dass unsere edel denkenden und fühlenden niedersächsischen Geschlechter sich niemals jenen unsicheren Klopffechter, der in den fernen Pyrenäen ein verdientes Ende fand, zu einem so heiligen Symbol ihrer Gerechtigkeit aufgestellt haben würden.

Die Befangenheit eines geschlossenen Richterstandes, dessen Neigung zu einer trägen, endlosen Ausdehnung der Verhandlungen in bequemen, dem Wetter abgeschlossenen Räumen voraussehend, litten jene unsere klugen Vorfahren beide nicht, und — „He sall richtet wern up roer Erde“, = das ist im Freien, war ihr erster Grundsatz. — Vier Männer mit Lanzen „ohne Wehr“ (= d. i. ohne Spitzen; deshalb „eine Rute“ genannt) von je zwei Mann, (zu sechs Fuss) = 12 Fuss Länge, legten diese Ruten in ein Quadrat zusammen und „hegten damit den heiligen Boden ein“, in dem die richtenden Männer zusammentraten. Diesen Raum durfte bei schwerer Strafe niemand ungerufen betreten, er musste also „einen Beruf“ dazu haben, und die aussen Stehenden bildeten „die Umstände“. — Von diesem „eingeruteten“ Raume, zwölf Fuss ins Geviert, hat unsere gegenwärtig noch geltende Quadratrute oder „Rute Landes“ ihren Namen, aus dem christliche Idolatrie und der Unverstand nachmals dann aus dem plattdeutschen Worte „Roe Land“ einen „Roland“ machte. Der Figur des altgermanischen Sonnengottes, welche als Sinnbild des Erleuchters der Menschen und der Wahrheit, als diese Gerichtsstätten in den Städten bleibend wurden, an solchen Gerichtsstellen aufgestellt ist, ward dann jene unwürdige Unterschlebung mit jenem Büttel des Frankenkaisers zu teil. Auch die wunderliche und der Farbe und Gesinnung nach durchaus nicht gerechtfertigte Benennung von „der roten Erde“ Westfalens hat davon, als den aus dieser „Roe Land“ = Gerichtsstätte herkommenden Femgerichten, seinen Ursprung.

Mit der fest bleibenden Verlegung jener Gerichtsstätten in Städte erhielten die Marktplätze derselben eine geeignete Stelle für diese Gerichtsstätten mit dem Roe-lands-Bilde des Sonnengottes, und zum Ersatz der Laube



des Baumes, unter dem das Gericht der uralten Gerechtigkeit und Rechtspraxis wegen stattfinden sollte, baute man von Säulen getragene steinerne „Gerichtslauben“, deren letzte eine sich am Rathause zu Berlin bis zum Jahre 1872 erhalten hatte. Dieses höchst merkwürdige Denkmal der heiligen Religion altgermanischen Rechts hätte man füglich der Reichshauptstadt erhalten sollen. Es erlag aber dem Neuerungssturme der „Gründerzeit“ trotz der Fürsprache des „alten Kaisers“ Wilhelms des I., der es dann in seinem Parke zu Babelsberg wieder aufrichten liess. „Ich wollte sie den Berlinern abkaufen,“ sagte zu mir der Kaiser in seiner launigen Weise, „sie haben sie mir aber geschenkt!“

Am Ende der Siegesallee zu Berlin, an der, durch die Munificenz des gegenwärtigen deutschen Kaisers, die sämtlichen bisherigen Herscher der Mark Brandenburg in bewunderungswürdig schönen, aber leider aus vergänglichem weissen Marmor, statt aus dauerndem Erz gebildeten Statuen Aufstellung gefunden haben, ist auch die Wiederaufrichtung eines Roe-Land-Denkmal's geplant, das hoffentlich das bedeutsame Symbol jenes alten, das Recht und die Wahrheit schützenden „Sonnengottes der alten Sachsen“ dem neuen deutschen Reiche sein wird.

XX. Amos Comenius: Sein Orbis Pictus und sein Aufenthalt in Berlin. Aus dem Kreise unserer Brandenburgia bin ich wiederholentlich ersucht worden, eine der vielen Ausgaben des Orbis Pictus einmal in unserer Gesellschaft vorzulegen. Ich komme diesem Wunsche nach, indem ich Ihnen vier verschiedene Ausgaben dieses einst weltberühmt gewesenen Bilderbuchs vorführe. Da Amos Comenius im Lauf der letzten zwölf Jahre vielfach Gegenstand der Erörterung in der Presse gewesen ist und ich mich auch sonst durchaus nicht berufen fühle, über diese gewaltige vielseitige Persönlichkeit und ihre umfassende schriftstellerische Thätigkeit zu sprechen, was ich vielmehr den eigentlichen Comenius-Forschern überlasse, deren es viele giebt, so kann ich mich ganz kurz auf ein paar Angaben beschränken, welche ich dem Archiv des Märkischen Museums entnehme. In demselben befinden sich zwei Aktenfaszikel, das eine bezüglich auf das Leben des Amos Comenius, das andere betitelt Comenius-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft und der Volkserziehung in Berlin, ausserdem habe ich meine Erinnerungen an die grosse czechische Nationalausstellung benutzt, welche ich i. J. 1895 in Prag besuchte und wo ein gesondertes Comenius-Museum aufgestellt war.

Johann Amos Komensky, 28. März 1592 in Mähren geboren und zur Brüdergemeinde gehörig, hat ein ungewöhnlich bewegtes Leben geführt und musste in den Wirren des begonnenen grossen Glaubenskrieges flüchten. 1632 ward er Bischof der böhmisch-mährischen Brüder. I. J. 1648 ging er nach vielfältigen Reisen von Elbing nach Polnisch-Lissa, dann nach Ungarn, wo er das Gymnasium zu Saros-Patak im Zempliner Komitat organisierte. Hier schrieb er seinen berühmten



Orbis sensualium pictus oder die sichtbare Welt (Nürnberg 1658).\*) Nach neuen Wanderungen, wobei er einige Zeit in Brandenburg und in Hamburg verweilte, ging er nach Amsterdam und starb zu Naarden am 15. Oktober 1671.

Was uns nächst dem Orbis pictus, speziell als Brandenburger interessiert, ist der Umstand, dass Comenius zweimal in Berlin unter besonderen Verhältnissen verweilt hat.

Weil die Böhmisches Brüder nach der Schlacht am Weissen Berg (8. Nov. 1620) in Böhmen und Mähren nicht mehr sicher waren, wurden auf einer Versammlung, welche die Ältesten in Dombrowitz an der Mettau bei dem Bruder V. Horn (Roh) im März 1625 abhielten, Comenius und Chrysostomus ausgesandt, für die Brüder in Polen einen neuen Wohnsitz zu suchen. Diese Gesandten kamen zuerst nach Görlitz; sie hatten ein Schreiben an den jüngeren von Zerotin, dessen Lehrer Johann Grellius von Strassburg war. Grellius versicherte die Brüder, sie würden laut Prophezeiung des Weissgerbers Christ. Kotter in Sprottau noch bessere Zeiten erleben. Comenius und Chrysostomus wollten Kotter persönlich kennen lernen, trafen ihn aber nicht, denn er war beim Kurfürsten George Wilhelm in Berlin, sie warteten aber in Sprottau, bis Kotter zurückkam. Von Sprottau ging Comenius mit Chrysostomus nach Polen, um dem Ältesten der Unität Mart. Gration eine Botschaft zu überbringen. Da Comenius den Gration, der auf Reisen war, nicht antraf, liess er Chrysostomus in Polen zurück und kehrte mit seinem jungen Begleiter Math. Probus nach Schlesien zurück. Von Schlesien schickte Comenius den Probus nach der Heimat, um ihn über die bisherigen Reisen berichten zu lassen, er selbst blieb in Sprottau zurück und übersetzte in 16 Tagen die Visionen des Sprottauer Weissgerbers Christ. Kotter.

Inzwischen kehrte Chrysostomus aus Polen zurück und ward von Comenius in die Heimat gesandt, während letzterer wieder nach Polen und nach Berlin ging, in welcher Stadt er zahlreiche böhmische Exulanten antraf. Von Berlin ging Comenius weiter nach Frankfurt a. O. und nach Glogau. Im selben Jahr 1625 kam Comenius in die Heimat zurück; im Jahre 1625 reiste Comenius abermals nach Berlin, diesmal zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt. Hier war er mit der Vertretung des Exulanten Ladislaus von Zerotin bei dem „böhmischen König“ beauftragt (nach Klihas „Comenius' Leben und Arbeit“, in czechischer Sprache). Gemeint ist der am Weissen Berg bei Prag besiegte sogen. Winterkönig Friedrich V. von der Pfalz. In Zonbeks „Comenius nach seinem Leben und seinen Schriften“ heisst es: „Im

\*) Conrad Ferdinand Meyer in seiner Bündnergeschichte Jürg Jenatsch 21. Aufl. Lpz. 1895, S. 19 lässt Heinrich Waser sich schon i. J. 1615 im Orbis pictus vertiefen.



Jahre 1626 verweilte er (Com.) mehrere Monate in Berlin, wo sich die Mutter des flüchtigen Winterkönigs aufhielt. Auf ihren Wunsch liess Ladislaus von Zerotin eine prachtvolle, mit Bildern gezierte Abschrift der deutschen Visionen (von Kotter) veranstalten, um sie dem Pfalzgrafen Friedrich, dessen zukünftigen Ruhm viele Visionen zum Gegenstande hatten, in Haag zu überreichen. Aber selbst durch eine Krankheit gehindert, beauftragte er den Comenius mit dieser Botschaft. "Friedrich liess sich über den Inhalt des umfangreichen Buches belehren und entliess den Comenius gnädig; thatsächlich hat er aber zu Gunsten der Brüdergemeinde nichts unternommen — sehr begreiflich, denn der unglückliche König konnte sich selbst nicht helfen.

Diese Nachrichten verdanke ich einem Mitgliede der Berliner Böhmisches Brüdergemeinde, Kais. Österreichischen Rat Palma.

Am 28. März 1892 wurde im Festsaal des Berliner Rathauses die 300 jährige Wiederkehr des Geburtstags des grossen Menschenfreundes Amos Comenius gefeiert, nachdem hierselbst am 10. Oktober 1891 eine „Comenius-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft und der Volks-erziehung“ unter Vorsitz des Herrn Geheimen Regierungsrats Dr. Ludwig Keller ins Leben trat, dessen persönlicher Hingabe die Gesellschaft ausserordentlich viel verdankt.

Nun zurück zu unserm Orbis pictus.

Zunächst zeige ich eine Nürnberger Ausgabe von 1745 (Verlag der Endterschen Erben) lateinisch und deutsch. Die Abbildungen ziemlich undeutlich.

Ferner lege ich vor eine besser illustrierte Ausgabe lateinisch, deutsch, französisch und italienisch von Karl Coutelle, Nürnberg ebenfalls bei Endter, 1760, welche auf dem Titelblatt ein Wappen zeigt: Sonne, Mond und Sterne, Regenwolken und Sonnenschein, Fruchtland, Bäume und Fels mit dem Comeniusschen Wahlspruch: *Omnia sponte fluant, absit violentia* (Alles möge freiwillig fliessen, Gewalt bleibe fern) ein Wunsch, den Charles Darwin bei seiner Entwicklungstheorie der natürlichen Dinge als Thatsache und als Axiom der Naturkraft selbst zu Grunde gelegt hat, wie bereits Linné sagte: *natura non facit saltum*, die irdischen Dinge entwickeln sich überall von selbst und ohne Sprung. Der griechische Philosoph sagt entsprechend *πάντα ῥεῖ* (Alles fliesst).

Comenius hat jene Devise selbstredend vorzüglich auf die Geschichte der menschlichen Kultur angewendet und nicht als ein Axiom, sondern, wie angedeutet, lediglich als einen Wunsch formuliert.

Ferner sehen Sie einen stattlichen Band Querfolio Kupferstiche des berühmten Daniel Chodowiecki zu einem Orbis pictus ebenfalls des 18. Jahrhunderts; die Radierungen sind von Schellenberg ausgeführt.



In meiner Jugend wurde mir von einem Mitschüler die desgleichen ausliegende, von mir dem Märkischen Museum (Kat. B. XIII. 3753) verehrte Ausgabe von J. E. Gailer geschenkt: Neuer Orbis Pictus für die Jugend oder Schauplatz der Natur, der Kunst und des Menschenlebens in 322 lithographierten Abbildungen mit genauer Erklärung in deutscher, lateinischer, französischer und englischer Sprache nach der früheren Anlage des Comenius bearbeitet und dem jetzigen Zeitbedürfnisse gemäss eingerichtet. (3. Aufl. Reutlingen 1835 bei Johann Conrad Mäcken jun.).

Kulturhistorisch ist es nicht uninteressant, die Sprachen des kurzen Textes zu den Bildern des gemalten Erdkreises zu verfolgen: erst lateinisch und deutsch, dann lange Zeit hindurch lateinisch, deutsch, französisch und italienisch, so noch die Ausgaben in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dann tritt das Englische an die Stelle des Italienischen, so in der Gailerschen Ausgabe.

Auch Erwachsene haben alle Zeit Freude an dem vielseitigen Allerweltsbuch gehabt und daraus gelernt. Es wäre sehr wünschenswert, auch vom Standpunkt der Landeskunde, dass es in zeitgemässer und zeitgenössischer Form wieder auflebte, wozu strebsamen Autoren und findigen Verlegern hiermit eine Anregung geboten sei, die hoffentlich auf fruchtbaren Boden fällt.

XXI. Zur Geschichte des Selbstfahrers (Automobils). In der Gailerschen Ausgabe von Comenius Orbis pictus, Reutlingen 1835 findet sich auf Tafel 296 zu S. 652 folg. die deutliche Abbildung eines Automobils. Dasselbe wird mit Dampf betrieben — die Dampfwagen waren vor kurzem in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika in den öffentlichen Verkehr getreten, für Deutschland kennt sie Gailer noch nicht, — der abgebildete vierräderige Selbstfahrwagen ähnelt in seiner Ausstattung den seit alters in England üblichen Mail-Coaches mit Plätzen im Innern des Wagens, auf demselben und hinter ihm, wie sie während der grossen Gewerbeausstellung zu Berlin im Jahre 1896, allerdings mit Pferden betrieben, kurze Zeit in Betrieb waren.

Da auch dem Humor in wissenschaftlichen Dingen — glücklicher Weise — mitunter ein kleiner Raum verstattet wird, so sei es mit Bezug auf das Automobil, das ein immer wichtigerer Faktor in unserm Verkehrsleben wird, zwei Dichterstimmen: Goethe — „contra“ und den berühmten lebenden belgischen Dichter-Philosophen Maurice Maeterlinck — „pro Automobil“ anzuführen gestattet.

Goethe als Zeuge gegen das Automobil. Er muss für alles herhalten! Dass Goethe sich auch bereits über das Automobil geärgert hat, beweist nachstehendes Citat aus Faust I, Walpurgisnacht: „Das drängt und stösst, das rutscht und klappert! — Das zischt und quirlt,



das zieht und plappert. — Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt! — Ein wahres Hexenelement! So äussert sich Mephistopheles.

Moriz Maeterlinck schildert (in Harpers Magazine) seine Empfindungen bei der ersten selbständigen Automobilfahrt wie folgt:

„Meiner zitternden Hand ist das Ungetüm gehorsam und willfährig, und rechts und links fliessen die Kornfelder friedlich vorbei, wie wirkliche Ströme vom Grün. Die Stunde hat geschlagen, wo ich die Macht dieser geheimen Kunst erproben soll. Ich berühre die magischen Griffe. Das Märchenross gehorcht. Es macht jäh Halt. Ein kurzes Stöhnen, und sein ganzes Leben ist entflohen. Jetzt ist es nichts mehr als ein grosses lebloses Metallgerät.

Aber das thut nichts. Meine neue Wissenschaft ist ihrer selbst gewiss. Der Hippogryph lebt wieder auf, giebt seinen ersten Laut von sich und zieht von neuem ab, sein Lied singend. Ich erobere die Ebenen, die sich vor mir niederbeugen.

Zuerst kommt die Strasse mir entgegen, wie eine palmenschwingende Braut, die sich zu einem Lied des Frohsinns rhythmisch bewegt. Aber bald wird sie übermütig, springt vorwärts und wirft sich mir wie toll entgegen, rauscht unter dem Wagen dahin wie ein wütender Giessbach, dessen Schaum über mir zusammenschlägt; sie ertränkt mich in ihren Wogen und blendet mich mit ihrem Atem.

Oh wundervoller Atem! Es ist, wie wenn Hügel, wie wenn Myriaden unsichtbarer, durchsichtiger Hügel von grossen überirdischen Vögeln, die auf unsichtbaren Bergen voll ewigen Schnees wohnen, daherkommen und meine Augen, meine Brauen mit ihrer mächtigen Kühle umwehen.

Wenn ich vorbeifahre, beugen die Bäume sich ungestüm vorwärts, und ihre Blätter, angesteckt von der rasenden Freude der Kraft, die ihr brausendes Lied singt, rauschen mir den beredten Psalm des Raumes ins Ohr, bewundern und bewillkommen den Feind, der bisher immerdar geschlagen ward, jetzt aber triumphiert: die Eile!“

Übrigens ist das Automobil in verschiedenen Ausrüstungen seit Jahrhunderten bereits bekannt. Gelegentlich werden wir darauf in der Brandenburgia zurückkommen. — Eine recht gute gemeinverständliche Darstellung der Entwicklung des modernen Selbstfahrwesens (Automobilismus) befindet sich im Prometheus, XI. Jahrg. Berlin 1900 S. 101 folg., von J. Castner.

XXII. Zwei neue Erinnerungstücher des Märkischen Provinzial-Museums.

Erinnerungstücher habe ich in der Brandenburgia (III. 305 flg.; IV. 11 flg.; IV. 257 flg.; IV. 332; V. 445; IX. 502 flg.) zum öftern besprochen und vorgezeigt unter Hervorhebung des Wertes, den sie für die Geschichte der Kultur, der Webekunst, der Volkskunst u. s. w. be-



sitzen. Das Märkische Museum hat auch wiederholt grössere Gesamtausstellungen sowohl in der Brandenburgia wie in dem hiesigen Verein für Volkskunde veranstaltet. Ich zeige Ihnen zunächst ein auf den Tod des Schwedenkönigs Gustavs II. Adolf in der Schlacht bei Lützen am 16. November 1632 bezügliches Tuch vor. Dasselbe hat eine Grösse von 160 cm im Quadrat. Es ist aus Leinen blau und rot gewebt, ohne Angabe des Ursprungsortes und enthält eine Reihe Wappen, Devisen und andere bildliche Darstellungen von Beziehung auf Gustav Adolf, seine Verbündeten und seine Schlachten, als Haupt- und Mittelstück eine Allegorie auf seinen Tod mit der Jahreszahl 1632. Zwischen den Bildern: „Eine feste Burg ist unser Gott“ und: „Es wolle uns Gott gnädig sein“.

Das Tuch ist dem Märkischen Museum aus dem Nachlass des Fräulein Descourtes in Spandau seitens der Frau Amtsrichter Kristeller zugegangen und Kat. B. VI No. 14264 eingetragen. Ich spreche der Stifterin unsern besondern Dank aus.

Das zweite besser erhaltene Tuch bezieht sich auf den zu Teschen in Mähren zwischen Friedrich dem Grossen und Maria Theresia am 13. Mai 1779 abgeschlossenen Frieden, durch den der Bayrische Erbfolgekrieg, im Scherz und Gegensatz zum Siebenjährigen Krieg auch der Einjährige Krieg genannt, beendet wurde. Das schön erhaltene Erinnerungstuch ist aus Seide gewebt und 90:128 cm gross. Die Farbe ist dunkelrot und weiss. Auch hier fehlt der Ursprungsort. Die Darstellungen und Inschriften sind folgende. Über einer mit den Wappen Österreichs, Preussens und Sachsens geschmückten Friedenssäule steht: Wieder hergestellte Ruhe, darunter: durch Russlands und Frankreichs Vermittlung zu Teschen am 13. May 1779. Weiter unten am Rande: Entfernte Zelter (damit sind Kriegszelte gemeint). Weiter rechts am Rande pflügt ein Landmann mit 2 Pferden, darüber: Der ungestörte Ackersmann. An der Kante dieser beiden Säume steht unter einer allegorischen Figur: Friede. In der nächsten Ecke steht unter einer allegorischen Figur: Beständigkeit. Dann folgt eine Schäferszene, darüber: Der ruhige Schäfer. An der dritten Tuhecke eine zerbrochene Säule mit der Umschrift: Deutschlands unterbrochene Ruhe am 3. Juli 1778. Die 4. Längsseite hat allerhand Kriegstrophäen mit der Überschrift: Kriges Waffen. Als kleine Nachlese zum Kapitel der Erinnerungstücher füge ich noch 2 Beziehungen hinzu.

In Italien ist über einen gewirkten Teppich (Arrazo), der die Schlacht von Pavia behandelt, ein illustriertes Werk erschienen von Luca Beltrami; *la Battaglia di Pavia illustrata negli Arrazi del Marchese del Vasto*. Mailand 1896. Es handelt sich um nur neapolitanische Kunstweberei.



Eine zweite Beziehung fand ich in der englischen Litteratur bei dem Humoristen Boz (Charles Dickens). Von einer Betschwester heisst es bei Charles Dickens „Die Pickwickier“ I. Kap. 28: „Wer hätte ihren Ermahnungen, unserer trefflichen Gesellschaft beizutreten, welche Negerkinder in Westindien mit Flanelljacken und moralischen Taschentüchern versieht, sein Ohr verschlossen?“

„Was ist denn ein moralisches Taschentuch? fragte Sam. Ich habe noch nie eine solche Ware gesehen.“

„Taschentücher, welche das Vergnügen mit der Belehrung verbinden, mein junger Freund, erwiderte Herr Stiggins. Es sind auserlesene Erzählungen mit Holzschnitten darauf gedruckt.“

„Ach, ich erinnere mich, sagte Sam, sie hängen in den Leinewandläden mit Bettlerpetitionen und anderem dergleichen Zeug darauf.“

Die Pickwickier sind 1836 geschrieben.

XXIII. Zur Heimatkunde des Kreises Eckartsberga, Provinz Sachsen, hat der als Heimatsforscher rühmlichst bekannte Superintendent Herr L. Naumann in E. ein neues Heft 3, 1902 seiner Skizzen und Bilder herausgegeben mit folgendem Inhalt: Spuren slavischer Ansiedlungen im Kreise; die Pflanzung, Ausbreitung und Befestigung des Christentums im Kreisgebiete; das Emporkommen der Städte (Bibra, Cölleda, Eckartsberga, Heldrungen und Wiehe).

Wir können dem Kreise nur zu diesem wissenschaftlichen, echt volktümlichen Unternehmen wie wir es bereits (in der Brandenburgia wiederholentlich) gethan, aufs neue in der Hoffnung Glück wünschen, dass endlich ähnliches auch in der Provinz Brandenburg ins Leben treten möge.

XXIV. Diskussion über Fräulein Lemkes Vortrag: Docke und Puppe (Sitzung vom 29. Januar 1902).

Der interessante Vortrag unseres auf der zweiten wissenschaftlichen Reise nach Italien befindlichen Mitgliedes hat zu verschiedenen Zeitungsartikeln und Zuschriften an mich Veranlassung gegeben. Namentlich muss ich die überhaupt durch gediegene heimatkundliche Aufsätze sich auszeichnende „Tägliche Rundschau“ hervorheben, welche von einem anonymen Verfasser unter dem Stichwort „Puppe-Docke“ am 7. d. M. einen sehr ausführlichen lehrreichen Vortrag gebracht hat. Einiges hieraus sei uns mitzuteilen gestattet.

In Württemberg ist das Wort „Puppe“ vielfach noch heute dem Volk ganz unbekannt. Es wird uns geschrieben, „in Württemberg, sowohl in den schwäbischen als auch fränkischen Gegenden, ist die Bezeichnung „Docke“ für Puppe gebräuchlich. Oft begegnet man dem Ausdruck „Zuckerdockele“, den man auf eine zierliche, niedliche Person (Mädchen) anwendet, nicht selten im ironischen Sinn von „Rührmichnichtan“, das man nicht anfassen kann, aus Furcht, es könnte zerbrechen, oder das von einem starken Lufthauch



umgeworfen werden könnte.“ „Das ist ein rechtes Dockele“ — oder auch „a herzig's Dockele“ — sagt man auch von einem zierlichen oder gezierten Mädchen. Aus Ulm schreibt uns die Gattin eines hohen Offiziers: „Auf der Messe (Jahrmarkt) giebt es jedes Jahr noch Dockenkomödie. Die Ausdrücke Dockenstube, Dockenküche, Dockenwiege, Dockenwagen, Dockenkleidle, Dockenschühl'e sind gang und gäbe.“ „Da bei uns alles gemütlich zugeht, — schreibt eine Dame — so heisst es natürlich „Dockele“, und es wird davon das Verbum „dockeln“ = Puppen anziehen, abgeleitet. Ebenso hört man sehr häufig, dass eine Mutter ihre Kinder „andockelt“ d. h. sie recht niedlich anzieht.“ — Eine abweichende Schreibweise des fraglichen Wortes gebraucht ein anderer Einsender, nämlich „Dogge“. Er bemerkt weiter: „Häufig trifft man auch die Form „Dogg-ane“. Vielleicht ist diese aus dem Namen: „Dogge Anna“ entstanden, wie ja Kinder ihren Puppen häufig Namen geben. „Doggelich“ bezeichnet etwas zierliches, kleines. „Doggeln“ ist ein ganz geläufiger Ausdruck für „Spielen mit der Puppe“ und auch die Mutter spricht davon, dass sie „doggeln“ müsse, wenn sie auf Weihnachten für die Dogge ihres Lieblings eine neue Garderobe anfertigt.“ Das Wort Docke — so und nicht Dogge wird es in allen anderen Briefen aus Württemberg geschrieben — findet sich auch in dem schwäbischen Tanzliedchen „Rosestock, Holderblüt“. Der zweite Vers lautet dort:

G'sichterl wie Milch und Bluat,  
 's Dirnderl is gar so guat,  
 Um und um Dockerl nett,  
 Wann i's no hätt'!“

Überall scheint „Docke“ in Bayern vorzukommen, teilweise auch in Vorarlberg. Ein Schweizer kennt ausserdem ein Wort „Dockebabel“, aber nicht den Sinn des angehängten „Babel“. Ein anderer schreibt dagegen: „Der Ausdruck erscheint in der Ostschweiz als „Dockebabe“, was eine Tautologie ist, da „Babe“ allein auch schon „Puppe“, allerdings in derber Weise auch eine beschränkte Person, etwa als Synonym für Gans bedeutet. „Dockebabe“ aber bedeutet nur „Puppe“. Endlich werden aus Süddeutschland noch Baden, die alte Pfalz, angeführt.

Anscheinend fast ebenso sehr, wie in Württemberg, ist das fragliche Wort verbreitet in allen Gebieten der schlesischen Mundart, wird dort aber „Tocke“ geschrieben und in der Verkleinerung „Tockel“. In Karl von Holteis Gedicht „Guttschmücke macht Bettelsäcke“ heisst es:

„De Julchen ging wul in de Schule,  
 Se hott ooch ziemlich gut gelärnt;  
 Das Julerle wurd anne Jule  
 Und war su weit nicht hässlich ärnt:  
 Se machte sihch! Kam se gegangen,  
 Sag sich se wie a Tockel an. . . .“

Die Kinder in der Grafschaft Glatz singen, wenn sie am Sonntag Lätare mit aufgeputzten Maibäumchen von Haus zu Haus ziehen und dafür mit „Brezeln“ (knusprig gebackenen einfachen Schaumkringeln) bewirtet werden, ein Lied, in welchem es heisst:



„Die guld'ne Schnur geht um das Haus,  
Die scheene Frau Wirten geht ein und aus.  
In ihrem rutseid'nen Rocke  
Ist sie wie eine Tocke.“

Nach einem anderen Brief wird am Gründonnerstag die Hausfrau also angesungen:

Sie ist wie eine Tocke  
In ihrem bunten Rocke.“

Eine dritte Leserin schreibt:

„Sie sitzt wie eine Tocke  
In ihrem schwarz-braun Rocke,“

und meint, es „sollte hiermit wohl die gewisse feierliche Steifheit, das Puppenähnliche, ausgedrückt werden, das einer Frau im Sonntagsstaat anhaftet.“ Zum Schluss der Auswahl schlesischer Briefe geben wir noch folgende Zuschrift wieder:

„Keen Schläsier hotter wull nich bei Euch, gell nee! Suster wullt ich sprechen, froit 'n amol, wie de kleen Madel uff die Puppen sprechen thun. Wenn a oo vu durte har ies wie iech, vum Zutaberge aus a Stickel uf Brassel zu, da wird ersch schunn wissen, doss se durte keene Puppen nich kenn'n — blussig „Tocken“, dos heesst — uffn Durfe natierlich. Nischt fer unгутt! Huch de Geemte!“

Natürlich findet sich der Ausdruck auch in den an Schlesien angrenzenden Gebieten. So beispielsweise in Posen. Aus Rawitsch schreibt uns eine Dame: „Tocke wurde von uns zwar nicht direkt für unsere Puppen angewandt, aber es bezeichnete jemanden, der so geputzt und geziert, wie eine Puppe, herumging. Namentlich kleine Mädchen, die so recht steif geglättete Kleider trugen und deshalb — um diese nicht vorzeitig zu zerdrücken (knautschen) — die Arme steif abhielten, nannten wir Tocken. Als höchsten Inbegriff aller Ziererei sogar „Klitschertocken“. Die Klitscher ist die Kinderklapper. Eine Klitschertocke ist eine Puppe, die mit Schellen geputzt ist, gewöhnlich nur Kopf, Rumpf und Arme hat, und statt der Beine einen Stock, der gedreht wird. Bei Neutomischl sagt man „Tock“, besonders in der Zusammenstellung „Pfeffertock“. Ebenso werden im Lande Sternberg (Neumark) die aus Pfefferteig hergestellten Puppen (Männer, Frauen, Wickelkinder), welche an den Weihnachtsbaum gehängt werden, allgemein „Pfefferdocken“ genannt.

Aus Thüringen wird uns ein altes Kinderlied mitgeteilt:

„Sonne, liebe Sonne!  
Droben in der Tonne  
Sitzen drei kleine Döckerchen  
Mit den goldenen Röckerchen.

Herr Rektor Monke teilt mit, dass der Ausdruck „Docke“ statt Puppe in Zeitz sowie in Neidenburg (Ostpreussen) üblich sei.

Wenn ich sonstige Zeitungsangaben und Zuschriften zusammenfassen darf, so müssen wir viererlei scharf unterscheiden.



1. Das Wort Puppe. Hier wendet sich die Polemik zunächst dagegen, dass Frh. Lemke das Wort mit der Poppaea (oder Poppoea) Sabina, der Gemahlin Kaiser Neros, in Verbindung bringen wollte, indem diese Puppen als Ankleidefiguren für ihre Toilettenkünste gebraucht habe. Grimm, bei dem ich mir in deutschetymologischen Fragen immer zuerst Rat hole, sagt im „Wörterbuch“, in der deutschen Literatur komme das Wort Puppe erst im 15. Jahrhundert auf, es sei von dem Mittel-lateinischen pupa, puppa, póppea abzuleiten. (Poppea hat den Accent auf der ersten, der Name Poppaea oder Poppoea dagegen auf der zweiten Silbe.)

Es kommt aber das lateinische Stammwort schon in der besten altklassischen Literatur vor: Puppus und Puppa (kleiner Junge, kleines Mädchen), Puppulus und Puppula (kleines Jüngelchen und kleines Mädchen). Gerade wie man bei uns bei einem menschlichen Püppchen zumeist wohl an ein Mädchen denkt und wie die Kinder hauptsächlich mit weiblichen Püppchen spielen, so ist es schon bei den alten Römern gewesen.

Bei Varro (geb. 116, tot 26 v. Chr.), einem Freund des Cicero und Julius Caesar, wird in der Satira Varroniana oder Satira Menippea das Maskulinum „pupus“ erwähnt (Varronis saturarum Menippearum reliquiae, editio Öhler, Quedlinburg und Leipzig 1844, 88,3).

Der Satiriker Persius (34—62 n. Chr.) wirft die Frage auf an die Priester, was das Gold im Heiligtum der Tempel soll und beantwortet sie ironisch (II. 70): nempe hoc, quod Veneri donatae a virgine puppae (dasselbe, was die von einer jungen Frau der Venus geweihte Puppen). Der alte Scholiast bemerkt dazu: diis tam sunt opes supervacuae, quam Veneri puppae, quas virgines nubentes donant (den Göttern sind sie so überflüssige Spenden, wie der Venus die Püppchen, welche heiratende Jungfrauen spenden).

Bei den Griechen entspricht dem Begriff puppa das Wort κόρη, das Handwerk des κοροπλάθου (Puppenmachers) war weit verbreitet schon lange vor der Römerherrschaft. Die κοροπλαθική τέχνη (die Puppenmacherei) umfasste Puppen in Wachs, Gips und Thon. Plato und Isokrates spielen darauf an und in unseren Museen befinden sich viele althellenische Exemplare. Eine Gliederpuppe ist z. B. abgebildet (nach Antiquités du Bosphor. Cimmér. pl. 74,8) in Baumeister's Denkmälern des klassischen Altertums Bd. II, S. 778.

Diese Angaben teilt mir Herr Professor Dr. Georg Knaack in Stettin gütigst mit.

2. Das Wort Docke oder Tocke in der Bedeutung Mütze, Haube für Männer, besonders aber für Frauen. Dies Wort welches in der ältesten deutschen Literatur vielfach vorkommt, stammt vom



Französischen *toque* und dies vom Kymrischen (Keltischen) *toc* her. Dies Wort bitte ich von unserer Diskussion auszuschneiden.

3. Das Wort Docke als technischer Ausdruck, im Handwerk z. B. in der Wagenbauerei, besonders in der Drechslerei für Rollen, auf welche Fäden von Flachs, Wolle, Baumwolle, Seide pp. gewickelt werden. Dieser Ausdruck ist auf die Fädenbündel derartig übergegangen, dass dieselben schlechtweg ebenfalls Docke genannt werden, auch wenn die Rolle aus Holz, Knochen, Stein u. dgl. fehlt. In diesem Sinne ist das Wort Docke in Berlin und der ganzen Mark Brandenburg allgemein üblich. Eine Docke Seide in den hiesigen Posamentiergeschäften gefordert, erhält man immer in Schlingen- oder Bündchen-Form ohne feste Rolle, also, ohne die eigentlich sogenannte Docke.

4. Das Wort Docke für Spielpuppe ist dagegen in Berlin und der eigentlichen Mark Brandenburg unbekannt. Sonderbarer Weise kommt dagegen im germanischen Nordwesten, Norden und Nordosten das Wort Docke für Spielpuppe vor, so niederdeutsch im Bremischen (*dokke*), im Vlämischen und Holländischen, im Dänischen (*dukke*), im Norwegischen (*dokke*), im Schwedischen (bis in die vormals schwedischen baltischen Provinzen hinein — *dokka*). In Posen und Schlesien giebt es Docken namentlich als Pfefferkuchen-Docken. Dagegen ist mir augenblicklich aus der Provinz (nicht alten Mark) Brandenburg der Ausdruck Docke nur bekannt aus dem Ländchen Sternberg (Kreis West- und Ost-Sternberg) und aus der Gegend von Vietz, Kreis Landsberg a. d. Warthe, nach Angaben unsers Mitgliedes, Herrn Stadtkämmerers Regierungsrat Maass.

Bei der entstehenden Debatte beteiligten sich die Herren Förster, Dr. Schulze-Veltrup, Monke, von Schulenburg u. A. Herr von Schulenburg theilt folgendes mit.

„Ich habe, im Kreise Teltow, einzelne alte Leute aus Dörfern der Nuthe-niederung, so z. B. aus Thyrow, die grossen und kleinen Wasserjungfern „Sommertocken“ nennen hören, die sonst in jener Gegend grosse und kleine „Depel, Döpel“ genannt werden. Pfuhl hat in seinem oberlausitz-serbischen Wörterbuch (Bautzen, 1866): „Klanka, hölzerne Puppe, Docke; beim Spinnrade der Teil, worin die Schraube sitzt; Glockenblume, zwónck“ (zwón-Glocke). Unser Mitglied, Herr von Werthern theilte mir mündlich mit, dass in der Niederlausitz der Wocken, am Spinnrad, auch Docke genannt wird. In Berlin, und jedenfalls auch anderwärts, heisst wie vorerwähnt, ein Gebund oder Strähne von Wolle, Garn in den Geschäften Docke. In älteren Wörterbüchern finde ich für Docke auch „Zapfen“; ein Kopfputz; eine jede kurze Säule; ein Tangert in einem Klavier. Wie alt ist die Bezeichnung Puppe bei der verwandelten Raupe?

Aalpuppen heissen bekanntlich in der Mark die, soweit mir erinnerlich, aus der grossen Binse hergestellten Schwimmer, die puppenartig aussehen, so lange die Schnur umgewickelt ist und nur als kurzes Ende mit dem Haken



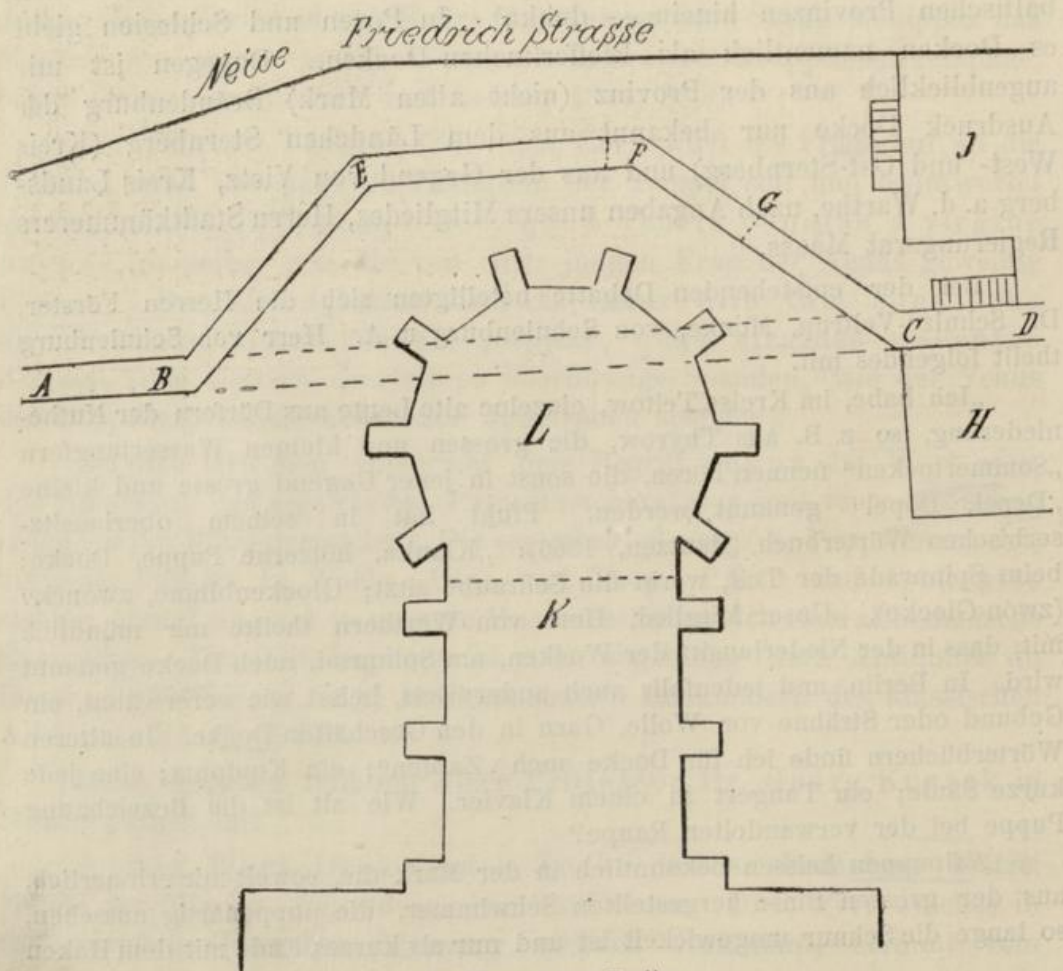
im Wasser hängt. Hat aber ein Fisch, z. B. der Zander angebissen oder ist sonst die Schnur abgewickelt, so spreizen sich die Binsen nach oben auseinander und die Aalpuppe treibt oder liegt wie eine geöffnete Blume auf dem Wasser.“

In des Knaben Wunderhorn (1806, II, 232; Neu-Ausgabe bei Reclam S. 453) sagt in dem Liede von der Herzogin von Orlamünde, die kleine Herula zu ihrem Mörder, dem wilden Hager:

„Lieber Hager, lass mich leben,  
Will dir meine Docken geben.“

Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Jentsch in Guben schreibt uns, er habe keinen Ort in der Nieder-Lausitz ermitteln können, wo man Tocke in der Bedeutung von Puppe sage, wohl aber sei der Ausdruck eine Tocke Seide u. dgl. mehr verbreitet.

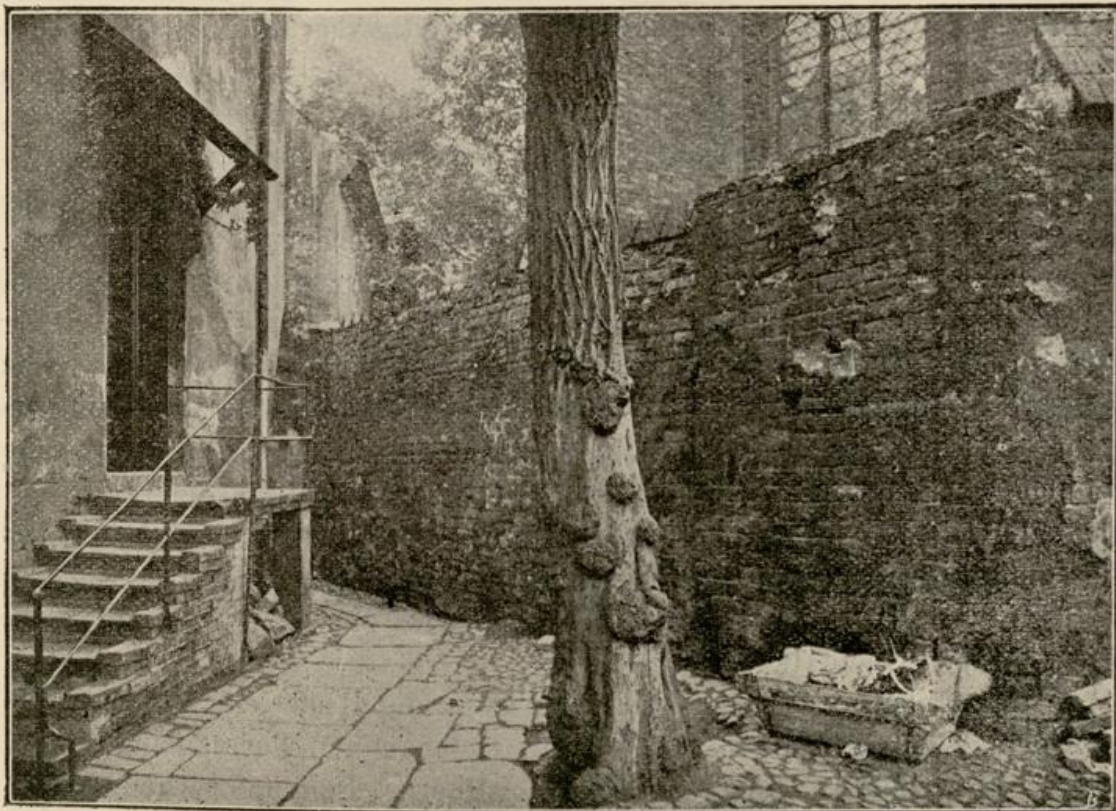
XXV. Herr Kustos Buchholz: Der letzte freistehende Rest der Berliner mittelalterlichen Stadtmauer, der sich bis jetzt noch hinter der Klosterkirche erhalten hatte, ist, infolge Erbauung einer Turnhalle auf der Stelle des Küsterhauses und des alten Hauses Neue Friedrichstrasse 86, abgebrochen worden. Das Märkische Museum hat das Bild jener Stelle durch mehrere photographische Aufnahmen fixiert, die zur Ansicht vorgelegt werden (eine von ihnen wird hier wiedergegeben).



Stadtmauer von Berlin.



Der auf diesen Bildern in die Augen fallende Teil ist indes nicht die ursprüngliche, um das Jahr 1230 angelegte Stadtmauer. Diese letztere zog sich vielmehr in derselben geraden Richtung weiter, in der sie zwischen der Waisenstrasse und der Neuen Friedrichstrasse bis zum Klosterkirchhof verläuft, wo sie, wie auf einzelnen Bildern noch sichtbar, die östliche Giebelwand des ehemaligen Küsterhauses bildete. In dieser Richtung blieb sie auch bestehen, als nach der Niederlassung der Franziskaner an dieser Stelle um 1280 die Klosterkirche erbaut wurde, deren erste Anlage nur einen halb so langen hohen Chor



Stadtmauer von Berlin.

hatte, wie der noch jetzt bestehende, so dass zwischen Kirche und der gerade verlaufenden Stadtmauer noch der übliche Prozessions-Umgang frei blieb. Als nach etwa 60 Jahren das Bedürfnis nach Vergrößerung des hohen Chors eintrat, die dann auch durch den östlichen Anbau in Form der 7 Seiten eines regelmässigen Zehneckes durchgeführt wurde, musste zur Gewinnung des nötigen Raums die Stadtmauer an dieser Stelle abgebrochen und die Erneuerung in stumpfwinkliger Form hinausgerückt werden. So erklärt sich die Ausbiegung der Stadtmauer an dieser Stelle aus ihrer Hauptrichtung.

Von der ursprünglichen Stadtmauer, der von ca. 1230, sind allerdings noch ganze Stücke zwischen der Waisen- und der Neuen Friedrichstrasse vorhanden. Sie dienen den Häusern der Waisenstrasse als



Hinterwand, während die der Neuen Friedrichstrasse sich nur anlehnen. Beim Abbruch der betreffenden Häuser kommt dann die Stadtmauer zum Vorschein, wie man sie auch gegenwärtig an einem Grundstück der Neuen Friedrichstrasse sehen kann. Auch auf den vorgelegten Photographien erscheint sie, wenn auch in neuerer Zeit beputzt, als Giebelwand des Küsterhauses (auf dem hier wiedergegebenen Bilde allerdings nur zum ganz kleinen Teil).

Der hier beigefügte Grundriss erläutert die Situation. Von der ursprünglichen Stadtmauer A B C D wurde der Teil B C ausgebrochen, als um 1345 der Hohe Chor der Klosterkirche bei K um den Altar-Raum L vergrössert wurde. Dafür wurde gleichzeitig das Stück B E F C der Stadtmauer neu erbaut. Von diesem letzteren Stück war A B E schon früheren Bauten des Grauen Kloster-Gymnasiums zum Opfer gefallen, das Stück von E bis nahe an F wurde bei der Renovation der Klosterkirche in den 1840 er Jahren freigelegt; das Stück G bis C wurde ausgebrochen, als vor etwa 200 Jahren das Küsterhaus H gebaut wurde, und nachher wieder zugemauert. Es war demnach von dem ganzen um 1345 hinausgeschobenen Stadtmauer-Teil bis jetzt nur das Stück F G übrig geblieben, das sich auch auf dem vorstehenden Bilde durch das grössere Steinformat abhebt. Wenn dieser Mauerrest die ursprüngliche Höhe der Stadtmauer nicht mehr erkennen liess, vielmehr nur an eine einfache Gartenmauer erinnerte, so liegt das daran, dass der Boden um ungefähr 2 Meter aufgeschüttet ist und auch wohl noch im Laufe der Zeit einige obere Steinschichten abgenommen sind.

XXVI. Der Hacksilberfund von Wachow bei Nauen, Kreis West-Havelland.

Hierzu hatte das Märkische Museum die Reste eines rohen aus rötlichem Thon gebrannten Topfes mit riefenartigen Parallelringen vorgelegt, in welchem einige zerhackte silberne Schmucksachen, sowie ganze bzw. zerhackte Silbermünzen verschiedener Herkunft sich befunden haben, von denen ein Teil seitens des Museums erworben, der Rest (mit Ausnahme von ca. 60 von unserm Mitglied, Dr. Emil Bahrfeldt, erworbenen Münzen) leider, unbekannt wohin, zerstreut worden ist.

Zur Vergleichung hatte das Märkische Museum seine grosse illustrierte Arbeit zur Stelle gebracht: Hervorragende Kunst- und Altertums-Gegenstände des Märkischen Provinzial-Museums in Berlin. Herausgegeben von der Direktion des Museums. Heft I: E. Friedel, R. Buchholz und E. Bahrfeldt: Die Hacksilberfunde. Mit VIII Tafeln. 1896. Der Hauptfund ist hierin der von Leissower Mühle, Kreis West-Sternberg, der um etwa 1015 (vgl. S. 41 a. a. O.) vergraben wurde, der Wachower Hacksilberfund ist noch etwas jünger.

Herr Direktor Dr. Bahrfeldt berichtete über diesen Münzenfund aus dem Ende der Hacksilberperiode (etwa 1100 in unsern Gegenden),



der vor kurzem in Wachow bei Nauen im Havellande ans Licht gekommen ist. Der Fund enthielt ausser einigen Schmuckresten, die man als arabische anzusehen sich gewöhnt hat, Denare und Bruchstücke solcher von König Otto III. aus Cöln, von Herzog Bernhard I. und II. von Sachsen, Nachmünzen von letzteren, Otto-Adelheid-Denare, böhmische Pfennige, auch einen inedierten Denar von Burkhardt II. von Schwaben (954—973), einen ebensolchen Konrads des Friedfertigen, Königs von Burgund (937—993) aus Basel, vor allem als Hauptmasse aber sogenannte Wendenpfennige, und zwar die jüngsten dieser Münzklasse. Über letztere verbreitete der Vortragende sich im allgemeinen und führte aus, dass die ältesten davon, die Nachahmungen der Karolingerdenare mit dem viersäuligen Tempel, schon zu König Heinrichs I. Zeit (919—936) entstanden sein werden und dass die jüngsten, die der Wachower Fund repräsentiert, bis etwa 1070 geschlagen sein mögen. Die Wendenpfennige haben als charakteristisches Merkmal durchweg einen auf beiden Seiten scharf hochgebogenen Rand, tragen aber ihren Namen zu Unrecht, da sie weder von den Wenden noch für die Wenden geschlagen, sondern im westlich von der Elbe gelegenen Sachsen entstanden sind, weshalb auch der Name „Sachsenpfennige“ statt Wendenpfennige allein Berechtigung hat.

XXVII. Herr Professor Krüner spricht über „Brandenburger in Italien im Zeitalter der Renaissance“. Dieser Vortrag ist in der im April erschienenen Jubiläums-Festschrift abgedruckt.

---

## Bücherschau.

---

**Alfred Maass. Bei liebenswürdigen Wilden** Ein Beitrag zur Kenntnis der Mentawai-Inseln; nebst 30 Textbildern, 6 Lichtdrucktafeln, 2 farbigen lithographischen Tafeln und einer Karte. Nach Tagebuchblättern. Berlin 1902. Im Verlag von Süssenroth. 8°.

Wenn mir vor einer Reihe von Jahren gesagt worden wäre, der lebensfrohe und sympathische junge Volontär auf einem mir lieben Landgute im Ruppin'schen, mit welchem ich damals den Vorzug hatte, freundschaftlich zu verkehren, würde sich einmal zum Weltreisenden entwickeln, so hätte ich zwar, mit seinen Neigungen und Fähigkeiten bekannt, die Möglichkeit dazu bereitwillig zugegeben, eine Wahrscheinlichkeit jedoch in Abrede gestellt. Wie sehr mit Unrecht, beweist die obengenannte Publikation.



Der Verfasser, als geborener Berliner unser Mitbürger, hat in diesem Werke die Ergebnisse einer Reise nach einem bisher so gut wie ganz unbekannt gebliebenen Erdfleck des Sundaarchipels, weit über Sumatra und Java hinaus, niedergelegt, die ihn, ein in der Gegenwart seltener Glücksfall, in kaum jemals von einem Europäer erforschte Regionen führen sollte.

Wer, frage ich, kennt die Mentawai-Inseln? Fremd genug mag ihr Name sogar solchen geblieben sein, die sonst auf der Erde hinlänglich gut Bescheid wissen. Fortan wird dem anders sein. Es genüge, hier anzudeuten, dass die bisherige *terra incognita* an der Westküste Sumatras liegt und unter holländischer Oberhoheit steht, ohne von dieser in ihrer Weltabgeschiedenheit politisch und social besonders behelligt zu werden.

Dies also war das von Maass für sich ausgewählte Reiseziel und Forschungsgebiet, dem er glücklich genug gewesen ist, längere Zeit eine ebenso ernste wie eingehende Wirksamkeit widmen zu dürfen. Mit bereitwilligem Entgegenkommen der niederländischen Colonial-Regierung betrat er einen Boden, verkehrte er mit einer Bevölkerung, die, obgleich so nahe civilisatorischen Einflüssen, noch den vollen Zauber bis jetzt unerforschter Originalität an der Stirn trugen.

Die Exkursion dorthin, zu der sich der Verfasser im Berliner Völkermuseum angeregt gefühlt, entschlossen und vorbereitet hatte, wird von ihm in seinem Buche in nicht minder klarer wie geistvoller Weise aufs Anschaulichste geschildert. Keine müßige Schwelgerei in Naturgenüssen, kein Nachempfinden sentimentaler Stimmungseinheiten, dagegen die gesunde Realistik eines mit offenem Auge scharf und verständnisvoll um sich blickenden Beobachters, so recht im Sinne der Matadore modernen, wissenschaftlichen Sammelfleisses, wie Bastian oder Friedel. Da ist kein Hüttenbau, kein Hausgeräth, kein Kleidungs- oder Schmuckstück jenes polynesischen Urstammes, das nicht beschrieben, ja nicht erforderlichen Falles zu Museumszwecken, wenn auch oft mühsam, erworben worden wäre; der Sammler selbst an Thatkraft und Energie der Liebhaberei niemand mehr als vielleicht einem Jagor vergleichbar.

Selbst bedenkliche Sitten und Situationen, wie sie Fürst Pückler seinem Leserkreise in der Umhüllung griechischer Lettern vorzuführen liebte, werden in höchst decenter Weise, einmal sogar mehr wie bloss angedeutet. Man fürchte oder erwarte jedoch nach dieser Richtung hin von der Unbefangenheit und dem Zartgefühl des Reisenden nicht allzuweit gehende Indiskretionen.

Zu bedauern ist, dass seine liebenswürdigen Wilden manchmal unliebenswürdig genug waren, unserem Gewährsmann den Zutritt zu ihren Dörfern entweder ganz zu verweigern oder doch nur zögernd zu gestatten, und zwar aus abergläubischer Furcht, ihre Kinder könnten durch den Anblick eines Weissen fieberkrank werden. Wahrhaft erfrischend primitiv, würde Bastian ausgerufen, sich indes, wäre die Sache ihm passiert, nichtsdestoweniger darüber geärgert haben.

Wir bewundern an Herrn Maass mit Recht das Ideal eines rastlosen Schaffens, sogar unter dem erschlaffenden Einfluss der Tropensonne; den Ansporn eines ruhelosen, echt norddeutschen Arbeitsgewissens, umsomehr, da wir, in seine Lage versetzt, uns selbst eines Gleichen nicht fähig gefühlt hätten.



Die mitgebrachte reiche Schädelammlung allein, gewiss das Entzücken eines Virchow, würde, abgesehen von vielem anderen Schätzenswerthen, schon für Obiges den Beweis liefern. Den Schmetterlingen ist, zumal in Anbetracht dessen, dass der Reisende sich kaum als Entomolog, ja nicht einmal als eigentlicher Naturforscher angesehen wissen will, eine besonders liebevolle Behandlung erwiesen worden, die man der Vogelwelt gegenüber ungern vermisst, von welcher aus dem prunkvollen Reichtum sundaischer Avifauna nur ein Papagei und eine Salangane, also eine essbare Nester bauende Schwalbenart, zur Erwähnung gelangt sind.

Zahlreiche Abbildungen, ausnahmslos nach eigenen photographischen Aufnahmen wiedergegeben und meist Figuren der Insulaner bringend, die allerdings nicht immer unserem Schönheitsideal entsprechen, verdoppeln das Interesse des Buches. Angefügt ist eine exakt wissenschaftliche Bearbeitung verschiedenartiger Materien seitens rühmlichst bekannter Special-Autoritäten. Sie reihen sich belehrend dem flott geschriebenen erzählenden Text an. Für den Leser gipfelt indes allezeit in dem der Feder unseres Maass Entflossenen der Schwerpunkt dieser sich selbst empfehlenden fesselnden Lektüre.

Berlin, im Mai 1902.

Dr. Carl Bolle.

---

## Fragekasten.

---

**Dr. A. N. Über Moldavite.** Soweit ich die Sache beurteilen kann, sind die sogenannten Moldavite Kunsterzeugnisse, d. h. Reste von Glasflüssen aus uralten mährisch-böhmischen Glashütten. Die Frage muss nicht bloss von Mineralogen, sondern auch von Altertumsspezialisten geprüft werden. Ich will zugeben, dass die äussere Beschaffenheit der Moldavite an gewisse Meteorsteine erinnern mag, gegen den natürlichen speziell kosmischen Ursprung sprechen aber folgende Momente: 1. Es scheint sich chemisch lediglich um dunkelgrünes flaschenartiges Glas zu handeln, und sind Meteorite in dieser chemischen Zusammensetzung von keinem Teil der Erde anderweitig bekannt. 2. Es ist doch sonderbar, dass die Moldavite nur in gewissen Teilen Mährens und Böhmens und auch dort nur an bestimmten Lokalitäten vorkommen. 3. Für den technischen Ursprung spricht auch, dass in diesen Landesteilen seit unvordenklicher Zeit die Glasindustrie betrieben worden ist. 4. Verwitterndes Glas, insbesondere verwitternde Glasflüsse und Glasschlacken, wie sie sich auf alten Glasfabrikationsstätten vorfinden, nehmen die seltsamsten Formen an und verändern sich chemisch bis zur Unkenntlichkeit, wenigstens für Laien; ich habe Proben davon gesammelt u. a. auf der Stelle der Pfaueninsel bei Potsdam, wo sich das Laboratorium Kunkel von Löwensterns, des Erfinders des Rubinglases, im 17. Jahrhundert befand, dgl. bei Globzow, Kreis Ruppın,



wo vor Jahrhunderten Glasfabrikation („alte Glashütte“ heisst noch eine Stelle) betrieben wurde, ebenso auf der alten Glashüttenstelle unweit Wildbad Kreuth in Oberbayern. Wollen Sie sich geologisch und mineralogisch über die Moldavite unterrichten, so verweise ich u. a. auf A. Makowsky: Mährens Gesteine. Speziell die Bouteillensteine von Mähren und Böhmen 1873—1881, insbesondere auf Fr. E. Suess: Über den kosmischen Ursprung der Moldavite (mit 7 Fig.) 1898 und derselbe: Die Herkunft der Moldavite und verwandten Gläser (mit 8 Taf. u. 60 Fig.). Wien 1900. Suess hat sich schliesslich auch dahin entschieden, die Moldavite als künstliche alte Glasflüsse anzusehen.

E. Fr.

Frl. M. S. „Der lange Salm“. Woher kommt diese Redensart? Man sagt in Berlin von einem weitläufig sprechenden Menschen „Reden Sie nicht so einen langen Salm!“ oder: „Der kann nicht anders, er muss immer einen langen Salm loslassen!“ u. dgl. m.

M. E. hat diese vielgebrachte Redensart mit dem Fisch „Salm“ nichts zu thun; in der Mark Brandenburg sagt man immer „Lachs“ statt „Salm“.

4X Mir scheint der Ausdruck mit dem längsten Psalm, Psalm 119, der 176 Verse zählt und sich durch seine Länge von sämtlichen übrigen Psalmen unterscheidet, zusammenzuhängen. Mein 1851 verstorbener Vater Dr. Carl Friedel, der in Schulpforta das Gymnasium besuchte, erzählte mir, man habe auf den chursächsischen Fürstenschulen als St. Afra in Meissen, Porta Scholae (Schulpforta) u. s. w. die Gymnasiasten zur Strafe den 119. Psalm auswendig lernen lassen und sie noch härter bestraft, wenn sie seine 176 Verse nicht herzubeten vermochten. — Die Redensart müsste also eigentlich heissen „der lange Psalm“.

Die ebenfalls in Berlin gehörte Redensart „Er macht immer einen langen Sermon!“ dürfte ähnlich zu erklären sein. E. F.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



## 20. (9. ordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 19. März 1902, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.

Vorsitzender: E. Friedel, Geheimer Regierungsrat. Von demselben rühren die Mitteilungen I bis V, VII, VIII, X bis XVI her.

I. Die Hinterbliebenen des verewigten II. Vorsitzenden, Schulrats Professor Dr. Carl Philipp Euler, überreichen eine Biographie unseres unvergesslichen Freundes, welche unter dem Titel „Lebenserinnerungen von Carl Euler“ in der „Deutschen Turnzeitung, Blätter für die Angelegenheiten des gesamten Turnwesens. Organ der Deutschen Turnerschaft“ (Leipzig) in den Nummern 18 bis 32 vom 4. Mai 1899 bis 8. August 1901 enthalten sind.

Diese Lebenserinnerungen entrollen nicht bloss ein ansprechendes Lebensbild des liebenswürdigen, tüchtigen Mannes, sondern geben noch eine Menge historischer Erinnerungen, die sowohl landesgeschichtlich, wie speciell für die Kunde unserer Heimat von Interesse sind. Ich bin dem Entschlafenen besonders dankbar, dass er (in der Nr. 15 vom 12. April 1900) auch meiner unvergesslichen Mutter, sowie meines verstorbenen Bruders und meiner selbst in so anerkennender und freundlicher Weise gedacht hat, datiert doch unsere nie getrübe Freundschaft schon vom Jahre 1852 her.

II. Mosaikgemälde und musivische Kunst, deren Wiederbelebung bei uns zum grossen Teil unserem verehrten Mitgliede, Herrn Direktor Wagner (in Firma Deutsche Glasmosaik-Gesellschaft Puhl & Wagner in Rixdorf, vgl. Brandenburgia VII. 387—403) verdankt wird, sind jetzt von dieser Kunstwerkstätte im Lichthof des Kgl. Kunstgewerbe-Museums ausgestellt. Es handelt sich um einen Teil der für das Oktogon des ehrwürdigen Münsters zu Aachen bestimmten Glasmosaiken, entworfen von Professor Schaper in Hannover.



III. Die 74. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte findet vom 21. bis 27. September 1902 zu Karlsbad in Böhmen statt. Ich lege die Einladung vor und bitte um zahlreiche Beteiligung, handelt es sich nebenher doch auch darum, unseren treuen deutschen Brüdern in Österreich, besonders in Böhmen, unsere herzliche Teilnahme und Verehrung zu beweisen.

IV. Über Sargfunde in Vehlefanze, Kreis Ost-Havelland, sind allerhand übertriebene Gerüchte in den Zeitungen kürzlich verbreitet worden. Auch das Märkische Museum war zur Teilnahme an den Untersuchungen eingeladen worden. Dem Osthavelländischen Kreisblatt entnehmen wir den nachfolgenden, durch unser Mitglied, Herrn Bürgermeister a. D. Stechow, gütigst mitgeteilten Bericht. Die Dienstag, den 11. d. M., beabsichtigt gewesene Öffnung der beiden in einem bis dahin unbekanntem Gewölbe der Vehlefanzer Kirche aufgefundenen und, wie sich die Fama erzählte, mit reichen Schätzen gefüllten beiden Zinksärge hat nicht stattgefunden. Wenn nun die Annahme von darin enthaltenen unermesslichen Reichtümern durch die eigentümliche Weise der Auffindung dieser Särge, von denen leider keine Chronik Kunde gab, in besonders phantasiereichen Köpfen weitere Ausdehnung fand, so sollte sie am Dienstag durch die erfolgte eingehende Besichtigung im Beisein des Konservators der Kunstdenkmäler für die Provinz Brandenburg, Herrn Dr. Büttner, eine bedeutende Abschwächung erfahren. Das alte, aber trotzdem schmucke Kirchlein hatte wohl bei anderen Gelegenheiten selten so viel Besucher aufzuweisen, wie an diesem Tage. Ein sonniger Friede schien über das freundliche Innere des für eine tausendköpfige Dorfgemeinde immerhin geräumigen Gotteshauses gebreitet. Im Mittelschiff der kreuzförmig gebauten Kirche, ungefähr 5 Meter vor dem Altar, blicken wir in die Tiefe des durch Zufall aufgedeckten mannshohen Gewölbes, welches kaum mehr als 8 Personen fassen kann. Nicht einmal Moderluft schlägt einem entgegen. In den Ecken liegen die zerbröckelten Überreste der zerfallenen Holzsäрге mit ihren Knochenresten. Für hinreichende Beleuchtung war gesorgt, und so wurde denn nach dreistündiger mühsamer Arbeit festgestellt, dass beide Särge Ausgangs des 17. Jahrhunderts beigelegt worden sind, zu einer Zeit, wo Vehlefanze längst im Besitz des Grossen Kurfürsten gewesen war und schon ein eigenes Amt bildete. Die ziemlich schwer zu entziffernden Inschriften der beiden Särge werden ihnen im übrigen jeden überflüssigen Nimbus nehmen und die damals erfolgte Beisetzung in der Vehlefanzer Kirche als einen ganz natürlichen Akt kennzeichnen. Ebensowenig ist den beiden Zinksärgen ein hoher künstlerischer Wert zuzusprechen. Die rohe Bearbeitung der verschiedenen Embleme und dekorativen Beschläge deutet auf eine fabrikmässige hin. Auf beiden Sargdeckeln befinden sich die in Zinkguss hergestellten Gebilde Christus am Kreuze, während die



verschiedenen an den äusseren Seitenflächen eingravierten biblischen Sprüche die damals entschieden pietätvollere Weihe Verstorbener dokumentieren. Der grosse, 2,23 Meter lange Sarg trägt am Fussende die Inschrift: „Johanna v. d. Lüdke, geb. 30. December 1643 früh 5 Uhr, gest. 20. October 1694, 11—12 Vorm. im Glauben an Jesum Christum, ihren Erlöser, selig entschlafen 49 Jahre, 5 Monate, 12 Tage alt.“ Der zweite, 2,17 Meter lange Sarg birgt die Gebeine des „Generalmajors Johann v. Boch- oder Blochmann, Wohlbestallter Churbrandenburgischer Generalmajor und Oberster zu Ross, Herr auf Cremmen, Vehlefan, Gr. und Cl.-Ziethen, geb. am 25. Juni 16 . . , gestorben am (nicht zu entziffern), alt 85 Jahre, 8 Wochen.“

V. Mord und Totschlag bei Wutzetz und Nackel, Kreis Ruppin. U. M. Pastor Wolfram, Vorsitzender des uns befreundeten Jünglings-Vereins zu Nackel, übersendet folgende Mitteilung:

Eine erschlagene Manns-Person wurde den 27. Juni 1807 im Zootzen durch eine Frau gefunden und denen Jägern Hr. Dalchow und Ganzer angezeigt, die solches der Frau Kriegs-Rath zu Garz, wohin der Ort wo die Leiche gefunden gehört, meldeten. Auf deren Veranlassung ist der Leichnam vom Herrn Bürgermeister Goehring und Herrn Doctor Hartmann aus Ruppin aufgenommen und obduciert worden. Nach dem Urtheil des Arztes ist der Verstorbene gewaltsam erschlagen indem der Hirnschädel und die Kinnladen nebst den Backenknochen zerschmettert gewesen sind. Der Erschlagene wurde etwa 30 Jahre alt geschätzt und weil er nach dem Urtheil des Arztes schon an 3 Wochen gelegen, ist dessen Gesicht unkenntlich gewesen. Er hatte schwarze Haare, war bekleidet mit einer feinen blauen Tuchjacke mit übersponnenen Knöpfen, einer Sommer-Manschesternen Weste, gelbledernen Beinkleidern, voran am Bunde die Buchstaben K. S. gestanden, leinene Ueber-Knöpffhosen und reinem guten Hemde, gleichfalls mit K bezeichnet.

Eine Uhrtasche haben die Beinkleider gehabt; eine Uhr aber hat man nicht gefunden, so wenig als Geld oder Papiere. Ohne Zweifel alles das entwendet. Der Leichnam des Unglücklichen ist den 28. Juni a. e. auf dem Kirchhofe zu Wutzetz beerdigt und mir von der Obrigkeit aufgetragen dieses im Kirchenbuche zu verzeichnen. Der allmächtige Gott behüte doch die Menschheit vor ruchloser Verwilderung, damit solch unerhörte Greuelthaten nicht Unsicherheit und Schande unter uns verbreiten. — (Im Kirchenbuch von Wutzetz und Vorwerk Damm eingetragen vom Pastor Nauck in Nakel, Kreis Ruppin, Abschrift besorgt von Herrn Pastor Wolfram in Nakel.)

U. M. Rektor Monke bemerkt hierzu:

Die Mordstelle ist nicht mehr bekannt. Dagegen giebt es bei Nakel eine Totschlagsbuche im Zootzen, in deren Nähe 1720 ein Schuster erschlagen und beraubt worden war; ferner stand bis 1898 im Vicheler Zootzen eine „Franzosenbuche“, und endlich geht die Sage, dass an 2 Stellen im Dorfe selbst Franzosen erschlagen und verscharrt



worden seien. Wie man sieht, hatten die Männer von Nakel schon damals eine stramme patriotische Gesinnung, wenn man sich auch in der Franzosenzeit einige Male im Ausdruck vergriff.

VI. U. M. Dr. Carl Bolle hat folgende Besprechung eingesendet:

Forstästhetik von H. von Salisch. Zweite vermehrte Auflage. Berlin. Verlag von Springer. 1902.

Man redet so viel von Landesverschönerung und dessenungeachtet geschieht so blutwenig dafür.

Das vorliegende Buch stellt sich die Aufgabe, auf solche Ziele, soweit sie forstlicher Natur sind, mit der Energie eines durch eigenen, grossartigen Forstbesitz dazu Berufenen hinzuarbeiten. Mit Geist und Lebendigkeit geschrieben, auf reicher Erfahrung basierend, setzt es den Fuss auf ein bisher erst wenig literarisch bearbeitetes Gebiet, das der Heimatkunde nicht nur wahlverwandt ist, sondern sich ihr als ein ebenso würdiger wie wünschenswerter Bundesgenosse, jene reichlich fördernd, anschliesst. Derartige Schriften verdienen, mehr noch wie Anerkennung und Lob, die Befolgung gegebener Ratschläge. Es ist unmöglich, überzeugender für landschaftlich ideale Bestrebungen einzutreten und dies in einer der persönlichen Vornehmheit des Verfassers mehr entsprechenden Weise zu vollziehen, als im gegenwärtigen Falle geschieht. Alles vereinigt sich, das Werk zu einer ebenso hervorragenden, wie gemeinnützigen und anmutenden Erscheinung zu machen, der der Beifall weiter Kreise weder fehlen kann noch wird.

Die neue Auflage ist stark vermehrten Inhaltes und mit feinfühlig gewähltem Bilderschmuck ausgestattet. Ich erinnere mich mit Vergnügen daran, mit welcher Freude mich bei der Lektüre das in erster Auflage 1885 publicierte Buch, dem ich auf Rat meines Freundes, des Professors Altum, näher trat, damals erfüllte. Allerdings fand es bei mir einen durch Waldliebe und Pflanzlerlust gut vorbereiteten Boden. In seinem neuen Gewande wird unendlich vielen Lesern gegenüber die gleiche Empfindung sich noch intensiv steigern. Es ist, mit einem Wort zu sagen, Waldduft darin.

VII. Zu der Hautvergiftung unseres Vorstandsmitgliedes Dr. Carl Bolle durch Anfassen des Giftsumach (*Rhus Toxicodendron*) schreibt mir Herr Dr. A. Tschirch, Professor an der Universität Bern, am 3. d. M. folgendes: „Dabei wurde ich lebhaft an einen Besuch von Jena-Löbnitz erinnert. Dort wurden eine Menge Arzneipflanzen gebaut. Darunter befindet sich auch *Rhus Toxicodendron*, in der Jenenser Gegend „der Rost“ genannt. Es ist nun den Bewohnern von Jena-Löbnitz seit langem sehr wohl bekannt, dass sie bei dem Abernten dieser Arzneipflanze sehr vorsichtig vorgehen müssen, wenn sie nicht Blasen an Händen und Armen erhalten wollen. Besonders der junge „Rost“



ist gefürchtet. Die Rhus erntenden Bauern ziehen Handschuhe an. — Vielleicht interessiert Sie diese Notiz.“

Sicherlich! und sind wir Herrn Tschirch für seine gefällige Mitteilung sehr verbunden.

VIII. Ein Beitrag zur Geschichte und Deutung der Näpfchensteine\*) von grosser wissenschaftlicher Bedeutung ist kürzlich veröffentlicht von Herrn Dr. Antonio Magni, Regio Ispettore degli Scavi e Monumenti, unter dem Titel: Nuove Pietre Cupelliformi nei dintorni di Como (d. i. Neue Näpfchensteine in den Umgebungen von Como).

Ich behalte mir vor, über diese bedeutsame Arbeit mich ausführlicher zu verbreiten, lasse das Buch aber schon heut zirkulieren, bemerke auch, dass Doktor Magni über meine Theorien der Näpfchen und Rillen sich S. 81 flg. ausführlich verbreitet, dass er Berlin, Angermünde, Cottbus, Fürstenwalde, Prenzlau, Spandau, Strausberg, Vetschau pp. nennt und speziell dabei auch des Monatsblattes der Brandenburgia (S. 87) gedenkt. Das Buch giebt ungemein viel mehr als der enggefasste Titel besagt.

IX. Herr Dr. Carl Bolle macht über einen ebenso interessanten wie nützlichen, im grossen Publikum aber wenig bekannten, bei uns eingebürgerten Korkbaum Mitteilung.

Der Korkbaum vom Fluss Amur. *Phellodendron amurense*. (Familie der Xanthoxyleen.)

Dieser grosse und schöne Baum aus Ostasien besitzt neben gefiedertem Laube die seltene Eigentümlichkeit dicker Korkbildung seiner äusseren Rindenschicht. Er gestaltet sich hierdurch zu einem wertvollen Seitenstück der südeuropäischen Korkeiche (*Quercus Suber*), welche in grossartigem Maasse dem Durst der Nordländer bisher das Material zu den Pfropfen ihrer Flaschen, als ein bedeutender Handelsartikel besonders Spaniens und Portugals, geliefert hat.

Da *Phellodendron* einer klimatisch uns nahestehenden botanischen Region angehört, so ergibt sich daraus, was auch schon die Erfahrung bewiesen hat, dass ihm Befähigung, unsere Winter vollkommen zu ertragen und demgemäss zur Einbürgerung bei uns, im Gegensatz zur Korkeiche, befähigt zu sein, innewohnt. Der vielversprechende Baum, seit Jahrzehnten hier zu Lande eingeführt, wird u. a. bereits zu Chorin in ansehnlichen, wenn auch noch jungen Kulturbeständen forstlich angebaut und gehört in die Zahl exotischer Gehölze, deren Aufnahme in den offiziellen Forstbetrieb Preussens gesichert erscheint.

\*) Besprochen in der Brandenburgia von mir gelegentlich aller der Wanderfahrten nach alten Städten und Dörfern, wo sich an Kirchen und Kapellen Näpfchen und Rillen zeigten, z. B. in Bernau, Brandenburg a. H., Templin, Fürstenwalde im vorigen Jahre bei der St. Nikolaikirche zu Spandau.



Der Kork des in Rede stehenden Baumes wird von den Anwohnern des Amur hauptsächlich nur zu Fischerei-Gerätschaften verwendet.

Das im Museum vorliegende Stammstück war in Scharfenberg erwachsen und ist demselben 1902 eingeliefert worden.

X. Das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes, Berlin C., Klosterstr. 36, teilt uns Folgendes freundlichst mit:

Vom 31. März bis zum 5. April d. J. incl., mittags von 11—3 Uhr, findet in der Aula Klosterstr. 36 I, eine von dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes aus seinem Besitz veranstaltete Sonderausstellung statt. Dieselbe umfasst Bauernstickereien aus dem Deutschen Reiche und den deutschen Nachbargebieten und laden wir zu deren Besichtigung hiermit ergebenst ein.

Ich bitte die Anwesenden, namentlich die Damen, diese sehenswerte und belehrende Ausstellung nicht zu versäumen.

XI. Das „Gesundbohren“, ein kleines Seitenstück zu dem „Gesundbeten“, kam gestern bei einer Verhandlung des Landgerichts II zur Sprache. Wegen Sachbeschädigung an einer öffentlichen Anlage stand der Bauer Julius Günther aus Glienick bei Zossen vor der Strafkammer. Eines Tages war auf der Kreischaussee Zossen-Glienick ein Baum, der dicht an dem Einfahrtsthor des Gehöfts des Angeklagten steht, angebohrt. Das mit einem Bohrer verursachte Loch war mit einer teerartigen Flüssigkeit vollgegossen und mit einem Holzstöpsel zugepfropft. Der Angeklagte bestritt entschieden, dass er an dem Baum irgend etwas vorgenommen habe, das Schöffengericht kam aber doch zu der Überzeugung, dass er der Thäter sei, und verurteilte ihn zu 30 M. Geldstrafe. In der Behausung des Angeklagten war nämlich ein Bohrer vorgefunden worden, der in die im Baum befindliche Öffnung passt, sowie ferner Karbolineum, und man glaubte, dass der Angeklagte den Baum, der seine Einfahrt beengte, habe töten wollen. — Der Angeklagte legte gegen das schöffengerichtliche Urteil Berufung ein, und Rechtsanwalt Dr. Flatau machte jetzt folgende Ausführungen: Es habe sich gar nicht um einen Angriff auf den Baum gehandelt, sondern um einen uralten, weit verbreiteten Aberglauben, den man mit „Verbohren von Krankheiten“ bezeichne. Danach könne man eine lang währende Krankheit, besonders offene Schäden am Körper, dadurch heilen, dass man ein mit der kranken Stelle während einer bestimmten Zeit in Berührung gebrachtes Stück Holz in ein frisch gebohrtes Baumloch stecke. Wenn die Säfte des Baumes, der besonders mächtig sein müsste, mit dem Stück Holz in Berührung kämen und der Baum weiter gedeihe, so schwinde auch die Krankheit. In der fraglichen Gegend wohnen auch verschiedene Personen, von denen fortwährend abergläubische Operationen



und Kuren versucht worden seien. Der Angeklagte fürchte sich offenbar, diese Personen zu nennen. Jedenfalls sei ihm eine Schuld nicht nachgewiesen und ein Beweggrund zur absichtlichen Beschädigung des Baumes auch nicht erkennbar. Der Verteidiger hatte sich zur Bekräftigung seiner Mitteilungen auf mehrere Zeugen berufen. Das Gericht verzichtete aber auf deren Vernehmung, hob das erste Urteil auf und sprach den Angeklagten frei.

Sicher beobachtete und durch Gerichtsverhandlung gewissermassen amtlich beglaubigte Fälle der praktischen Bethätigung des Aberglaubens kommen so selten vor, dass ich diesen märkischen Fall mitzuteilen, nicht unterlassen will.

## XII. Sammelt brandenburgische (märkische und niederlausitzer) Volkslieder.

Der „Täglichen Rundschau“ vom 4. d. M., einem Organ, das in der dankbarsten Weise für die Erhaltung deutschen Volkstums und für heimatkundliche Bestrebungen eintritt, entnehme ich folgende auch für uns beachtenswerte Aufforderung:

In Bayern besteht eine grosse Vereinigung, die es sich zur schönen Aufgabe gemacht hat, die volkskundlichen Überlieferungen bei den einzelnen Volksstämmen des Bayernlandes, bei den Altbayern, Schwaben, Franken und Pfälzern zu sammeln. Einer Veröffentlichung in den pfälzischen „Zeitbildern“ entnimmt die „Frkf. Ztg.“, dass 687 Mitglieder dieser Vereinigung für die Sammlung thätig sind und ihre Schätze an mundartlichen Formen, Dichtungen, Volkssagen u. s. w. an die Augsburger Sammelstelle der Vereinigung abgeben. Es soll bereits ein recht stattliches Material beisammen sein. Für das Frühjahr ist das Erscheinen eines Werkes über Volkskundliches aus der Pfalz angekündigt, an das sich bald eine Sammlung pfälzischer Volkslieder schliessen soll. So viele dieser Volkslieder auch schon gesammelt sind, so erwartet man doch noch mancherlei Beiträge dieser Art, um eine möglichst vollständige Sammlung zustande zu bringen. Es erging darum an alle, die sich für dieses beachtenswerte litterarische Unternehmen interessieren, die öffentliche Aufforderung, mitzuhelfen, was hoffentlich in reichem Masse geschehen wird. Die Vereinigung legt nicht nur auf den Text der Volkslieder Wert, sondern auch auf die Sangesweise und auf die Mitteilungen darüber, bei welchen Gelegenheiten und in welchen Dörfern u. s. w. hauptsächlich die Volkslieder gesungen werden. Vorstand der Vereinigung ist Universitätsprofessor Dr. O. Brenner in Würzburg. Das gute Beispiel Bayerns sollte auch in anderen Bundesstaaten Nachahmung und Förderung durch Behörden und Schulen finden! Wieviel Schätze der Sammeleifer auf diesem Gebiet noch heben kann, hat unseren Lesern wohl der gestern abgedruckte Aufsatz einer deutschen Frau über „Volkslieder und Spielreime“ bewiesen.

XIII. Das Königliche Hohenzollern-Museum im Schloss Monbijou feiert am Geburtstag Kaiser Wilhelms des Grossen, 22. d. M., sein 25jähriges Jubiläum. Am 22. März 1877 wurde es in Gegenwart



des greisen Kaisers, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, sowie zahlreicher fürstlicher Gäste, welche dem Monarchen an diesem Tage das Kolossalgemälde „Die Kaiserproklamation in Versailles“ überreichten, als „Vaterländisches Museum“ eröffnet. Ein halbes Jahr später, am 2. September, gab der Kaiser dem Museum seinen jetzigen Namen. Namens der Brandenburgia, sowie namens des Märkischen Provinzial-Museums habe ich an den hochverdienten Direktor des Hohenzollern-Museums, Herrn Professor Dr. Seidel, folgende Zuschriften gerichtet:

#### I. Adresse der Brandenburgia.

Hochgeehrter Herr Direktor!

Bei dem heutigen Jubiläum des Königlichen Hohenzollern-Museums wollen Sie auch der unterzeichneten gemeinnützigen und vaterländischen Gesellschaft gestatten, ihre herzlichen Glück- und Segenswünsche auszusprechen.

Betrifft unser Arbeitsgebiet doch so häufig die kulturgeschichtlichen Thaten unseres erhabenen Herrscherhauses und manche von denjenigen Gegenständen, welche in Ihrem so allgemein und so hoch geschätzten Museum gewissermassen als Nationalschätze verwahrt werden.

Möge das Hohenzollern-Museum sich noch viele Jahre Ihrer segensreichen und unermüdlichen Leitung und Fürsorge erfreuen!

Vorstand der „Brandenburgia“,  
Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg.  
Friedel, Zache, Pniower,  
I. Vorsitzender. I. Schriftwart. II. Schriftwart.

#### II. Adresse des Märkischen Museums.

An die Direktion des Königlichen Hohenzollern-Museums,  
z. H. des Herrn Direktor Prof. Dr. Paul Seidel, Berlin, den 22. Januar 1902.  
Oranienburgerstr. 70.

Zu dem heutigen Jubiläum und Ehrentage des Königlichen Hohenzollern-Museums beehren wir uns, unsere aufrichtigsten und herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Unsere Sammlungsziele erstrecken sich allerdings in viel weitere geschichtliche und vorgeschichtliche Zeiten als diejenigen Gegenstände zurück, welche in dem lediglich der Erinnerung an unser geliebtes Herrscherhaus bestimmten, Ihrer Pflege unterstellten Museum vereinigt werden, aber unser allergnädigster Kaiser und König Wilhelm II. hat bei der Schöpfung der Denkmäler in der Siegesallee aus eigenem Antriebe den Rahmen dieser Denkmäler über die Hohenzollern-Herrschaft hinaus bis zu Albrecht dem Bären erweitert und mit selbstloser Objektivität auf die Verdienste auch der vorhohenzollernschen Regenten um unsere Mark Brandenburg hingewiesen. Solchergestalt bilden unsere Sammlungen in vielfacher Beziehung eine kulturgeschichtliche Ergänzung zu Ihrem glänzenden Museum, welchem unter Ihrer sach-



verständigen und liebevollen Verwaltung ein fröhliches und herrliches Gedeihen bis in die fernsten Zeiten beschieden sein möge.

Direktion des Märkischen Provinzial-Museums.

Friedel,

Geheimer Regierungsrat.

Für das Publikum wurde das Hohenzollern-Museum durch eine darin am genannten 22. März 1877 abgehaltene Sitzung des uns befreundeten Vereins für die Geschichte Berlins eröffnet.

XIV. Der Magistrat unserer Nachbarstadt Friesack hat ein überaus freundliches Einladungsschreiben zum Besuch der Brandenburgia in Friesack und Umgegend an mich ergehen lassen, unter Betonung des Umstandes, dass ich gelegentlich der Einweihung des Denkmals für Kurfürst Friedrich I. zum Ehrenbürger der Stadt Friesack ernannt worden sei.

Wir können eines herzlichen Empfanges und einer reichlich lohnenden Wanderfahrt gewiss sein. Nach Rücksprache ist Sonntag, der 11. Mai, hierzu in Vorschlag gebracht. U. M. die Bibliothekare Dr. Gustav Albrecht und Lüdicke werden das Programm mit dem Magistrat vorläufig feststellen.

Ich bitte um möglichst zahlreiche Beteiligung.

XV. U. M. Herr Neupert-Spandau hat in gewohnter liebenswürdiger Weise dem Märkischen Museum eine neue Folge von Photographien aus Spandau und Umgegend gestiftet, welche ich zirkulieren lasse mit bestem Dank für die gütige Spende.

XVI. Wilde Kaninchen (*Lepus cuniculus* L.) im Tiergarten. Ich bin wiederholt gefragt, ob sich im königlichen Tiergarten zu Berlin in der That wilde Kaninchen aufhalten. Diese Frage muss ich unbedingt bejahen. Meine Kinder hatten mich seit 2 Jahren darauf aufmerksam gemacht, dass sie richtige wilde, hasenartig gefärbte Kaninchen nachts im Tiergarten, einmal mitten auf der Charlottenburger Chaussee angetroffen. Ich habe ein solches Tier u. a. vor etwa 1 $\frac{1}{2}$  Jahren nachmittags ziemlich dreist herumhüpfend auf einem der mit dichtem Gebüsch umrahmten Beete des Königsplatzes nahe dem Siegesdenkmal beobachtet. Heute Abend traf ich an der Bellevue-Allee, dicht am Zaun der königlichen Tiergärtnerei, einen starken Rammler, der sich mit einem Weibchen dort herumtrieb.

Wie sich diese niedlichen, für die Pflanzungen aber nicht ungefährlichen Nager in den Tiergarten gezogen haben, ist nicht bekannt. Ausgesetzt sind sie absichtlich selbstverständlich nicht, sie müssen also aus der Nachbarschaft sich eingeschlichen haben. Auf den Gartengrundstücken der äussersten Müllerstrasse, Berlin NW., richten sie solchen Schaden an (z. B. beim Paul Gerhardt-Stift), dass man ihnen mit Fallen



nachstellt. (Vgl. Huth, Beiträge zur Kenntnis der märkischen Fauna, Berlin 1888, S. 11.)

Herr B. v. Pressentin-Rautter, ein höchst erfahrener Jäger vor dem Herrn, hat am 9. d. M. im „Berliner Tageblatt“ so interessante Angaben über das Leben und die Jagd des wilden Kaninchens gemacht, dass ich mich nicht enthalten kann, wenigstens einiges daraus in unserem Monatsblatt festzulegen.

Die Natur unserer in Frage kommenden kleinen Nager, von denen man nach allen bisherigen Feststellungen annehmen darf, dass sich ein einziges Paar im Jahre bis auf die ungeheure Zahl von 100 Stück bei günstigen Lebensbedingungen vermehrt, hat sie in erster Linie auf die Vorhölzer mit leichtem, sandigen Boden angewiesen, wo sie sich schnell Baue graben, vorhandene verstopfen und dann wieder öffnen können. Dichte Büsche an Wachholderbüschen, Besenkraut und Haidekrautwälle und die Ränder von Gruben sind die bevorzugten Gelände, welche das Kaninchen zur Gründung einer Kolonie benutzt, die sich oft geradezu rapide vergrößert. Mit diesem Anwachsen einer Kaninchenkolonie wächst auch der Schaden in Proportionen, den die Kaninchen auf Getreidefeldern, Kulturen und Anpflanzungen, besonders aber auch an Schutzdämmen anrichten. Dem Waidmann, welcher sich jetzt in der Schonzeit dem Vernichtungswerk der Kaninchen hingiebt, gebührt also ehrlicher Waidmannsdank des Landmannes. Demgemäss muss er danach sinnen, wie er dem Kaninchen am meisten Abbruch zu thun vermag. Es ist das wirklich eine Christenpflicht wie die Vertilgung von Heuschreckenschwärmen. Verfasser setzte im Jahre 1862 in jugendlichem Unverstand auf einem Reviere 1 Rammler und 5 Kaninchenhäsinnen in dicht bestandenen Dämmen aus, heute kreuzigen und segnen sich dort die armen Leute, die kaum noch Gemüse gross bekommen. Tod also den Kaninchen! Wie man es anstelle, sie in waidmännischer Weise zu vernichten, das wollen wir hier den verehrlichen Lesern zu zeigen versuchen.

Am einfachsten, weil jedes Apparates oder jeder Beihilfe entbehrend, ist bei stillem, sonnigen Wetter die Jagd mit einem kurz suchenden und sicher stehenden Hunde an den Rändern von Feldschonungen oder Büschen. Je mehr Wachholderbüsche und Hasenkraut, auch Besenkraut, dort wuchert, desto lohnender pflegt eine solche Jagd auszufallen, sobald man genau gegen Wind sucht, vor allem aber schnell zu schießen und in lückenhaftem Bestande zu treffen versteht. Das ist zu Anfang nicht ganz leicht; denn das Kaninchen schlägt blitzschnell Haken und benutzt instinktmässig jede Deckung, bis es die Röhre eines Baues findet oder dem Schützen hinter Büschen entschwindet. Aus der Praxis heraus empfehlen wir jedem auf Kaninchen mit dem Hunde allein suchenden Schützen, an der Kante eines Feldholzes so zu gehen, dass er den vor ihm liegenden Holzrand der Länge nach übersieht, während der ruhige Hund neben ihm im Busch reviert. Die Kaninchen fahren sehr oft — besonders wenn sie den Hund buschwerks sehen — nach dem Felde zu raus und halten dann die erste Fahre, wo sie verhältnismässig bequem geschossen werden können. Verfasser hat in



Schlesien oftmals während weniger Stunden für seine Person bis zu 14 Stück Kaninchen in solcher Weise geschossen.

Für eine Art Massenvertilgung auf Treibjagen eignen sich besonders kleinere Feldschonungen oder Büsche mit dem bereits vorher erwähnten Unterwuchs, der es dem vorsichtigen und gewandten Kaninchen gestattet, in aalglatten Windungen zwischen den Strünken und Wurzeln seinem Todfeinde, dem Fuchs, zu entkommen. Je kleiner solche Gehölze mit zahlreichen Kaninchenkolonien sind, desto besser sind gewöhnlich die Resultate eines Treibens, weil es für grössere Triebe — fern von Städten — schwer hält, die nötigen zuverlässigen Schützen rechtzeitig zu beschaffen. Die Zuverlässigkeit ist aber durchaus Erfordernis, obschon man auf Kaninchen nur mit Hühnerschrot zu schiessen pflegt. Bei hitzigen Schützen kommt gar zu leicht ein Unglück vor, da die Kaninchen vor den Treibern unmittelbar am Rande entlang laufen. Bei kleinen Trieben sollte man deshalb unter allen Umständen nur nach aussen schiessen lassen und das Anstellen der Schützen in der Weise bewirken, dass jeder Jäger, leise schleichend, auf seinen ihm bestimmten Stand tritt, die Treiber aber, womöglich ein Stück jenseits des Holzes, gegen Wind erst dann angelegt werden, wenn die Schützen stehen. Die rückwärtigen Schonungsecken besetzt man möglichst auch mit einer Flinte, da viele Kaninchen, besonders wenn dort nahebei auch noch Schonungen liegen, auf den rückwärtigen Flügeln durch die Treiber gehen. Diese gehen möglichst in gerader Linie und klopfen selbst an kleine Büsche, weil das Kaninchen bei Sonnenschein recht fest liegt. Sind die Treiber einmal durch den Trieb, so lässt man sie ruhig wieder zurücktreiben und macht dann oft bessere Geschäfte wie zuvor. Eine unerlässliche Bedingung für jedes Treiben ist die Beobachtung des Windes und das stille Anstellen der Schützen und Treiber.

Die dauernd lohnendste und auch wohl bequemste Jagdweise auf Kaninchen ist das „Frettieren“.

Freilich bedarf es dazu einiger Vorbereitungen. Es müssen zwei bis vier Fretts besorgt werden, die man daran gewöhnt, unweigerlich auf einen bestimmten Ruf oder Pfiff — selbst aus den Kaninchenbauen — zu ihren Herren zurückzukommen, und es muss eine grössere Zahl von Decknetzen beschafft werden, an deren vier Ecken sich eine Kugel befindet, um beim Frettieren mit solchen Decknetzen die aufgefundenen Röhren zu bedecken. Im allgemeinen gesagt, eignen sich zum Frettieren am meisten die Morgenstunden kalter, trüber, aber trockener Tage. Bei stürmischen oder Regentagen geht man am besten garnicht zum Frettieren. Die zur Arbeit ausgehenden Frette müssen so gefüttert sein, dass ihr Hunger gestillt ist, aber nicht zuviel, damit sie in den Bauen nicht müde und schlaftrunken werden.

Man trägt die Fretts in einem mit Watte und Moos ausgepolsterten Körbchen zur Jagd bis auf den gewählten Hauptbau. Hier deckt man alle sichtbaren Röhren mit einem Decknetz und lässt dann ein Frett durch die Hauptröhre zu Bau. Sobald die Kaninchen das Frett erblicken oder merken, flüchten sie, von Entsetzen gepackt, aus allen Röhren, wo sie in die Netze geraten und sofort herausgenommen werden müssen. Selbstverständlich sind die Netze dabei wieder fängisch zu legen oder zu stellen, bis das



Frett gleichsam suchend aus dem Bau kommt. In diesem Augenblick muss es der Besitzer mit dem bestimmten Pfiff sofort aufnehmen, damit es nicht wieder zu Bau fährt und dort, von Müdigkeit überwältigt, einschläft. Will man beim Frettieren zugleich Kaninchen schießen, so muss man einen Gehilfen mitnehmen, der die Decknetze legt, die Kaninchen aus den Netzen nimmt und nickt, um selbst mit der Flinte die offengelassene Haupttröhre zu beobachten. So geht man von Bau zu Bau, wählt immer ein anderes Frett und vermag oft in wenigen Stunden eine glänzende Strecke zu erzielen.

Bekmann (Hist. Besch. der Chur- und Mark Brdb.) I. 1751 S. 779 sagt: „Kaninchen werden auf dem Bauernwerder\*) zwischen Spandau und Postam gegen dem Dorfe Kladow für die Königl. Hofstat geheget: und in der gegend Freienwalde ist ebenfalls eine ansehnliche menge zur zucht hingezet, und unterm dato Kölln 1708. 14. Febr. die Verordnung ergangen, dass ihrer nebst den Hasen, Rebhünern, Enten und Schnepfen sollte geschonet werden.“

Nach Blasius, Wirbelth. v. Deutschl. 1857, S. 627 ist das Kaninchen südeuropäischen Ursprungs und nördlich der Alpen eingeführt. Auch die wilden Kaninchen werden mit Haaren bedeckt und mit offenen Augen geboren und vermögen bald nach ihrer Geburt herumzulaufen. Das Frettieren wird übrigens auch in unserer Provinz ausgeübt.

XVII. Herr Kustos Buchholz, unter Vorlagen aus dem Märkischen Museum:

Das Königliche Polizei-Präsidium hat seinen dritten Dezennar-Bericht, die Jahre 1891—1900 umfassend, herausgegeben. Der stattliche Band enthält manches für die Geschichte Berlins und der Vororte Interessante, insofern einzelne seiner Kapitel auf frühere Zeiten zurückgreifen, insbesondere Abschnitt VII, Geschichte der Organisation des Polizei-Präsidiums. Unser Mitglied, Herr Polizei-Hauptmann Paul Schmidt, hat bereits vor vier Jahren anlässlich des 50 jährigen Jubiläums der Berliner Schutzmannschaft, eine ausführliche Geschichte dieser, wie der ihr vorangegangenen Sicherheits-Institutionen, herausgegeben, sodass dieser Teil der Polizei-Präsidial-Geschichte besser aus dem Schmidtschen Werk zu ersehen ist. Dagegen interessiert der Rückblick auf die Entstehung der Behörde selbst, die in so vielen Dingen mit der städtischen Verwaltung konkurriert.

Bis 1809 war, wie vordem das Gericht, auch die Polizei mit der Stadtverwaltung eng verbunden. Nach Einführung der Städteordnung vom 19. November 1808 war die Notwendigkeit einer besonderen Königlichen Polizei-Verwaltung hervorgetreten und unterm 25. März 1809 ein Polizei-Präsident eingesetzt, dessen Befugnis alsbald auch auf Charlottenburg und einige andere Nachbarorte ausgedehnt wurde. 1816 wurde die Behörde, analog den anderen Bezirks-Regierungen, in eine

\*) Gemeint ist die Pfaueninsel, die auch Kaninchenwerder hiess.



kollegialische Regierung mit dem Regierungspräsidenten an der Spitze umgewandelt, innerhalb der ein „Polizeiintendant“ die eigentlichen Polizei-Geschäfte besorgte. Der Geschäftsgang dieser Berliner Regierung bewährte sich in der Praxis nicht, sie wurde am 1. Januar 1822 aufgelöst und an ihre Stelle trat wieder das Polizei-Präsidium, dessen Abteilungen dann allmählich sich zu dem heutigen Umfang entwickelten.

Der vorliegende Bericht enthält zugleich einige kartographische Beilagen: die Einteilung der Polizei-Hauptmannschaften und Polizei-Reviere, den Bebauungsplan von 1862, die Gewerbe-Inspektions-Bezirke und den Grundriss des Polizei-Präsidial-Gebäudes.

XVIII. Vom Herrn Kultusminister ist dem Märkischen Museum ein Exemplar der Taufmedaillen überwiesen worden, die in der hiesigen Loosschen Prägeanstalt nach dem preisgekrönten Entwurf des Bildhauers Rudolf Bosselt hergestellt worden sind.

Schon hinsichtlich der Form fällt diese Medaille dadurch auf, dass sie flach gehalten ist und keinen Schutzrand hat. Diese Form wird neuerdings bevorzugt, sie ist z. B. auch für die hier zum Vergleich mitvorgelegte Preismedaille der letzten Pariser Ausstellung zur Anwendung gekommen, und sie wird sich auch praktisch bewähren für alle die Gepräge, die in Etuis aufbewahrt werden.

Die taufsymbolische Darstellung der Bosseltschen Medaille weicht vollständig ab von den herkömmlichen Bildern des 17. und 18. Jahrhunderts, die auch in das 19. Jahrhundert übernommen waren. Bei diesen ist immer der Taufakt selbst dargestellt, mit verschiedenem Beiwerk; oft tauft dabei der Priester mit dem Blut, das im langen Strahl aus Christi Wunde strömt. Sechs solcher älterer Taufmedaillen lege ich hier mit vor.

Von solchen auf die Taufförmlichkeiten bezüglichen dogmatischen Andeutungen ist die Bosseltsche Darstellung gänzlich frei. Das von der Mutter geförderte Verlangen des Kindes nach Christus, der es gerne aufnimmt, ist sein Vorwurf für das Bild der Hauptseite, und trotz der einfachen und realistischen Auffassung ist es ebenso sehr von seelischer, wie von künstlerischer Wirkung.

Auf der Rückseite ist das christliche Symbol, das einfache Kreuz, mit romanischen Ornamenten dargestellt, dessen oberer Balken von einer herabfliegenden Taube bedeckt wird, während die beiden Seitenbalken von je einem Engel flankiert werden. Die leeren Felder zu beiden Seiten des Unterbalkens sind zur Aufnahme der Paten-Widmung bestimmt.

XVIII. Herr Prediger Dr. M. Runze: „Carl Loewes Beziehungen zu Berlin und seine Kompositionen märkischer Balladendichter“, mit musikalischen Vorführungen, unter gütiger Mitwirkung der Konzertsängerin Fräulein Ida Seegert (Gesang) und des Herrn Dr. med. Leopold



Hirschberg (Gesang- und Bassübung). Herr Dr. Runze wird den Vortrag in einem der nächsten Hefte als Aufsatz erscheinen lassen.

XIX. Nach der Sitzung freie Vereinigung in Sterzers Restaurant.

---

## Festbericht über die gesellige Vorfeier des zehnjährigen Stiftungsfests

in den Räumen des Hotel Imperial, Enckeplatz 5.

Freitag, den 21. März 1902.

---

Es versammelten sich in dem grossen Saal der Schlaraffia gegen 7 Uhr ungefähr 400 Personen, die Ausschmückung und Ordnung der Tafel hatte unser Ausschussmitglied, Herr Grubenbesitzer Franz Körner, mit gewohnter Umsicht übernommen, wie derselbe auch sonst um das Zustandekommen der Feier sich in aufopfernder Weise verdient gemacht hatte, so bei der Gestellung des Festzuges, des lebenden Bildes u. s. f. Ihn unterstützte dabei in ebenso opferwilliger wie geschickter Weise Herr Dr. jur. Hans Depène. Der Generalintendant der Königlichen Schauspiele, Excellenz Reichsgraf Hochberg, hatte die Kostüme und Requisiten des Königlichen Schauspielhauses gütigst zur Verfügung gestellt.

Nachdem der Vorhang der Bühne sich gehoben, sprach Fräulein Hedwig Körner als verkündende Muse Kleio folgende von Herrn Dr. H. Depène gespendeten Verse:

Da wäret Ihr nun, verehrte Gäste,  
Vollzählig erschienen zum frohen Feste,  
Und da Ihr allezeit wart beflissen,  
Zu mehren Euer historisch Wissen,  
So gestattet, dass ich, Historia,  
Mit gastlichem Grusse mich Euch nah'  
Und Euch, bevor noch die andern „Gänge“  
Erscheinen in des Festmahls Gedränge,  
Zu einem Gange Euch lade ein  
Durch der Jahrhunderte lange Reih'n.  
Doch ängstigt Euch nicht: ich weiss, die Kürze,  
Sie scheint Euch diesmal die beste Würze  
Drum fix in medias res hinein:  
Bald wird unser Gang beendet sein!



Es nahte nun der Festzug, zu dessen einzelnen Paaren Klio erklärende Verszeilen rezitierte:

1.

Voran im Zuge lass' ich hier schreiten  
Ein Paar aus Germaniens grauen Zeiten.

(Herr Referendar Dalchow als Jung-Siegfried, Fräulein Käthe Haupt als Walküre [Brunhild], ein stattliches, mit grossem Beifall empfangenes Paar.)

2.

Ihm folgt Kaiser Carolus mit Frau Fastrada lobesam.

(Herr Fabrikbesitzer Lazari in würdiger Herrschergestalt mit der Kaiserkrone, und Fräulein Gesa Friedel, Tochter unseres I. Vorsitzenden, als Fastrada, die 3. Gemahlin des grossen Frankenherrschers, ebenfalls lebhaft begrüsst.)

3.

Ein Minnesänger mit seiner Dam'.

(Herr Dr. phil. Denhardt mit Fräulein Spohr.)

4.

Ein Fischerpaar aus dem ältesten Berlin.

(Herr Fabrikbesitzer Kray und Fräulein Fährndrich.)

5.

Abt Sibold von Lehnin mit 2 Chorknaben.

(Herr Fabrikbesitzer Ottö, Obersekundaner Harry Seyring und Fränzchen Körner.)

6.

Ein zünftiger Meister mit seiner Frauen.

(Herr stud. Günther mit Fräulein Otto.)

7.

Ein ritterlich Paar, gar stattlich zu schauen.

(Herr Direktor Wagner und Fräulein Manegold.)

8.

Hie Doktor Faust und das holde Gretchen.

(Herr Magistratssekretär Krüger und Fräulein Schlüter.)

9.

Freimann mit dem Zigeunermädchen.

(Herr Magistratssekretär Buchholz d. J. und Fräulein Dora Körner.)

10.

(Ein Doppelpaar.)

Landsknecht und Wallensteiner mit Schätzchen zur Seit',  
ein lustiges Volk aus trauriger Zeit.



(Herr stud. iur. Schlüter als Frundsberg'scher Landsknecht und Herr Markgraff als Wallensteiner mit Fräulein Brunn und Fräulein Burich als Marketenderinnen.)

11.

Fürst Anhalt-Dessau mit Anne-Lieschen.

(Herr Fabrikbesitzer Weber und Fräulein Guereke).

12.

Ein Roccocco-Paar — nimmt eben ein Prieschen.

(Herr Referendar Kiesner und Fräulein Else Depène.)

13.

Friedrich der Einzige, Preussens Zier.

(Fräulein Wilhelmine Weyergang in ihrer ungemein lebenswahren Rolle als „alter Fritz“.)

14.

Urgrosspapa als Gard'offizier.

(Herr Müller mit Fräulein Else Körner.)

15.

Gestalten aus der Franzosenzeit.

(Herr Leutnant Schütte mit Fräulein Gräger.)

16.

Freiwillige anno 13 zum Kampfe bereit.

17.

Ein flotter Bursche in Schwarz-Roth-Gold.

(Herr stud. Fischer als Burschschafter mit der altdeutschen Fahne.)

18.

Herr Biedermayer, der Tugendbold.

(Herr Verlagsbuchhändler Rudolf Stricker mit Fräulein Markgraff.)

19.

Einer, der 70 das Schwert geschwungen.

20.

Und nun noch der Jüngste von den Jungen.

Mit seinem Schätzlein — Sezessionist,

Uebermenschlein, auch Symbolist,

Oder wie sonst er sich mag nennen —

Nun, Ihr werdet ihn alle kennen!

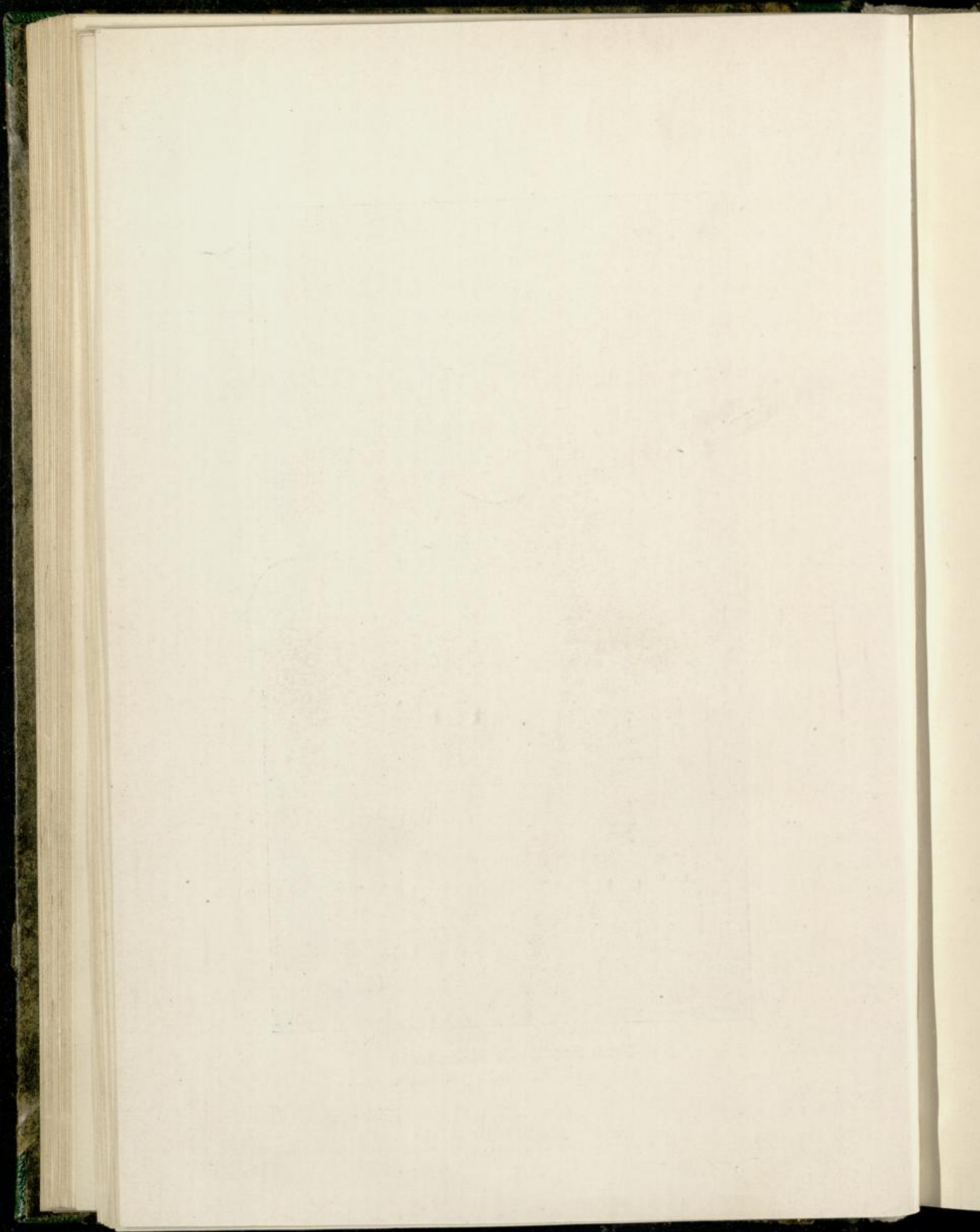
(Herr Regierungs-Bauführer Frösche mit Fräulein Alice Schnabel.)





**Frau Amélie Jaffé-Honrath**  
als Brandenburgia.







Clio schliesst mit den Worten:

Also hab' ich in raschem Flug  
Geführet Euch durch der Zeiten Zug,  
Denke, der Anfang hat Euch gefallen,  
Wünsche zum Schluss Euch nur noch Allen,  
Viel Vergnügen zum heutigen Feste —  
A revoir, verehrte Gäste!

Kaum war der rauschende Beifall für den so wohl gelungenen geschichtlichen Zug verklungen, so wurde ein lebendes Bild auf der Bühne gezeigt: Huldigung der Brandenburgia durch Berlin mit sechs heimatlichen Städten: Brandenburg a. H. (Frau Weimar), Frankfurt a. O. (Frau Direktor Wagner), Prenzlau (Fräulein Zander), Küstrin (Fräulein Unger), Guben (Fräulein Mumm) und Jüterbog (Fräulein Nitsche), welche je 3 rechts bzw. links die stattliche Berolina (Frau Haupt) umgaben.

Zuvor hatte Frau Kreisbauinspektor Amélie Jaffé-Honrath in der imponierenden Gestalt der Brandenburgia einleitend folgenden von ihr selbstgedichteten Prolog gesprochen.

#### Prolog.

1. Wie Jubellieder hör' ich's festlich rauschen,  
Wie Feierklang und liebliche Schalmey'n.  
Aus lichter, unermess'ner Himmelsferne  
Kehrt heut der Freude Göttin bei uns ein!  
Sie krönet segnend unsre Feierstätte  
Und windet Kränze aus des Loorbeers Grün,  
Denn ein Jahrzehnt, ein langes, arbeitsreiches,  
Wir seh'n es scheidend, stolz und neu erblüh'n!
2. Der teuren Heimat klingen uns're Lieder,  
Dir, unvergess'ne, ehrfurchtsvolle Zeit,  
Die uns're Väter schaffend einst durchwandelt,  
Dir sei des Ehrentages Ruhm geweiht!  
Und auf dem Boden, dem wir All' entsprossen,  
Woll'n wir der That Vollendung auch ersch'n;  
Drum auf, Ihr jungen Streiter, froh zum Werke,  
Lasst neue Saat und neue Kraft ersteh'n!
3. Seht dort, wo uns're Ströme wiederspiegeln  
Des Domes Bild und seine heil'ge Macht,  
Da thronest Du seit altersgrauen Zeiten,  
Hältst, Brandenburgia, Du die Ehrenwacht!  
Und stolze Ritter seh' ich mutig schreiten  
Zu Kampf und Tod mit kühn verwegnem Sinn,  
Und frommer Jungfrau'n Lieder hör' ich wallen  
Zu ihr, der hohen Himmelskönigin.



4. Doch ob ein König Deines Landes waltet,  
Ob eines Kaisers Krone Dich verklärt,  
Auf märk'scher Erde wuchs die Frucht des Fleisses,  
Durch keines Feindes Tücke je entehrt.  
Wir fühlen ihres Segens leichte Schwingen,  
Sie grünt und blüht in alle Ewigkeit  
In unsern, wie in längst vergang'nen Tagen,  
Die Treue war's und Treue allezeit! — — —
5. Andächt'gen Sinnes lauschtet ihr des Führers,  
Der machtvoll Euch der Gegenwart entrückt,  
Heil ihm, dem Ersten, der vorangeschritten,  
Den Wanderstab Euch in die Hand gedrückt.  
Denn schöner, wie in längst verklung'nen Tagen,  
Stieg aus der Gruft der Ahnen Zeit empor,  
Wie traute Freunde, eines Landes Kinder,  
Seh' träumend ich der Edlen Geister Chor.
6. Der Ahnen Sprache, ihres Herzens Wesen,  
Sie dünken fremd uns und doch wohlbekannt,  
Denn ihr Geschlecht wie auch das unsre nennet  
Dich, stolze Mark, als unser Heimatland,  
Die alten Kräfte regen sich auf's Neue,  
Um's graue Alter seklingt sich junges Glück.  
Mit uns'rem Markgraf lasst uns siegreich rufen  
Den Wahrspruch „Vorwärts, niemals mehr zurück!“
7. Und frühlingsgleich so klingt es durch die Lande,  
Und mächtig sprosst der märk'schen Eiche Baum.  
Mit Berolina's stolzer Sonnenhöhe  
Steigt auf der künft'gen Grösse Hoffnungstraum,  
Und strahlend lieblich, in verklärtem Bilde,  
Steh'n Deine Schwestern-Städte auf der Wacht,  
Mit Ehrfurcht ihre Königin zu schirmen,  
Zu mehren siegreich Brandenburgias Macht.
8. So stehe, wie ein Fels im Meer gegründet,  
In Ehren fest, im weiten Strom der Zeit,  
Und Deines Volkes heil'ge Liebe kündet  
Der Nachwelt Deinen Ruhm in Ewigkeit!  
Lasst uns zum Bündnis nun die Hände reichen,  
Dein Volk, es blickt auf Dich von fern und nah:  
In Treue fest, nicht wanken und nicht weichen!  
Und drei Mal „Heil Dir, Brandenburgia!“

Hierauf begann das Abendessen, bei welchem der I. Vorsitzende, Geheimer Regierungsrat Friedel, folgende Ansprache hielt:



## Hochansehnliche Versammlung!

Vor zehn Jahren trat eine kleine Zahl von Männern verschiedener Berufsklassen zusammen, um für unsere Provinz Brandenburg das ins Leben zu rufen, was die meisten deutschen Gaue längst besaßen, eine wissenschaftliche Vereinigung zur Erforschung der Heimat in Gegenwart und Vergangenheit.

Ein Blick auf unsere jetzige stattliche Mitgliederzahl, auf die vielen Bände Schriften, die wir veröffentlicht, auf die vielen Vorträge, die wir gehört, auf die vielen Wanderfahrten, die wir veranstaltet, zeugt, dass wir auf der von uns selbst vorgezeichneten Bahn eine gute Wegestrecke vorwärts gekommen sind.

Die näheren Angaben hierüber bleiben selbstredend der wissenschaftlichen Jubiläumsfeier am 22. April d. J. vorbehalten.

Ihr zahlreiches Erscheinen heut Abend, meine Damen und Herren, beweist Ihre Teilnahme für die Brandenburgia. Namens des Vorstandes derselben heisse ich Sie daher Alle auf das Herzlichste willkommen mit der Bitte, unseren vaterländischen, gemeinnützigen und wissenschaftlichen Bestrebungen Ihr Wohlwollen auch fernerhin zu bewahren.

Unsere Gesellschaft weilt noch im Frühlingsalter, möge der heutige Frühlingsanfang sinnbildlich für unsere fernere Vereinsthätigkeit sein und möge, wenn nach 15 Jahren das fünfundzwanzigjährige Jubelfest der Brandenburgia gefeiert wird, dieselbe auch dann noch „im Lenz des Lebens“ stehen.

Meine Damen und Herren! Unser Stiftungsfest wird sich aber noch bis in den 22. März hinein erstrecken. Als wir im Jahre 1892 die Brandenburgia begründeten, wurde beschlossen: Das Stiftungsfest solle thunlichst immer am 22. März, als am Geburtstage unseres unvergesslichen, grossen Heldenkaisers gefeiert werden.

Sein Vorbild lenkt unsern Blick von der engeren Heimat auf die weitere Heimat, auf Preussen und unser gesamtes deutsches Vaterland, das unserem erhabenen Hohenzollernschen Herrscherhause so viel verdankt.

Unsere Brandenburgia ist dementsprechend vor Allem auch eine patriotische Gesellschaft, und dessen eingedenk habe ich mir erlaubt, Ihre Zustimmung voraussetzend, folgendes Huldigungstelegramm abzusenden:

**An Se. Majestät den Kaiser und König!**

Die Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde des Stammlandes der Monarchie, huldigt bei der heutigen Feier des zehnjährigen Jubiläums in den Festräumen des Hotel Impérial ihrem geliebten Markgrafen ehrfurchtsvollst mit dem heimatlichen Gruss: „Hie gut Brandenburg alleweg!“ — Gott erhalte, Gott segne den Schutzherrn unserer Marken, unsern Allergnädigsten Kaiser und König Wilhelm II.



Dies lassen Sie uns mit dreimaligem Zuruf bekräftigen: Se. Majestät unser Allergnädigster Kaiser, König und Herr, er lebe hoch, hoch, immerdar hoch!

Hierauf ging (am folgenden Morgen) folgendes Antworttelegramm ein: Herr Geheimen Regierungsrat Friedel, hier, Paulstrasse 4. Seine Majestät der Kaiser und König lassen der Brandenburgia für den treuen Huldigungsgruss vielmals danken. Auf Allerhöchsten Befehl: Der Geheime Kabinettsrat von Lucanus.“

Aus dem ferneren Verlauf des Festes sei noch Folgendes hervorgehoben:

Im Jahre 1895 (vgl. Brandenburgia IV. 162) tauchte in den Zeitungen die Behauptung auf, es sei auf dem Körnerschen Kiesgrubengelände ein vermutlich altsteinzeitlicher Mensch mit Resten vom Mammuth ausgegraben worden, der von Herrn Geheimrat Friedel, der den „Mammuth-Menschen“ für ein mutmasslich wendisches Gerippe, das zufällig nahe einem zwischeneiszeitlichen Mammuthknochen gelegen, erklärt wurde.

Dies hat der „Glacialmensch“ offenbar übelgenommen. So erscheint er denn, behaart wie ein Mammuth, mit langen Grabeklaunen statt Fingernägeln bewaffnet, und beschwert sich, wie aus dem nachstehenden, von unserem Mitgliede, Herrn Magistratssekretär Hans Brennert, gedichteten Brettli-Liede hervorgeht, sehr energisch über die ihm widerfahrene Nichtachtung.

### Der Glacialmensch.

Ein Geräusch an der Saalthür. In derselben erscheint der Eismensch.

Na, erlauben sie mal, sie alter Fritze,  
 Sie fragen, ob ich ein Billet besitze?  
 Und ich soll nicht fallen auf dem Parquet?  
 Was ist das: Parquet und Billet?  
 Billet — was ist das für 'ne Sache?  
 Giebts ja garnicht in der Gletschersprache! —  
 Also lassen sie mich ein, junger Mann!  
 Sonst kriegen sie was hier mit dem Mammuthzahn!  
 Wo ist der Vorstand?

(Er geht zum Vorstandstische.)

Ich hab 'ne Beschwerde!  
 Erst buddeln sie meinen Schädel aus der Erde,  
 Oder vielmehr aus dem Rixdorfer Kies,  
 (Ich fühle noch, wie der Spaten stiess),  
 Dann stellen sie ihn ins Körner-Museum,  
 Und heut feiern sie hier Jubiläum,  
 Ohne dass ich eingeladen werde?  
 Ist das 'ne Höflichkeit, Vorstandsbehörde,  
 Ist das 'ne Pietät, ist das 'ne Sache?  
 Mir fehlt der Ausdruck dafür in der Gletschersprache.



Ich bin doch schliesslich auch Teltower Kreismensch,  
 Ich bin der in Abrede gestellte Eismensch!  
 Man hat mich bestritten! — Das macht mir Kummer!  
 Siehe siebenten Jahrgang Septemhernummer!  
 Alles erforscht ihr, die Kjökkenmöddings!  
 Die Galgenverhältnisse des alten Weddings!  
 Aber die unumstösslichen Glacialmenschen  
 Nennt ihr Phantom, ihr Idealmenschen!  
 Auch ich war nämlich ein Jüngling mit lockigem Haar  
 Zwischen Rixdorf und zwischen Britz,  
 Als Mammuthjäger einst Meister fürwar,  
 Eine Eishöhle war mein Sitz!  
 Am Rollkrug ging ich auf die Nashornbirsch',  
 Bei Tempelhof schoss ich den Riesenhirsch  
 Und Moschusochsen, auf Ehre, so breit, —  
 Das war eine köstliche Zeit!  
 Zur Eiszeit lebte ich bequem  
 In Rixdorf, damals ein Streifen Lehm!  
 Durch die Felder, durch die Auen  
 Zog ich leichten Sinns dahin!  
 Ach, das Ur-Eis wollt nicht tauen,  
 Und mein Anzug war sehr dünn!  
 Abends bracht ich reiche Beute,  
 Manch Mammuthfiletbeefstück!  
 Und wie über eigenes Glück freute sich, ja freute,  
 Meiner „Eisfrau“ Liebesblick!  
 Es war ein kaltes Paradies —!  
 Ach unser Heim war bar von Reizen!  
 Und auch sehr schwierig zu erheizen,  
 Denn ach, es fehlte uns an „Kies“!  
 Und ganz besonders auch zum Wohle —  
 Die später aufgekommne Kohle!  
 Doch war die Höhle sehr bequem —  
 Dort im Rixdorfer Lehm!  
 Jedoch wie endete der Spass?  
 Die Sintflut kam herangeplätschert!  
 Und Rixdorf wurde übergletschert!  
 Meine Lehmkute wurde ein mer de glace!  
 Ich konnte das nicht mehr begrüssen,  
 Dieweil ich starb an kalten Füßen!  
 Lag hunderttausend Jahr bequem  
 Dort, im Rixdorfer Lehm!  
 Es war nicht schön, hab' viel gelitten!  
 Zum Dank dafür werd' ich bestritten!  
 Selbst „Er“, der heute präsidiert,  
 Er sagt, ich hätte nie existiert,  
 Er hat's in der Monatsschrift erzählt:



Homo sapiens fossilis, der Mensch, er fehlt!  
 Ein Erdbeben kam aus dem Erdenschoss!  
 Da barsten die Gletscher mit hartem Stoss!  
 Die Steine rollten in wilden Geschieben  
 Und wurden in Schutt und in Kies zerrieben!  
 Es war wie ein kleiner Weltuntergang  
 Und ich immer „mitten mang“!  
 Aber, Herrschaften, mein Schädel war hart,  
 Er hielt aus, bis in die Gegenwart!  
 Bis endlich er entstieg dem Kies  
 Zu Körners Sonnenblumenparadies . . . !  
 Wo ist Herr Körner, ich muss ihn haben!  
 Körner, beliebtester Teltower Kreismensch,  
 Du hast mich aus dem Kies gegraben,  
 Fülle mein Glas, denn ich, der Eismensch,  
 Will mit dem Ruf meine Stimme erheben:  
 Alle guten Brandenburger sollen leben!

Diese Verse, vorgetragen von unserem Mitgliede, Magistratssekretär Herrn Miehahn, wurden teils gesprochen, teils gemäss der darin angedeuteten Weise mit Geschick gesungen und ernteten vielen Beifall.

Es folgten Toaste auf die Gäste, auf die Brandenburgia, auf die Damen und alle Diejenigen, welche sich um das Zustandekommen der geselligen Vorfeier des zehnjährigen Jubiläums verdient gemacht, seitens der Herren Sanitätsrat Dr. Vormeng, Stabsarzt Dr. Leopold-Arolsen, Dr. Ulrich, Direktor Dr. Otto Reinhardt.

Von den Liedern seien folgende aufgeführt:

#### Kaiserlied.

Weise: Sind wir vereint zur guten Stunde.  
 Es ragt im schönen Schwabenlande,  
 Geadelt durch der Zeiten Lauf,  
 Hellstrahlend bis zum Meeresstrande  
 Die Burg der Hohenzollern auf.  
 Ein stolz Geschlecht stieg einst hernieder  
 Von diesem Adlerhorst so stark,  
 Und brachten Ruh' und Frieden wieder  
 Der armen Brandenburger Mark.

In treuer Pflicht und stetem Ringen  
 Fand Hohenzollern seinen Lohn —  
 Und wunderbar sollt' es gelingen  
 Vom Kurhut bis zum Königsthron.  
 Wenn Stürme brausten durch die Lande,  
 Hielt Hohenzollern treue Wacht  
 Und aus dem schlichten märk'schen Sande  
 Erstand die alte Kaiserpracht.



Dem edlen Hohenzollernsprossen,  
 Verdanken wir der Einheit Glück,  
 Und stolz blickt Deutschland glanzumflossen  
 Auf die vergang'ne Zeit zurück.  
 Was unsre Väter einst erstritten,  
 Von Brandenburg nahm's seinen Lauf,  
 Und Deutschlands Kaiser schlug inmitten  
 Der Märker seinen Wohnsitz auf.

Er wusste, dass des Reiches Stärke  
 Im schlichten Märkerlande ruht  
 Und dass sich auch beim Friedenswerke  
 Bewähren würde Märkerblut.  
 Als Brandenburger Markgraf weilet  
 Der Kaiser bei den Märkern gern,  
 Mit ihnen Freud und Leid er theilt,  
 Und sie — sie lieben ihren Herrn.

Drum wenn sich Märker treu vereinen  
 Zur Tafelrunde froh bewegt,  
 Gedenken sie zuerst des Einen,  
 Dem jedes Herz entgegen schlägt.  
 Begeist'ungsvoll sie sich erheben  
 Und jubelnd schallt es laut hinaus:  
 „Hoch möge unser Markgraf leben!  
 „Hoch leb' das Hohenzollernhaus!“

(Gustav Albrecht.)

### Märkisches Frauenlob.

Der Herr Markgraf Otto mit dem Pfeil begiebt sich auf den Söller und singt also!

Ich weiss ein Lied, dem sollt Ihr lauschen  
 Wohl in der ersten Frühlingsnacht!  
 Wie weisser Schwanenflügel Rauschen  
 Weht brausend seine süsse Macht!  
 Die Saiten tönen, — der Firnwein glüht!  
 Ihr märkischen Schönen, — Euch grüsst mein Lied!

Hell blickt Ihr wie die Heimatsheide,  
 Zart wie Jung-Werderblütenschnee, —  
 Vielstüsser Heimat Lenzgeschmeide, —  
 Still wie im Kiefernwald der See!  
 Die Saiten tönen, — der Firnwein glüht!  
 Ihr märkischen Schönen, — Euch grüsst mein Lied!

Durch alter Mären Zaubergitter  
 Blickt mild uns Euer Antlitz an!



Hold habt Ihr manch' verwunschnen Ritter  
 Erlöst aus seinem Zauberbann!  
 Die Saiten tönen, — der Firnwein glüht!  
 Ihr märkischen Schönen, — Euch grüsst mein Lied!

Fahrwohl, du winterliches Grausen,  
 Es pfeift Herr Staar, — die Weide blüht!  
 Wie eines Wildschwans Lied soll brausen  
 Durchs Römisch' Reich ein lenzlich Lied:  
 Die Saiten tönen, — der Firnwein glüht!  
 Ihr märkischen Schönen, — Euch grüsst mein Lied!

(Musik von Bogumil Zepler.)

(Gedicht von Hans Brennert.)

### Mammuthlied.

Mel.: Wenn meine Frau mich ärgern thut.

Als ich ein junges Mammuth war —  
 Mir sprosstn grad' die Zäh'n' —  
 Da liebt ich eine Mammuthmaid  
 So hold, so rein, so schön.  
 Wir schwuren Liebe uns und Treu'  
 Auf ewig bis ins Grab,  
 Und bei dem Kosen stiess sie mir  
 'Nen halben Stosszahn ab.

::: Lalala . . . :::

In meinem Knopfloch prangte stolz  
 Die Sonnenblume schön,  
 Und bräutlich in der Mammuth Lock'  
 War'n Riesenkranz zu seh'n!  
 Wir watschelten zum Hochzeitsmahl  
 Mit prächt'gem Appetit,  
 Verschluckten Felder ohne Zahl  
 Und brüllten's Hochzeitslied.

::: Lalala . . . :::

Der Ehestand, ein Wehestand!  
 Man merkt's dem Frauchen an  
 Sie bracht' an der Verzweiflung Rand  
 Ein hohler Backen-Zahn.  
 Und über'm Embahuba-Baum,  
 Da schlang ich schnell 'nen Strick;  
 Nach fünf Sekunden knirschend Grau'n  
 Flog 'raus das Ding, welch' Glück!

::: Lalala . . . :::

Und unter'm Embahuba-Baum  
 Wir sassen Pfof' in Pfof',  
 Da plötzlich brauste über's Land  
 Die grosse Wassersnoth.  
 Der Strudel riss uns auseinand',  
 In Donner, Nacht und Blitz, —  
 Er schwemmte mich nach Rixdorf hin,  
 Sie riss er fort nach Britz.

::: Lalala . . . :::

Ihr schmerzvoll sehnend Brüllen klang  
 In's Ohr mir immerzu,  
 Bis in den Strudel ich versank  
 Zu tiefer Grabesruh.  
 So ruht' ich auf dem Meeresgrund,  
 Mir war so weh, so mies,  
 Vergraben unter Steingeröll,  
 Versunken in dem Kies.

::: Lalala . . . :::

Bis dass des Körner's rauhe Hand  
 Mich buddelnd bracht zur Welt.  
 Im Märkischen Museum fand  
 Ich dann mich aufgestellt.  
 Und staunend sah ich neben mir  
 Der Liebsten Rippenstück —  
 So sind im Tode wir vereint,  
 Geliebte, welch ein Glück!

::: Lalala . . . :::

(F. Körner.)



Dass sich die Brandenburgia das grösste märkische Hünengrab, das in den Sitzungen so oft besprochene Königsgrab von Seddin, Kreis Westprienitz nicht entgehen lassen würde und dass der „Teut“ benannte germanische Volkskönig auf dem diesmaligen Stiftungsfeste ebenfalls seine Aufwartung machen würde, war vorauszusehen. Er erschien plötzlich auf der Bühne und redete in Stabreimen.

Also sprach

### König Teut.

Wer will mir wehren den Weg hier!  
 Und den Zugang zum zauberischen Zechtisch,  
 Mir, dem König, erkoren von Kämpfen  
 Wohl auf wehevoll blutiger Wal!  
 Mir, dem sagenbesungenen Sieger  
 Sehndend entstiegen dem Sand von Seddin,  
 Mir, dem männertötenden Teut.  
 Wo steht mein Stuhl hier am stämmigen Tische,  
 Wo habt ihr meinen herrlichen Humpen?  
 Den ich einst hob in der Hallstattperiode  
 Schlemmend schlürfend nach schlimmer Schlacht!

(Er hebt ein Weinglas hoch!

Dieses feine Gefäss soll ich fassen,  
 Ihm enttrinken der Traube Trank?  
 Lachen muss ich! Lasset euch lehren!  
 Büffelhorn sei mir bestellt zum Becher,  
 Oder lasst kreisen im Kranz meinen Weinkrug,  
 Den ihr entgrubt meiner grauen Gruft,  
 Den ihr mir mauset, ihn stellend als Merkstück  
 Mächtig mit mühsam gemalter Marke  
 Malerisch mitten ins Märk'sche Museum.  
 Ha, ihr Frechen, frohlocktet dem Frevel!  
 Schwörend bei meinem geschwungenen Schwerte  
 Rufe ich rauh ein rollendes „Rache“!  
 Kellner! schlüsselklappernder Knirps du,  
 Reiche mir Rücken vom Riesenbären! —  
 Riesenbär ist gerade ausgegangen?  
 Wehe, welche wüste Bewirtung!  
 Hah, bei meinem hungrigen Halse,  
 Krönt ihr so des Königs Kommen?  
 Tragt ihm nicht auf die tannene Tafel  
 Seine leckeren Leib- und Lieblingsgerichte?  
 Hah, ihr Frechen, welch neuer Frevel!  
 Bei dem Rasiermesser, das ihr mir raubtet,  
 Bei der niedlich nähenden Nadel,  
 Die ihr auch mauset fürs Märk'sche Museum, —  
 Sag' ich, mit der meine treue Teutlinde



Hosen, zerhackt in der Haideschlacht,  
 Huldig heilend holdselig geheftet —,  
 Rache rufe ich, ein rollendes Rache.  
 Ach meine arme Ahnenasche  
 Hubt ihr ins helle Leuchten der Haide.  
 Lacht nur, frohlockt nur, ihr loses Gelichter  
 Sitzend beisammen am Saume des Saaltischs,  
 Friedel und Pütz und Maurer und Albrecht,  
 Die ihr getaucht in die tönende Tiefe,  
 Lieblich dann vereint auf luftigem Lichtbild,  
 Wehe! Wehe! dreimal Wehe!  
 Schon sehe ich schreiben geschäftige Schreiber  
 Über das „Königsgrab von Seddin“,  
 Wertvoller Werke wachsende Welle,  
 Und kluger Köpfe keckes Zerklauen,  
 Ob ich gezecht zu Salomos Zeiten,  
 Ob ich schön Helena und dem Paris  
 Zeitgenoss war in ziemlicher Vorzeit,  
 Ob ich gar lebte vor Adam und Eva?  
 Schliesslich werdet ihr Aufschlüsse schleudern,  
 Wer die andern Wesen gewesen  
 Wohl, die mit mir schliefen als Asche  
 In der mykenisch gefügten Kammer,! —  
 Etliche werden es so ergründen:  
 Die da mit Teut im Thontopf träumten,  
 Waren Teutlinde und ihre Tochter!  
 Andere aber erraten es anders:  
 Die da mit Teut im Thontopf träumten,  
 Waren die stattlichen Stützen der Hausfrau!  
 Aber das Rätsel wird keiner erraten:  
 Die da mit Teut im Thontopf träumten,  
 War nicht Teutlinde, nicht ihre Tochter,  
 Nicht die stattlichen Stützen der Hausfrau, —  
 Nein, die mit Teut im Thontopf träumten,  
 Waren Teuts liebende, liebliche, lustige,  
 Nie ihn verlassende, immer ihn lehrende,  
 Um kurz es zu künden, es waren die Knochen,  
 Die da mit Teut im Thontopf träumten,  
 Teuts verschiedene Schwiegermütter,  
 Die mit ihm zusammen sich liessen verbrennen,  
 Um sich auch tot nicht von ihm zu trennen.

Er nimmt Platz.

(Hans Brennert.)

Gesprochen von Herrn Magistratssekretär Greiser, dessen  
 kriegerische Ausrüstung und „ragende Reckengestalt“ zu  
 der germanischen Kämpfzeit 1000 v. Chr. vorzüglich passte.



Während der Tafel erfreuten Frau Kommerzienrat Tilly Fickert und Frau Direktor Wagner durch Gesänge.

Es reihte sich hieran das Tanzfest, bei dessen Polonaise sich gegen 150 Paare beteiligten.

Während einer der Pausen führte Fräulein Alice Fickert einen ebenso reizenden wie temperamentvollen spanischen Nationaltanz (la Madrilenä) vor. Frau Hans Brennert sang drei Lieder von Dr. Bogumil Zepler unter persönlicher Begleitung des Komponisten, Fräulein Ida Seegert, gewissermassen in Fortsetzung des herrlichen Loewe-Abends im Ständehause, zwei Balladen Carl Loewes unter Begleitung des Herrn Dr. Hirschberg.

Die Tafel- und Ballmusik wurde von dem bewährten Taktstock des Herrn Direktor Finsterbusch bestens geleitet.

Noch zu erwähnen ist das künstlerisch ausgestattete, mit dem Brustbild des I. Vorsitzenden, Herrn Ernst Friedel geschmückte Programm, welches Herr Franz Körner aus den verschiedenen Auführungen und Gedichten zusammengestellt hatte.

Kein Misston trübte das herrliche Fest, welches noch lange in der Erinnerung der Teilnehmer haften wird und das erst in den frühen Morgenstunden des Geburtstages Kaiser Wilhelms I. seinen Schluss fand.

Nachzutragen wäre noch, dass zu dem Fest verschiedene Glückwunsch-Telegramme und -Schreiben eingegangen waren, so von Professor Dr. Julius Rodenberg, unserem verehrten Ehrenmitglied, von Rechtsanwalt Dr. Heinemann in Magdeburg, der sich durch die Sicherung der Funde aus dem Königsgrab von Seddin allezeit um die brandenburgische Altertumskunde verdient gemacht hat.

Unser Mitglied, Fräulein Elisabeth Lemke, hatte aus Neapel folgende Grussverse eingesandt.

Ich rufe aus Italia  
 „Evviva Brandenburgia!“  
 Zehn Jahre sind dahingegangen,  
 — Mit E. F. hat sie angefangen;  
 Nun wünsch' ich diesen Beiden noch  
 Ein langes Leben. — Dreimal hoch!



## Kleine Mitteilungen.

### Volkskundliches aus Neu-Ruppin und Umgegend von Otto Monke.

1. Der Totschlag bei Gentzrode nahe Neu-Ruppin. Zur rechten Seite der Chaussee, welche von Neu-Ruppin nach Wittstock führt, liegt unfern der Stelle, an welcher die Chaussee von der Storbeck-Molchower Fahrstrasse rechtwinklig geschnitten wird, zwischen den Kilometersteinen 6,1 und 6,2 hinter dem flachen Chausseegraben ein alter, verwitterter Felsblock, einer von denen, welchen man es auf den ersten Blick ansieht, dass sie gern reden möchten. Zwar ist seine Sprache undeutlich geworden, Wind und Wetter haben die letzten Züge einer alten Inschrift fast verlöscht, und kaum noch erkennbare Linien darüber lassen ahnen, dass einmal ein Kreuz eingemeißelt war. Vielleicht ist auch der kleine schwarze Bogen daneben ein Spiel des Zufalls? Doch besser als die Züge in „Stein und Erz“ haftet bekanntlich die Sage im Gedächtnis des Volkes; ja oft arbeitet in dem Masse, in welchem Farben und Formen verblassen und an Schärfe verlieren, die Phantasie des Volkes die einzelnen Züge der Sage nach und nach schärfer heraus.

Die Wirtin im Krüge zu Storbeck erzählte mir die Begebenheit, an welche der Stein erinnern soll, in folgender Weise:

Vor etwa 50 Jahren erschien einst ein Viehhändler, der eine wohlgefüllte lederne Geldkatze um den Leib trug, im Laden des Kaufmanns Linke (jetzt Kunze) in Neu-Ruppin, um ein Gläschen Branntwein zu trinken. — „Aus Zechlin bei Neu-Ruppin stammte der Mann,“ wie mir eine andere Frau später erzählte. — Im Gespräch mit dem Kaufmann äusserte der Viehhändler, er wollte noch heut nach Wittstock wandern, um dort Schweine zu kaufen. Das hörte ein Soldat, — ein „Gefreiter“, der zufällig im Laden anwesend war, wie die Förstersfrau zu Wendemark zu berichten wusste, — mit an, und als nun der Händler die volle lederne Geldkatze aufthat um zu zahlen und die klimpernden Silberstücke dabei durch die Finger gleiten liess, da packte den Soldaten eine wilde Gier nach dem fremden Gelde. Er entfernte sich, holte sein Gewehr und eilte dem Händler voraus, Bis hinter den Molchower Weg marschierte er; von hier aus, meinte er, würde man in Neu-Ruppin einen Schuss nicht hören. Doch der Händler kam und kam nicht; schon dunkelte es; da sah der schlechte Mensch endlich einen Mann von Neu-Ruppin her auf sich zu schreiten. „Halt!“ dachte er, „jetzt ist das Geld mein!“ Er legte an, und tödlich getroffen stürzte der Wandersmann am Wege nieder. Doch als nun der Soldat hinzutrat und ihm die Geldkatze abschnallen wollte, gewahrte er zu seinem Schrecken, dass er einen andern erschossen hatte, einen armen Handwerksburschen, den er im Dunkeln für den Viehhändler gehalten hatte. Der war nämlich nicht sofort aus Ruppin fortgegangen, weil er noch verschiedene Geschäfte zu erledigen hatte. So entging er durch einen Zufall dem sicheren Tode. Die Leiche des Handwerksburschen wurde bald gefunden, nach Neu-Ruppin gebracht und dort



beerdigt. Vorübergehende aber warfen einen Stein oder „ein Ries“ auf die Stelle, wo man ihn gefunden hatte. Der Gastwirt Scherler, ein 48jähriger Mann, bemerkte dazu: Wenn ich als Junge mit meinem Grossvater dort vorbeikam, so nahmen wir jedesmal einen Stein oder einen Zweig und warfen ihn auf die Stelle, und der Grossvater sagte dabei stets: „Doa möten wi wat hänsmietē“. Warum, sagte er nicht. Auch setzte man den Stein, der noch heut dort steht, an den Grabenrand, bekalkte ihn weiss und malte einen Totenkopf darauf; darunter aber schrieb man das Wort: „Erschossen“. Den Totenkopf nebst Unterschrift hat nicht nur der Gastwirt selbst, sondern auch seine Frau, ja auch noch seine jetzt 13 Jahre alte Tochter oft gesehen. Jetzt hat der Regen Schrift und Bild abgewaschen. Ein radelnder Jüngling aus Neu-Ruppin will noch vor wenigen Jahren am „Stein mit dem Totenkopf“ die Inschrift gelesen haben:

Memento mori.

Wohl möglich! Vielleicht beziehen sich darauf die Worte, mit denen eine Arbeiterfrau, die mir am Stein auf der Chaussee begegnete und die mir die Geschichte in ähnlicher Weise erzählte, ihren Sermon zum Abschluss brachte: „Dat kunnt am End keen Dolmetscher mihr läsen!“ Der Stein ist ca. 70 cm hoch, 50 cm breit und an der rechten Seite 40 cm dick.

2. Forsthaus Wendemark bei Malchow nahe Alt-Ruppin. Am Kreuzweg spukt es zwischen 12 und 1 Uhr; man verirrt sich dann sehr leicht, wenn man die Wege auch noch so gut kennt.

Wagen können an der Stelle plötzlich nicht vorwärts kommen. (Mitgeteilt d. d. Frau des Försters zu Wendemark.)

3. Volkssagen aus Neu-Ruppin:

a) Nachts zwischen 12 und 1 Uhr reitet Pater Wichmann mit einer Nonne durch die Stadt.

b) Wer zwischen 12—1 über den Platz an der Klosterkirche bei der Linde vorübergeht, unter der Pater Wichmann begraben liegt, erhält unter Umständen von unsichtbarer Hand ein paar schallende Ohrfeigen.

c) Pater Wichmann schreitet zuweilen nachts über den See, ohne einzusinken.

d) Ein unterirdischer Gang ging von der Klosterkirche nach dem Ruppiner See und angeblich darunter hindurch. (Mitgeteilt vom Förster zu Wendemark bei Malchow.)

4. Volkssage aus Alt-Ruppin. Auf der Brücke bei Alt-Ruppin begegnet einem zuweilen nachts zwischen 12 und 1 ein schwarzer Hund ohne Kopf; man kommt dann nicht von der Stelle.

(Erinnert an den schwarzen Hund Morro, der einem nachts an der Dahme-Brücke bei Coepenick begegnet. Derselbe hat allerdings einen Kopf mit feurigen Augen. (F. Friedel.)

**Das Budenwesen der Stadt Berlin** ist seit langer Zeit Gegenstand obrigkeitlicher Verordnungen gewesen. Erst in der 2. Hälfte des scheidenden Jahrhunderts ist es möglich gewesen, die letzten alten Buden und Schragen (Halbbuden) von den Strassen und Plätzen zu beseitigen, gleichwohl vergeht kein Jahr wo nicht die Erlaubnis zur Errichtung neuer derartiger Verkehrs-



hindernisse sei es beim Kgl. Polizei-Präsidium, sei es beim Magistrat nachgesucht wird. Glücklicherweise erfolgt fast immer eine Zurückweisung. Die zwei nachfolgenden in den Magistrats-Akten Budensachen No. 1 Band I enthaltenen Erlasse Friedrichs des Grossen und König Friedrich Wilhelms III. mögen zeigen, wie das Budenwesen schon damals 1783 und 1800 aufgefasst wurde.

a) Von Gottes Gnaden Friedrich König von Preussen pp. Unsern gnädigen Gruss zuvor! Hochgelahrte, Ehrbare und Weise, liebe Getreue. Wir haben Allerhöchstselbst mittelst einer an Unsere Cammer erlassenen Cabinets-Ordre vom 10. November a. c. derselben zu erkennen gegeben: dass Wir durchaus nicht haben wollen, dass mehr Buden allhier gebaut werden sollen, weil die Buden nur Anlass zum liederlichen Leben und Faulheit geben, da die Leute darin den ganzen Tag nichts thun und immer müssig bleiben; wohergegen wenn sie in ihren Häusern blieben, sie ihre Arbeit verrichten und ihre Wirtschaft ordentlich wahrnehmen könnten. Alsdann könnten sie demohnerachtet ihre Sachen, die sie zum Verkauf haben, zu seiner Zeit und an die dazu bestimmte Orte immer hinbringen; weshalb auch an das Polizey-Directorium dieserwegen Ordre ergangen ist.

Wir machen Euch solches hierdurch nachrichtlich bekannt und haben Wir auch dem hiesigen Gouvernement dato davon Nachricht gegeben. Sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben Berlin den 11. November 1783. Königl. Churmärk. Krieges- und Domänen-Kammer.

An den hiesigen Magistrat. —

Der letztere verfügt auf diesen Allerhöchsten Erlass am 20. dess.: ad acta.

b) Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preussen pp. Unsern gnädigen Gruss zuvor! Hochgelahrte, Ehrbare und Weise, liebe Getreue! Das General-Directorium hat von sämmtlichen in den hiesigen Residenzien befindlichen Buden durch das Polizey-Directorium eine vollständige Liste aufnehmen lassen, und will daraus ersehen haben, dass auch noch in neuern Zeiten von Euch, Erlaubnisscheine zu neuen Buden-Anlagen ertheilt worden seyen.

Wir befehlen Euch daher, binnen 14 Tagen anzuzeigen: ob und für wen das geschehen ist? und da die Buden in hiesigen Residenzien durchaus nicht weiter vermehrt werden sollen, so wird Euch die Ertheilung neuer Buden-Concessionen von nun an unbedingt untersagt. Sind Euch in Gnaden gewogen.

Berlin den 19. Febr. 1800.

Königl. Kurmärk. Krieges- und Domainen-Kammer.

An den hiesigen Magistrat.

Letzterer antwortet am 14. März, ihm sei von keiner Vermehrung etwas bekannt.

Am 15. August 1801 erschien alsdann eine „Revidierte Buden-Ordnung“ des Gouvernements- und Polizey-Directoriums, welche die Benutzung und Unterhaltung sowie die Neuanlegung, den Verkauf von Buden einschränkend regelt.

E. Fr.



**Sagen, Märchen und Gebräuche aus der Umgegend von Vetschau im Spreewald.** Dem Wendischen nacherzählt von Alexander Rabenau in Vetschau.

1. Die dankbare Kröte. Es war einmal ein junges Mädchen, das ging eines Tages im Garten seiner Eltern spazieren. Da traf es eine Kröte, welche traurig am Wege sass. Das Mädchen setzte sich zur Kröte hin, besah dieselbe von allen Seiten, und streichelte sie. Da hüpfte dem Mädchen die Kröte auf den Schoß. Das Mädchen nahm die Kröte mit nach seiner Stube. Dort fütterte es alle Tage das Tier; es war sein liebster Spielkamerad. Eines Tages sprach die Kröte zu dem Mädchen „Ich bin sehr alt, und werde bald sterben; du hast mich gehütet und gepflegt, dafür will ich dich belohnen. Ich will dich und einst deine Kinder mit Schönheit begaben, dass Niemand im Lande so schön sei wie ihr. Bringe mich an dieselbe Stelle hin, wo du mich gefunden hast; ich werde dir dort noch mehr sagen. Da nahm das Mädchen die Kröte, und brachte sie wieder nach dem Garten, wo es dieselbe auf die Erde setzte. Darauf sprach die Kröte: „drei Tage nach meinem Tode wirst du einen Ring finden, solange du und deine Nachkommen denselben tragen, wird eure Schönheit dauern.“ Nach diesen Worten starb die Kröte. Das Mädchen bettete sie auf frisches Gras und ging seiner Wege. Am dritten Tage kam das Mädchen wieder zur Stelle. Da war die Kröte ganz ausgetrocknet, neben derselben lag ein schöner Ring. Das Mädchen nahm den Ring, steckte ihn an seinen Finger und verscharrte die Kröte. Da ward das Mädchen von wunderbarer Schönheit. Als es sich verheiratet und Töchter geboren hatte, waren diese auch die schönsten Mädchen im Lande. Das letzte Mädchen aus dieser Nachkommenschaft, welches wiederum von wunderbarer Schönheit war, hatte den Ring verloren und ist im Spreewalde gestorben.

2. Die weisse Frau. In den Dörfern Stradow und Suschow bei Vetschau, geht die Sage von einer weissen Frau, welche den Flachswietern und anderen Personen zur Mittagszeit erschienen ist. Das letzte Mal ist dieselbe im Jahre 1811 einer Frau aus dem Dorfe Stradow erschienen. Als nämlich die Frau fleissig ihren Flachs wietete, erscholl in der Ferne ein wunderschöner Gesang, so schön, wie ihn die Frau noch nie gehört hatte. Sie dachte bei sich, es ist gewiss ein vorüberziehendes Landmädchen, welches singt, aber so wie sie ihre Blicke nach jener Gegend wandte, von wo der Gesang erschallte, sah sie zu ihrem Erstaunen eine wunderschöne Frauengestalt, in weisse Gewänder gehüllt, welche ein Bund Flachs auf den Rücken trug, die weisse Frau zog dicht an ihr vorüber, und verschwand im Erlengebüsch am Rudower Fluss. In der Goraschoa zwischen Loblitz und Leipa und Lehde wohnt eine Wasserfrau, welche jedes Jahr ihre Opfer haben muss. In alter Zeit haben Leute aus Loblitz die Wasserfrau gesehen, wie sie am Ufer sass und sich sonnte. Ihr Haar war nicht schwarz und auch nicht braun oder blond, sondern hatte einen glänzend grünlichen Schimmer. Hatte sie sich am Ufer gezeigt, so ertrank Jemand.

3. Der reitende Tod. In Schadowitz hat meistens der alte Nachwächter Strehls um zwölf Uhr den Tod durchs Dorf reiten sehen. Der



Tod war zu Pferde. Er sprengte auf den Nachtwächter zu. Am dritten Tage ist derselbe gestorben.

4. Der Gesindemarkt zu Vetschau. Vetschau, wendisch Witaschowo, eine echt wendische Stadt heisst deutsch Ort des Witusch, oder Ort des Gousse Dankes. Soweit die Nachrichten hinaufreichten stand der Ort nie unter unmittelbarer Landeshoheit, sondern war stets Eigentum angesehener Familien, und die Zeit des Ursprungs ist unbekannt. Urkundlich Fetschor. Fetzschor 1346. Fetschau 1605, Fetzcho 1675, Fetscho 1728. Dann Vetschov, vor 1345 im Besitz der Familie von Stochle, von ihr kommen Schloss und Städtchen an die von Torgau, dann an die von Bieberstein bis 1387. Dann sassen die v. Pannewitz und 1417 von Zobeltitz. 1540 erwarb Eustachius von Schlieben die Stadt, er baute das Schloss und legte den 24 Morgen grossen Küchengarten an. Seine Nachkommen besassen die Stadt bis ins 18. Jahrhundert. Der Gesindemarkt besteht heut noch, und zwar im Oktober, es ist dies der sogenannte grosse Herbstmarkt, wo viel junge Burschen und Mädchen nach der Stadt kommen, aber das Vermietungsrecht der Lieberoser Herrschaft gilt nicht mehr. Überhaupt ist diese Sitte schon längst erloschen, und findet sich kaum noch im Gedächtnis der Bewohner von Vetschau und die umwohnenden Wenden wissen gar nichts mehr davon, nur das Tanzfest am Markmontage ist noch vorhanden, das heisst es wird in einem bestimmten Gasthause (bei Jensh) von den ländlichen Bewohnern der Umgegend Vetschaws für Geld ein Tänzchen gemacht, dies ist aber in allen kleinen Städten der hiesigen Umgegend an Markttagen üblich.

5. Der Geist auf dem Kirchhof zu Vetschau. Auf dem alten Kirchhof zu Vetschau ist eine Erscheinung wohl an 70 Jahre beobachtet worden. Nachts um die 12. Stunde am Charfreitage jeden Jahres sah man nämlich die Gestalt einer wendischen Frau, welche in jeder Hand eine Kanne hielt, in raschen Schritten über den Kirchhof nach der alten wendischen Kirche gehen. Die Thür der Kirche öffnete sich von selbst und flog mit lautem donnerähnlichem Gekrach, wenn die Frau in die Kirche eingetreten war wieder zu. Zuletzt ist diese Erscheinung vor etwa fünfzig Jahren beobachtet worden (1820). Es soll der Geist einer Schlossmagd gewesen sein.

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei Berlin, Bernburgerstrasse 14.



## 1. Ordentliche Versammlung des XI. Vereinsjahres im Bürgersaale des Rathauses.

---

Dienstag, den 22. April 1902. Wissenschaftliche Feier des zehnjährigen Jubiläums.

Über diese Feier wird in einem besonderen Bande des Archives berichtet werden, welcher daneben noch einige wissenschaftliche Abhandlungen enthalten wird.

---

## 2. (I. ausserordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Wanderfahrt nach Frankfurt a. d. Oder  
am Sonntag, den 11. Mai 1902.

(Referent: Dr. G. Albrecht.)

---

Trotz des kühlen und unbeständigen Wetters hatte sich doch eine grosse Anzahl von Mitgliedern und Gästen der „Brandenburgia“ eingefunden, um mit dem 7,30 früh abgehenden Zuge nach Frankfurt an der Oder zu fahren, und gleichsam als ob diese treue Anhänglichkeit an die Gesellschaft und das Interesse für die Wanderfahrt belohnt werden sollte, hellte sich der trübe Himmel immer mehr auf, und bei der Ankunft in der alten Oderstadt blinzelte sogar die Sonne verschämt zwischen den Wolken hervor.

Auf dem Bahnhof in Frankfurt wurden die Mitglieder der „Brandenburgia“ von Abordnungen der beiden wissenschaftlichen Vereine, auf deren Einladung die Wanderfahrt unternommen war, empfangen und zunächst durch den Eisenbahntunnel und die Vorstadt Beresinchen nach dem Hedwigsberg geleitet, wo die umfangreichen, in Blütenpracht stehenden Obstplantagen und die bekannte Kunstanstalt von



E. Trowitzsch u. Sohn besichtigt wurden. Da die Zahl der Teilnehmer, denen sich viele Frankfurter Bürger angeschlossen hatten, eine grosse war, musste eine Teilung vorgenommen werden, und während die Naturfreunde die Pracht und Reichhaltigkeit der Obstgärten bewunderten, liessen sich die Kunstfreunde die Entstehung der wundervollen Farbendrucke, die nach Originalen deutscher, holländischer und italienischer Meister sehr getreu hergestellt werden, auseinandersetzen. Nachdem alles eingehend besichtigt worden war, wurde der Spaziergang über die Anhöhe, die hier das Oderthal begrenzt, nach dem Wasserturm fortgesetzt, von dessen Plattform man eine wunderhübsche Aussicht über die Stadt Frankfurt und das breite, in frischem Grün prangende Oderthal geniesst. Ein kleiner Imbiss stärkte zu weiterem Marsch, dann ging es den Thalabhang hinunter über die Gleise der Eisenbahn zum Buschmühlenweg und auf diesem an schmucken Landhäusern und blühenden Gärten vorüber zur Stadt zurück.

Der Buschmühlenweg endet bei dem Karthausbad, einem an Stelle des von den Schweden 1631 zerstörten Karthäuserklosters errichteten Restaurant, auf den Anger, der jetzt als Paradeplatz dient und an dessen nördlichem Ende sich die 1878 in gothischem Stil erbaute Gertraudkirche erhebt. Nördlich von derselben zieht sich der in einem Park umgewandelte Gertraudkirchhof hin, von dessen Grabdenkmälern die für den Dichter des „Frühlings“ Ewald von Kleist († 24. Aug. 1759 an den in der Schlacht bei Kunersdorf erhaltenen Wunden) und für den Frankfurter Universitäts-Professor J. G. Darries († 1791), letzteres ein Werk Schadows, erhalten sind. An der westlichen Seite des Parks steht die von M. Unger, einem Mitgliede der „Brandenburgia“, modellierte Bronzestatue des Prinzen Friedrich Karl von Preussen, die dem verdienten Heerführer von dem 3. Armeekorps errichtet wurde. Vom Gertraudkirchhof, der eine historische Berühmtheit erlangte, weil hier 1518 der Ablasskrämer Tetzels Luthers Schriften verbrannte, begaben sich die Teilnehmer an dem alten St. Spiritus-Hospital und dem neuen stilvollen Postgebäude vorüber nach dem Wilhelmsplatz, in dessen Mitte sich das gleichfalls von Unger geschaffene Kaiser Wilhelm-Denkmal erhebt. Links am Wilhelmsplatz liegt die schöne Trowitzsche Villa, geradeaus das Stadttheater und links erhebt sich eine Sandsteinpyramide für die im Kriege gefallenen Kameraden des Leibgrenadierregiments. Hinter diesem Denkmal beginnt eine reizende Promenade, die sich auf der früheren Umwallung der Stadt und längs der alten teilweise eingebauten Stadtmauer hinzieht. Mit grosser Kunst hat man hier die ehemaligen Befestigungswerke, deren Reste sich in Gestalt von zerbröckelten, ephuebewachsenen Mauertrümmern und Weichhäusern längs der Anlagen vorfinden, mit Benutzung des Wallgrabens und der Abhänge des Hoch-



plateaus zu einer herrlichen Promenade umgeschaffen, welche mit ihren Bosquets, Grotten und Wasserkünsten einen Lieblingsaufenthalt der Frankfurter bildet. Auf einem hochgelegenen Punkte inmitten der Anlagen ist ein kleines Denkmal aus Findlingsblöcken errichtet, welches das Andenken des Schöpfers dieses lieblichen Spaziergangs ehrt.

In der Nähe der Anlagen, im Gesellschaftshaus, wurde das Frühstück eingenommen, bei welcher Gelegenheit der Vorsitzende des historischen Vereins zu Frankfurt, Prof. Dr. Gurnik die Mitglieder der „Brandenburgia“ begrüßte und Kreisbauinspektor Förster einen einleitenden Vortrag zur Besichtigung der Marienkirche hielt.

Nach dem Frühstück wurde der Spaziergang durch die Anlagen fortgesetzt und von dem obenerwähnten Denkstein ein Anblick über die Stadt genossen. Von dieser Anhöhe eröffnet sich ein sehr hübscher Überblick über das alte Frankfurt mit seinen altersgrauen Kirchen und Giebelhäusern. Auf dem linken tiefgelegenen Oderufer zwischen der Logen- und Magazinstrasse dehnt sich ein Stückchen mittelalterlichen Frankfurts aus. Enge Strassen mit hohen Kaufhäusern, deren gezackte Giebel vielfach der Strasse zugekehrt sind und teilweise die Architektur des 16. Jahrhunderts aufweisen, ziehen sich parallel mit dem Flusse hin und werden von ebenso engen Gassen rechtwinklig durchschnitten, so dass die ganze Altstadt so ziemlich die Form eines Rechtecks erhält, dessen Mitte der Marktplatz mit der altehrwürdigen Marienkirche und dem eigenartig ausgestatteten Rathause einnimmt. Hauptsächlich zieht der mächtige, dunkelgebräunte Backsteinbau der Marien- oder Oberkirche mit dem kräftig emporragenden Turm das Auge des Besuchers auf sich. Dieses ehrwürdige Gotteshaus wurde von den Teilnehmern der Wanderfahrt nunmehr besichtigt. Obwohl die Kirche durch zwei in den Markt hineingebaute Häusergruppen auf der nördlichen Seite völlig verdeckt ist, kann man doch an den über die Dächer hervorragenden oberen Teilen dieses stattlichen Bauwerks seine gewaltige Grösse erkennen. Diese kommt indes erst zur vollen Entfaltung, wenn man das Kirchengebäude von der freiliegenden südlichen Seite betrachtet. Zwar beeinträchtigt das Fehlen des südlichen Turmes — derselbe stürzte am 15. Mai 1826 zusammen — anfangs den Gesamteindruck des Ganzen, aber die kraftvollen Strebepfeiler, die hohen Spitzbogenfenster, die über dem Gesimse des Langhauses errichteten, gotisch verzierten Stützwände für die Pultdächer der Seitenschiffe und der über diesen emporstrebende Turm mit seinem Zinnenkranze und seiner pyramidenförmigen Spitze geben dem Gotteshause trotz seiner einfachen äusseren Ausstattung ein imponierendes Aussehen. Betritt man aber erst das Innere des Baues, so ist man erstaunt über die bedeutenden Höhen- und Breitenverhältnisse dieser gewaltigen fünfschiffigen Hallenkirche, welche trotz der weissen Tünche im Schmucke ihrer Kreuz- und Sterngewölbe, ihrer verschieden-



artig profilierten Arkadenpfeiler und ihrer prächtigen Chorfenster einen feierlichen, überwältigenden Eindruck hervorruft. Zahlreiche Kunstwerke, unter ihnen der Hochaltar von Pistoricci (1419), der siebenarmige Leuchter und das mächtige Taufbecken von Meister Arnold und viele alte Votivgemälde dienen dazu, um dem Innern eine würdige Ausschmückung zu verleihen.

Die Kirche wurde unter Führung des Herrn Kreisbauinspektor Förster in allen Teilen genau besichtigt, ebenso die angebauten Kapellen und die Sakristei, in deren Nebenräumen die alte Bibliothek von St. Marien untergebracht ist. Die Bibliothek, die viele interessante Drucke enthält, verdiente einen anderen Standort, da die Bücher in den feuchten Räumen allmählich ganz und gar verderben.

Von der Oberkirche begab man sich zum Rathaus, das sich nördlich auf dem Marktplatze erhebt. Das altertümliche Gebäude zeigt in seiner Architektur ein eigenartiges Gemisch von Gotik und Renaissance, da der ursprünglich gotische Bau aus dem 15. Jahrhundert in den Jahren 1607 bis 1610 von Taddeo Paglione im Geschmacke seiner Zeit umgebaut und restauriert wurde. Die hochstrebenden Giebel auf beiden Seiten, welche ehemals reich mit gotischem Masswerk, Rosetten und Spitzbogen verziert waren, sowie die gewölbten Kellerräume und die von gedrunghenen Säulen getragene, ebenfalls schön gewölbte Halle im Untergeschoss rühren noch von dem alten Bau her, die obere Partie des Gebäudes, der Sitzungssaal, die das Dach abschliessenden Teile der Giebel, sowie der quadratische, von einer welschen Haube gekrönte Turm sind Schöpfungen des italienischen Meisters. Auf der Spitze des südlichen Giebels, der neuerdings von dem alten Putz befreit ist und die alte, allerdings sehr beschädigte Backsteinornamentik zeigt, erhebt sich noch heute ein Rudiment des alten Hanszeichens: auf senkrechter Stütze zwei eiserne Stangen, eine durch die andere gestossen, einst an den vier Enden mit Ringen versehen und überragt von dem auf der Spitze befindlichen vergoldeten Fischschwanz.

In der unteren gewölbten Halle des Rathauses war zur Zeit unseres Besuches eine vom Frankfurter Kunstverein veranstaltete Kunstausstellung untergebracht, die sich aus Kunstwerken und Kunstgegenständen zusammensetzte, die Eigentum von Frankfurter Bürgern und Besitzern aus der näheren Umgegend der Stadt sind. Die grosse Halle war in einzelne Kojen geteilt, in denen nach der Zeit geordnet Gemälde, Statuen, Skulpturen, Erzeugnisse des Kunstgewerbes u. s. w. aufgestellt waren. Im ersten Raum waren die ältesten Sachen untergebracht: Schmuckkästchen in gotischen Formen, Epitaphien des 17. Jahrhunderts, Möbel, Krüge, Gläser und Truhen des 17. und 18. Jahrhunderts, der nächste Raum zeigte Kunstgegenstände aus der Zeit Friedrichs des Grossen: Gemälde von Pesne, Watteau u. Tischbein, Meissner Porzellane



und Chinoiserien, Roccocomöbel und zierliche Schränkchen mit Intarsien, in den anderen Räumen waren die Zeit des Empire durch Gemälde und Stiche, Miniaturbilder und Möbel, die Glanzzeiten der Düsseldorfer Schule, der Franzosen und der Niederländer durch Gemälde, Zeichnungen und Stiche und der betreffenden Zeit angehörende Kunstwerke und kunstgewerbliche Gegenstände vertreten. Die Ausstellung gab uns einen Begriff von den in Frankfurt vorhandenen Kunstschatzen und von dem regen Kunstsinn, der die Bewohner der alten Patrizierstadt beseelt. Die Führung durch die Ausstellung hatten die Herren H. von Stegmann und E. Trowitzsch übernommen.

An die Besichtigung der Kunstausstellung schloss sich ein kleiner Spaziergang durch die nächste Umgebung des Marktes. An demselben und in den auf den Platz mündenden Strassen steht eine Anzahl alter Häuser aus dem 16. und 17. Jahrhundert, zum Teil mit zackigen Giebeln, schön gestalteten Fassaden und reichverzierten Erkern versehen, die der Stadt ein altertümliches, patriarchalisches Gepräge verleihen. Viele Häuser in dieser Gegend sind mit Gedenktafeln an berühmte Männer geschmückt, welche in Frankfurt geboren wurden, bzw. dort gewohnt haben. So kennzeichnet eine Tafel in der Regierungsstrasse das Geburtshaus des Dichters Heinrich von Kleist, eine andere in der Oderstrasse dasjenige Franz von Gaudys; andere Tafeln bezeichnen den zeitweiligen Wohnort der Gebrüder Humboldt, (Regierungsstrasse), des Secondleutnants und Lehrers an der Divisionsschule Hellmuth v. Moltke und des Historikers Leopold v. Ranke, beide in der Oderstrasse. In der letzteren Strasse, welche die Oberstadt in ihrer ganzen Länge durchschneidet, liegt auch die bekannte Trowitzsche Hofbuchdruckerei, aus deren Offizin 1827 der erste Volkskalender hervorging. Auf dem Hofe dieses Etablissements erhebt sich zum Gedächtnis des hundertjährigen Bestehens der Firma ein zierlicher Brunnen mit der Aufschrift:

„Cüstrin 1779 — Frankfurt 1879

Wird dieser Stein — Zerfallen sein,

Es dauert fort — Im Druck das Wort.“

Die Oderstrasse, in der sich auch der Trowitz'schen Druckerei gegenüber das Naturwissenschaftliche Museum befindet, führt durch die Brückenthorstrasse zu der stattlichen, vor einigen Jahren neuerbauten steinernen Oderbrücke, von der man einen weiten Überblick auf den von Segelschiffen und Zillen belebten Strom, sowie auf die Stadt und die benachbarten Höhen geniesst. Wir überschritten die Brücke, um in die Dammvorstadt und von dort zum Kleistturm zu gelangen.

In der Dammvorstadt auf dem rechten Ufer der Oder, welche durch einen starken Damm längs des Flusses vor Überschwemmungen geschützt wird, erhebt sich in einiger Entfernung links von der Brücke ein figurenreiches Sandsteindenkmal, welches an die gewaltige Über-



schwemmung im Jahre 1785 erinnert und zum Gedächtnis des Prinzen Leopold von Braunschweig errichtet wurde, welcher bei den Rettungsarbeiten am 27. April jenes Jahres in den Fluten der Oder seinen Tod fand. Drei Frauengestalten auf einem Säulenstumpf tragen einen Aschenkrug, während am Fuss der mit dem Reliefbildnis des Fürsten geschmückten Säule die Stadt Frankfurt und der Obergott um den Heimgegangenen trauern. Die auf der Rückseite des Denkmals befindliche, von Ramler verfasste Inschrift giebt eine Erklärung der trauernden Gestalten.

Mit der elektrischen Bahn gelangten wir dann schnell zum Schützenhaus und von hier an Erlen- und Birkengehölz vorüber in allmählichem Aufstieg zum Kleistturm hinauf, der auf der Kleisthöhe errichtet ist und einen ausgedehnten Überblick auf die Stadt Frankfurt und die Lebuser Höhen bis nach Reitwein hinüber, auf das untere Oderthal bis nach Göritz hin und auf das Sternberger Plateau mit dem östlich gelegenen Schlachtfeld von Kunersdorf gewährt. Namentlich das letztere liegt wie auf einer Karte vor dem Beschauer ausgebreitet. Der Laudonsgrund, der Windmühlenberg, der Seydlitz- und der Spitzberg-Punkte, die in der für Friedrich den Grossen unglücklichen Schlacht am 12. August 1759 eine Rolle gespielt haben, sind deutlich sichtbar, und an der Hand der eingehenden Schilderung, die Sekretär Vörtmann vom Histor. Verein gab, konnte man sich einen guten Begriff vom Gange der Schlacht machen.

Nach dem Abstieg von der Kleisthöhe kehrten die Teilnehmer der Wanderfahrt mit der Strassenbahn nach der Stadt zurück, wo um 5 Uhr ein Mittagessen in der Aktienbrauerei die Mitglieder der „Brandenburgia“ und zahlreiche Mitglieder des Historischen und Naturwissenschaftlichen Vereins zu froher Tafelrunde vereinigte.

Prof. Gurnik, der Vorsitzende des Historischen Vereins eröffnete das Mahl mit folgender Ansprache:

„Es ist mir eine ganz besonders erfreuliche Aufgabe, im Namen des Historischen und des Naturwissenschaftlichen Vereins hier die verehrten Mitglieder der „Brandenburgia“ zu begrüßen und ihnen zu danken für die freundliche Teilnahme, die sie durch den so zahlreichen Besuch und noch dazu in so holder Umrahmung unserer heimatlichen Stadt erwiesen haben. Ich knüpfe daran den herzlichen Wunsch, dass trotz der bedenklichen Maienkühle unsere Beziehungen immer wärmere, unsere Fühlung immer enger werden mögen, sind doch Ihre wie unsere Bestrebungen nach demselben Ziele gerichtet und gelten einer eingehenderen Erforschung und allgemeineren Kenntnis unserer Provinz. Und wahrlich, kaum irgend ein anderes Stück Land verdient eine liebevollere Behandlung! Es umwebt ein eigener Zauber die blauen Seen und durchzieht die dunklen Wälder, und in harter, zäher Arbeit hat



eine bunt zusammengewürfelte Bevölkerung dem kargen Boden erstaunliche Ergebnisse abgerungen. Es ist verlockend, aber zu weitführend eine auch nur kurze Geschichte der Marken vor Ihnen aufzurollen, nur darauf sei hingewiesen, dass gar Vieles von dem, was hier erwachsen und zu Gedeihen gekommen ist, erwachsen und gediehen ist unter der fürsorgenden Hand der Landesfürsten. Was einst die askanischen Markgrafen gegründet hatten, schätzten und förderten mit nachhaltiger Kraft die Hohenzollern; manches was ab und tot war, ist neu belebt, was öd war, ist angebaut worden. Auch unsere Stadt ist nicht mehr das, was sie früher gewesen ist. Das Niederlagsrecht, die Grundlage des einstmaligen Wohlstandes, ist seit Jahrhunderten gebrochen; die Universität ist abgezogen, und die Messen, welche sonst wohl Frankfurts Namen in fremden Landen bekannt machten, sind zu einer traurigen Existenz herabgesunken. Es gilt neue Wege zu neuer Höhe zu finden, und es lebt in unserer Stadt die Zuversicht, dass das geschehen wird, dass wiederum der Handel und hinter ihm eine gesunde Industrie nicht ohne reichen Segen bleiben werden. Wir blicken um so vertrauensvoller in die Zukunft, weil wir wissen, dass unser jetziger Markgraf mit weit-ausschauendem Blick neue Bahnen des Verkehrs bis in entfernteste Gegenden hinein zu erschliessen und den deutschen Kaufmann allerwärts kräftiglich zu schützen bemüht ist. Lassen Sie uns deshalb, hochverehrte Anwesende, die Gefühle unseres ehrerbietigen Dankes und unserer Hoffnung zusammenfassen in den Jubelruf: Se. Maj. Wilhelm II., deutscher Kaiser, König von Preussen, Markgraf von Brandenburg, er lebe hoch! hoch! hoch!“

Zur Erwidmung ergriff unser erster Vorsitzender, Geh. Regierungsrat Friedel, das Wort und führte etwa folgendes aus: Die „Brandenburgia“ sei noch nicht oft im Regierungsbezirk Frankfurt gewesen, nur in Guben und in Bukow, die heutige Wanderfahrt sei der dritte Ausflug in den Osten der Mark. Dass wir so selten in diese Gegenden kommen, liege teils an der Entfernung, teils an dem Umstande, dass der Frankfurter Bezirk mit wissenschaftlichen Vereinen reich ausgestattet sei und wir fürchten mussten, dass unsere Bestrebungen auf heimatkundlichem Gebiete als Konkurrenz angesehen würden. Am 17. November des vorigen Jahres habe deshalb die Pflugschaft des Märkischen Museums eine Art Vorstoss hierher unternommen, und die freundliche Aufnahme, die ihr von Seiten der Frankfurter Vereine zu teil wurde, habe Veranlassung gegeben, nun auch der „Brandenburgia“ die Schönheiten und Altertümer der alten Hansestadt zu zeigen. Der vom Wetter so begünstigte Tag hat nicht gereicht, alles Schöne und Interessante hier zu sehen, aber die Frankfurter Vereinigungen und die „Brandenburgia“ haben Fühlung gewonnen — das ist das Wesentliche. Ein fröhliches Gedeihen den Vereinigungen nicht nur, auch der Stadt selbst! Die



Gefühle der Dankbarkeit bitte ich Sie, auszudrücken in dem Rufe: Die Stadt Frankfurt lebe immerdar hoch!

Im weiteren Verlauf des Mahles erhob sich Direktor Schmetzer, Mitglied des Naturwissenschaftlichen Vereins, betonte, dass er unsern grossen Moltke sich in der Kürze des Redens zum Vorbild nehmen wolle, der erste Redner habe eigentlich schon alles gesagt, was er sich vorgenommen habe, der Endzweck seines Toastes solle der sein, hochleben zu lassen die vielgeliebte, hochgeschätzte „Brandenburgia“. — Um einen Augenblick Gehör nur bat auch Kreisbauinspektor Förster: zur Ehre unserer Frauen! Er wünschte es Heinrich Frauenlob nachthun zu können, der sich, so lang das Herz ihm schlug, in ihren Dienst gestellt. „Ich singe wie ein Bär,“ so urteilte der Redner über seine launigen Verse, und statt die ungezählten Tugenden der Frauen aufzuzählen, wolle er nur eine besonders herausheben: sie können scharf sehen! Wie Willibald Alexis sagt:

Weiber sind gar schlau,  
Und was kein andrer sehen thut,  
Ein Weib sieht es genau!

Deshalb thut die „Brandenburgia“ Recht daran, auf ihren Ausflügen die Damen mitzunehmen! Ihnen weihen wir unser Glas!

Nachdem Dr. Albrecht-Charlottenburg auf den Frankfurter Ausschuss, der ihm bei Aufstellung des Programms die weitgehendste Unterstützung gewährt habe, getoastet hatte, machte Kreisbauinspektor Förster einen „schüchternen Heiratsantrag“ an die „Brandenburgia“, indem er die Bildung eines Verbandes der Vereinigungen anregte, deren gemeinsamer Zweck die Erforschung der brandenburgischen Geschichte und Landeskunde sein solle und deren Streben dahin gehen müsse, möglichst alle lokalen wissenschaftlichen Vereine der Mark zu einem grossen Verbands zu vereinigen. Sein Toast galt einer dauernden und glücklichen Vereinigung.

Die Stunde der Abfahrt rückte allmählich näher, die Tafel wurde aufgehoben und im langen Zuge, begleitet von den Frankfurter Herren, begaben sich die Mitglieder der „Brandenburgia“ nach dem Bahnhofe, von wo mit dem Zuge um 7,24 die Rückfahrt nach Berlin erfolgte.



### 3. (2. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres,

Mittwoch, den 14. Mai 1902, abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr  
im Brandenburgischen Ständehause Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis III und V bis XXI her.

I. Der I. Vorsitzende erwähnt des Wohlgelingens der geselligen Feier des X. Stiftungsfestes am 21. März und der Jubiläumsfeier am 22. v. M. und dankt namens des Vorstandes allen denjenigen, welche dabei mitgewirkt auf das Herzlichste.

Schmerzlich berührt es, dass Herr Magistrats-Sekretär Miehahn, welcher am 21. März die scherzhafte Rolle des Glazialmenschen so vortrefflich durchgeführt, vor einigen Tagen plötzlich verstorben ist. Der Vorstand hat als Zeichen der Anerkennung einen Kranz zur Bestattung gestiftet.

II. Auch die Wanderfahrt nach Frankfurt a. O. am 11. d. M. ist vortrefflich zur allseitigen Befriedigung verlaufen. Der Anregung, dass die beiden dortigen wissenschaftlichen Vereine mit der Brandenburgia dauernd freundschaftliche Beziehungen pflegen, wird gern stattgegeben werden. Im übrigen sei auf den Sonderbericht verwiesen.

III. Zu dem neuen Mitgliederverzeichnis, das am 1. April ausgegeben ist, werden Berichtigungen und Nachträge erscheinen. Dringend ergeht an unsere Mitglieder die Aufforderung, recht bald Veränderungen und Berichtigungen unserm II. Schriftwart Herrn Dr. Pniower, Märkisches Museum, SW., Zimmerstr. 90/91 mitzuteilen.

IV. Die geschäftlichen Berichte für die heutige ordentliche Jahreshauptversammlung eröffnet der Herr Schatzmeister mit einem Vortrag über die Geschäftsgebahrung. Die Prüfung derselben sowie die Entlastung der Rechnung muss, da die Rechnungen über das Stiftungsfest vom 21. März und das 12. Heft der Monatsblätter noch nicht völlig abgeschlossen sind, ausgesetzt werden. Endlich wurde der Bericht des Bibliothekars verlesen.

#### A. Mitglieder-Statistik.

In das abgelaufene Geschäftsjahr waren wir mit einem Mitgliederbestand von 270 getreten. Davon starben 7: die Herren Geh. Baurat Bluth, Schulrat Prof. Dr. Euler, Oberlehrer Hartwig, Oberstabsarzt Dr. Maass, eben in diesen Tagen Magistratssekretär Miehahn, Hofgärtner



Reuter, Kaufmann Rust, Gutsbesitzer Schall. Beitraten 75. Die Gesellschaft zählt jetzt 310 Mitglieder, von denen 276 männliche, 32 weibliche sind. Ausserdem gehören zwei Institute der Gesellschaft als Mitglieder an.

In der Zusammensetzung des Vorstandes und Ausschusses traten insofern Veränderungen ein, als aus jenem der Pfleger; Herr General-Konsul Eugen Landau durch seinen Austritt aus der Gesellschaft ausschied, der Obmann des Ausschusses aber, Herr Geheimer Baurat Bluth starb. Die nachher vorzunehmenden Wahlen werden diese Lücken ausfüllen.

### B. Versammlungen.

Es fanden 21 statt, 9 ordentliche und 12 ausserordentliche. Von jenen wurden 5 im Ständehaus, 4 im Bürgersaal des Rathauses abgehalten. Die ausserordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

- Am Mittwoch den 3. April 1901 Besichtigung der Garnisonkirche
- „ Sonnabend „ 27. „ „ „ Sternwarte in Treptow
- „ Mittwoch den 1. Mai 1901 Besuch der Urania
- „ Sonntag „ 19. „ „ Wanderfahrt nach Strelitz i. M.
- „ Sonnabend „ 8. Juni „ Besichtigung des königl. Marstalls
- „ Sonntag „ 16. „ „ Wanderfahrt nach Buckow (Märk. Schweiz)
- „ Sonnabend den 7. September 1901 Wanderfahrt nach Spandau
- „ Mittwoch „ 25. „ „ Besichtigung der Bauten der Hoch- und Untergrundbahn
- „ Sonnabend den 26. Oktober 1901 Besichtigung des königlichen Instituts für Infektionskrankheiten
- „ Sonntag den 1. Dezember 1901 Besichtigung des Pathologischen Museums der Universität
- „ Montag den 3. Februar 1902 Besichtigung des Pergamon-Museums.

Am 21. März wurde die Feier des zehnjährigen Bestehens der Gesellschaft durch ein Festessen mit künstlerischen Aufführungen und einem sich anschliessenden Tanze begangen.

### C. Vorträge und grössere Besprechungen.

Es sprachen die Herren Geh. Rat Friedel achtmal, Herr Kustos Buchholz sechsmal, Archivar Dr. Schuster zweimal, Frl. Lemke und die Herren Dr. Bahrfeldt, Prof. Krüner, Prof. Müllenhoff, Pastor Passow, Dr. Zache und der Referent je einmal. Von Nichtmitgliedern hielt Bauinspektor und Privatdocent Stiehl einen Vortrag.



## Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1900/01 waren in der Bibliothek vorhanden 367 Büchernummern mit 951 Bänden.

Zugegangen sind 9 Nummern mit 100 Bänden einschliesslich der Fortsetzungen von Vereins-Jahresschriften, so dass der Bestand 376 Nummern mit 1050 Bänden beträgt.

Als Geschenke gingen davon 6 Nummern ein.

Im Schriftenaustausch stehen wir mit 81 Vereinen bzw. Anstalten und zwar:

- Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg.  
 „ Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“.  
 Bamberg: Historischer Verein.  
 Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.  
 Bern: Bibliothek des Naturhistorischen Museums.  
 Brandenburg a. H.: Historischer Verein.  
 Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.  
 „ Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.  
 Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.  
 Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.  
 Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum.  
 Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.  
 Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile.  
 Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.  
 „ Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“.  
 Düsseldorf: Düsseldorfer Geschichts-Verein.  
 Eger: Verein für Egerländer Volkskunde.  
 Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.  
 Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.  
 Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.  
 Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.  
 Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.  
 Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.  
 Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.  
 Gothenburg, Schweden: Kungl. Vetenskaps och Vitterhetssamhället.  
 Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.  
 Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.  
 Halle a. S.: Verein für Erdkunde  
 „ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.  
 „ Provinzial-Museum der Provinz Sachsen.  
 Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.  
 Heilbronn: Historischer Verein.  
 Helsingfors, Finnland: Die Finnische Altertumsgesellschaft.



- Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.  
 Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.  
 Insterburg: Altertumsgesellschaft.  
 Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Rohda.  
 Kaufbeuren: „Heimat“, Verein zur Förderung der Heimatkunde, Kunst und Sitte.  
 Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.  
 Kiel: Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck.  
 „ Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.  
 „ „ „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.  
 Königsberg i. Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia“.  
 „ Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.  
 Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark.  
 Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.  
 Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.  
 Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen.  
 Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.  
 Mühlhausen i. Thür.: Mühlhäuser Altertums-Verein.  
 Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.  
 Neuchâtel: Société Neuch  teloise de Géographie.  
 Nürnberg: Germanisches National-Museum.  
 „ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.  
 Philadelphia: Museum of the University of Pennsylvania.  
 Plauen i. V.: Altertums-Verein.  
 Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.  
 Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.  
 „ Altertums-Museum.  
 Prenzlau: Uckerm  rkischer Museums- und Geschichtsverein.  
 Ravensburg: Verein für Geschichte, Altertumskunde pp.  
 Reichenberg: Verein der Naturfreunde.  
 Riga: Verein für livl  ndische Geschichte.  
 Rostock: Verein für Rostocks Altertümer.  
 Salzburg: Städtisches Museum Carolino-Augusteum.  
 Salzwedel: Altm  rkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie.  
 Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.  
 Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.  
 Stettin: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.  
 Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.  
 „ Nordisches Museum.  
 Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.  
 Thorn: Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.  
 Torgau: Altertums-Verein.  
 Troppau: Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe.  
 Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.  
 Upsala: Königliche Universität.  
 Washington: Smithsonian-Institution.



Worms: Wormser Altertums-Verein.

Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.

Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend.

Bilder, Karten pp.

Bestand war . . . 120 Nummern.

Zugekommen sind 2 „

Zusammen 122 Nummern.

Es folgen die Neuwahlen des Vorstandes und Ausschusses auf 2 Jahre ab 1. April d. J.

Der Ausschuss schlägt für den Vorstand die Wahl bzw. Wiederwahl folgender Herren vor:

Geh. Regierungsrat und Stadtrat Ernst Friedel, I. Vorsitzender.

Dr. Carl Bolle, I. Beisitzer.

Dr. Emil Bahrfeldt, II. Beisitzer.

Bankier Wilhelm Ritter, Schatzmeister.

Dr. Eduard Zache, I. Schriftwart.

Dr. Otto Pniower, II. „

Prof. Dr. Karl Müllenhoff, Bibliothekar.

\* Kommerzienrat Julius Bötzwow, Pfleger.

Landgerichts-Sekretär C. Altrichter, Archivar.

Die Wahl erfolgt auf Zuruf einstimmig. Die Stelle eines II. Vorsitzenden bleibt auf Weiteres unbesetzt.

Für den Ausschuss schlägt der Vorstand die Wahl bzw. Wiederwahl folgender Herren vor:

Prof. Dr. Georg Galland,

Prof. Dr. Otto Reinhardt,

Dr. Gustav Albrecht,

Kustos Rudolph Buchholz,

\* Landbauinspektor und Konservator Georg Büttner,

Grubenbesitzer Franz Körner,

Prof. Dr. Arthur Krause,

Baurat und Landesbauinspektor H. Langen,

Dr. C. Matzdorff,

Schriftsteller und Lehrer Robert Mielke,

Hofjuwelier Paul Telge,

Prof. Dr. Friedrich Wagner.

Die mit \* versehenen Namen bezeichnen die neugewählten Herren.

Auch hier erfolgt die Wahl durch Zuruf.

Die Gewählten, soweit anwesend, nehmen dankend an.

V. Der I. Vorsitzende verschiebt die Mitteilung über Kerbhölzer bis zur ordentlichen September-Sitzung.



VI. Dafür geht derselbe auf das grosse wissenschaftliche literarische Werk einer

#### Brandenburgischen Landeskunde

des Nähern ein. Nachdem dasselbe in mehreren Sitzungen bereits skizziert worden, hat unser Ausschuss-Mitglied Herr Robert Mielke als Festgabe für das Jubiläum am 22. v. M. eine „Denkschrift über die Herausgabe einer brandenburgischen Heimatkunde“, Archiv Bd. 9, S. 5 bis 25 veröffentlicht und hieran anschliessend in der Festsetzung am 22. v. M. unser Ausschuss-Mitglied Herr Professor Dr. Friedrich Wagner einen Vortrag gehalten: „Ist die Herausgabe eines wissenschaftlichen Sammelwerkes über die Heimatkunde der Provinz Brandenburg notwendig und durchführbar,“ der mit ungeteiltem Beifall, mit Interesse und Teilnahme aufgenommen wurde. Hatte doch über den Mielkeschen Aufsatz zuvor bereits Se. Exc. der Herr Oberpräsident der Provinz Brandenburg von Bethmann-Hollweg sich sehr anerkennend in seiner Ansprache an die Brandenburgia geäussert.

Es fragt sich nun, wie sich die Brandenburgia gegenüber diesem rein privaten Unternehmen verhalten soll. Dasselbe ist in der Vorstands- und Ausschusssitzung am 7. d. M. ausführlich erörtert und mit ungeteiltem Beifall begrüsst worden. An irgend eine der wissenschaftlichen Vereinigungen innerhalb der Provinz Brandenburg muss sich doch das schwierige, sehr umfassend gedachte und auch recht kostspielige Werk zunächst anlehnen und da wurde, in Übereinstimmung mit den Herren, welche sich vorläufig als Vertreter desselben zusammengethan haben, anerkannt, dass die Anlehnung an die Brandenburgia um deswillen besonders wünschenswert sei, weil deren Gebiet von allen in Frage kommenden Vereinigungen am weitesten gesteckt ist und sich mit den Aufgaben des litterarischen Unternehmens in vielen Beziehungen deckt.

Einmütig ist daher vom Vorstand und Ausschuss beschlossen worden, letzteres so weit als irgend möglich zu fördern und ergeht an sämtliche Mitglieder der Brandenburgia die Bitte, ebenfalls ihre Zustimmung zu erklären.

[Diese Zustimmung wird widerspruchslos erteilt.]

Über den weiteren Verlauf der Sache werden die Mitglieder unterrichtet werden. Als Vertreter der Brandenburgia sind in den betr. Ausschuss gewählt die Herren E. Friedel, Friedr. Wagner, Müllenhoff, R. Mielke, Ed. Zache und Regling mit dem Recht der Ergänzungswahl.

VII. Das Buch: Der Grunewald von Hermann Berdrow ist meinerseits der Brandenburgia bereits im vorigen Jahre vorgelegt und bestens empfohlen worden. Ich lege es heut nochmals vor und bemerke auf Wunsch des Verlegers Herrn Hermann Eichblatt, Berlin,



Katzlerstr. 4, dass, wenn sich zehn und mehr Subskribenten zusammen finden, der Preis von 1,50 Mk. auf 1 Mk. ermässigt wird. Es ist den gediegenen Schilderungen und Studien über unsern Lieblingsforst recht weite Verbreitung um so mehr zu wünschen, als das der eigensten Entschliessung unsers Kaisers entspringende Projekt, die 12 Kilom. lange, 50 m breite Heerstrasse vom Berliner Schloss bis zum Döberitzer Übungsgelände, welches den Grunewald durchquert, hoffentlich sehr bald seiner Verwirklichung entgegen sieht, wodurch dieser uns wesentlich näher gerückt wird.

VIII. U. M. Herr E. Schenk-Fürstenwalde legt 6 von ihm um Ostern aufgenommene Photographien aus Pommern vor. 1. Die alte ehemalige Papiermühle in Kemnitzerhagen bei Greifswald, aus gemauertem Ziegelfachwerksbau mit originellem dreimalig abgetreppten Strohdach. — 2. Die Dorfkirche zu Dischenhagen bei Hammer, Station Cantreck unweit Golnow. Ausgemauertes Fachwerk mit Ziegeldach, mehr einem Bauerhaus ähnlich, dazu ein aus Längsbrettern hergestellter Turm. — 3. Der Altar daselbst im Spätbarock, Totenkränze mit Seidenbändern an der Wand. — 4. Kanzel und Taufbecken mit Deckel ebendort. Ein ausser Dienst gestellter alter Taufstein daneben. Die Kanzel ist ganz brav geschnitzt. Die Bretterdecke der Kirche ist mit biblischen Darstellungen bemalt. Das Ganze eine achtbare Leistung dörfischer Kunst, an ähnliche Werke märkischer Kirchen aus den an Pommern angrenzenden Teilen erinnernd. Vom Standpunkt der Volkskunst ist die Ausstattung des Innern dieses kleinen Gotteshauses höchst beachtenswert. — 5. Das sogenannte Schloss zu Dischenhagen, ein alter strohgedeckter ausgemauerter abgeputzter Fachwerksbau von zwei Stockwerken, der an ein behäbiges Bauernhaus erinnert; im obern Stockwerk befindet sich noch jetzt ein grosser Saal. — 6. Nicht minder charakteristisch ist die Rückseite, auf welcher rechts und links eine niedrige Abseite für Stallung und Wirtschaftsgelass vorspringt, alles unter einem gewaltigen Strohdach. Beiläufig habe ich vor etwa 30 Jahren ein noch viel elenderes Herrenhaus in Lanken auf der Insel Rügen gesehen, welches wie ein ärmliches Kathenhaus aussah, gleichwohl jedoch von einer altadeligen Herrschaft bewohnt wurde. Herr von Hansemann, der das prächtige Strandschloss Dwasieden bei Crampas anlegte, kaufte Lanken an und riss dies merkwürdige Herrenhaus nieder.

IX. Sechs neue Ansichts- und Grusskarten aus Oderberg i. M., mitgeteilt durch u. M. Herrn Architekt K. W. H. Wilke (Armensündersteig; Triftschlachtfeld vom 18. August 1349; Försterei Mayenpfuhl; Bardenpfuhl; die Bunte Buche (vgl. Karl Wilke: Die bunte Buche von Oderberg i. M. Mitt. des Vereins für die Geschichte Berlins. Nr. 5, 1902, S. 51 u. 52), der Mayenpfuhl). Die sehr rührige Verkehrsvereinigung zu Oderberg i. M. hat eine neue Über-



sicht der Sehenswürdigkeiten dieses anmutigen Städtchens angefertigt, das bei der Brandenburgia noch in bester Erinnerung steht und zu dessen recht fleissigem Besuch ich wieder und immer wieder unsere Mitglieder und Freunde anrege.

X. Zwei Photographien der berühmten Pfahlbauten von Robenhauser am Pfäffikon-See unweit Wetzikon, Kanton Zürich. Unter den vielen Aufmerksamkeiten, welche mir anlässlich des Jubiläums der Brandenburgia persönlich zu teil geworden sind, erfreut mich recht sehr die Zusendung dieser von dem um die Altertumskunde so hoch verdienten Forscher H. Messikommer junior gelegentlich der Anthropologen-Versammlung im Herbst 1899 aufgenommenen Photographien. Die eine zeigt auf dem Pfahlbau-Gelände eine Gruppe von Anthropologen und Altertums-Forschern, darunter Rudolf Virchow-Berlin, von Andrian-Wien, von Ranke-München. Die zweite Photographie giebt in vorzüglich klarer Weise einen Einblick in das Innere des bis in die jüngere Steinzeit zurückreichenden, typisch gewordenen Pfahlbaus.

XI. Der Direktor des K. Hohenzollern-Museums, Herr Professor Dr. Seidel, hat auf unsern Glückwunsch zu dem 25jährigen Bestehen dieses berühmten, uns nach allen Richtungen hin interessirenden vaterländischen Instituts der Brandenburgia ein herzliches Dankschreiben zugehen lassen. (Dasselbe wird verlesen.)

XII. Die Geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Orden. Leipzig 1902, I. Lieferung. U. M. Herr Dr. Georg Schuster, Archivar am K. Hausarchiv, veröffentlicht unter diesem Titel ein auf 12 Lieferungen (zu 1 Mk.) berechnetes, seit längerer Zeit vorbereitetes Werk, welches nach verschiedenen Richtungen hin das Forschungsgebiet der Brandenburgia berührt und worauf ich, sobald mehr Material vorliegt, näher eingehen werde.

XIII. † Wilhelm Schwartz: „Rede bei der Trauerfeier für den Geheimen Regierungsrat und Königl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Wilhelm Schwartz in der Aula des Kgl. Luisen-Gymnasiums am 9. Dezember 1899 gehalten von Dr. Erich Bartels, Gymnasialdirektor.“ Diese erst jetzt bei Paul Zacharias im Druck erschienene inhaltreiche, formvollendete Gedächtnisrede ruft wehmütige Erinnerungen wach an unser unvergessliches, verewigtes Ehrenmitglied.

XIV. Wilhelm Oehlert: Moabiter Wochenmarkt und Markthalle. Druck von A. Loewenthal & Co. Herr Oehlert, welcher im Moabiter Anzeiger schon mehrfach geschichtliche und statistische Nachrichten über den genannten Berliner Stadtteil veröffentlicht hat, giebt in einer Separatausgabe ähnliche dankenswerte Aufschlüsse über den Wochenmarkt und die bislang leider noch immer nicht sonderlich prosperierende Markthalle am Arminius-Platz.



XV. Die Berliner Schulprogramm-Auslese ist diesmal nicht besonders ausgiebig ausgefallen. Zu erwähnen ist zunächst: „Die Leichenpredigten der Bibliothek des grauen Klosters. Von dem Bibliothekar der Anstalt Hermann Nohl. (Oktavformat.)

Es ist bekannt, dass diese ehrwürdige Lateinschule ca. 2500 Leichenpredigten in 90 Bänden besitzt, die von 1546 beginnen. Herr Nohl giebt die Namen der betreffenden Verstorbenen alphabetisch bis zum Namen „Schultz.“ Denn heisst es: der Druck musste hier unterbrochen werden, weil nicht mehr Raum zur Verfügung stand.“

Hoffentlich folgt der Schluss 1903 nach.

XVI. U. M. Herr Neupert hat ein älteres Album Spandauer Ansichten sowie eine Photographie des sehr alten Schulhauses zu Pichelsdorf überreicht, wofür hiermit bestens gedankt sei.

XVII. Berliner Vornamen. Eine statistische Untersuchung von Dr. Nathan Pulvermacher. Wissensch. Beilage zum Jahresbericht des Lessing-Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1902. Nomina sant omnia. Vor allem unterliegen die Namen in der Grossstadt schon seit lange der Mode: Hans, Walther, Fritz, Kurt, Erich, Willi; Margarethe, Charlotte, Gertrud, Else, Erna, Käthe, Frieda werden bevorzugt. Die allermodernsten Lieblingsnamen sind Werner, Erwin, Herbert, Helmut, Jünther; Lucie, Alice, Hertha, Valli, Hildegard, Dora und Elfriede. Die bei Juden sehr beliebten altdeutschen Vornamen Siegmund und Siegfried finden bei Christen gar keine Gegenliebe.

XVIII. U. M. Fräulein Hedwig Matthiae hat die Güte zwei Ihnen vorliegende Gegenstände in das Märkische Museum zu stiften.

Eine altdeutsche weissleinene Stickerei (Berlin um 1750) höchst kunstvoll ausgeführt um einen sogenannten Ehesegen, Berlin 1779 bezeichnet, aus Papier, lampenschirmartig geformt und fächerartig zusammenlegbar mit allerhand Glück- und Segenswünschen.

XIX. Unser Ehrenmitglied Herr Professor Dr. Conwentz überreicht den XXII. Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1901 (Danzig 1902). Aus dem reichen Inhalt kann ich nur wenig hervorheben. 1. Der linke Oberschenkelknochen vom Mammuth aus dem frühglacialen Yoldia-Thon von Lenzen i. W. Die kleine Muschel *Yoldia arctica* Gray (= *Leda glacialis*) ist bezeichnend für die kältesten Teile des Eismeeres (bei Spitzbergen, Grönland etc.). — 2. Die hochnordische Zwergbirke (*Betula nana*), ist lebend auf einem zu Neulinum und Dameren gehörigen Hochmoor gefunden, in der Provinz Brandenburg nur fossil in dem diluvialen Torfmoor von Klinge bei Cottbus ausgegraben von Alfred Nehring, bestimmt von Prof. Nathorst. — 3. Die in Westpreussen ausgestorbene Wassernuss (*Trapa natans*), welche im



Brandenburgischen z. B. im Wernsdorfer See bei Berlin noch lebend vorkommt, ist jetzt von mindestens 18 Stellen in Torfmooren Westpreussens aber nur fossil festgestellt. — 4. Die aus der Mark bekannte, in Westpreussen sehr seltene kleinblättrige Mistel (*Viscum album L. laxum* Boiss. et Rent) ist neuerdings in Westpreussen mehrfach aufgefunden, ebenso 5. ein neuer Standort für den Elsbeerbaum (*Pirus torminalis* Ehrh.), von welchem seltenen Baum ich in der Brandenburgia mehre neue Standorte für unsere Provinz nachgewiesen. — 7. Unter den Altertumsfunden mache ich nur auf mehre neue schöne Funde von Gesichturnen aufmerksam, welche in die jüngste Bronze- (Hallstatt-) Periode eingereiht werden. Eine Gesichturne von Friedenau, Kr. Neustadt, ist so naturalistisch gehalten, dass man sie geradezu als porträtartig ansprechen möchte. Den Kopf bedeckt eine kegelförmige Leder- oder Pelzmütze mit zierlich gesteppter Nath.

XX. U. M. Herr Hermann Maurer überreicht fünf von ihm, gelegentlich einer von mir am 8. d. M. geleiteten Pflugschaftsfahrt des Märk. Prov.-Museums nach Grimnitz, Kreis Angermünde, aufgenommene Photographien. Die Untersuchungen der Ruine der Burg Grimnitz waren durch Herrn Hofbaurat Kavel, dem die Baulichkeiten als Königliches Hofkammergut unterstehen, sowie bezüglich des übrigen Teils seitens des Herrn Zimmermeisters Falkenberg zu Joachimsthal in umsichtiger Weise vorbereitet.

Von der Ruine der Burg Grimnitz, welche von askanischen Herrschern, insbesondere dem Minnesänger Otto IV (mit dem Pfeil) bzw. seiner Gemahlin Heilwig von Holstein, nachmals aber auch von mehreren hohenzollerschen Kurfürsten zeitweilig bewohnt wurde, sind in den rot backsteinernen Souterrains vier grössere, zum Teil mit Herd und Heizanlage versehenen Räume noch wohl erhalten. Die Wände des Hauptraums zeigen im Mörtel allerhand seltsame, scheinbar vertieft eingegrabene Zeichnungen aus dem Mittelalter, hauptsächlich konzentrische Kreise bzw. Ellipsen, welche mitunter einzeln stehen, entweder paarweise oder zu dreien, durch Bogenlinien eingefasst werden. Zwei solche Gruppen werden hier dargestellt, welche u. M. Herr Ingenieur Paltzow, Teilnehmer der Wanderfahrt in ca.  $\frac{1}{4}$  der natürlichen Grösse skizziert hat.

Ich habe diese seltsamen Tiefreliefs nunmehr in drei verschiedenen Jahren immer wieder betrachtet und möchte doch glauben, dass hier nicht Menschenhand thätig gewesen ist, dass es sich vielmehr um einen mineralogischen und chemischen Prozess innerhalb der durch die Kellerfeuchtigkeit beeinflussten Mörtelschicht handelt, der bereits Jahrhunderte fort dauert. Hie und da zeigt sich ein grünlicher Algenanflug, über den Herr Universitäts-Professor Dr. Paul Magnus befragt werden soll. Die Mauersteine haben mittelalterliches Format  $32 \times 14 \times 9$  centim.



Die eine Photographie zeigt die Reste der Türme der Burg nach dem See zu.

Bei den anderen Türmen sind später — im 16. Jahrhundert — Scharten für Geschützfeuer eingerichtet worden. Mehrere gusseiserne Ofenplatten mit Jahreszahlen, teils im Jagdschloss Hubertusstock eingemauert, teils im Märkischen Museum, beweisen, dass, wie schon angedeutet, die landesfürstlichen Herrschaften hier noch weit ins 16. Jahr-



*Askanierschloss zu Grimnitz.*



*Wandflächen im Keller. 8. 5. 02.*

hundert hinein hausten. Eine alte Streitfrage ist, ob das Verunglücken der Kurfürstin Hedwig Gemahlin Joachims II. hier oder im Schloss des jetzigen Amt Grimnitz geschah. Die Frage wird durch Urkunde allein nicht zu entscheiden sein, es gehört dazu noch eine genaue Untersuchung der Örtlichkeiten in dem genannten Amt Grimnitz. Die Kurfürstin brach bekanntlich durch die Decke des Obergeschosses und verletzte sich durch Fall auf ein Hirschgeweih an der Wand des Untergeschosses innerlich erheblich.

Anträge und Vorschläge wegen Erhaltung und Ausbau der malerisch



belegenen Ruinen sind bereits von mir an das Königliche Hofbauamt gerichtet worden.\*)

Die zweite Photographie betrifft das sogen. „Witte Hüseken“ (weisse Häuschen), welches nordwestlich von Grimnitz in der Joachimsthalschen Bürgerheide (Glambecker Forst) liegt. Einst erhoben sich hier vier starke aus Feldsteinen und roten Backsteinen von  $20 \times 13 \times 9$  centim. Format im Quadrat gemauerte, etwa 8 Fuss hohe Pfeiler, mit 3,5 m Zwischenraum unter einander, von denen vor ein paar Jahren noch zwei standen; jetzt hat der Besitzer, Herr Paul in Joachimsthal um des Gewinns der Steine willen noch einen Pfeiler abgetragen, so dass nur einer noch steht. Diese 4 Pfeiler sind ersichtlich innen hohl gewesen, so dass in die Öffnungen vier starke Holzpfeiler passten, auf denen sich sicherlich ein hölzerner Oberbau erhoben hat. Die Anlage ist quadratisch, jede Seite 6 Schritt lang, und hat wohl als Jagdunterkunft, als Jagdkanzel, vielleicht auch als Aussichtsturm und Auslug nach Feinden gedient. Nähere urkundliche Angaben scheinen zu fehlen. Der Bau ist etwa gleichaltrig mit den älteren Teilen der Burg Grimnitz.

Dann fuhren wir durch den schweigenden Wald von der Glambecker Forst in die Schorfheide und nahm hierbei Herr Maurer die sagenberühmte Stelle auf, welche Bärenskirchhof heisst, über den sich Adalbert Kuhn und Wilhelm Schwartz, besonders letzterer, ausführlich verbreitet haben. Die Stelle liegt ausserordentlich versteckt und ist ohne Führung kaum zu finden, bestanden mit hochstämmigen Föhren. Der Kaiser-Pirschweg, weiss markiert, führt vorbei.\*\*)

Das Gelände liegt höchstens einen Meter hoch über dem Wege und ist gekennzeichnet durch 16 Feldsteine von ungleicher Höhe, die jetzt noch bis etwa 2 Fuss hervorragten, früher aber höher herausgestanden haben mögen. Diese 16 Steine bilden eine etwas unregelmässige Figur, die ein ungefähres längliches Rechteck genannt werden kann, östliche Länge ca. 10 m, westliche ca. 9 m, südliche und nördliche 11 m. Am nordwestlichen Ende stehen ausserhalb der übrigen Steine noch 2 Blöcke, von denen einer — den man den Wächterstein nennen möchte — etwa  $2\frac{1}{2}$  Fuss hervorragend, ein Granitblock auf die hohe Kante gestellt, plattenartig, wobei rechts und links Stücke abgeschlagen sind, um die ziemlich glatte Steinplatte herzustellen. In der Mitte des Steinvierecks, welches dicht mit Moos bedeckt und mit Kienwurzeln durchsetzt ist, liegen augenscheinlich viele kleinere Steine im Erdboden. Von Urnenscherben oder dergl. war nichts bemerkbar, auch nicht von geschwärzter Erde.

\*) Vgl.: Klöden, Die ehemalige grosse Heide Werbellin. Märk. Forschungen 3. (1847) S. 152 flg.

\*\*) Vergl. Klöden a. a. O. S. 169. Er meint von der Stelle: „Vielleicht ist sie nichts anderes als ein Hühnengrab.“



Indessen beweist diese Negative nichts, so lange nicht eine regelrechte Ausgrabung in der Mitte, mindestens eine Durchquerung der Stelle, stattgefunden hat, was sehr wünschenswert wäre. Wenn man bei dergl. Steinreihen oder Steinkreisen keine Bestimmung nachweisen kann, wie hier, dann rät man gewöhnlich auf eine Begräbnis-, oder Beratungs- oder Kultus-Stelle. Vielleicht ist die letztere Determination richtig. Zum Sitzen bei Beratungen sind die Steine gar nicht geeignet, sie sind viel zu spitz dazu.

Die nächste Photographie gilt dem Gedächtniskreuz des Försters Schultze, der mit 3 andern Forstbeamten von 5 Wilddieben hier am 21. Oktober 1832 angegriffen wurde. Der dabei beteiligte Garnweber Schüler tötete den Schultze rücklings durch einen Flintenschuss. Der Förster ist auf dem Grimnitzer Friedhof beigesetzt und hat ein Denkmal erhalten. Hier an der Unglücksstelle ist ein aus drei Stücken zusammengestelltes aus hellrotem Granit gearbeitetes römisches Kreuz aufgerichtet, welches bezügliche Inschriften trägt. Daneben liegt links, etwa 3 Fuss aus der Erde ragend ein grosser granitener Geschiebeblock, da wo Schultze sein Leben aushauchte, mit der Inschrift:



Schultze  
1832

Schüler wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, nach 20 Jahren begnadigt unter Wiederverleihung der Ehrenrechte und starb hochbetagt, wenn ich recht verstanden, im vorigen Jahre in dortiger Gegend.

XXI. Dr. Karl Vormeng: Dr. Ferdinand Ranke. Ein Gedenkblatt zu seinem 100jährigen Geburtstage. Beilage zum 21. Jahrgange der „Annalen und Historien, Mitteilungen des Vereins ehemaliger Schüler des Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin.“ Der Reinertrag ist für den Rankefonds bestimmt. Berlin 1902. 26 S. mit 4 Tafeln.

Das zum 26. Mai d. J. erscheinende Gelegenheitsschriftchen, mit grosser Sorgfalt und Liebe von u. M. verfasst, lässt uns die noch vielen Berlinern in bester Erinnerung vorschwebende ehrwürdige Gestalt des alten Schulmanns noch einmal in voller Beleuchtung erscheinen. Ein Porträt nach Hans Fechners Gemälde in der Aula, ein Bild des alten Gymnasialbaues Ecke Koch- und Friedrichs-Strasse, von Rankes Wohnhaus Kochstr. 13, vom Festsaal im alten Gymnasium und von dem 1877 auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe errichteten steinernen Grabdenkmal mit dem Bronze-Relief-Kopf des am 26. März 1876 Entschlafenen schmücken die Schrift.



XXII. Herr Dr. Otto Pniower referierte hierauf über Hermann Pieper: Der märkische Chronist Andreas Engel (Angelus) aus Strausberg. I. Teil Engels Leben.

Zu den wissenschaftlichen Zielen, die sich Pieper gestellt hat, gehört auch dies, die märkische Historiographie aufzuhellen. Aus welchen Quellen diese Chronikenschreiber geschöpft haben, in welchem Abhängigkeitsverhältnis sie hinsichtlich ihrer Berichte zu einander stehn, wie es mit der Überlieferung ihrer Werke bestellt ist, das ist er bestrebt zu ergründen. Denn erst wenn diese Fragen beantwortet sind, lässt sich Wert und Wesen des von ihnen Erzählten feststellen. Erst dann gewinnt man über ihre Darstellung ein wirkliches Urteil. Eine seiner in diesen Bereich fallenden Arbeiten, die über „Creusings Märkische Chronik“, hatten wir die Freude an dieser Stelle zu veröffentlichen (Bd. 6, S. 241). Über eine andere, die über Zacharias Garcaeus, haben wir berichtet (Bd. 7, S. 167).

Diese Voraussetzungen der Erforschung sind aber wieder nur zu erfüllen, wenn man sich mit dem einzelnen Autor aufs engste vertraut gemacht, seinen Lebensgang, seine Entwicklung, seinen Charakter nach Möglichkeit bestimmt hat. Denn viele Fragen, die sich aus der mangelhaften Überlieferung ergeben und für die man besten Falles nur eine Antwort der Wahrscheinlichkeit finden kann, können nur psychologisch d. h. auf Grund des Bildes, das man sich von der Individualität des Autors gemacht hat, der Erledigung genähert werden. Auf diesen Momenten beruht die Notwendigkeit der von den Laien so oft verkannten Vereinzelung und Spezialisierung der Wissenschaft.

In der vorliegenden Arbeit beschäftigt sich P. mit demjenigen Chronisten, dessen i. J. 1598 erschienenenes Hauptwerk, die *Annales Brandenburgicae*, der Abschluss eines bestimmten Abschnittes in der Geschichtschreibung der Mark bilden. Erst der erste Teil seiner Arbeit liegt vor. In ihm behandelt er das Leben des in Strausberg 1561 geborenen Mannes. Er giebt die Litteratur an, aus der bisher alle uns erhaltenen Nachrichten über ihn geflossen sind, und bemerkt, dass die Durchforschung des städtischen Archivs seiner Vaterstadt neues Material für seine Biographie geliefert hat. Wir verdanken diese Durchforschung dem verstorbenen Historiker Wilhelm Sternbeck, dessen Erben dem Verfasser in der liberalsten Weise die Benutzung des reichen ungedruckten Nachlasses gestatteten. Auch der den Lesern unserer Monatshefte und des Archivs wohlbekannte Lokalforscher von Strausberg B. Seiffert war ihm vielfach behilflich.

Engels Leben weist nicht gerade interessante oder spannende Momente auf. Mit zwölf Jahren bezog er die Universität Frankfurt, um theologische, philosophische und historische Studien zu treiben. P. sucht zu bestimmen, welche der dortigen Docenten er zu Lehrern gehabt hat,



von welchen zu vermuten ist, dass er ihnen näher trat. 1582 wird er Lehrer in seiner Vaterstadt, 1584 Rektor. Konflikte mit seinem Vorgesetzten, dem Inspektor Georg Krüger, trieben ihn sehr bald aus seiner Stellung. 1586 finden wir ihn als Konrektor in Brandenburg-Neustadt; aber Weihnachten des folgenden Jahres verlässt er auch diesen Ort. Nach einem kurzen Aufenthalt in seiner Vaterstadt treffen wir ihn in Holstein bei einem Oheim. Hier verfasste er die beiden Teile seiner erst später erschienenen Holsteiner Chronik. Zwei Jahr darnach wird er Konrektor am „Grauen Kloster“ in Berlin. Doch wirkte er auch hier nur eine ganz kurze Frist. Genau lässt sich die Zeit seiner Thätigkeit an diesem Gymnasium nicht mehr bestimmen. Länger als etwa ein Jahr hat sie aber nicht gedauert. 1592, nach dem Tode seines einstigen Vorgesetzten Krüger, gelangt Engel endlich an das Ziel seiner Wünsche: er wird Pfarrer in seiner Vaterstadt und Kircheninspektor. Sechs Jahr später, im August 1598, rafft ihn hier die Pest dahin. Über seine Wirksamkeit in Strausberg weiss P. mancherlei neues mitzuteilen: ihm verdankt die Kirche eine neue Orgel, eine neue Kanzel und eine neue Einrichtung der Kirchenstühle.

P. giebt zum Schluss eine kurze Charakteristik des Schriftstellers Engel, bei welcher Gelegenheit er seine Beziehungen zu bekannteren Persönlichkeiten seiner Zeit erörtert: zu seinem Schwiegervater dem Berliner Probst David Colerus, zu seinem Schwager Johannes Colerus, dem Verfasser des in früheren Jahrhunderten weltbekannten Kalenders und Hausbuches; zu seinen engeren Fachgenossen, den märkischen Chronisten Nicolaus Leutinger und Peter Hafftiz. Manche überlieferte und bisher unbezweifelt gebliebene Nachricht weiss er dabei mit der Zerstörungslust des skeptischen Kritikers als unglaubwürdig hinzustellen. So erscheint nach seiner Darlegung die Spannung, die nach der allgemeinen Ansicht zwischen Angelus und Leutinger bestanden hat, als eine Legende. Dass, wie der bekannte Martin Seidel berichtet, Angelus ein grosses Werk Marchia vollendet hinterlassen und seine Wittve, weil die Buchhändler für die Drucklegung zu wenig Honorar boten, verbrannt habe, hält er für eine sensationelle Fabel.

Was P. so bietet, ist die Vorarbeit zu der Behandlung des für die Auffassung der märkischen Geschichtschreibung wichtigen Problems: welchen Wert die Darstellung der brandenburgischen Geschichte desjenigen Mannes hat, der „längere Zeit, fast ein ganzes Jahrhundert hindurch, beinahe die einzige Quelle für sie war.“ Auf seine Lösung, die wir in der wohl im nächsten Jahr erscheinenden Fortsetzung der Abhandlung erwarten dürfen, sind wir nicht wenig gespannt.

XXIII. Herr Kustos Buchholz, unter Vorlage eines Planes und vieler Ansichten von Berliner Friedhöfen: Die bei der Totenbestattung übliche Verheissung „ewiger Ruhe im Grabe“ hat sich leider



an den leiblichen Überresten unsrer Alt-Berliner Vorfahren wenig erfüllt, wie ein Rückblick auf das Geschick unserer alten Begräbnis-Stätten — der Kirchhöfe — zeigt.

Ungefähr 400 Jahre hindurch sind in den alten Schwester-Städten Berlin und Kölln die Toten innerhalb der Stadtmauern, bei oder in den 6 Kirchen, bestattet worden.\*) Es handelt sich um eine Durchschnitts-Einwohnerzahl von rund 10 000 und um etwa 12 Generationen, also um ungefähr 120 000 Bestattungen während der 400 Jahre.

Wenn jedes dieser 120 000 Gräber unberührt geblieben wäre, so müssten sich die Kirchhöfe bis auf die Hälfte der ganzen von den Stadtmauern eingeschlossenen Fläche ausgedehnt haben.

Wie aber dieser (vorgezeigte), nach den Alters- und Dauer-Verhältnissen farbig hergestellte Friedhofsplan von Berlin an den blauen Flächen zeigt, nahmen die Kirchhöfe einschliesslich der Kirchen nur kaum den zehnten Teil der Stadtfläche ein; es lässt sich also daraus berechnen, dass durchschnittlich jede einzelne Grabstelle viermal wieder aufgedigelt worden sein muss, um an derselben Stelle einen neuen Toten zu betten.

In der That entspricht dieser Berechnung auch der Befund jedesmal, wenn Erdarbeiten auf den Kirchhöfen vorgenommen werden, denn man findet immer das ganze Erdreich in allen Höhenschichten bis zu 2 m Tiefe von zerstreuten Gebeinresten durchsetzt.

Die danach von den Kirchhofsverwaltungen selbst vorgenommenen Störungen der Ruhe im Grabe, die ja bedingungsweise auch heute noch aus praktischen Rücksichten vorgesehen sind, haben dann noch ihre Fortsetzung gefunden bei der Verwendung einstiger Kirchhöfe oder Teile derselben zu Baustellen und in neuester Zeit durch das Aufwühlen des Bodens für die Zwecke der Kanalisation und der verschiedenen technischen Leitungen.

Die auf dem Plan (befindet sich im Märk. Museum und kann leider hier nicht mit abgedruckt werden) blau markierten Flächen geben die Kirchhöfe an, die im Mittelalter bestanden und gänzlich als solche verschwunden sind. Es sind: der Nikolai-, Marien-, Kloster-, Heil. Geist-, Petri- und Dominikaner-Kirchhof; mit Beschränkung auf die mittelalterlichen Hospitaliten auch der Georgen- und Spittel-Kirchhof. Von den letzteren 5 ist nichts mehr vorhanden, was an das einstige Bestehen eines Begräbnisplatzes an den betreffenden Stellen erinnert, von den ersteren 3 nur noch einige, in die Wand der Kirche eingemauerte Grabsteine.

Rot sind auf dem Plan diejenigen Kirchhöfe bezeichnet, die erst

---

\*) Die Bestattung der Hospitaliten zu St. Georg und Gertraudt ist hierbei ausser betracht gelassen.



nach 1550 angelegt, aber gegenwärtig als Begräbnisstätten nicht mehr erkennbar sind. Viele von diesen sind im Laufe der Zeit mit Häusern, auch öffentlichen Gebäuden bebaut, wenige sind freie Plätze oder Strassenteile geworden:

1. Spittel-Kirchhof, jetzt Spittelmarkt und bebaute Umgebung.
2. Französischer Kirchhof, an der Kommandanten Strasse, bei der sogenannten Melonen-Kirche, grösstenteils bebaut.
3. Jerusalems-Kirchhof, Platz um die Jerusalems-Kirche.
4. Friedrichstädtischer Kirchhof, südliches Drittel des Gendarmen-Markts.
5. Französischer Kirchhof, nördliches Drittel des Gendarmen-Markts.
6. Dreifaltigkeits-Kirchhof beim Potsdamer Thor, der Platz vor dem Potsdamer Bahnhof, ein Teil mit dem Bahnhofsgebäude bebaut; nur etwa der 4. Teil blieb bis jetzt eingefriedigt erhalten.
7. Friedrichwerdersche Kirchhof bei der gleichnamigen Kirche, teils Platz, teils bebaut.
8. Dorotheenstädtischer Kirchhof, an der Friedrichstrasse, zwischen Ziegel- und Johannisstrasse, bebaut mit der Kaserne des 2. Garde-Regiments.
9. Französischer Hospital-Kirchhof, am Park der Tierarznei-Schule beim Hospital, jetzt Garten, zum Teil bebaut.
10. Katholischer Kirchhof an der Chausseestrasse, zwischen dem Dorotheenstädt. und dem Französischen Kirchhof, jetzt Geschäftsplatz.
11. Charité-Begräbnisplatz, ein kleiner nördlicher Teil an der Invalidenstrasse, bebaut, zum Teil Strasse.
12. Armen-Kirchhof, Koppenplatz und bebaute Umgebung, nur noch markiert durch das Koppe-Grabdenkmal an der Gr. Hamburger Strasse.
13. Georgenkirchhof bei der gleichnamigen Kirche.
14. Garnison-Begräbnisplätze an der Linien- und Gormann-Strasse, der östliche Teil wird jetzt bebaut, der Teil westlich der Gormannstrasse bleibt noch eingefriedigt.
15. Jakobs-Kirchhof, war der zweite Kirchhof der Georgen-Gemeinde, erhielt seinen Namen von der anliegenden „Jakobs-Strasse“, jetzt „Kleine Alexanderstrasse“, wurde später mit der Kaserne des Alexander-Regiments bebaut, die jetzt auch wieder einem Neubau Platz gemacht hat.
16. Nikolai- und Marien-Kirchhof, vormals der älteste Schützenplatz, an der alten Schützenstrasse, bebaut und von der Keibelstrasse durchschnitten.



17. Parochial-Kirchhof, zwischen Georgenkirch-, Gollnow-, Landwehr- und Lietzmann-Strasse, bebaut.
18. Domkirchhof, zwischen Kaiser- und Elisabeth-Strasse, zum Teil bebaut oder in Gärten verwandelt.
19. Sophien-Kirchhof, zwischen Berg- und Garten-Strasse, jetzt Volksbade-Anstalt und Park.
20. Armen-Kirchhof, zwischen Pufendorf- und Lietzman-Strasse an der Friedenstrasse, bebaut.
21. Kirchhof für die Frankfurter Vorstadt, Gegend der Markuskirche, zum Teil bebaut.
22. Begräbnisstätte des Hochgerichts, jetzt Gartenplatz.

Grün sind die nach 1550 angelegten Kirchhöfe markiert, die zwar schon seit längerer Zeit ausser Gebrauch gesetzt, aber doch noch eingefriedigt sind und als Friedhöfe unterhalten werden:

1. Parochial-Kirchhof, neben und hinter der Parochial-Kirche.
2. Domkirchhof, an der Elisabethstrasse, der nördliche Teil, (vgl. No. 18 vorige).
3. Luisenstädtische Kirchhof an der Sebastianstrasse.
4. Hospital-Kirchhof an der Oranien- und Kürassier-Strasse.
5. Dorotheenstädtische Kirchhof bei der gleichnamigen Kirche.
6. Dreifaltigkeits-Kirchhof, der nordöstliche Teil desselben am Potsdamer Platz und Bahnhof.
7. Sophien-Kirchhof an der Sophien-Kirche.
8. Begräbnisplatz der Märzgefallenen im Friedrichshain.
9. Jüdischer Begräbnisplatz, an der grossen Hamburger Strasse.

Die gegenwärtig ganz oder mit Beschränkung auf Erbbegräbnisse in Gebrauch befindlichen Begräbnisstätten sind gelb angedeutet.

Von den beiden letzten Gruppen lege ich eine Reihe photographischer Aufnahmen zur Ansicht vor, die zum Teil die Erinnerung an berühmte und verdiente Berliner Persönlichkeiten wachrufen:

1. Kloster-Kirchhof, 3 Grabsteine an der Kirche.
2. Nikolai-Kirchhof am Prenzlauer Thor:  
Grabstätten der Pröbste, ferner von Bernhard Rode, Wadzek, Hinckeldey, v. Forekenbeck.
3. Georgen-Kirchhof am Königsthor:  
Grabstätte des Superintendent Kreibig.
4. Jerusalems-Kirchhof vor dem Halleschen Thor:  
Grabstätten von Moehsen, Cothenius, Pallas, v. Graefe, Helmerding.
5. Kirchhof der Brüdergemeinde vor dem Halleschen Thor.
6. Dreifaltigkeits-Kirchhof beim Potsdamer Thor:  
Rest des früher viel grösseren Kirchhofs in 9 verschiedenen Aufnahmen, darunter das Grab Carstens.



7. Dreifaltigkeits-Kirchhof an der Bergmannstrasse:  
Grabdenkmal Schleiermachers.
8. Dorotheenstädtischer Kirchhof am Oranienburger Thor:  
Grabdenkmäler für Schadow, Schinkel, Stüler, Rauch, Hitzig,  
Strack, A. Borsig.
9. Domkirchhof an der Liesenstrasse:  
Gräber von Kögel und Stolze.
10. Französischer Kirchhof an der Liesenstrasse:  
Gräber von Fontane und Arends.
11. Jakobi-Kirchhof an der Oranienstrasse:  
Grab Büchmanns, des Exerziermeisters Kaiser Wilhelms I.
12. Offizier-Kirchhof an der Linienstrasse:  
Grab von Frommel.
13. Louisen-Kirchhof in Charlottenburg:  
Grab von Helmholtz.
14. Jüdischer Friedhof an der grossen Hamburger Strasse:  
Grab Moses Mendelsons, 3 Blätter.
15. Jüdischer Friedhof an der Schönhauser Allee:  
Photographie von 1862, zugleich mit Umgebung.
16. Friedhof der Märzgefallenen im Friedrichshain:  
Eine Grundrissaufnahme von 1848 mit vollständiger Einzeichnung  
der Gräber und Benennung der Bestatteten. 6 Photographische  
Aufnahmen.
17. Städtischer Friedhof bei Friedrichsfelde:  
Eine Gesamt-Aufnahme und 14 Einzelbilder.

XXIV. Am Schluss der Sitzung machte Stadtbauinspektor Pinkenburg einige Mitteilungen über das vom Magistrat zu Berlin herausgegebene Prachtwerk „Die Strassenbrücken-Berlins“, welches der Brandenburgia zur Feier ihres zehnjährigen Bestehens geschenkt worden ist.

Das Buch in Folio ist bei Julius Springer-Berlin erschienen, enthält 25 Bogen Text, dem 203 grössere und kleinere Autotypier eingedruckt sind, und ausserdem etwa 52 Tafeln Heliogravüren mit Brückenansichten und 41 lithographische Tafeln, welche letztere in einem besonderen Bande vereinigt sind.

Die Strassenbrücken Berlins waren bis 1876 Eigentum des Fiskus. In diesem Jahre wurden sie gleich den fiskalischen Strassen von der Stadt übernommen gegen Zahlung einer jährlichen Rente von rund 556 000 Mk., die nach einigen Jahren vom Fiskus durch Zahlung von rund 11 Millionen Mk. abgelöst wurde. Im Ganzen gingen 75 Brücken in städtisches Eigentum über, deren Aussehen mehr oder weniger traurig war, da sie fast durchweg aus Holzkonstruktionen bestanden. Wegen ihrer niedrigen Lage besaßen die Brücken zum grossen Teil in der Mitte Klappen, welche bei höheren Wasserständen zum Durchlassen der



Schiffe geöffnet werden mussten; hieraus ergaben sich für den Strassenverkehr mancherlei Übelstände. Die Stadt war genötigt, die alten der Reichshauptstadt unwürdigen, hölzernen Brücken umzubauen. Sie fasste den Entschluss, in Zukunft nur noch massive Brücken zu bauen und deren Scheitel so hoch zu legen, dass die Schiffe selbst bei den höchsten Wasserständen durchfahren konnten. Man ging mit dem Umbau rüstig vorwärts und hatte bereits 1884 eine ganze Reihe von Brücken-Um- und Neubauten hergestellt. Um diese Zeit trat ein Stillstand in dieser fruchtbringenden Bauthätigkeit ein. Der Grund hierfür lag in dem Bekanntwerden des von der Königl. Staatsregierung geplanten Projektes der Regulierung der Unterspree, dessen Durchführung für die Brückenbauten insofern von grosser Wichtigkeit war, als dadurch die Hochwasserstände in der Unterspree um rund 1 m, und die in der Oberspree um 1,65 m gesenkt wurden. Nach jahrelangen Verhandlungen schlossen die Königl. Staatsregierung und die Stadtgemeinde einen Vertrag, auf Grund dessen sie beschlossen, das Regulierungsprojekt gemeinsam durchzuführen. Nach Abschluss des Vertrages wurde der Brückenbau mit verstärkten Kräften wieder aufgenommen, so dass zu Ende des 19. Jahrhunderts fast sämtliche alten Brücken beseitigt waren. Von der Grösse der geleisteten Aufgabe erhält man einen Begriff, wenn man berücksichtigt, dass in einem Zeitraum von etwa 25 Jahren die Stadt Berlin für Brücken-Um- und Neubauten rund 21 Millionen Mark ausgegeben hat. Der Wunsch erschien gerechtfertigt, die Ergebnisse einer so umfassenden Thätigkeit, die dabei gesammelten Erfahrungen u. s. w. grösseren Kreisen zugänglich zu machen. So entstand der Plan zu dem Brückenwerke.

Das Buch gliedert sich in 5 Kapitel, von denen sich das erste mit der geschichtlichen Entwicklung des Berliner Brückenbaues bis zum Jahre 1876 befasst. Im zweiten wird die Entwicklung des städtischen Brückenbaues von 1876—1884 geschildert. Hieran schliesst sich im dritten Kapitel die Besprechung der in den Jahren 1889—1893 vom Staate und der Stadt gemeinsam durchgeführten Regulierung der Unterspree und ihres Einflusses auf die Brückenbauten der Stadt. Das 4. Kapitel enthält eine Beschreibung der neueren Brücken in Einzeldarstellungen und endlich im 5. Kapitel folgen Mitteilungen über Materialpreise und dergleichen.

Was insbesondere das erste Kapitel anlangt, so dürften hierüber vielleicht noch einige Mitteilungen willkommen sein. Den ältesten Übergang zwischen den beiden Städten Berlin und Cölln bildete der Mühlendamm, der bereits zum ersten Male am Ende des 13. Jahrhunderts urkundlich erwähnt wird. Eine zweite wichtige Brücke war die Lange Brücke im Zuge der heutigen Königstrasse, auf der nach Vereinigung der beiden Städte das gemeinsame Rathaus erbaut worden sein soll.



Ausserdem gab es natürlich mehrere Brücken, welche von den Stadthoren über die Wallgräben führten. Durch die Neubefestigung Berlins unter dem Grossen Kurfürsten kamen zu den vorhandenen Brücken noch mehrere andere über die Flussläufe und Wallgräben hinzu. Aber erst unter König Friedrich I. erhielt Berlin mit der Kurfürstenbrücke seinen ersten monumentalen Brückenbau. Aus Anlass der Schleifung der vom Grossen Kurfürsten hergestellten Festungswerke unter Friedrich Wilhelm I. wurden neue Brücken über die nunmehr freigelegten Festungsgräben zur Verbindung der Innenstadt mit den Aussenbezirken notwendig. Einen besonderen Aufschwung nahm der Brückenbau unter der Regierung Friedrich des Grossen. Unter ihm entstanden eine Anzahl bedeutender Brücken, die nicht nur dem einfachen Bedürfnisse, sondern auch zur Verschönerung der Stadt dienten und von namhaften Architekten erbaut worden sind. Hierhin gehören unter anderen die Königs-, die Spittel-, Mohren- und Herkulesbrücke. Mit dem Bau der Schlossbrücke im Jahre 1824 durch Schinkel schliesst diese ausserordentlich fruchtbare Bauperiode.

Die nun folgende Zeit litt bekanntlich sehr unter den Nachwirkungen der Franzosenherrschaft und der Befreiungskriege, so dass die Mittel für den Bau neuer Brücken nur spärlich vorhanden waren. Da indessen die Anlage verschiedener Schiffahrtskanäle — Landwehr-, Luisenstädtischer, Spandauer Kanal — sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als notwendig erwies, wurden dadurch naturgemäss eine ganze Reihe von neuen Brücken zur Verbindung der durchschnittenen Strassenzüge erforderlich, die aber alle nur als einfache Holzbauten ausgeführt wurden. Erst unter der Regierung Kaiser Wilhelm I. und mit dem Aufschwung den Preussen-Deutschland und mit ihm Berlin nahm und unter den wachsenden Verkehrsverhältnissen kamen auch für den Brückenbau wieder bessere Zeiten. So entstand 1859—64 die Alsen-, 1871—73 die Moltke- und 1874—76 die Bellealliancebrücke. Mit diesem schönen Bauwerke schliesst die Thätigkeit des Staates auf dem Gebiete des Baus von Strassenbrücken in Berlin ab. Was seitdem geschaffen ist, fällt unter die Bauthätigkeit der Stadtgemeinde Berlin.

XXV. Nach der Sitzung freie Vereinigung in Sterzers Restaurant Potsdamerstrasse 13.



## Kleine Mitteilungen.

---

**1. Was bedeutet der Name Arminius oder Armenius?** Kein anderer germanischer Volkskönig ist uns so volkstümlich, so ans Herz gewachsen, wie der Held, welcher den Varus und seine Legionen besiegte. Haben wir uns Brandenburgia VII 229 mit der Schreibweise seines Namens, ob Arminius oder nicht vielmehr Armenius, beschäftigt, so sei uns jetzt vergönnt, einen neuen Erklärungsversuch der Bedeutung des Namens aus berufener Feder vorzuführen. Theodor von Grienberger (Wien) sagt in einer Besprechung eines Vortrags des Privatdozenten Dr. Wilhelm Uhl „über das Porträt des Arminius“ (gehalten in der Kgl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. am 24. Februar 1898) in der Zeitschrift für Deutsches Altertum pp. 23. Bd. Berlin 1899 S. 324.

„Ist der name Arminius germanisch, und ich gesteh, dass mich die entschiedene stellungnahme Hübners im Hermes 10 zu dieser auffassung ermutigt, so kann er aber doch kein vollname sein, vermuthlich auch keine kurzform, sondern am ehesten ein selbständig geschöpfter beiname, also einer jener namen, die dem vollnamen bei den alten historikern mit der ständigen phrase qui et dictus oder bei den nordischen stämmen mit hinn verbunden, bei den deutschen aber mit der — man denke an unsre fürstenbeinamen der Grosse, der Siegreiche, der Gute — angehängt werden. dann aber werden wir ihm von \*ermōna-, irmin- überhaupt trennen und ein adjectivisches, beziehungsweise medio-participiales \*armōna- zur grundlage nehmen, das allem anscheine nach in den westfränk. p. n. Armingardis und Armenfred erhalten ist und ein namenelement für sich darstellt. ich möchte dieses element mit an. rammr 'stark' zusammenbringen (mm < mn und ra gegen ar wie ragr: arg) und \*armōnaz, wozu mir auch asl. ramēnū besser zu passen scheint als zu dem mit diesem stets verglichenen irmin, beziehungsweise mit io-erweiterung \*armōniaz, got. \*armineis als adjectivum fortis erklären. der beiname bezöge sich demnach auf den notorischen ruf seines trögers, und in der tat, wenn Tacitus berichtet, dass noch zu seiner zeit der germ. fürst im volksmunde mit liedern gepriesen werde, so ist es schwer zu glauben, dass die bezeichnung, unter der er in diesen liedern auftrat, eine nicht germanische, oder eine andre als die durch die latinisierung Arminius reflectierte gewesen sei.“ —

Ob dies der letzte Versuch der Deutung des Wortes Arminius — Armenius sein wird? Wir bezweifeln es, da der Gegenstand zu berühmt und infolge dessen zu verlockend ist.

E. Fr.

**2. R. Much: Waren die Germanen Wanderhirten?** (Z. für Deutsches Alterthum. 36. Bd. Berlin 1892, S. 125).

„Wenn wir sehen, wie in der zeit, da das licht der geschichte über Deutschland heraufzudämmern beginnt, die Kelten vor den Germanen in der



richtung nach süden und westen hin in beständigem rückzuge begriffen sind, so liegt es nahe, eine ähnliche bewegung schon für eine fernere vorzeit vorzusetzen. gleichwol scheinen schon vor der grossen Keltenwanderung zu beginn des vierten vorchristl. jahrhunderts die Deutschen bis an den Harz und auch schon über die nordwestdeutsche tiefebene ausgebreitet gewesen zu sein: s. Beitr. 17, 60 ff. immerhin aber dürfte das verbreitungsgebiet der Kelten einmal noch weiter gegen osten gereicht haben; wie weit, ist indes mit philologischen Hilfsmitteln nicht zu entscheiden, da uns so gut wie die gesamten alten fluss-, berg- und ortsnamen des mittleren und östlichen Deutschland in folge des zeitweiligen vordringens der Slaven verloren gegangen sind. wir sind dadurch auch der mittel beraubt, uns ein urteil darüber zu bilden, wie weit vielleicht auf der andern seite eine ausbreitung der Germanen in Deutschland erst auf kosten der östlichen nachbarstämme erfolgt ist.“

E. Fr.

**3. Vom Böten.** (Vgl. Brandenburgia: VI. 374 flg. VIII. 224 flg.) Th. H. Pantenius 1843 in Curland geboren sagt von der „Hofmutter“ d. i. Viehpflegerin zu Sallgallen in C. folgendes über das Besprechen und das Kurieren mit ekelhaften Dingen.

„Die Alte war nicht nur eine der Sachlage entsprechende Mustergattin und eine vorzügliche Viehpflegerin, sondern galt auch in weitem Umkreise für einen vortrefflichen Arzt. Sie „besprach“ Warzen und „die Rose“ und erreichte in der That auf diesem Gebiet Erfolge, die ebenso thatsächlich wie unbegreiflich waren. Ihre Kuren waren überhaupt absonderlicher Art. Während ich in Sallgallen lebte, wurde die Gegend von einer sehr bösartigen Fieberepidemie heimgesucht. Man nannte die Krankheit, die intermittierend auftrat, das „kalte Fieber“ und sie endete nicht selten mit dem Tode. Die alte Bluke kurierte das Fieber so: wurde ein Patient zu ihr gebracht, so entnahm sie in seiner Gegenwart aus kleinen Schächtelchen allerlei Ungeziefer: Läuse, Flöhe, Schwaben — die wir „Preussen“ nannten, pp., zerhackte sie, bestreute die Masse mit etwas Mehl und formte sie zu Pillen, die der Kranke einnehmen musste. Das Mittel versagte fast nie seine Wirkung. Ärzte, denen ich das später gelegentlich erzählte, führten sie auf das starke Ekelgefühl zurück. Ob mit Recht, kann ich nicht beurteilen.“ („Aus meinen Kinderjahren.“ Velhagen u. Klasings Monatsheft XII. Mai 1898 S. 272.)

E. Fr.

**4. Altmärkischer Aberglaube.** In manchen Gegenden der Altmark ist es ein alter Brauch, ein gekauftes Rind das erstmal, wenn es in den Stall geführt wird, rücklings ins Haus zu ziehen, damit es nicht behext werden kann. Eben dort muss man, wenn man in einem fremden Dorfe ein Pferd kauft, aus der ersten Hufspur des Pferdes auf der heimischen Feldmark etwas Erde nehmen und diese rückwärts über die Grenze werfen; dann kann das Pferd nicht behext werden. — Wehe dem, welcher es wagt, auf Federbetten zu schlafen, in denen sich auch nur eine Raubvogelfeder befindet. Sicherlich wird ihm bald ein Unglück widerfahren. Haben doch



die Hühner eine Feder am Leibe, die sogenannte „Unruhfeder“, auf welcher niemand schlafen oder sterben kann, weshalb man auch dem Sterbenden bei einem zu lange dauernden Todeskampfe das Kopfkissen wechselt. E. Fr.

**Das kleinste Berliner Vorderhaus** liegt auf dem Grundstück Alte Jakobstrasse 20, gegenüber der Feilner Strasse. Das winzige Gebäude enthält nur das Erdgeschoss und ist so niedrig, dass ein grösserer Mann mit der Hand das Dach erreichen kann, während die Länge der Strassenfront kaum drei Meter beträgt. In dem Hause, das nach der Strasse zu nur ein Fenster und eine Thür aufweist, befindet sich eine Schankwirtschaft, deren Räumlichkeiten aus einer Gaststube mit dahinterliegender Küche bestehen. Auf demselben Grundstück erhebt sich nach der Ritterstrasse zu auch der berühmte „Eisbock“ der Alten Jakobstrasse, eine niedrige, überaus hässliche Giebelmauer, welche neben dem ungefähr 5 Meter hinter der alten Baufluchtlinie zurückliegenden neuen Nachbarhause No. 18/19 weit vorspringt und dem Verkehr an dieser Stelle äusserst hinderlich ist. An diesem Eisbock entlang führt ein Weg zu dem weiten Hinterlande des kleinsten Hauses, auf dem sich mehrere Wohn- und Fabrikgebäude befinden. Früher befand sich das kleinste Haus Berlins in der Grossen Präsidentenstrasse und bestand ebenfalls nur aus einem Ladenraume. Auf dem Grundstück dieses Häuschens und des Nebengebäudes ist aber vor kurzen ein grosser Neubau errichtet worden.

B. T. Bl. 5. 8. 1898.

**Neueste Volkssage aus Berlin — N. (Wedding.)** Als ich neulich in der ersten Klasse der 225. Schule bei der Behandlung der Apostelgeschichte ein Lebensbild des Apostels Petrus entwickelte und auf den Petrus in der Volkssage zu sprechen kam, erhob sich ein Junge und entgegnete: Petrus hat garnicht mehr den Schlüssel der Himmelhür; er bewacht auch nicht mehr die Thür; er ist verreist. Ich erwiderte, das könne ich nicht glauben, da wäre es ja leicht, jetzt in den Himmel zu kommen; jeder, wer nur wollte, könnte dann hinein.

Der Junge sagte darauf: „Nein, die Leute sagen, jetzt steht Bismarck hinter der Thür!“ Er hatte das so von seiner Schwester gehört, die „in die Fabrik geht“; „da sagen's alle Mechens“.

Berlin, 12. 2. 1900.

O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. Berlin, Bernburgerstrasse 14.



#### 4. (2. ausserordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Wanderfahrt nach Friesack

am Sonntag, den 25. Mai 1902.

Trotz des trüben Himmels hatte sich doch eine grosse Anzahl von Mitgliedern und Gästen der Brandenburgia zur festgesetzten Zeit in der Vorhalle des Lehrter Bahnhofes versammelt; sie hatten recht gethan, denn der Himmel klärte sich allmählich auf, und als der Zug durch das weite Wiesenland hinter Spandau dahinfuhr, leuchtete die Sonne auf die grüne Ebene und erhöhte den Glanz der weissen und gelben Blumensterne, welche die Wiese schmückten.

Auf dem Bahnhof Friesack wurde die Gesellschaft freundlichst begrüsst durch den Herrn Bürgermeister Tiemann, den Herrn Redakteur Godsche und zahlreiche Friesacker Damen und Herren. Man begab sich sofort zu den Wagen, welche in langer Reihe jenseits der Geleise auf der Chaussee bereit standen. Bald waren die Plätze eingenommen und im flotten Trabe ging es die Chaussee entlang. Freilich wird es wohl manchem ungewohnt auf seinem Sitz auf dem Leiterwagen vorgekommen sein, aber das setzte die frohe Stimmung nicht herab; im Gegenteil trugen die Stösse und Schwankungen des Wagens nicht wenig zur Erheiterung bei. Es ging zunächst die gradlinige Chaussee entlang bis über die Rhinbrücke hinweg. Dahinter beim Vorwerk-Damm wurde scharf rechts ab in die Wiesen eingebogen. Es wurde die Temnitz überschritten und darauf zum zweiten Mal der Rhinkanal. Hinter dem Vorwerk Friesacker Zotzen ging es weiter in das Wiesen-  
gelände hinein. Bald darauf aber nahm uns der Wald auf. In den weichen Waldwegen konnte nur Schritt gefahren werden. Dies war aber gerade erwünscht, denn so konnte man so recht den schönen Buchenwald mit seinem zarten grünen Laub, wie er im hellen Dämmer-  
schein der Frühlingssonne sich aufbaute, geniessen.



Mitten in dem Wald erwarteten uns die hergerichteten Frühstückstische, und jeder liess sich die Butterbrote und den frischen Trunk köstlich schmecken. Nur zu schnell musste aufgebrochen werden. Zu Fuss ging es zum Ringwall und zur Schwedenschanze. Der Weg führte durch junge Anpflanzungen, durch weite Wiesenflächen und an Ackerstücken mit junger Saat vorüber. Der Ringwall erhebt sich in einem umfangreichen Wiesenstück als ein niedriger Hügel. Sobald man seine Böschung erstiegen hat, erkennt man, dass die Benennung richtig ist, denn das Innere bildet eine flache Mulde mit unebenem Boden. Der Durchmesser des unregelmässigen Innenraumes beträgt ungefähr 50 m. Nachdem die Gesellschaft nach Scherben gesucht und auch einige gefunden hatte, nahm Herr Geheimrat Friedel das Wort und erläuterte die Bedeutung solcher Anlagen. Er fährt u. a. aus, dass dieser Ringwall schon eine germanische Anlage gewesen sei, welche später aber auch von den Wenden benutzt worden sei. Über die ehemalige Aufgabe solcher Anlagen, die sich häufig im Havellande finden, seien die Meinungen noch geteilt, ob es feste Siedelungen gewesen seien oder nur Zufluchtsstätten in kriegerischen Zeitläufen. Letzteres ist wohl das Wahrscheinlichere, da sie meist einen sehr beschränkten Umfang haben. Die Schwedenschanzen liegen noch ein Stück dahinter. Es sind das mehrere parallele Wälle mit bastionartiger Anordnung, sie liegen am Südrande des Waldes und kehren ihre Front gegen Friesack. Sie sollen beim Rückzug der Schweden vor der Schlacht von Fehrbellin gedient haben.

Nach der Frühstücksstelle zurückgekehrt wurden die Wagen wieder bestiegen und die Rückfahrt nach Friesack angetreten. Das Ende der Fahrt führte uns durch das ganze Städtchen, vorüber an der Stelle, wo die alte Quitzowburg gestanden, die durch Kurfürst Friedrich I. zerstört worden war, und wo heut ein hohes Haus aus Fachwerk steht, das einem Herrn von Bredow gehört und vermietet ist, vorüber an der schlichten Kirche und dem Denkmal für Wilhelm den Grossen. Endlich hielten die Wagen am Ausgange der Stadt, nachdem sie noch eine lange Doppelreihe von Scheunen passiert hatten. Hier ist am Fusse eines hohen Steilhanges, der als Sandgrube benutzt wird, eine schmucke Anlage aus jungen Birken angelegt, und in ihr steht ein Denkmal für den Prinzen Friedrich Karl. Die Inschrift lehrt, dass der Rote Prinz kurz vor seinem Tode hier zum letzten Mal die Ziethen-Husaren inspiziert habe.

Durch hübsche Anlagen leitet ein Steig erst auf die Höhe hinauf und dann am Rande derselben entlang zum Denkmal Friedrichs I. Auf hohem Granitsockel erhebt sich die Figur des Kurfürsten in Erzpanzer und Eisenkappe mit langem wallenden Mantel, die Hand gestützt auf das mächtige Schwert. Von dieser Höhe hat man einen schönen Blick



sowohl in die Tiefe auf die Häuser und Strassen des Städtchens und auf das dahinter liegende weite Wiesenland als auch über die Hochfläche weg mit ihren Ackerstreifen und Waldparzellen. Hier am Fusse des Denkmals hielt Herr Professor Dr. Bardey seinen Vortrag, den wir weiter unten als besonderen Aufsatz bringen werden.

Nach dem Vortrage begab sich die Gesellschaft den Berg hinab zum Märkischen Hof, um die Altertumsausstellung zu besichtigen, welche hier von mehreren Familien Friesacks aufgestellt war. Es war ein Saal und zwei grosse Zimmer zu einem stattlichen Museum eingerichtet worden. An der Ausstellung hatten sich beteiligt die Familien Stein, Janicke, Cochius, Hintze, Godsche, Plaue, Techow, Otto, Niedermeier, Ritter und Danneberg. Auch die Friesacker Schule hatte ihre Schausammlung hergeliehen, bestehend in einer schönen Eiersammlung, einer Schmetterlings- und Käfersammlung, mehreren ausgestopften Vögeln, Kästen mit Mineralien und Versteinerungen. Unter den ausgestellten Objekten waren besonders die Reihen von Urnen und Steinwerkzeugen beachtenswert. Ein Steinhammer war deshalb merkwürdig, weil er an der durchbohrten Stelle zersprungen war, und nun hatte sein Besitzer angefangen ein neues Loch zu bohren und zwar hatte er dies mit einem hohlen Bohrer versucht, so dass man eine ringförmige Vertiefung sehen konnte, die einen stehengebliebenen Kern umgab. In die Vorzeit gehörte ferner eine Sammlung von Werkzeugen zum Fischen aus Knochen und Horn u. a. eine Reihe sehr schöner Harpunen. Daran schlossen sich Eisengeräte aus dem Mittelalter, wie Sporen, Lanzenspitzen u. s. w. Eine ziemlich umfangreiche Münzsammlung enthielt prächtige Stücke aus römischer Zeit und dem Mittelalter. Eine ganze Wand war dicht bedeckt mit Jagdtrophäen aus den afrikanischen Tropen und mit Waffen, Kleidungsstücken und Schmuck der Einheimischen. Auf Tischen waren Muscheln und Stücken von Korallenbauten aus tropischen Meeren aufgestellt. Glaskästen enthielten alte Schmucksachen, wie Halsketten, Armbänder, Ringe, Broche, Fächer, Spangen u. a. Ausserdem waren noch eine grosse Menge altertümlicher Hausgeräte und Nippsachen ausgestellt aus Holz, Zinn, Steingut und Porzellan, wie Schalen, Gläser, Dosen, Uhren, Lampen, Laternen, Pfeifen, Kohlenbecken, Spinnräder, Hüte, Pantoffel u. s. w. In dem einen Zimmer hatten die Gebrüder Stein mehrere sehr schöne Möbeln altertümlicher Gestalt mit eingelegter Arbeit ausgestellt, während auf Tischen alte Bücher und Schriftstücke ausgebreitet lagen, die z. T. den hiesigen Innungen gehören. Im zweiten Zimmer waren von der Familie Hintze schön geschnitzte dunkle Möbeln aufgestellt, welche aus dem Schloss zu Dessau stammen und vom alten Dessauer herrühren sollen. Kurz die Ausstellung zeigte, welche Fülle von schönen Sachen in den Familien hier aufbewahrt werden.

Mittlerweile war die Tischzeit herangekommen. Die Tafeln waren



im grossen Saale des Hotels Burg Friesack gedeckt worden. Bei Tisch brachte Herr Bürgermeister Tiemann das Hoch auf Se. Majestät den Kaiser aus und Herr Geheimrat Friedel dankte für den freundlichen Empfang und forderte die Brandenburgia auf ein Hoch auf die Stadt Friesack auszubringen. Ein Teil der Teilnehmer kehrte schon mit dem ersten Zug nach Berlin zurück.

Der Ausflug nach Friesack reiht sich würdig den vorhergegangenen an und wird allen Teilnehmern in dankbarer Erinnerung bleiben.

Vortrag des Professors Dr. Bardey über

**die Geschichte von Stadt und Ländchen Friesack**

mit einem Ausblick auf die Zeit der Quitzows,

gehalten am Fusse des Hohenzollerndenkmals beim Besuch der Brandenburgia in Friesack am 25. Mai 1902.

Sehr geehrte Anwesende! Wenn wir vor dreitausend Jahren die Fahrt durch das Luch und den Zotzen, die wir soeben beendet haben, hätten machen wollen, so wäre das nicht möglich gewesen; denn damals stand die weite, jetzt grüne, wald- und wiesenreiche Ebene dauernd unter Wasser. Das hügelreiche Ländchen Friesack, das wir in dieser Minute bergansteigend betreten haben, erhob sich einstmals als eine wirkliche Insel über die weiten Wasserflächen, die in urgrauer Vorzeit alle umliegenden Niederungen ständig bedeckten. Die beiden langgestreckten, mannigfach verzweigten Thalniederungen des Rhin- und des havelländischen Luches, in denen sich jetzt zahlreiche Ortschaften, fruchtbare Äcker und grasreiche Wiesen befinden, haben einstmals dauernd unter Wasser gestanden und haben Flussbetten gebildet. Die Geologen beweisen zum Erstaunen des Laien, dass die Oder ihre Wellen durch das havelländische, die Weichsel die ihrigen durch das Rhinluch sandte, und dass beide Ströme gerade ringsum das Ländchen Friesack ihre brüderliche Vereinigung mit dem Elbstrom als dem Dritten im Bunde feierten. Man spricht von einem norddeutschen Urstrom, der, bevor die genannten Ströme sich ihre jetzigen Mündungen bahnten, südlich des baltischen Landrückens von der Weichsel durch die Brahe, Netze und Warthe in die Oder und von dieser durch das Thal des Finowkanals zur Havel und dann durchs Rhinluch ging, bis er nördlich von Friesack einen zweiten etwas südlicher fliessenden Strom aufnahm, welcher, die Oder fortsetzend, durch das Thal des Müllroser Kanals, die Spree und das havelländische Luch floss. Im Verein mit den Elbwassern, welche von Burg, Genthin und Rathenow herkamen, zog der grosse Strom dann weiter nach Westen, um sich entweder durch die jetzige Elbmündung, oder, wie andere meinen, gar erst durch die Wesermündung ins Meer zu ergiessen.



Wie dem aber auch sein mag, zu der Zeit, als der erste Mensch seinen Fuss in unsere Gegend setzte, hatten sich die heute als Weichsel, Oder und Elbe benannten Ströme längst ihr jetziges Bett erobert, auch die Havel und Spree sich selbständig gemacht, und unsere Niederungen waren nur noch von stehenden Gewässern bedeckt, aus denen der Glien, die Ländchen Bellin, Friesack, Rhinow und die anderen höher gelegenen Teile des Havellandes als grössere und kleinere Inseln hervorragten. Aus den Seen wurden allmählich Moore, und in trockenen Sommern wohl gar schon sumpfige Wiesen, und Brüche und Lücher. Bereits vor und zu der Wendenzeit legten die Menschen Ringwälle im Rhin- und havelländischen Luch an, wohin sie sich vor Feinden flüchteten, wie denn die Ringwälle im Zotzen, sowie andere bei Nauen, beim Brieselang, bei Dyrotz und Seegefild, und noch mehrere beweisen. Zur Zeit des Grossen Kurfürsten konnten schon Schleichpatrouillen unter Führung eingeborner Jäger hindurchkommen, und der Nauener Damm war längst wegsam. Auch bei Friesack wird es schon Wege und Stege durch das Luch gegeben haben, wie denn der grosse urwaldartige Zotzen frühzeitig ausgebeutet wurde. Aber dennoch war und blieb das Luch im ganzen eine grosse sumpfige Wildnis, bis die Landesherren ihr besonderes Augenmerk auf diese Gegend richteten. Der König Friedrich Wilhelm I. war es, der zuerst das acht Quadratmeilen grosse havelländische Luch entwässerte und urbar machte, wo zahlreiche neue Ortschaften entstanden. Seine Nachfolger verwandelten durch Anlegung des Ruppiner und des Rhinkanals entsprechend das gleichgrosse Rhin- und Friesacker Luch in fruchtbare Wiesenebenen.

Die höhergelegenen Länderstriche des Havellandes und auch das bergige Ländchen Friesack wurden schon in frühester Zeit von Menschen besiedelt. Gefundene Steinwaffen setzen uns in stand, die Spuren menschlicher Kultur wohl bis ein Jahrtausend vor Christi Geburt zurückzuverfolgen. Nach den Urmenschen der Steinzeit zogen, wie namentlich Bronzefunde beweisen, jagd- und kriegliebende Germanen ins Ländchen, nach diesen im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Ackerbau treibende Wenden, die mit ihren Pflughaken die Schollen zu Ackerland furchten. Auf diese folgten um die Mitte des 12. Jahrhunderts unter den Fahnen Albrechts des Bären, denen die Priester das Kreuz nachtrugen, wieder Deutsche, die wir als unsere Ahnen betrachten. Nicht viel später sehen wir denn auch die Stadt Friesack und die übrigen Ortschaften des Ländchens entstehen und können ihre Entwicklung dann durch den Lauf der Zeiten hindurch wenigstens in grossen Zügen erkennen.

Albrecht der Bär war es, welcher, ohne freilich die slavische Bevölkerung völlig auszurotten, das Havelland germanisierte und also auch die Gegend von Friesack endgültig deutsch und christlich machte. Er



ist auch wahrscheinlich der Neubegründer und Namengeber des Ortes gewesen. Die älteste Erwähnung des letzteren findet sich indes noch nicht in so früher Zeit, sondern erst in einer Urkunde vom Jahre 1217, in welcher der Bischof Siegfried von Brandenburg dem Domkapitel zu Brandenburg dessen Gerechtsame und Besitzungen bestätigt. In dieser zu Ziesar ausgestellten und in lateinischer Sprache abgefassten Urkunde wird der Ort Vrisac in einer Reihe mit Genthin, Milow, Plaue, Rathenow, Kremmen u. a. aufgezählt und ohne jeglichen Zusatz als zur Diöcese Brandenburg gehörig bezeichnet. Wir haben uns alle diese Orte noch nicht als Städte, wohl aber schon als Hauptorte ihrer Gegenden, etwa als Flecken, die schon Kirchen hatten, vorzustellen. Die ursprüngliche Schreibweise des Namens ist also, soweit sie sich geschichtlich erweisen lässt, Vrisac, und dies ist das Wichtigste, was wir aus der alten Urkunde erfahren.

Die jetzige Schreibweise Friesack entspricht in modernisierter Form jener ursprünglichen.

Was die Deutung des Namens betrifft, so dürfte die Ableitung von Friesen, die zur Zeit Karls des Grossen in die Havelgegenden gekommen sein sollen, keinen Boden haben. Ebensowenig kann ich mich mit der Ableitung von denjenigen Friesen befreunden, die unter Albrecht dem Bären ins Land gekommen sein sollen, da dieselbe eine ursprünglich lateinische Benennung des Ortes als Frisia aqua (Friesenwasser) voraussetzt, zu welcher bei deutsch oder niederländisch redenden Kolonisten gar kein einleuchtender Grund vorlag, auch würde dann der Name Frisiak und nicht Frisak lauten. Ich bin vielmehr der Ansicht, dass der Name Vrisac, wie er in der ältesten Urkunde in die Erscheinung tritt, rein deutschen Ursprungs ist, und sich zusammensetzt aus den niederdeutschen Worten vri oder fri — frei in dem Sinne von offen und sac — Sack, eine Deutung, die schon der märkische Geschichtsschreiber Bekmann (um 1713) kannte. Er berichtet, man hätte Friesack mit einem Sack verglichen, der an einer Seite offen (oder frei), am andern Ende geschlossen wäre, so dass man „durch verschiedene Zugänge wohl hinein, auf der andern Seite aber nicht wieder herauskommen könnte.“ Er schliesst sich aber selbst der Erklärung dieses Namens nicht an, sondern erklärt dieselbe „für etwas zu weit hergeholt“. Als ob diese Deutung nicht die allernächst liegende wäre, und als ob nicht eine Veranlassung zu dieser Benennung durch die Gestalt des Ortes, oder des ganzen Ländchens, oder des sackartig gestreckten Luches sehr wohl denkbar wäre. Die spätere Schreibweise Freysack und Freisack, die sich mehrfach in alten Urkunden findet, zeigt, dass man auch im Mittelalter sich auf diese Weise den Namen des Ortes erklärte.

Die zweite Urkunde, die wir über Friesack besitzen, stammt aus dem Jahre 1256 und nennt zuerst eine edle Familie dieses Namens. In



jener Urkunde macht ein Richard von Friesack nebst seinem Sohn Heinrich dem Domkapitel zu Brandenburg die Vogteigerechtsame über das Dorf Damme im Havellande zum Geschenk. Die Domgeistlichkeit soll dadurch verpflichtet werden, das Gedächtnis seiner Vorfahren und das seinige gleich der Gedächtnisfeier anderer treuer Christen zu begehen. Diesen Richard von Friesack, der auch im Jerichowschen Kreise begütert war, finden wir 1259 zu Strausberg am Hofe des Markgrafen gegenwärtig, und er tritt sodann als ein in naher Familienverbindung mit dem mecklenburgischen Fürstenhause stehender Herr hervor. Das Prädikat nobilis, welches in den Urkunden jener Zeit nur Personen des hohen Adels zu teil wurde, der Familie von Friesack aber häufig beigelegt ist, lässt erkennen, dass der Geburtsstand des letzteren sie dem Stande des gewöhnlichen rittermässigen Adels entschieden überhob. Die Edlen von Friesack hatten sogar das Recht, Münzen zu schlagen, wie eine 1870 aufgefundene Münze beweist, die auf Avers und Revers je ein Wappen, Seebblatt und Lilie, nebst Umschrift, und zwar des Richardus de Friesack und des Johannes de Plowe (?) zeigt. Sie scheint also eine gemeinschaftliche Münze der Herren v. Friesack und v. Plaue gewesen zu sein. Die Münze, welche im Verein für Geschichte der Mark Brandenburg einer Besprechung unterzogen worden ist, soll ins Dresdener Münzkabinett gekommen sein. Der hohe Adelsstand der Familie wird auch durch das Verwandtschaftsverhältnis bestätigt, in welchem Richard von Friesack 1261 zu Sandow mit dem Fürsten Pribislav v. Parchim am Hoflager der Markgrafen von Brandenburg erscheint.

Der Markgraf Waldemar, welcher zu Anfang des 14. Jahrhunderts die Mark Brandenburg beherrschte, besass Friesack als heimgefallenes Lehen unmittelbar. Es wird dies nicht nur in einer Urkunde von 1335 ausdrücklich gesagt, sondern es sind auch Urkunden erhalten, welche zeigen, dass Markgraf Waldemar sich öfters im Schlosse zu Friesack aufhielt. So stellte er namentlich am 14. August 1318 in castro Friesack d. h. auf Burg oder Schloss Friesack, eine Urkunde für das Bistum Havelberg aus. In seiner Begleitung befanden sich daselbst der Bischof von Brandenburg, Ritter v. Redern, v. Blankenburg und mehrere andere, auch ein Matthias v. Bredow.

In dieser Urkunde ist zuerst von einer Burg (castrum) oder einem Schloss Friesack die Rede. Dass die Burg schon zu wendischer Zeit bestanden hat, erscheint wohl als möglich, ist aber nicht zu beweisen. Dass eine solche aber schon zur Zeit der vorhin erwähnten Familie v. Friesack bestanden hat, ist als sehr wahrscheinlich anzunehmen, da eben die Herren v. Friesack als besonders vornehm und darum schlossgesessen anzusehen sind.

Die märkische Ritterschaft war schon in früher Zeit in „beschlossene oder schlossgesessene“ und „unbeschlossene“ Geschlechter



geteilt. Jene bildeten den hohen Adel, sie hatten Burgen, die mit Wällen und Gräben umwehrt oder „bezingelt und bezugbrückt“ waren. Die andern hatten nur Wohnsitze mit leichter Umzäunung, weshalb diese vielfach als Zaunjunker bezeichnet wurden. In dem Lande westlich der Elbe gehörten z. B. die Grafen v. Osterburg und v. Lüchow zum hohen Adel. Im früher wendischen Lande östlich der Elbe werden die Herren v. Friesack, die Grafen v. Lindow als Herren von Ruppin, die Herren v. Putlitz und Zossen als solche bezeichnet, die feste Schlösser zu ihren Wohnsitzen hatten.

Eine Untersuchung hat ergeben, dass der Burgberg ursprünglich aus einem Packwerke von Baumstämmen, welche mit starken eichenen Bohlen benagelt und mit mächtigen Feldsteinen beschwert waren, mitten im Sumpfe dicht beim Rhin bestanden hat. Der Berg war auf der Ost-, Süd- und Westseite ursprünglich von drei Wällen und ebenso vielen breiten Gräben in Halbkreisform umgeben, welche letzteren ihr Wasser sämtlich aus dem Rhin erhielten, und an diesen wieder abgaben, während die Nordseite des Berges durch den Rhin selbst und den damals noch meist bodenlosen Sumpf geschützt wurde. Die Burg diente ursprünglich jedenfalls zur Deckung und Sperrung des Überganges über den Rhinfluss und des sumpfigen Luchpasses. Möglich und wahrscheinlich, dass Albrecht der Bär die Burg Friesack hat anlegen oder neu befestigen lassen, ebenso wie Rathenow, Nauen, Kremmen, zum Schutze der Hauptstadt Brandenburg gegen die nördlich vom Havellande wohnenden, noch nicht unterworfenen Wenden, deren Land erst von seinen Nachfolgern erobert wurde.

Wahrscheinlich hat sich auch die allmähliche Anlage der Stadt nach diesen Schutzwehren gerichtet, und die noch heute bestehenden Bezeichnungen Pagenburg, Ober- und Niederwallstrasse, kleine und grosse Schanzstrasse sind in ihrem Ursprung offenbar von Bestandteilen der alten Burg herzuleiten.

Bis zum Erlöschen des askanischen Herrscherhauses blieb das Land Friesack im unmittelbaren oder Immediat-Verhältnisse zur Landesherrschaft. Unter der Regierung des ersten bayerischen Markgrafen aber hatte Friesack das Unglück, veräussert zu werden, und zwar an die Grafen v. Lindow, welche grosse Geldforderungen an die Markgrafschaft hatten. Markgraf Ludwig der Bayer bemühte sich zwar, das Land von ihnen wieder zu erhalten. Schon 1327 liess er sich von den Grafen die Erklärung ausstellen, dass sie ihm Friesack, Haus, Stadt, Land und Leute wieder ausliefern würden, sobald ihnen eine bestimmte Geldsumme zur Auslösung ausbezahlt sei. Doch diese Geldsumme konnte der Markgraf nicht aufbringen. Friesack blieb daher in den Händen der Grafen v. Lindow.

Diese Urkunde vom Jahre 1327 ist auch noch deswegen bemerkens-



wert, weil in ihr zuerst von Friesack als Stadt die Rede ist. Ich vermute, dass die Erhebung des Ortes zur Stadt schon zu Ende des 13. Jahrhunderts erfolgt ist, und zwar nach dem Ableben jener älteren vornehmen Familie v. Friesack, welcher Zeitpunkt besonders günstig dazu war. Die Stadtwerdung Friesacks dürfte also ungefähr in dieselbe Zeit fallen, wie diejenige von Nauen, Rathenow, Kremmen, nämlich zwischen 1290 und 1300, welche Orte auch bei günstiger Gelegenheit aus adligen Lehns- zu landesherrlichen Städten erhoben wurden.

Erst im Jahre 1333 kam die Besetzung im Wege des Vergleichs, welchen des Markgrafen Vater, der Kaiser Ludwig von Bayern, vermittelte, an die Markgrafschaft zurück, indem den Grafen für die Städte Friesack und Rathenow, welche sie herausgaben, Wusterhausen und Gransee abgetreten wurden.

Die Unabhängigkeit der Stadt Friesack dauerte indes nur allzu kurze Zeit. Schon zwei Jahre nach der Auslösung von den Grafen v. Lindow fand eine neue Veräusserung statt. Im Jahre 1335 wurde nämlich vom Markgrafen Ludwig dem Bayern, der sich in steter Geldverlegenheit befand, die Familie v. Bredow mit dem Hause oder Schlosse, der Stadt und dem Lande Friesack nebst dem Zotzen beliehen. Ueber die Vorgeschichte dieser noch heute blühenden und weitverzweigten edlen Familie sei folgendes bemerkt:

Einer volkstümlichen Sage nach trug der Teufel die Bredows in einem Sack über das Havelland. Unterwegs bekam der Sack ein Loch, ein Bredow fiel hinaus und baute sich Lochow. Dann erweiterte sich der Riss bei Retzow, wo wieder einer niederfiel. Denselben Weg lang fuhr einer bei Selbelang zum Sack hinaus. Etwas weiter landeinwärts bei Landin kam der vierte Bredow auf die Erde, und als endlich der Sack überhaupt frei oder offen wurde, bei Freisack oder Friesack die übrigen Helden. So berichtet Willibald Alexis in den Hosen des Herrn v. Bredow.

Nach mündlicher Überlieferung, die nicht unwahrscheinlich klingt, ist die Familie v. Bredow den Fahnen Albrechts des Bären mit vielen anderen altsächsischen Rittergeschlechtern nach der Mark gefolgt und hat sich dort wie die übrigen angesiedelt. Es ist wohl glaublich, was von Ledebur (Märkische Forschungen Bd. 4) meint, dass der v. Breda bei Höxter in Westfalen kommende Ahnherr den Namen seines Ursprungsortes auf seine Siedelung im wasser-, wald- und wiesenreichen Havellande übertragen und seinem Stammsitz Bredow bei Nauen den Namen gegeben hat. Der älteste urkundlich nachzuweisende Ahnherr ist der Ritter Arnold v. Bredow, der 1251 als Besitzer des Dorfes Bredow zuerst erwähnt wird. Sein Enkel Mathias, der 1320 zuletzt erwähnt wird, ist als der Stammvater aller jetzt lebenden Bredows anzusehen. Sein thatenreiches Leben muss ihm reichen Lohn eingetragen haben. Er hinterliess



seinen vier Söhnen, Peter, Jakob (Kopekin), Wilkin und Mathias reiche Mittel, so dass sie am 5. Dezember 1335 „dat hus und die stat in Friesack mit dem Lande dat dartu horet“ erwerben konnten. Das Rückkaufsrecht blieb dem Markgrafen vorbehalten. Von den vier Brüdern übernahmen Peter und Wilkin Friesack, Jakob erwarb später Kremmen, und Mathias erbte Bredow. Von ihnen stammten dann die drei Hauptlinien derer von Bredow ab: die Bredower, die Friesacker und die Kremmener Linie.

Anders als für die edle Familie v. Bredow war freilich die Wirkung der Veräusserung von Friesack für diese Stadt selbst.

Wenn Friesack bis dahin die Vorzüge einer Immediatstadt genossen hatte, die nur den Landesherrn über sich anzuerkennen hatte, und deren Bürger gleich den Adligen freie Leute waren, so wurde es jetzt zu einer adligen Mediatstadt herabgedrückt, und die Bürger gerieten, wenn auch nicht in dem Grade wie die erbunterthänigen Bauern jener Zeit, so doch in eine immer noch recht bedenkliche Abhängigkeit vom Burgherrn. Die Wirkung einer solchen Degradation hat sich denn auch Jahrhunderte hindurch geäussert, indem Friesack gleich dem bischöflichen Fehrbellin und dem adligen Kremmen in der Entwicklung hinter den landesherrlichen Nachbarstädten Nauen, Rathenow, Spandau, Brandenburg u. a. zurückblieb. Der Unterschied zwischen Immediat- und Mediatstädten wurde erst durch die neue Städteordnung von 1808 aufgehoben.

Im übrigen muss anerkannt werden, dass die v. Bredow es mit der Regierung der Stadt gut und wohlwollend gemeint haben, wie namentlich aus den Statuten von Friesack vom Jahre 1616 hervorleuchtet. Auch werden in vielen Fällen und in schwierigen Zeiten die Bürger von Friesack durch ihre Burgherren kräftige Vertretung und mächtigen Schutz gefunden haben, vielleicht in besserer Weise als die Bürger von Immediatstädten. Denen v. Bredow war die Ausübung ihrer rechtlich erworbenen Machtstellung keinesfalls zu verdenken, und Friesack kann nachträglich nur mit dem Verkäufer Ludwig dem Bayern rechten. Ein Hohenzoller hat keine Stadt verkauft.

Schon mochte es denen v. Bredow gelungen sein, sich zu alleinigen Besitzern des ganzen Landes Friesack zu machen, als gegen Ende des 14. Jahrhunderts der damalige Herr des Besitztums, Hasso v. Bredow, in die Lage kam, sich der Felonie schuldig zu machen. Als sein Vetter Lippold auf Plaue vom Markgrafen Jobst kein Recht erlangen konnte, trat er mit diesem im Jahre 1399 zum Feinde des Markgrafen, dem Erzbischof von Magdeburg, über und ging dadurch der Lehen, welche er von der Mark besass, verlustig. Dieser Abfall Hassos v. Bredow vom Markgrafen kann, wenn auch formell das Verbrechen des Hochverrats vorlag, bei näherer Betrachtung der Verhältnisse keineswegs im schlimmen Licht erscheinen. Denn der Markgraf, von dem er abfiel, war kein



anderer als Jobst v. Mähren, der Land und Leute für Geld beliebig verpfändete und verkaufte, und der sich so benahm, dass von moralischen Verpflichtungen der Unterthanen wie gegen andere Landesherren gar keine Rede sein konnte. Gerade Lippold v. Bredow auf Plaue und sein Vetter Hasso auf Friesack waren, da sie an der Grenze wohnten, in jener Zeit, wo der Markgraf ausser Landes lebte und die Mark sich selbst überliess, besonders schlimm daran, und es war ihnen nicht zu verdenken, wenn sie sich salvierten, wie es eben möglich war, und der Erzbischof von Magdeburg erschien ihnen als ein besserer Herr. Freilich täuschten sie sich in den Folgen ihrer Handlung. Denn Hasso verlor zunächst seine ganzen märkischen Besitzungen.

Friesack kam nun in andere Hände. Der Markgraf Jobst übergab es zunächst, wie Haftiz berichtet, an Balthasar v. Schlieben, und als dieser 1409 mit Hinterlassung von noch unmündigen Kindern gestorben war, wurde Friesack an Dietrich von Quitzow für 2000 Mark Silbers verpfändet. Durch diese Veränderung des Besitzers wurde Friesack in die Parteiungen hineingezogen, welche der Anerkennung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg als Statthalter der Mark Brandenburg entgegentraten. Dadurch erweitert sich die Lokalgeschichte des Städtchens auf eine Zeit lang zur allgemeinen Geschichte der Mark Brandenburg und gewinnt daher ein erhöhtes Interesse.

Um ein Bild der ganzen Zeit zu geben, und dadurch die einzelnen Ereignisse und Charaktere verständlich zu machen, müsste ich eigentlich etwas weiter ausholen. Wegen Mangels an Zeit jedoch muss ich mich auf sporadische Bemerkungen beschränken.

Als Kaiser Karl der Vierte, welcher der Mark Brandenburg warme Fürsorge gewidmet hatte, im Jahre 1378 starb, waren die guten Tage unseres Vaterlandes wieder, wie unter den Bayern, für lange Zeit zu Ende. Denn sein Sohn und Erbe Sigismund kümmerte sich wenig um die Mark, und als er König von Ungarn zu werden strebte, nahm er, um die nötigen Gelder zu dem Zwecke aufzubringen, keinen Anstand, sein Erbland an Jobst von Mähren zu verpfänden.

„Dieser Markgraf Jodokus aber,“ so erzählt ein urwüchsiger Zeitgenosse, „dieweil er die Mark pfandweise für eine ausgezahlte Summa Geldes innegehabt und nicht ein rechter Hirte war, des die Schafe eigen gewesen, so hat er sich auch ihrer, wie ihm billig hätte gebühren wollen, nicht angenommen, sondern ist als ein Miethling mit ihnen umgegangen, dass er billiger ein Vastator (Verwüster), als ein Protektor (Beschützer) oder Vater des Vaterlandes hätte sollen genennet werden. Denn er hat nicht allein die Unterthanen mit gar schweren Schössen, Unpflichten und Landesbürden beschwert und über die Masse belegt und also gleichsam den Schafen die Haut über die Ohren abgezogen, Städte und Schlösser versetzt, auf dass er seinen unersättlichen Geiz möchte erfüllen,



sondern hat auch dem Adel durch die Finger gesehen, mit ihnen kollidiret und ihren Frevel und mutwilliges Fürnehmen alles für Genossen lassen hinpässieren, dass, je näher man der Mark gekommen, je sorglicher und gefährlicher es zu reisen, handeln und wandeln ist gewesen.

Denn der Adel hat nicht allein auf offenen Strassen die Fremden beraubt und beschädigt, sondern auch des Landes Einwohner nicht verschonet, dieselben geschlagen, verwundet, getötet, gefänglich weggeführt, gestäupt, geplöckt, beschätzt und so übel mit ihnen gebahret, dass schier ein Bürger nicht hat sicher dürfen fürs Thor spazieren gehen, haben die Städtchen in der Ernte an ihrer Arbeit verhindert, davon gejagt, das Getreide zunichte gemacht, das Rindvieh und Schweine vor den Thoren geraubt und weggetrieben, sind in die benachbarten Herrschaften als ins Erzstift Magdeburg, Kursachsen und Mecklenburg gefallen, haben geraubt, geplündert und weggeführt, was sie haben bekommen können, und sich also weidlich und meisterlich aus dem Stegreifen genährt und bereicht.“

Diese Vorwürfe trafen besonders die Gebrüder Johann und Dietrich v. Quitzow als die unruhigsten und gefürchtetsten Ritter jener Zeit, deren Stammschloss Quitzhövel bei Werben in der Altmark war, die sich aber allmählich auch viele andere Schlösser aneigneten. Ursprünglich hatten die beiden jungen Quitzows sich ebenso wie ihr achtbarer Vater durch tapferes, ritterliches Wesen grossen Einfluss zu verschaffen gewusst. Dies erhellt besonders daraus, dass der unter dem Adel der Mark sehr geachtete Lippold v. Bredow dem Hans v. Quitzow seine Tochter Agnes zur Frau gab, wobei diesem Schloss Plaue bei Brandenburg als Mitgift zu teil wurde. Bald jedoch schlug die Thätigkeit der beiden Brüder in jene entartete Richtung des Ritterwesens um, welcher als höchste Kennzeichen der Ritterlichkeit der blossе kühne Mut, die wirksame Gewalt und die erfolgreiche Ausdehnung der eigenen Macht galten, die Begriffe von Ehre aber, welche ursprünglich die schöne Grundlage alles edlen und echten Rittertums bildeten, nach und nach gänzlich abhanden kamen. Es war ein Zeichen der Zeit, sagt Hahn in seiner Geschichte des preussischen Vaterlandes, dass es nicht zu viele vom Adel des Landes gab, welche als ehrenhaft galten, und sie unterschieden sich von den blossen Strauch- und Raubrittern eigentlich nur durch eine gewisse Wahrung der Formen und dadurch, dass sie für alle Gewaltthaten einen plausiblen Vorwand geltend zu machen wussten.

Ich unterlasse es, von den Städtebündnissen zu sprechen, die sich zum Schutze gegen die Ritter bildeten, und will nur die einzelnen Raubzüge der Quitzows kurz anführen.

Bei einem Streifzug, den Dietrich v. Quitzow im Jahre 1400 in das Havelland unternahm, wurde Spandau angegriffen und mit brennenden Pfeilen beschossen. Ein verheerender Brand legte einen grossen



Teil der Stadt in Asche, und nur mit grossen Opfern erkaufte die Bürger den Abzug des feindlichen Heeres.

Zwei Jahre später verband sich Dietrich v. Quitzow mit den Herzögen Swantibor von Stettin, Barnim und Wratislaus von Wolgast und den Grafen von Lindow und Ruppin, welche schon mitten in der Mark standen und das Schloss Bötzw (Oranienburg) ausgepocht hatten, und „sind“, wie Engelbert v. Wusterwitz erzählt, „auf Sankt Mathäi Tag, recht am Mittage, auf das Städtlein Straussberg gerückt, haben feurige Pfeile hineingeschossen und es nachmals eingenommen und angesteckt, die Einwohner herausgetrieben und dem Lande auf dem Barnim um die Stadt Bernau grossen Schaden zugefügt.“

Jetzt liess sich endlich Markgraf Jobst durch die Bitten seiner bedrängten Unterthanen erweichen, zwei thatkräftige Fürsten, nämlich die Herzöge Johann und Ullrich v. Mecklenburg, zu Hauptleuten und Verwesern der Mark zu ernennen. Da ist denn zuletzt „der übermütige Dietrich v. Quitzow, als er des Fürnehmens, die ganze Welt mit seinen Kräften zu drücken, bei dem Berge Thüre (beim Dorfe Tremmen südlich von Nauen) geraubet, von Herrn Johann, Herzog in Mecklenburg, mit Hilfe der Bürger von Spandau gefangen worden.“

Jedoch nur kurze Zeit dauerte die Gefangenschaft des gefährlichen Ritters im Verliesse des Juliusturmes zu Spandau. Als Markgraf Jobst bald selbst nach Spandau kam, entliess er ihn für ein Lösegeld von 1000 Schock böhmischer Groschen aus der Haft. Dietrich v. Quitzow fing bald sein früheres Treiben wieder an und gelangte mit seinem Bruder Hans zu immer höherer Macht. Letzterer sass auf Schloss Plaue an der Havel unweit Brandenburg. Ersterer zog lange Zeit von einem Schloss zum andern, bis er sich schliesslich zu Friesack festsetzte. Ausserdem aber geboten die Quitzows über mehr als 20 Schlösser, grösstenteils ursprünglich landesherrliche, sie hielten mehr Truppen, als manche regierende Fürsten, unterhandelten und führten Kriege wie selbständige Herren. Als nun die armen Märker ohne Haupt und Regenten waren, und sahen, dass sie überall in Schaden blieben, und sich ihre Sachen nirgend bessern wollten, machten sie mit den Grafen v. Lindow und denen v. Quitzow einen Frieden.

Da das geschehen, hat alsobald Dietrich v. Quitzow eine andere Sache erfunden und hat den Herzögen von Stettin und Pommern Wolgast entsagt, hat auch Mittwoch vor Sankt Mathäitag die Stadt Straussberg, welche er zuvor im Jahre 1402 hatte einnehmen und verwüsten helfen, aus der Pommerschen Fürsten Hände gerissen und wiederum zur Mark gebracht. Er hat auch den Eid gethan, dass er der Mark in allen Nöten treu sein und derselben wider alle ihre Feinde Hilfe und Rat mitteilen wollte. Nach diesem Eide sind ihm die Märker anhängig



geworden, und haben ihn mit Geschenken und Erzeigung mannigfaltiger Ehren hoch erhoben.

Insbesondere traten auch die Berliner zu ihm über. Die Vornehmsten luden ihn sogar öfters zu herrlichen Banketten, wobei sie köstlichen Wein, allerlei Saitenspiel und schöne Weibsbilder und was dergleichen mehr zur Freude und Fröhlichkeit dienen mochte, boten. Sie geleiteten ihn des Abends mit Gesängen, Fackeln und allerlei Freudenpiel nach Hause, gaben ihm auch einmal 80 Schock böhmischer Groschen zur Zehrung. Sie verhiessen ihm sogar eine noch grössere Summe, damit er sie und die anderen in der Mittelmark in Abwesenheit des Markgrafen Jobst beschützen hülfe, und bewirkten, dass die Quitzows zu Hauptleuten der Mark gemacht wurden. Was Wunder, wenn Dietrich daran dachte, sich überhaupt zum Herrscher der Mark aufzuschwingen! Aber das gute Verhältnis dauerte nicht lange, denn nur zu bald erkannten die Städte, dass die Quitzows nicht gesonnen waren, Recht und Ordnung im allgemeinen Interesse zu schützen, sondern dass sie lediglich in schnöder Selbstsucht ihre eigenen Vorteile suchten. Daher wandten sich die Berliner wieder von den Quitzows ab und zogen sich ihre Feindschaft zu.

Dass Dietrich v. Quitzow im Jahre 1409 bei günstiger Gelegenheit von Markgraf Jobst das Schloss Friesack kaufte und sich dort festsetzte, ist bereits erwähnt. Ehe Jobst aus der Mark fortzog, setzte er zum Statthalter in der Mittelmark den Herzog Swantibor in Stettin und Herrn Kaspar Gans Edlen Herrn zu Putlitz in der Altmark und Prignitz ein. Sobald aber der Markgraf wieder abgezogen war, ist nach dem zeitgenössischen Bericht das Land wieder voller Räuber geworden, also dass, je näher jemand der Mark gekommen, je gefährlicher er gereist oder gewandert hat. So hat sich auch ein jeder der Gewalt, die er gehabt, überhoben und nur, was ihm gelüstete, gethan.

Während dieser Zeit schlugen sich die Quitzows besonders mit den Herzögen Rudolf und Albert zu Sachsen herum, und Hans v. Quitzow hatte eine langwierige Fehde mit Heinrich Stich, dem Abt des Klosters Lehnin.

Am Mittwoch vor Nativitatis Mariä hat Dietrich v. Quitzow seine Reiter versammelt und sich so gestellt, als wolle er nach Preussen ziehen, um dem deutschen Orden zu helfen, ist aber dann vor Berlin gekommen in der Absicht, zuerst „das Haupt“, d. h. die mächtigste Stadt zu demütigen, und hat den Bürgern daselbst die Kühe und Schweine ohne vorhergehende Absage weggetrieben und aufs Schloss Bötzow gebracht. Als ihm aber die Berliner nacheilten, hat er etliche tödlich verwundet und 16 Bürger mit Pferd und Waffen gefangen hinweggeführt. Unter diesen befand sich ein vornehmer Mann mit Namen Nickel Winss, den er mit den Füssen in harte, eiserne Fesseln jämmerlich und schändlich



wie den ärgsten Dieb und Räuber setzen liess, obwohl er doch ein ehrlicher Mann war. Dies that er, um ein abschreckendes Beispiel hinzustellen, damit er, wenn er die Berliner bezwungen, mit den andern desto leichter umspringen könnte. Also hat er den Berlinern ihre Wohlthaten vergolten, die sie ihm vorher so vielseitig bezeigt hatten.

Im Jahre 1411 trat nach Jobsts Tode endlich eine Wendung der Dinge ein, als Kaiser Sigismund den um seine Erhebung zur Kaiserwürde sehr verdienten Burggrafen Friedrich von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern in die Mark schickte, mit dem Befehl, dieselbe als vollmächtiger Statthalter zu regieren.

Dieser Fürst, welcher der Ahnherr unseres erhabenen Herrscherhauses werden sollte, war 41 Jahre alt, als er mit seiner Gemahlin Elisabeth in Brandenburg einzog. Er war mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattet. Er galt für einen der schönsten Fürsten seiner Zeit, er hatte eine wahrhaft fürstliche Persönlichkeit durch Majestät der Erscheinung, wie nicht minder durch gewinnendes, anziehendes Wesen.

Als der neue Statthalter den Adel und die Städte in der Neustadt Brandenburg versammelt hatte, haben sie die Huldigung geleistet. „Etliche aber vom Adel“, so berichtet der zeitgenössische Gewährsmann, dessen mittelalterliche Redeweise ich zur Veranschaulichung der Zeitverhältnisse absichtlich beibehalte, „etliche aber vom Adel“, sagt er, „zuvoraus die Quitzowen, Kaspar Gans, Edler Herr zu Putlitz, Wichard v. Rochow und Achim v. Bredow mit ihrem Anhang sind zurückgetreten. Denn sie hatten sich mit einem Eide verbunden, wider den Herrn Burggrafen feste beieinander zu stehen. Darum haben sie sich der Huldigung geweigert und verächtlich gesprochen: „Er ist ein Tand von Nürnberg.“

Da nun Herr Friedrich sahe, dass er wenig Folge und Hülfe hätte, und die Quitzowen mit ihrem Anhang stolz und mächtig wären, hat er als ein weiser und verständiger Fürst die andern von Adel und Städten an sich gezogen mit mancherlei freundlichem und gnädigem Erzeigen, hat sie oft zu Gast geladen, auch die Quitzowen vor andern vorgezogen und geehrt, ob er vielleicht ihre erbitterten und feindseligen Gemüthe hierdurch erweichen, brechen und zur Huldigung bringen möchte. Aber sie haben doch ihre Falschheit und Hinterlist wider ihn nicht gelassen, sondern mancherlei Räuberei durch ihr Gesinde verhängt, mit Schützen und mancherlei Kriegsrüstungen sich gefasst gemacht, auf dass sie genannten Herrn Friedrich erschrecken, die Mark verleiten, und ihn ja daraus verjagen möchten. Sie haben auch Herren Otto und Kasimir, Herzöge zu Stettin, nach Absterben ihres Vaters Swantibor beredet, dass sie in demselben Jahre (1412) den 24. Oktober feindlich mit bewaffneter Hand wider Herrn Friedrich gezogen und im Kremmischen Damm ge-



stritten haben, in welchem Streit der edle und wohlgeborene Herr Johann, Graf zu Hollach (Hohenlohe), mit zwei andern Rittern als Kraft v. Leutersheim und Philipp v. Uchtenhagen (nach andern Bericht Utenhofen) sind erschlagen, um welcher Niederlage willen Herr Friedrich mit seinem ganzen Hofe nicht wenig bekümmert und betrübt ist worden.“

Obwohl also Friedrich der Übermacht weichen musste, trug das Treffen wegen des kräftigen Widerstandes, den der Statthalter geleistet hatte, dennoch zur Erhöhung seines Ansehens in der Mark bei, was sich auch darin zeigte, dass die Feinde ihn nicht weiter zu verfolgen wagten, sondern, als wären sie selber geschlagen, zurückgingen.

Noch ein ganzes Jahr sah der Statthalter die Umtriebe der trotzigen Ritter äusserlich ruhig mitan, im Geheimen aber liess er die Zeit nicht unbenutzt vorübergehen, sondern schloss mit den benachbarten Fürsten, Grafen und Herren Bündnisse und Freundschaft. Als dies die Ritter merkten, sahen sie ihre Sache niedergehen und hätten wohl am liebsten sich gefügt, aber nun war es zu spät.

Im Anfang des Jahres 1414 hat der Burggraf, so erzählt Wusterwitz, auf einmal 4 Heere versammelt und damit 4 märkische Raubschlösser belagert. Erzbischof Günther von Magdeburg legte sich vor Schloss Plaue, worauf Johann v. Quitzow sass, Herzog Rudolf v. Sachsen vor das Schloss Golzow, in welchem Wichart v. Rochow sich befand. „Der Burggraf hat mit Herrn Baltzer, Fürsten der Wenden, und Herrn Ulrich, Grafen zu Lindow, und Herrn Johannsen v. Biberstein und Herrn Otto Pflug, Ritter, am Tage Dorothee (6. Februar) das Schloss Friesack umgeben, darauf Dietrich v. Quitzow gesessen.“ Dies Schloss wurde also als das wichtigste angesehen. Johann v. Torgau umlegte an demselben Tage das Schloss Beuthen, welches von Goske Brederlaw, Hans v. Quitzows Hauptmann, besetzt war. „Dies ist alles zugleich auf einmal geschehen.“ Gleichzeitig nahm Bertram v. Bredow die Stadt Rathenow ohne alle Mühe und Unkosten ein und gewann sie von Dietrich v. Quitzow für den Burggrafen wieder. „Da nun die Schlösser alle belagert gewesen, haben sie die Mauern mit grossem Geschütz niedergelegt und ritterlich und männlich davor gestritten. Es ist aber Dietrich v. Quitzow am Tage Scholasticä (9. Februar) heimlich vom Schloss Friesack entflohen, dass es also leichthin in des Burggrafen Hände gekommen.“

Die Bezwingung der Burg Friesack, die durch ihre Lage und durch die Stärke ihrer Mauern für eine besonders wehrhafte Veste galt, war der erste und zugleich wichtigste Erfolg des Burggrafen im Kampfe. Denn dadurch wurde dem mächtigsten Gegner der veränderten Staatsordnung, wenn er auch mit dem Leben davonkam, der feste Halt in der Mark entzogen, so dass er landflüchtig umherirren musste und nie wieder festen Fuss fassen konnte. Die Burg Friesack hörte auf, eine



beständige Drohung für Stadt und Land zu sein, und ihre Eroberung bedeutete namentlich für Berlin den Anfang der Ereignisse, welche diese Stadt zum Vorort der Mark, zur Hauptstadt Preussens und schliesslich zur Reichshauptstadt gemacht haben. In kurzer Folge wurden auch die übrigen Burgen übergeben.

Mit Recht erblickt die Nachwelt in der Einnahme Friesacks durch den ersten Hohenzollern einen Markstein in der Entwicklung der brandenburgisch preussischen Geschichte und hat darum im Jahre 1894 ein Denkmal des Ahnherrn unseres erlauchten Herrscherhauses an dieser Stelle errichtet.

Die geschichtliche Überlieferung der Eroberung Friesacks ist freilich nur eine sehr kurze. Gern folgen wir daher der dichterischen Ausschmückung der Ereignisse, wie sie uns die lebhafteste Phantasie eines F. v. Klöden in seinem vortrefflichen Werke über die Quitzows und ihre Zeit bietet.

In unsern Tagen hat ferner der bekannte Dichter Dr. Ernst v. Wildenbruch die Quitzows zum Gegenstande eines vaterländischen Dramas gemacht und lässt den letzten Akt mit der Katastrophe sich zu Friesack abspielen. Wie es dem Dichter erlaubt ist, weicht er zwar vielfach und namentlich darin, dass er den Haupthelden des Dramas, Dietrich v. Quitzow, an seinen verkehrten Anschauungen von Recht und Ordnung durch Bruderhand zu Grunde gehen lässt, von der geschichtlichen Wahrheit ab, trifft aber sonst im wesentlichen den Geist der Zeit und bringt die Verhältnisse auf der Bühne zu mächtig wirkender Darstellung.

Als alle Schlösser erobert waren, zogen die Fürsten, Grafen und Herren wieder heim, Johann v. Quitzow aber, dem die Flucht nicht wie seinem Bruder Dietrich geglückt war, ward gen Kalbe geführt und dasselbst vom Bischof Günther v. Schwarzburg wohl und fleissig verwahrt. „In diesen Zeiten,“ fügt Haftiz drastisch hinzu, „als der Quitzowen Hoffahrt gedemüthigt und sie also degradiert sein, ist Friede in der Mark gewesen, und ist nicht mehr gehört die Stimme der Betrübniß und Jammergeschreis, sondern, dass ich das Wort des Propheten gebrauche, das Volk hat gesessen in Lieblichkeit des Friedens, in Tabernakeln der Zuversicht und guter Ruhe. Also muss man den unverschämten Gästen das Schamhütlein abziehen und den hohen Bäumen die Gipfel verhauen, dass sie nicht in den Himmel wachsen.“

Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, da der Burggraf Friedrich das kaum beruhigte Land verlassen musste, weil er vom Kaiser Sigismund zum Konzil nach Konstanz berufen wurde, um die erb- und eigentümliche Belehnung mit der Mark, die er bisher nur als Statthalter regiert hatte, zu empfangen. Kaum war er, Johannes v. Biberstein die Regierung überlassend, mit grossem Gefolge abgezogen, als der entkommene



Dietrich v. Quitzow blutige Rache nahm. Nachdem dieser sich mit den Pommern verbunden hatte, unternahm er einen Streifzug durch die Uckermark bis ins Havelland und „hat Dienstags (nach andern Freitags) nach Assumptionis Mariä die Stadt Nauen ausgebrannt, eben zu der Zeit, da die armen Leute eingeerntet und das Getreide in die Scheunen gebracht hatten.“ Da man des Hauptübelthäters selbst nicht habhaft werden konnte, so rächte man sich wenigstens an vier andern Mordbrennern dieser Zeit, welche gefangen und zu Brandenburg, den andern zum Abscheu, aufs Rad gelegt wurden.

Als aber bald darauf Friedrich als Kurfürst von Konstanz nach Berlin zurückkehrte, da stieg nach langer Zeit trüben und kalten Nebels endlich die Sonne der Hohenzollern an Brandenburgs Horizont auf, an deren Strahlen das vielgeprüfte Land schnell erwärmen und mit verjüngter Kraft der Erfüllung seiner grossen Bestimmung entgegengehen sollte.

Dietrich von Quitzow tauchte am Hofe Herzogs Ullrich v. Mecklenburg wieder auf, mit dem er dann gegen den Wendenfürsten Balthasar auf Schloss Lawe zu Felde zog. Aber eine blossе Aufforderung des Kurfürsten genügte, um den Herzog zu veranlassen, dass er den Ritter von seinem Hofe ziehen liess, wohin er wollte. Darauf ist Dietrich v. Quitzow als ein Vertriebener und Feldflüchtiger zu Herrn Erich, Herzog zu Leine, gezogen, aber nicht lange dort geblieben, und ist im Jahre 1417 im Schloss Herbeke (Harbke bei Helmstädt), welches denen von Feldheim gehörte, gestorben und im Jungfrauenkloster zu Marienborn begraben worden. „Allhier endet sich Gutes und Böses mit den Quitzowen,“ ist das Schlussurteil des Haftiz. Sein Bruder Johann wurde von Friedrich später wieder in Gnaden angenommen und erhielt Stadt und Burg Lenzen. Er starb erst im Jahre 1437.

Auch andere Ritter wurden von Friedrich wieder in Gnaden angenommen. Diese Begnadigungen, und namentlich diejenige Johanns v. Quitzow durch den Kurfürsten, beweisen, dass derselbe die frühere Schuld der widerspenstigen Ritter mehr auf die allgemeinen Verhältnisse schob, als auf die Personen. Und sicher ist den luxemburgischen Fürsten wegen ihrer Missregierung der grösste Vorwurf hinsichtlich der Ausschreitungen der Ritter zu machen. Nur Dietrich v. Quitzow kann auch bei billigster Berücksichtigung der Zeitverhältnisse nicht freigesprochen werden, da er die Einäscherung von vier Städten, Bötzw, Straussberg, Nauen und Spandau auf dem Gewissen hat. Er ist viel zu weit gegangen und verdient als ein zum raub- und rachsüchtigen Mordbrenner entarteter Ritter schonungslose Verdammung. Wegen seines Mutes, seiner Thatkraft und Tapferkeit bleibt ihm die Ehre nur in demselben Sinne wie einem Störtebecker.

Dass dem Hasso v. Bredow seine Felonie, weil er rechtfertigende



Veranlassung dazu hatte, nicht zur Unehre gereichte, ist schon vorhin angedeutet worden. Auch formell wurde er beim Friedensschluss zwischen Jobst und dem Erzbischof von Magdeburg von diesem Verbrechen freigesprochen, aber seine Besitzungen, die in andere Hände gekommen waren, konnte er nicht so schnell wiedererlangen. Als aber Jobst gestorben war, und der Burggraf Friedrich erschien, benutzte er die günstige Gelegenheit für seine Zwecke. Er und sein Sohn gleichen Namens gehörten zu den Ersten, die auf Friedrichs Seite traten und sich eifrigst für ihn bemühten. Daher erlangten sie schnell des neuen Regenten hohe Gunst, und schon 1412 versprach dieser, sie für das verlorene Schloss Friesack mit 500 Schock böhmischer Groschen zu entschädigen. Kaum war sodann 1414 Dietrich v. Quitzow vertrieben, als nach des Vaters Tode Hasso II. v. Bredow Friesack wieder erhielt. Hasso wurde 1421 zum Landeshauptmann der Mittelmark bestellt und empfahl sich in diesem Amte seinem Landesherrn in dem Grade, dass er 1437 sogar zum Hauptmann oder Gouverneur der ganzen Mark Brandenburg bestellt wurde. Er starb jedoch schon im folgenden Jahre. Er soll von riesiger Körpergrösse gewesen sein. Sein Schwert wird noch im Schlosse zu Wagenitz gezeigt.

Die Familie v. Bredow ist dann im Besitze der Stadt Friesack geblieben, bis diese durch die Städteordnung von 1808 aus dem Abhängigkeitsverhältnis befreit und in eine Reihe mit den übrigen Städten der Mark gestellt wurde. Wenn nun auch Friesack hinsichtlich seines äusseren Umfanges in der Entwicklung hinter anderen Städten zurückgeblieben ist, so haben seine Bürger doch an vaterländischer Gesinnung und Liebe zum Herrscherhause sicher niemals den übrigen Märkern nachgestanden. Wünschen wir, dass die Stadt sich in Zukunft innerlich wie äusserlich kräftig und blühend entwickeln möge, und dass ihre Geschichte sich ehrenvoll weiter spinnen möge!

---

## 5. (3. ausserordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 18. Juni 1902, nachmittags 3 Uhr**

Besichtigung des Königlichen Instituts für Glasmalerei.  
Charlottenburg, Berlinerstrasse 9.

---

Zur festgesetzten Zeit hatte sich eine grosse Anzahl Herren und Damen mit ihren Gästen auf dem Hof des Instituts versammelt. Herr Direktor Bernhard führte die Versammelten zunächst in den Hauptsaal.



Hier ergriff Herr Professor Dr. Galland das Wort zu einer kurzen Ansprache, in welcher er auf die Entwicklung des Instituts hinwies und Herrn Direktor Bernhard den Dank der Gesellschaft für die gütige Erlaubnis zur Besichtigung aussprach. Das Institut wurde 1843 durch König Friedrich Wilhelm IV. gegründet und aus der Hofschatulle erhalten. Vierzig Jahre später wurde es durch die Berufung des jetzigen Direktors reorganisiert und auf eine Höhe gebracht, die allgemein respektiert wird. Im Jahre 1887 ist es in staatlichen Besitz übergegangen. Hierauf begann Herr Direktor Bernhard und Herr Direktorialassistent Engel die Erklärung des Verfahrens. Vor den grossen Fenstern des Saales waren zwei hohe Kirchenfenster aufgestellt, welche in die Kirche von Wilznack gehören. Es sind das Restaurationen wie sie gerade für märkische und benachbarte Kirchen hier schon vielfach ausgeführt worden sind. Neben ihnen war ein kleines Glasgemälde zum Vergleich aufgehängt. Es sollte durch diese Nebeneinanderstellung der Unterschied zwischen der musivischen Glasmalerei und der Kabinetmalerei vor Augen geführt werden. Der Vergleich ergab ohne Zweifel das Übergewicht der ersteren. Die Kabinetmalerei ist nur eine Art Ölmalerei. Es wird das Gemälde mit Metallfarben auf Glas gemalt und darauf die Farben eingebrannt. Bei der echten Glasmalerei wird das Bild aus farbigen Scheiben zusammengesetzt, d. h. es besteht aus gefärbtem Glas. Die Wirkung des durchfallenden Lichtes muss infolgedessen eine viel intensivere sein. Da sich aber die zahllosen Übergänge und Schattierungen nicht durch Gläser herstellen lassen, so muss an einzelnen Stellen durch Aufmalen und Einbrennen oder anderweitig nachgeholfen werden.

Die Unterlage für die ganze Technik sind die farbigen Glastafeln, welche aus den Glasfabriken fertig bezogen werden. Es ist sog. Überfangglas. Bei diesem ist eine ungefärbte Glasplatte mit einer dünnen Schicht farbigen Glases überzogen. Die betreffende einfarbige Tafel zeigt schon, wegen der ungleichen Dicke des Überzuges eine Anzahl von Nuancen; durch Ätzen bzw. Abschleifen des Überfangglases kann man die Töne noch vermehren.

Die Herstellung eines Fensters verläuft nun in folgender Reihe. Nachdem die farbige Skizze vom Künstler entworfen worden ist, wird mit Kohle eine Vergrösserung in natürlichen Massen angefertigt. Letztere wird auf Pappe durchgepaust, und die Pausen der farbigen Skizze entsprechend in einzelne Felder geteilt. In die Felder kommen die Zeichnungen für die entsprechenden Glastafeln. Darauf wird die Zeichnung zerschnitten, und jedes Papptäfelchen liefert nun den Umriss für die hergehörige Glastafel. Sind nun auch die Glastäfelchen ausgeschnitten, so werden sie auf einer Milchglasscheibe so aufgeklebt, wie sie zusammengehören, natürlich mit den nötigen Abständen für die Rahmen,



und nun werden die Nuancen mit Metallfarben (Schwarzrot und Silbergelb) nachgetragen. Ist dies fertiggestellt, kommen die Täfelchen in einen Ofen. Hier ruhen sie übereinander, getrennt durch Schichten von Kalkpulver. Durch die Rotglut werden die Deckfarben in das Glas eingebrannt. Nun kann das Fenster zusammengestellt werden. Zu dem Zweck werden die Glastäfelchen in kleine dünne Bleirahmen gepasst, welche zusammengepresst werden und oberflächlich halten. Um ihnen nun die notwendige Festigkeit Wind und Wetter gegenüber zu geben, müssen sie überzinnt werden. So stellt also die moderne Glasmalerei eine Kombination dar von Kabinetmalerei und Mosaik.

Zum Schluss sprach Herr Professor Galland noch einmal Herrn Direktor Bernhard und Herrn Engel den Dank der Gesellschaft aus für die sorgfältige Führung.

Nach der Besichtigung zwanglose Vereinigung im Restaurant Tiergartenhof.

---

## Walpurgis im Spreewalde.

Von Ewald Müller.

---

In die Zeit, wo der Wonnemonat mit Blütenpracht und Liederschall seinen Einzug hält und die Erde mit dem Himmel ihr Hochzeitsfest feiert, fällt auch das Frühlings- und Sommerfest des alten Heidentums, der Walpurgistag, an dem unsere Vorfahren zu Wahl und Entschluss auf dem Maifelde zusammenkamen, Gericht hielten und des Jahres Frucht segneten. So bedeutsam war die Maifeier, dass ihre Sitten in nicht unerheblichen Überresten noch in die Gegenwart hineinranken. Der erste Mai trägt in seinem reichen, fast durch ganz Deutschland und bis in die russischen Ostseeprovinzen verbreiteten, besonders aber in Sachsen und in der Lausitz blühenden Aberglauben vielfach heidnischen Charakter. Er ist eine Schicksalszeit, in welcher alle Zaubermächte entfesselt erscheinen. Da aller Aberglaube aus dem heidnisch getrübtten Volksgeiste hervorgewachsen ist, sind vor allen Dingen diejenigen Lebensgebiete und Beschäftigungsweisen vom Aberglauben umgeben und durchflochten, welche bis in die heidnischen Zeiten hinaufreichen, so das einfache Familienleben, der Landbau, die Viehzucht und alle damit zusammenhängenden Beschäftigungen. Namentlich ist es der Glaube an Hexerei, welcher hierbei eine wesentliche Rolle spielt. Bei dem Glauben an Hexen, wie er seit Ende des Mittelalters auftritt, hat man es keineswegs mit rein deutschem Aberglauben zu thun, aber noch weniger mit einem



spezifisch slavischen; es sind viele fremdartige Elemente dabei zusammengetragen worden, die man wohl kaum noch im einzelnen als solche mit Sicherheit nachzuweisen vermag.

Die Welt des Aberglaubens hat ihre den Zauber berufsmässig ausübenden Priester und Priesterinnen so gut wie jede Religion, und dieser Beruf ist teilweise eine Fortsetzung des altheidnischen Priestertums. Wie bei den alten Deutschen, so war auch bei den slavischen Stämmen Weissagung und Zauberei hauptsächlich die Sache der Frauen. Bei ihnen mag sich in bereits christlicher Zeit die Neigung zum alten Götterdienste und die Erinnerung an die frühere priesterliche Stellung noch erhalten haben. Da man im Christentum die alten heidnischen Götter zu gottwidrigen Wesen stempelte und besonders auf den Teufel alle Vorstellungen von übermenschlichen Mächten aus dem Heidentume übertrug, so wurde ihren Priesterinnen und heimlichen Verehrern ein Bund mit dem Teufel zugeschrieben, welcher übrigens nach dem Volksglauben eine bestimmte sinnlich wahrnehmbare, körperliche Gestalt besitzt, die in allen ihren Besonderheiten und den meisten geistigen Eigentümlichkeiten heidnischen Ursprungs ist. Noch jetzt gelten gewöhnlich nur boshafte und übel berüchtigte Personen im Volke als Hexen und zwar sind dies meist ältere Leute; selten wird diese Bezeichnung im jugendlichen Alter stehenden Personen beigelegt.

Wenn nun gerade bei den Spreewäldern der Glaube an Hexen hervorragend im Schwange ist, so mag der Grund dafür einmal darin zu suchen sein, dass das zumeist auf dem platten Lande wohnende Wendenvolk mit der Natur und ihren Kräften und Gewalten in viel engerem Zusammenhange steht, als dies bei dem Stadtbewohner der Fall ist; sodann ist die Kultur oft nur erst allmählich bis zu jenen nicht selten von allem Verkehr abgeschlossenen Spreewalddistrikten vorgedrungen, so dass der Wende sich manche Erscheinung, manches Vorkommnis auf einfachem und natürlichem Wege nicht zu erklären vermag. Da müssen es böse Menschen, böse Mächte gewesen sein, die ein Übel veranlasst haben. Dieser Hang zum Aberglauben muss umsomehr auffallend erscheinen, als die Wenden im allgemeinen eifrige Kirchenbesucher sind und auf strenge Beachtung der äusseren kirchlichen Formen halten. Dass dem Teufel ein direkter Einfluss auf das Geschick der Menschen eingeräumt wird, dass er seine diabolische Gewalt erscheinen und fühlen lässt, wird einfach zugegeben. Wer diesem Glauben nicht zugethan ist, wohl gar dagegen auftritt, der wird mit bedauerlichem Lächeln bemitleidet als ein in der Kultur Zurückstehender, an dessen Begriffsvermögen gezweifelt wird und der deshalb von solchen Wunderdingen nichts mehr zu hören bekommt. So erzählte mir einst ein sonst ganz verständiger Mann im Oberspreewalde, dass er einen Bekannten gehabt, der vom Teufel die Macht besessen hätte, aus dem Busche



sämtliche Hirsche, die recht zahlreich waren, auf seinem Gehöfte erscheinen zu lassen. Als ein anderer Spreewälder, der schon zu den Gläubigen gehören wollte, mich bei gedachter Mitteilung fragte, ob das zu glauben wäre, und ich ihm darauf erwiderte, dass sich alles, selbst das Unsinnigste, glauben lasse, erfuhr ich von diesem Manne und den andern keine dieser grossen Wunderwerke der Wenden mehr; denn eine Verherrlichung des Wendenvolkes sollte diese Mitteilung sein.

Selten freilich sind es die „Hexenmeister“, die auf solche Weise von sich reden machen. Den grössten Einfluss auf Menschen und Vieh besitzen vielmehr die Hexen. Die Wenden denken sich die Hexe, die von ihnen *chódota*, auch *sla zóna*, das böse Weib, genannt wird, als runzelige Frau mit hässlichem Gesicht, zusammengewachsenen Augenbrauen, triefenden Augen, gekrümmtem Rücken und geschwollenen Beinen. An einem Stocke oder einer Krücke schleicht sie umher, und der böse Blick aus ihren Augen bringt Krankheiten bei Menschen und Vieh zuwege. Das behexte Vieh giebt entweder nur wenig oder gar keine Milch, oftmals sogar Blut statt derselben. Beim Bezaubern müssen die Hexen an das bestimmte Vieh denken oder den Namen seines Besitzers nennen. Sie bewirken Viehseuchen und von ihrem Zauber „fällt“ das Vieh. Es hat dann den „Hexenschuss“ erhalten; denn im Herzen oder in der Leber will man drei kleine Löcher, wie von Schrotkörnern herrührend, gefunden haben. Aus einem Stücke Holz, einem Besenstiel, einem Strick, einem Nagel, einem Handtuch können sie melken und den Kühen der Nachbarn die Milch entziehen. Wenn sie ein Milchgefäss anfassen, so wird die Milch mager und ungesund, und wenn sie ein Butterfass berühren, so giebt es keine Butter. Sie behexen besonders gern die kleinen Kinder, dass diese nicht gedeihen, bringen Wechselbälge und fügen dem Menschen überhaupt mancherlei Schaden zu. Sie behexen auch bestimmte Orte, die demjenigen, der sie betritt, Krankheiten und anderes Unglück bringen. Besonders gefährdet ist die Schwelle an der Hausthür. Daher müssen Neuvermählte über einen Besen und eine Axt, die kreuzweis gelegt sind, in das neue Heim hineinschreiten. Das müssen auch die Paten thun, welche mit dem Täufling durch die Thür gehen. Dieser Brauch findet ferner Anwendung, wenn gekauftes Vieh über die Schwelle in den Stall geführt oder wenn dasselbe im Frühjahr zum ersten Male auf die Weide getrieben wird. Denn der Besen, das eigene Wahrzeichen der Hexen, ist zugleich eine Schutzwehr gegen dieselben. Daher waren auch die am Walpurgistage aufgerichteten Maibäume ursprünglich grüne, nach obengerichtete Besen, und oft erblickt man noch jetzt einen Besen an der Spitze der Stange befestigt.

Die grösste Macht besitzen die Hexen zu Walpurgis, besonders in der Nacht zum ersten Mai. Sie erscheinen dann in verschiedenen Gestalten, als Katze, Hund, dreibeiniger Hase, Maus, Gans, Elster oder



Kröte. Solche Tierverwandlungen sind aber gefährlich; denn die Hexentiere können gefangen, verwundet, verbrüht, gemisshandelt, ja getötet werden, und das betrifft dann immer die Hexe selbst; sie wird wenigstens gekennzeichnet. Oft machen sich die Hexen auch gänzlich unsichtbar. Zu diesem Zwecke bedienen sie sich einer Salbe aus Krötenfett, Bilsenkraut und Stechapfel, womit sie den Körper einreiben. Mit dieser Hexensalbe bestrichen, fahren sie mit den Worten: „Schmier' ich wohl, fahr' ich wohl“ (daher auch die Redensart: „Wer gut schmert, der gut fährt“) zum Schornstein hinaus durch die Luft. Vielfach gilt der Glaube, dass die Hexen nur als Seelen zur Hexenfahrt ziehen, während der Körper zu Hause im tiefen Schläfe liegt. Da aber die der Hexensalbe beigemischten Solanengifte bekanntlich das Gefühl des Fliegens und abenteuerliche Einbildungen erzeugen, so lässt sich der eigene Glaube mancher Hexen an ihre Luftfahrten wohl begreifen, zumal die heidnische Überlieferung sich damit verband.

Bei ihrem Fluge durch die Luft reiten die Hexen auf Besen, Ofen- oder Heugabeln, Kochlöffeln, dreibeinigen Schemeln u. s. w. Ihre Fahrt geht nach dem Blocksberge, woselbst sie auf dem Hexentanzplatze mit dem Teufel Tänze aufführen, wüste Lustbarkeiten und ein üppiges Gelage abhalten, von dem aber Brot und Salz ausgeschlossen sind. Denn „Salz und Brot segnet Gott“. Sie schwärmen dann in derselben Nacht umher und stiften überall Schaden durch ihren Zauber. Auf einem Kreuzwege kann man sie um Mitternacht reiten sehen. Mit dem ersten Hahnenschrei jedoch endet die wüste Fahrt, und sie müssen wieder durch den Schornstein zurück. Viel Vorteil haben die Hexen von ihrem Gewerbe nicht; denn fast alle sind und bleiben arm. Es liegt eben in ihrem Wesen, dass sie den bösen Zauber betreiben müssen, und sollte es am eigenen Vieh geschehen.

Zum Schutze gegen die Hexen macht man am Vorabend des ersten Mai drei Kreuze an die Thüren, zerreibt Knoblauch an denselben, füttert das Vieh vor Sonnenuntergang ab und verschliesst den Stall fest. Zuweilen legt man einen Besen auf die Schwelle, der auch schon oft gleich beim Bau des Stalles unter der Schwelle vergraben wird, oder man spießt eine lebende Kröte an die Stallthür. Auch wird der Stall mit Dorant, Baldrian, Teufelsabbiss u. s. w. in einem Topfe tüchtig ausgeräuchert; nicht selten streut man Hirse, Mohn oder Garbe auf die Thürschwelle oder um das Haus. Um das Vieh vor Behexung zu schützen, soll man Spülicht mit Dillsamen, Petersiliensamen, gestossenen Wurzeln von Wermut und Rauten vermischen und diese dem Vieh zu trinken geben.

Das Volk unterscheidet von den nur der Bosheit dienenden Hexen die „weisen Männer und Frauen“, welche meist der Zauberei entgegenwirken. Wenn bei Menschen und Vieh Krankheiten und andere Übel



für angehext gelten, so werden von den vermeintlich Kundigen gewöhnlich bestimmte Personen, nicht selten nahe Anverwandte, als Hexen namhaft gemacht. Um nun die Hexe zu entdecken, wendet man sich an „kluge Männer“ oder „kluge Frauen“. Bestimmte Berufsarten stehen in dem besonderen Rufe, „weise“ Leute unter sich zu haben, so die Schäfer, die Schmiede, die Jäger und die Hebeammen. Das Vertrauen auf die Weisheit dieser Leute wurzelt nicht nur fest bei dem ungebildeten Volke, sondern steigt oft in Kreise hinauf, wo man es nicht vermuten sollte. Bei der Hexenbeschwörung zwingt der Beschwörer die Hexe durch Zaubersprüche und Zeichen zu erscheinen, sie mag sich auch noch so sehr sträuben. Ist sie endlich zugegen, so entspinnt sich zwischen beiden ein Kampf, wobei die entgegengesetzten geheimen Kräfte einander zu bezwingen bestrebt sind. Gelingt es schliesslich dem „klugen Manne“, die Hexe zu überwinden, so ist er von der Anstrengung und Aufregung völlig erschöpft; unterliegt er aber, so verfällt er selbst in Krankheit, und die Hexe übt fortan nur noch grössere Gewalt aus. Es möge ein derartiger Fall aus einem Dorfe des südöstlichen Oberspreewaldes hier seinen Platz finden.

Als die Kühe des Bauers N. plötzlich keine Milch mehr gaben, konnte man sich das nicht anders erklären, als dass sie behext sein müssten. Man machte schliesslich einen „klugen Mann“ ausfindig, der sich nach langem, eindringlichem Zureden bewegen liess, die Hexe herbeizuschaffen. Er begab sich in den Stall und führte über dem Vieh die verschiedenartigsten Zeichen aus, indem er dabei Zaubersprüche her sagte und auch den Atem hinblies. Da erschien, offenbar mit Widerstreben, auf dem Hofe eine Frau aus dem Dorfe, die allgemein als Viehexe galt. Sie sah sich scheu um und blickte dann, ohne ein Wort hervorbringen zu können, starr in den offenen Stall auf den klugen Mann, indem sie mit den Füssen ängstlich hin- und hertrat. Darauf eilte sie schweigend wieder fort. — Die Worte der Besprechungs- und Beschwörungsformeln sind nicht ein freier Ausdruck des bewussten Willens, sondern feststehende, überkommene, von den Zaubernenden selbst meist unverstandene Formeln; denn oft sind dieselben ganz sinnlos. Sie erheben sich nicht zu einem wirklichen Gebete, bitten nicht, sondern befehlen. Um die Unsinnigkeit ihres Inhalts zu verdecken, werden sie selten laut und deutlich, wohl aber leise und geheimnisvoll gesprochen.

Aber nicht nur zum Ausfindigmachen der Hexen bedient man sich der klugen Leute; sie stehen bei den Wenden in Krankheitsfällen sogar in höherem Ansehen als die Ärzte. Ist doch die Ursache für fast jede Krankheit in der Hexerei zu suchen. Was sollte ein Arzt auch für Heilmittel dagegen anwenden wollen! — Der kluge Mann oder die kluge Frau hingegen „verspricht“ einfach die Krankheit. Nicht selten werden die Unterkleider der erkrankten Person zu der klugen Frau getragen,



damit diese die Krankheit erkenne. Dieses „Besprechen“ und die Anwendung der Sympathie, selbst beim geringsten Unwohlsein, wird allenthalben und fast täglich geübt. Wird dem Kranken durch das Besprechen doch Aussicht auf Genesung, und zwar auf eine sehr wohlfeile Art, zuteil. Denn bezahlt darf die Hilfe überhaupt nicht werden, sonst ginge die Kraft des Besprechens verloren. Wie verführerisch diese Herbeziehung von klugen Leuten für den Landbewohner ist, dem die Herbeziehung eines Arztes nicht selten viel Umstände und Kosten verursacht, liegt auf der Hand. Aber beim Besprechen allein verbleibt es selten. Häufig genug wenden die „Wunderdoktoren“ sogenannte Geheimmittel an. Wenn sich der Zustand des Kranken aber nach all den Quacksalbereien des klugen Mannes mehr und mehr verschlimmert, dann erst und meist zu spät, beansprucht man die Hilfe eines Arztes.

Wohl ist die Bekämpfung des Hexenglaubens und des Aberglaubens überhaupt bei den Spreewaldwenden äusserst schwierig und nur hin und wieder von Erfolg gekrönt. Aber trotz alledem darf man nicht müde werden, immer und immer wieder auf das Widersinnige und Unverständige mancher überlieferten Anschauung dieses Volkes hinzuweisen und darauf hinzuwirken, dass der Glaube an die vernunftlosen Schicksalsmächte und die Furcht vor den unheimlichen Gebilden der Phantasie allmählich schwinden.

---

### Landt Recess: Der Universität Franckfurth an der Oder, de dat: 1653.

---

Zuwissen. Nachdem bey Seiner Churfürstl. Durchl. zue Brandenburgk in Preussen, zue Jülich Cleve Berge, Stettin, Pommern, Hertzog p. Vnserm gnädigsten Herrn, dero getrewe Landtstände, so viel vnter demselben sich zur Lutherischen Religion bekennen, bey itzigen Landtage, Vnterthänigst vnnnd inständig angesuchet, die Facultäten, Theologicam wie auch die andere, mit professoribus pari numero, Von Reformirten vnnnd Lutherischen zue besetzen,

Das Seine Churfürstl. Durchl. Zwart dieses simpliciter einzuegehen, bedencken getragen, aber dennoch in favorem dero getrewen Landtstände in gnaden gewilliget, So sie auch zue Vnterthänigsten Danck auf vnd angenommen, Einen Lutherischen Professorem ordinarium dessen Vocation vnnnd bestetigung Sie Ihr dennoch alleine vorbehalten, förderlichst zue bestellen, vnd demselben in seinem



officio et professione nicht weniger als den andern gebührenden schutz zue leisten, vnd sein solarium endtrichten zue lassen, doch mit diesem bescheide vnd condition das Er vnter seiner Handt einen Revers ausstelle, sich still vnd friedtlich zueverhalten vnd sonderlichen mit seinen Collegen in Christiana amicitia zue leben, (nach) den statutis Academiae et Theologicae Facultatis ohne abbruch seiner Religion, vnd Constringierung seiner Conscientz zue richten, den gradum Doctoris Im fall Er denselben nicht hat, zue Helmstädt, oder an andern Lutherischen orten, So Seiner Churfürstl. Durchl. gefällig, anzuenehmen, Alles Calumnijrens, Verketzerns, Verdammüs vnd vnnötigen altercirens, daran die Stände selbst kein gefallen tragen, sich zue enthalten, Vnd den künftigen legibus et statutis, So seine Churfürstl. Durchl. bey dem Vorstehenden grossen Aussschuss, in gegenwarth mit einrath: vnd einwilligung der Stände ansetzen, ordnen vnd publiciren werden, gleich andern sub poena remotionis ab officio, zue submittiren, den Seine Churfürstl. Durchl. befinden dienlich vnd rathsamb, vnd haben dessen erhebliche Vhrsachen einen Convent zwischen ihren Theologen Superintendenten vnd Predigern ausszueschreiben, dergestalt, das Sie in bey sein vnd gegenwart der ihrigen hiezue verordneten Deputirten vnd Commissarien, Ihre Confessiones liquidiren auch ohne disputat darthuen, worin sie Eigentlich different sein, Vnd wie ferne Sie sich ohne Verletzung eines ieden gewissens, Christlich vnd Brüderlich auch auswerdigen Kirchen repraejudicialich, dulden können, bis der höchste Gott zur gantzlichen Beilegung aller noch vbrigen streitigkeiten, segen vnd gnade verleihen wirdt,

Hierauf sollen vnd können die Commissarij gute handtlung pflegen, damit beyde theile sich recht Verstehen vnd mit anhören, was Sie Vermeinen, nach welchen Regeln vnd Gesetzen, Sie künftigt in Predigen, Lehren, vnd Disputiren wie oft gedacht, ohne abbruch ihrer Religion sich zue achten, vnd was dan Von beden theilen, Vermittelst Seiner Churfürstl. Durchl. Consens vnd einwilligung guth geheissen wirdt, darnach sollen sich beydes Professoren vnd Prediger utriusque Religionis achten vnd halten, sub poena remotionis ab officio.

Gleichergestalt wollen auch Seine Churfürstl. Dchl. den Itzigen Inspectore zue Franckfurth an der Oder M: Martino Heinsio, sobaldt Er diesen Specificirten Revers ausgestellt, gnädigst gestatten, absque titulo Professoris ordinarij vel extraordinarij förderlichst zuelesen, vnd privatim zue disputiren, oder auch solches, adsumpto gradu Doctoris publice zue thun, Jedoch dergestalt, das er inhalt seines Reverssus den statutis Academiae vnd künftigen legibus Vorbesagter massen sich gemess betzeuge, Vnd der Universität dieser



Concession halber, keiner Sumptus anmute, noch auch den studiosis Theologiae Verwehre, sich ausserhalb den Haupt Predigen, in der Vnter Kirchen, vnnnd in den zue seiner Inspection gehörigen Dörffern in Predigen zue Üben,

Nur allein sollen auch die studiosi Theologiae, sich der modestiae befleissigen, die Controversias nicht berühren, Vnnnd von aller acerbitate et vehementia animi sich temperiren, Vnd ist in der Stadt franckfurth, wan ein studiosus Theologiae in der Vnterkirche sich in Predigen Exerciren wil, solches dem Inspectori zue notificiren, welcher dan seinen Consens vnd einwilligung nicht leichtlich verweigern soll,

Seine Churfürstl. Durchl. können sich auf dem Lande wegen dero Ampts vnnnd Universität Dörffern, darzue nicht Verbindtlich machen, In den andern Dörffern mus alles cum consensu Patronorum et Pastorum zuegehen, Vnnnd wegen requisition des Inspectoris gehalten werden, wie es hiebeuor gebreuchlich gewesen, Im Vbrigen werdèn Seine Churfürstl. Durchl. in Facultate juridica, Medica, et Philosophica solche Professores, so zue dergleichen officijs tüchtig vnnnd Capabel sein, ohne Vnterschiedt der Religion, ob sie Reformiret oder Lutherisch, Vociren vnnnd bestellen, vnnnd kein qualificirtes subjectum in Religione, ob solam Contradictionem etlicher Professorum intuitu Religionis, notam, reijciren.

Die Beneficien, so der Churfürstl. Schule zuegelegt, bleiben absque discrimine Reformatae et Lutheranae Religionis gemein,

Vnnnd sollen die Landtstände alles dessen, so in diesem Haupt Recess, vnnnd der Vorigen Landes Reversen Ihnen Versprochen, Jederzeit fruchtbarlich vnnnd wirklichen zuegeniessen haben,

Vhrkundtlichen, haben Seine Churfürstl. Durchl. diesen Recess: eigenhändtlich vnterschriebenn, vnnnd dero Insiegel darauf zue drucken, wohlwissentlich anbefohlen, Geben Cölln, an der Spree am 26. July ao. 1653.

Friedrich Wilhelm.

(L. S.)

[Aus dem Archiv der Stadt Strausberg (Mark).]

B. Seiffert, Krotoschin.



## Kleine Mitteilungen.

## Volkstümliches: I. Kinderreim.

Juste, puste, Entenschnabel,  
wenn ick die in' Himmel habe,  
reiss ick die 'ne Pote aus  
un mach mir 'ne Pfeife draus.

(Aus Lietzow bei Nauen.)

Auch bekannt in Zachow bei Brandenburg a/H. und in Ketzin a/H.

## II. Neuer Vers zu dem Liede: „Du, du mein Augentrost.“

Du, du gefällst mir wohl,  
Du bist von Flandern,  
Drum hab ich dir geliebt  
Vor alle andern.

(Aus Lietzow bei Nauen.)

## III. Kinderspiel. Ledderwa'n pack.

Mehrere Kinder steigen auf einen leeren Heuwagen; eins derselben erhält die Aufgabe (abzählen!) eins der andern zu packen. Die auf dem Wagen hockenden Kinder springen dabei flink von einer Wagenleiter zur andern und schreien dabei: „Ledderwa'n pack, Ledderwa'n pack!“ d. h. pack mich auf den Leiterwagen

(Aus Lietzow bei Nauen.)

Selbst mitgespielt um 1866.

Auch üblich in Niebede, (Westhavelland).

Otto Monke.

## IV. „Eke pieh! — Frett nich, Geff mi!“

In Zachow hatte ein Bauer ein Kindermädchen angenommen, welches sein jüngstes Kind „verwarten“ sollte. Wenn das Mädchen aber dem Kinde etwas zu essen geben sollte, sagte es jedesmal: „Eke pieh! Frett nich! Geff mi!“ Dann war dem Kinde das Essen vereckelt; es ass nichts. Darauf verzehrte das Kindermädchen das Essen; das Kind wurde immer magerer und das Mädchen immer fetter, bis die Eltern einmal den Vers mit anhörten und der Sache ein Ende machten.

(Aus Zachow, Kreis West-Havelland)

O. Monke.

**Kreuzottern.** Eine grosse Kreuzotternplage ist in diesem Sommer (1901) in dem Dorfe Cratznick bei Neuwedell (Kr. Arnswalde) aufgetreten. Die in der Nähe des Dorfes liegenden, mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Moore begünstigten die Vermehrung der Ottern, die so zahlreich auftraten, dass die Bauern genötigt waren, Doppelstrümpfe und starke Lederschuhe zu tragen, um sich vor den Bissen der Kreuzottern zu schützen. Trotzdem kamen verschiedene Vergiftungen vor, die nur durch schleunige ärztliche Hilfe beseitigt werden konnten. Im allgemeinen nimmt der märkische Bauer in solchen Fällen erst in zweiter Linie seine Zuflucht zu der Kunst des Arztes und



versucht zunächst die Vergiftung durch Hausmittel zu heilen. Am meisten gebräuchlich sind die sogenannten Schlangensteine, die auf die Wunde gebunden werden, und das Gift aufsaugen sollen, und die zu Asche verbrannte Leber der getöteten Kreuzotter, die ebenfalls auf die Wunde gestreut wird. Natürlich verschlimmern solche Mittelchen den Zustand des Patienten sehr und gewöhnlich kommt die ärztliche Hilfe dann zu spät. Ein Fall dieser Art ereignete sich im Herbst 1897 zu Neskallen in Ostpreussen. Eine Frau war beim Sammeln von Pilzen in der Forst von einer Kreuzotter gebissen worden und lief darauf, statt sich nach Hause und in die Behandlung eines Arztes zu begeben, zum nächsten ungefähr eine Viertelmeile entfernten Flusse, um den verletzten Fuss darin zu kühlen. Unter den Waldbewohnern der dortigen Gegend ist nämlich der Aberglaube verbreitet, dass die Kreuzotter nach dem Biss das nächstgelegene Wasser aufsuchen muss, da sie sonst dem Tode verfallen ist. Wer aber zuerst das Ziel erreicht, bleibt am Leben. Die Frau befolgte diesen abergläubischen Rat und erhitzte sich bei dem angestrengten Laufe ihren Fuss derart, dass ärztliche Hilfe schliesslich nichts mehr ausrichten konnte. Schon am folgenden Tage fiel die Frau ihrem Aberglauben zum Opfer. Im Volksglauben der Ostpreussen gilt ferner das Schlangenfett und die aus den köpfflosen, gehäuteten Tieren in gut verschlossenen Gefässen gekochte Brühe, die sogenannte Vipernbrühe, als gutes Mittel gegen Flechten, Ausschlag, Krebs und Skropheln. Auch in Frankreich und Italien bilden die Kreuzottern einen Bestandteil des Theriak, weshalb noch heute Tausende dieser Schlangen nach beiden Ländern eingeführt werden, obwohl es, zumal in Frankreich, viele Kreuzottern giebt.

Dr. G. Albrecht.

Eine Gedenktafel zur Erinnerung an den Aufenthalt des Königs Friedrich Wilhelm III. und seiner Gemahlin Luise ist am 4. Juli 1901 in Küstrin enthüllt worden. Das Königspaar nahm nach der Unglücksschlacht bei Jena und Auerstädt auf der Durchreise im Hause des Kaufmanns Hartwig am Markt Quartier, und an diesem Hause ist die Gedenktafel im Auftrage des „Vereins für die Geschichte Küstrins“ angebracht worden. Die aus echter Bronze von Gladenbeck in Berlin hergestellte Tafel trägt die Inschrift:

„In diesem Hause, dem damaligen Gasthofe „Zum Goldenen Hirsch“, wohnte König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise vom 19.—26. Oktober 1806.“

Dr. G. A.

## Fragekasten.

- A. Der Ausdruck Knäppner (Knäppener) für den Storch kommt vor:
1. in Lietzow bei Nauen (Westhavelland). Ich sang als Kind den bekannten Storchvers „Adelar, du Bester“ etc. in folgender Weise:



„Knäppener, du Ester, (Äster)  
 Bring mi 'ne klene Schwester!  
 Knäppener, du Luder,  
 Bring mi 'nen klenen Bruder!“

Ester ist wohl eine gedankenlose Verstümmelung des Wortes „Bester“; Luder ist für Guter eingesetzt. Es ist das zwar nicht ganz so fein; aber es reimt sich besser.

2. Derselbe Vers kommt in der mitgeteilten Form auch in Kremen vor. Man singt auch dort Knäppener und Ester!
3. In Gross-Kreuz bei Brandenburg a. d. H. heisst der Storch Knäppener.
4. In der Schwedter Gegend soll der Name Knappendräger (Knaben-Träger?) üblich sein.

Wir Jungen verstanden unter „Knappe“ einen feinen Faden oder eine dünne Schnur (häufig aus Seide), die an die Peitschenschnur geknüpft wurde und die das Knallen der Peitsche bedingte. Sie hiess auch Knappschnur.

O. Monke.

B. **Der Knäppner.** Auf die Anfrage (Fragekasten No. 5, 1899 der „Brandenburgia“): „Wo kommt der Ausdruck — Knäppner für Storch — noch vor?“ erwidere ich: Der Storch dürfte an recht vielen Orten der Provinz Brandenburg Knäppner genannt werden; sicher erinnere ich mich aus meiner Jugendzeit, dass er vielfach im Oderbruche so heisst, z. B. in der Gegend von Neu-Trebbin, Alt-Friedland etc. Knäppner würde ich mit Knappe (Knappen) zusammenbringen. \*) Knappe wird vielfach von unseren Landleuten die am Ende der Peitsche angebrachte Schleife (Schmiecke — Schmiecke) genannt, mit deren Quaste man das Knallen hervorbringt.

W. Hartwig.

C. **Die Nebenbezeichnung des Storchs** als „der Knäppener“ ist gewiss uralte und bedeutet „der Klapperer“ aus „Knäpper-Stork“; „Kläpper-Stork“ ist das hochdeutsche „Klapper-Storch“ geworden. E. F.

1. **Benagelte Stöcke.** Ein Schüler der 225. Gemeindeschule, Fritz Quast, teilt mir folgende Sage mit, welche die Entstehung des Namens der Stadt Glatz (Schlesien) betrifft:

„In Glatz stand früher in der Nähe einer Schmiede am Wege ein Holzklotz, in welchen jeder vorüberkommende Schmied einen Nagel hineinschlagen musste. Nach diesem Klotz hat der Ort den Namen Glatz (Klotz, Glotz, Glatz) erhalten.“

Die Stadt Wien besitzt noch heut in dem sogenannten „Stock im Eisen“ ein ähnliches Wahrzeichen, das früher jeder Handwerksbursche, der aus Wien kam, kennen musste.

\*) Also: Der Knappende; der ein knappendes, knallendes, schallendes Geräusch Hervorbringende.



Ich erinnere mich ferner, im Jahre 1890 beim Schlosse Altenstein in Thüringen einen innerhalb des Gitters der neuen Lutherbuche liegenden Baumstumpf gesehen zu haben, in den man viele Nägel geschlagen hatte. Es soll dies der letzte Rest der ursprünglichen Lutherbuche sein, in deren Nähe Luther auf seiner Rückreise von Worms anno 1521 aus der „Lutherquelle“ einen frischen Trank schöpfte. Man sagt dort, die Nägel habe man hineingeschlagen, damit niemand von dem alten Stamm ein Stück Holz als Andenken schnitte.

Kommen ähnliche Wahrzeichen und Bräuche auch in der Provinz Brandenburg vor?

Sie erinnern an die Sitte, Steine oder Reisigzweige dorthin zu werfen, wo jemand im Walde erschlagen wurde.

O. Monke.

2. Fr. S. Die Gefäße zur Aufbewahrung der Leichenbrandreste werden aus Blech, Holz, Terracotta, Majolika, Zinkguss, Alabaster, Serpentin, Marmor hergestellt und kosten mindestens 30 Mk. Die Aufstellungsgebühr in der Urnenhalle des Vereins für Feuerbestattung zu Berlin auf dem Städt. Friedhof Friedrichsfelde kostet 50 Mk. für Mitglieder, 75 Mk. für Nichtmitglieder, in der Treptower Park-Halle 100 Mk. bzw. 150 Mk. Eine Feuerbestattung von Berlin aus in Jena kostet ca. 425 Mk., in Gotha ca. 450 Mk. (Transport, Sarg, Leichenwagen, Einäscherung etc.). Im übrigen verweisen wir Sie an das Bureau genannten Vereins, Berlin C., Breite Strasse 5 wegen aller genaueren Auskunft.

**Segensbänder.** In dem von der Kgl. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Briefwechsel Kants befindet sich eine Stelle, worin der Philosoph von Königsberg sich dafür bedankt, dass ihm ein junges Mädchen ein „Segensband“ mit eingesticktem Glückwunsch gewidmet; er habe sich dies Band um das Handgelenk gebunden. Hiernach handelt es sich um eins der auch in unserer Brandenburgia (z. B. III. 305 flg.; V. 445 flg.) mehr erwähnten Erinnerungs-Bänder, gewissermassen um eine Unter-Art derselben. Kann der Ausdruck Segensband auch noch anderweitig literarisch nachgewiesen werden und ist er noch üblich?

E. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



## Geschichte der Strausberger Jagd.

Beitrag zur Geschichte der Stadt von B. Seiffert.

Die Jagd in dem bedeutenden Waldrevier der Stadt Strausberg stand im 16. Jahrhundert dem Landesherrn zu, und dass dies Recht von den hohenzollernschen Kurfürsten in Wirklichkeit ausgeübt ist, lässt sich nicht bezweifeln, da es durch zahlreiche Vermerke in dem noch vorhandenen ältesten Stadtbuche für die Regierungszeit Joachims I. erwiesen wird. Wie daraus zu ersehen ist, hielt sich Markgraf Johann, der jüngere Sohn desselben, von 1530—33 jährlich ein- oder zweimal in Strausberg auf, um Hühner zu schiessen; er liess dann durch seine Hofstaatsbeamten Quartier in der kurfürstlichen Herberge (dem Ablager) des Dominikanerklosters machen, vergass auch nicht, reichlichen Weinvorrath vorauszusenden, (der in Strausberg früher gebaute Wein wird wahrscheinlich nicht besonders gewesen sein), der Stadtrat liess Holz anfahren, einen Fischzug im Herrensee oder Igelpfuhl zu des Markgrafen Tafel thun, stellte ihm die Stadtknechte nebst dem Stadtwagen zur Verfügung und erwies dem hohen Gaste noch manche andere Aufmerksamkeit. Aus all diesen Andeutungen ist zu schliessen, dass es dem Strausberger Rat eine hohe Ehre und Freude war, wenn der Markgraf zur Jagd eintraf.

Mit dem Jahre 1534 brechen aber diese Besuche ab, auch im Jahresbericht von 1535 ist mit keinem Wort von Jagd oder Jagdgästen die Rede; 1536 und folgende Jahre zeigen nur an, dass Hühner nach Berlin geschickt wurden und dass der Stadtknecht mit dem Wagen bis 4 Wochen wegblieb, weil ihn der Kurfürst Joachim II. zur Schweinejagd brauchte; aber die Jagdreviere waren ganz wo anders, weit weg von hier, denn der Knecht hatte seine Herberge bei einem gewissen Sandow in Berlin, bei dem ebenfalls der hohe Rat abzusteigen pflegte, wenn er in Stadtangelegenheiten einer Citation vor den Kanzler Folge leistete oder sich am Herrentage beteiligen musste; auch lässt die Höhe der dem Knecht erstatteten Zehrungskosten die Annahme nicht zu, dass hier oder in



geringer Entfernung (einmal nur wird Tasdorf, etwa 12 km von Strausberg, genannt) die kurfürstliche Jagd abgehalten worden sei.

Indessen bis zu einem bestimmten Grade durfte neben dem Landesherrn der Rat ebenfalls „sich der Jagd gebrauchen,“ nämlich, wie das aus späteren Vergleichen erkennbar ist, die sogenannte „niedere Jagd“ ausüben; und dass der Rat, wie über andere Gerechtigkeiten, so auch hierüber eifersüchtig wachte, zeigt sich im Verlauf der ganzen, 300 Jahre umfassenden Geschichte der Jagd Strausbergs, die im Folgenden auf Grund der vorhandenen, meist ungedruckten Originalakten dargestellt werden soll.

Aus welchem Grunde der Kurfürst Joachim II. sich dazu bewogen fühlte, seine Jagd in Strausberg an Ebel von Krummensee, Erbsassen auf Alt-Landsberg, i. J. 1537 abzutreten oder richtiger, sie mit der Ebels zu vertauschen, ist nicht zu ergründen; genug, dass die Thatsache feststeht. Die Vorverhandlungen darüber wurden in Berlin geführt, der Rat und „die Gemeinde“ von Strausberg mussten doch wenigstens über den Tausch verständigt, wenn auch nicht um Erlaubnis angegangen werden. Das war aber durchaus nicht nach dem Sinn der biederen Ratsherren; dem Landesherrn gestanden sie ganz gern die Jagdberechtigung in ihrer Heide zu, aber einem Adligen? Nun und nimmermehr, das litt der Bürgerstolz nicht,\*) und so suchte man denn alle Hebel in Bewegung zu setzen, um eine Änderung in dem Entschluss des Kurfürsten herbeizuführen oder, als dies misslang, mit Hilfe des Rechts und der Rechtsgelehrten, ja sogar durch Ausweis der ältesten Stadturkunden zu bewirken, dass dem Krummensee die Ausübung der Jagd gehindert oder verkümmert würde; und was sie sonst noch dem Jagdherrn an Bosheit und Schabernack zugefügt haben mögen, kann man sich wohl vorstellen, wenn man andere Streitigkeiten des Rates (z. B. mit den späteren Besitzern des Dominikanerklosters um die Berechtigung derselben, frei Holz in der Stadtheide fällen zu lassen) zum Vergleiche mit heranzieht.

Das feindselige Verhältnis fand seinen Ausdruck zunächst in allerhand Drohungen seitens des Rates und der Bürgerschaft gegen v. Krummensee, so dass derselbe davon dem Kurfürsten Anzeige erstattete und der Rat die kurf. Weisung erhielt, so etwas zu unterlassen.

I. „Joachim p. Ugz. LG. Nachdem euch bewusst welchergestalt „wir vns mit vnserm Rath vnd lieben getrewen Ebeln von Krummensehe „der Jagt halber vorglichen, Das er hinforder an statt seiner vns zu-

\*) Es war ausserdem vorauszusehen, dass bei der geringen Entfernung zwischen Strausberg und Alt-Landsberg die Jagdgerechtigkeit durch Ebel v. Kr. weit häufiger und energischer ausgeübt werden würde, als von S. k. Gnaden, der doch nur ein bis zwei Mal im Jahr jagte.



„gestellter Jagt sich an der Jagt nach hohem vnd anderm wilde In der  
 „Straussbergischen Heiden vnd dem pawrsehe erholen vnd gebrauchen  
 „solle, Des wir euch dan hievor gnuglich vorstendiget Nhun werden wir  
 „dannoeh bericht wie jr euch sampt ewrn einwonern etlicher viel vnnutzer  
 „vnd vordriesslicher drawwort gein gedachten krummensehe vornemen  
 „vnd horen lasset, das vns dan zu keinem gefallen gereicht. Begern  
 „derhalben abermals hiemit euch ernstlich beuelhend, das jr euch vnd  
 „die ewrn ferner solchs freuels vnd furnehmens enthaltet vnd zu ent-  
 „halten vorschaffet vnd Ime an derselben Jagt kein sperrung oder eintrag  
 „thun bey vormeydung vnser vngnadt vormeint jr aber das euch vor-  
 „kurtzung darin gescheen vnd vns oder ine ansprach nicht zuerlassen,  
 „das solehs zu recht geschee, Das wir euch danach zu richten nit haben  
 „wollen vorhalten Datum Coln a. d. Sp. mittwochs nach Georgii im  
 „heiligen Ostern Anno im 37<sup>o</sup> (d. i. den 25. April 1537). —

Und wirklich glaubte der Rat, ihm sei „Verkürzung darin ge-  
 schehen;“ er wandte sich deshalb an den Magister Mattias in Frankfurt\*)  
 um Rat, und in einem Briefe\*\*) an den kurf. Rat Eustachius von Schlieben  
 bat er denselben, sich für sie beim Kurfürsten zu verwenden. Da  
 E. v. Schlieben verreist war, unterzog sich Dr. Wolfgang Ketwich\*\*\*)  
 der Aufgabe, ohne jedoch etwas zu erreichen.

\*) Die Stadtbuchnotizen von 1537 sind:

- a) 15 gr. gegeben peter ssoniken Ia ante pentecoste brywe nach berlin tho furhen vnsser jagt betreffendt —
- b) 2 gr. dem baden von franckford alsse ein Radt an mattias den magister schriff der jact halwen (jurist. Professor an der Universität)
- c) 40 gr. furtert tho Berlin dun man der iaget halwen vnd dess leen Brywess halwen von Jochim Ryken zu fordern, dat wass vp corporiss.  
 2 fl. 6½ gr. furtert Simon baruss jors schulte (? Ratsherrn) dun sy den Leen' brieff brachten vnd der iagt halwen da waren.  
 1 fl. vorthert zu Berlin als vns vnser g: h: sso ilende der jacht halben schreiff.  
 3 fl. vorthert tho dem Berlin um Joannis vnhme der jagt.
- d) ½ fl. dem Lycenciat gegeben 1 supplication zumachen vp corporis Chrij. —

\*\*) Derselbe wird im Jahr 1538 im Stadtbuch genannt: 6 gr. jors klisto geben von dem gelde also man stachius von Schlywen dy orbede brachte thu berlin — 8 gr. gegeben zu Mide vor ein pffert alss mhan Stachius von schliwen dass gelt gebracht haben. —

\*\*\*) Er war wiederholt in Strausberg: seiner geschicht an folgenden Stellen im Stadtbuch Erwähnung: 18 gr. olde Jacob wedigen dat he doctorem ketwich jegen Berlin gefuret im 26. Jare

- 1531. 4 gr magno mit einen brieff to doctor ketwig  
 12 gr paul Sidow als he den doctorem jegen Berlin furde  
 8 gr dicts Schumaker vgh Doctor kegen Berlin tofuren
- 1536. 8 fl. dem Cancellor Doctorn ketweich als ehr vnnser brief Confirmiret hat vigilia Simions et Jude (27. Oct.) zu Strausberg in domo lintholts  
 2 fl vnd 32 gr der Canceled vorzert, als man zum andern mahll gehuldett
- 1537. 2 fl. 10 gr die dem kantzler zur Zerung nach Lebuss zu Zcinde gegen 6a de-  
 positione (12 Jan.?)



Hiervon benachrichtigte er den Rat von Strausberg in folgendem Briefe:

II. „Mein freundlich dinst zuuorenn Ersamen vnd weisen pp Ich „habe ewer schrieben inhalts vernommen wil euch daruff nicht pergen, „das Eustachius von schlieben dieser Zeit nicht inhemisch ist, hab der- „wegen meinen gn. h. denn kurfursten selbst ewrnt halben (wie ihr „bittet) anreden müssen Bescheidt von seiner kfg zuerlangen Also hat „s. kfg. mir kortz diesen bescheidt gegeben Seine kfg lassen es wol „gescheen das ihr nicht kommen seit Vnd wen ihr gleich kameth vnd „ewr bedencken inbrechtet So wüthe doch s. kfg. nw mehr solchs „nicht zu andern, den skfg sich entlich\*) derhalben mit Ebel v. kr. vor- „tragen, vnd muchte skfg mit fug vnd gelimpff demselbigen nicht zu- „gegen handeln. Wollen sich auch vorsehen Nu es so weit kommen „Ihr werdet euch darinnen nicht widersetzig machen, sondern solchs „vndertheniclich nachgebenn wollet ihr nu daruber Eustachius von „Schlieben zu seiner widerkunfft auff den genommen abscheidt, weiter „ansprechen, ob er ein ander abscheidt erlangen konte stelle ich zu „ewern bedencken und gefallen, konthe ich euch auch dan sonsten vnd „forderlich erscheinen, solt an meinem guten willen nicht mangeln Dan „euch zu dienen bin ich willig. Dat. Berlin am pffingst abend ao 37 „(19. Mai) Wulffgang ketwich, Doctor vnd Cantzeler.“ —

Nunmehr versuchte der Rat, durch eine Immediat-Eingabe an den Kurfürsten seine Absicht zu erreichen; diese lautet:

III. „Durchluchtigster Hochgeborn Gnedigster kurfurst vnd Her „Vnssere vnderthenige gehorsame pflichtwillige Dinst seint E k f g „allezeit voran bereit Gnedigster Here Als wier dan vnssere erbhuldunge „mit hitzigem begir E k f g gethan, In bewessen Durchluchtigen Hoch „vnd wolgebornen Hern fursten Graffen und Ritterschaften, sso E k f g „Im Zugk Im konnigreich zw polen\*\*) zw eren gezcagn, vnd gedienet, „haben vns zw der zeit E k f g gnediglich zugesaget, alle vnssere „priuilegien vnd gerechtigkeiten zuconfirmiren, vnd whar etzliche ver- „rucket weren wedderumb zurefundiren Daruber vns E k f g auch brieff „vnd Sigell gnediglich geben haben, vnd nochmals im negstvorgangen

Ausser diesem Kanzler wird noch als solcher erwähnt „Her Nickel Schlywen“:  
 1533. 6 gr. vorthert als man nickel (mit dem Gesinde (v. g. h.) nach Berlin gefuret  
 1537. 12 gr hat Michel vortheret als he Nickel schlywen nach Berlin furethe  
 7 gr vorthert ditz als her furde her Nickel schlywen nach Berlin auff ascension  
 1541. 4 gr michil als das pferdt nach Berlin dem kantzeller Nickel gebracht  
 31 gr zur writzen vorzert, vor furlohn als man dem schantzler das pfert hat  
 gekoft —

\*) bedeutet hier „endgültig.“

\*\*) Stadtbuch: „1535: — als v. g. h. nach polen zog. 1538: kuentze 16 gr ge-  
 geben alss er mit vnss. g. h. zu krakow zur koste war. 1538: 1 fl. dem wagenknecht  
 mitgegeben als v g h den czogh nha den konig thetten.



„lanttag allen stenden E k f g kurfürstenthumbts gnediglich angezeigt  
 „whne ymants an priuilegien ader rechtigheiden vorkortzet, woltent  
 „E k f g den oder die gnediglich horen vnd nyemant von seinen ge-  
 „rechticheiten vnerkantes rechten entsetzen lassen des sich on Zweifel  
 „E k f g gnediglich wol zu erinnern wissen trostlichs erhoffens Darvff  
 „wier vns vilemols beclaget, wie das sich Ebel von krummensehe vff  
 „vnser heiden in der Jagt Ingelassen in besorgunge seyns-seiner erben  
 „vnser vnserer nachkommen vnuerwintlichen vnfalls. Dieweil er  
 „vnd zwart seine Jegere vnd knechte jtz bereit mit abhowunge vnd  
 „vorterbunge vnserer holtzungen (was ist denne in kunftigen Zeiten zu-  
 „besorgen) sich immer weiter inbissen, wie wier dan allen besorglichen  
 „vnfall hirbeuorne E k f g haben angezeigeth Deme allen also furzu-  
 „kommen haben wir vns auch vndertheniglich erbotten sso etwas wiltprat  
 „vff der heiden gespurt E k f g anzussagen darzw mit lieb pferde vnd  
 „wagen als die gehorsame zudienen Bitten derhalben nochmals vmb gots  
 „willen E k f g wollen vns bei vnser alten hergebrachten rechtigheiden  
 „gnediglich bleiben lassen, vns darbei schützen vnd hanthaben Das  
 „wollen wier mit lieb vnd gud als die gehorsame vndertheinge vmb  
 E k f g zuuordienen allezeit willig seyn

„E k f g vnderthenige Burgermestere vndt Radtman zw Strausberg“ —

Allein der Kurfürst änderte seinen Entschluss nicht, und nunmehr betrat der Rat den Weg der Selbsthilfe, indem er Ebel v. Krummensee die Jagd untersagte, bis der nächste Herrentag in dieser Sache entscheiden würde:

IV. „Unssere fruntliche Dinste zuuorne Gestrenger vnd Ernfeuster  
 „gunstiger frunt vnd Nagebur wier haben euch hirvar vilmall geschriben  
 „vnd vffs allerfruntlichsten vormanet vnd gebetten euch vnser jagd (die  
 „wier von fursten zw fursten ruhelig gehabt vnd gebrauchet) zu ent-  
 „halten, mit anzeigung was euch vnd ewern erben vnss vnd vnssern  
 „nachkommen, gezengk vfrubr vnd vnfall in kunftigen zeitten darauss  
 „erwachsen muchten, hetten darumb voll verhoffet, Ir soltent sulchs, als  
 „eyn Christlicher Rittermessiger Edelman (dem nicht geburt fromde  
 „guttere zubegiren) tieff behertziget haben, vnd vff vnser beruffung vff  
 „keiserliche constitucion\*) vnd erbiedunge vff rechte erkantnisse kur-  
 „furstlichen gnaden prelaten mannen vnd Stedten stilgehalten vnd be-  
 „ruhen haben lassen, sso werden wier aber bericht Das ir sulchs alles  
 „vorachtet vnd euch also in vnser heiden insetzet vnd jaget Bitten  
 „nochmals gantz fliessiglich vnd fruntlich Ir wollent bis vff zukunfftigen  
 „negsten gemeynen Herntag stilhalten, wes vns denne ader euch zw  
 „ader ab erkant wurde müssen wier gescheen lassen Whue ir aber  
 „darvber mehr in vnssern holtzen jagen wurdent, Das wier vns zu euch

\*) Ursprünglich war Wald-, Forst- und Jagdregal auch kaiserliches Recht. vgl. W. Fischer, Gesch. d. brand. preuss. Staaten, Berlin, Verlag von K. Heyman (1838) S. 544.



„nicht vorhoffen, sso werden wier genottigt vns des irstlich jegen god  
 „dem almechtigen vnd sunst vor k f g prelaten mannen vnd steden vnd  
 „ydermenniglichen zubeclagen Dass wier doch sunst vngerne gedencken,  
 „vil weniger thun wolten Dan villieber mit euch nagburschafft zuhalten  
 „wollen wir allezeit geflissen seyn Datum Strausberg am fritage nach  
 „Martini Ao im 37. (16. Nov.) Burgermestere vnd Radtman zw Straus-  
 „berg.“ —

Bei dieser „Vertröstung“ auf den Landtag scheint es geblieben zu sein, denn 3 Jahre später noch macht Ebel von Krummensee dem Rat den Vorwurf, dass er gar nicht auf Förderung der Sache bedacht sei. Freilich meldet das Stadtbuch, dass man 1538 von Berlin aus Boten nach Brandenburg geschickt hat, „um Brandenburgisch Recht zu holen in der Jagdstreitigkeit;“ aber weder ist die daher erteilte Antwort erhalten, noch sonst ein zur Sache gehöriges Schriftstück aus dem Jahre 1539. Die Ansicht des Rates, der Kurfürst habe kein Recht, seine Jagdansprüche einem andern zu übertragen, stand aber bei jenem so fest, dass er sich nicht scheute, wie es scheint, nun seinerseits die ganze Jagd für sich allein zu verlangen, nicht blos die niedere, sondern auch die hohe; denn Ebel von Krummensee muss sich in irgend welcher Weise beeinträchtigt gefühlt haben, so dass er sich am Ende des Jahres 1539 beim Kurfürsten beschwerte und dieser Abgeordnete des Rates nach Berlin citierte.

V. „Joachim pp vnser Radt vnd lieber getrewer Ebell v. Kr. hatt  
 „sich gein vns vber euch der heiden halbenn beclagtt, Domit wir aber  
 „derwegen grundtlich bericht bekommen mugen Begern wir, wollett  
 „nechst kommenden Donnerstags schiersten etliche aus ewrn mittel  
 „gantz fruhe alhier einzukommen verordnenen, vnser gemuth vnd meynung  
 „zuoornemen vnd abschieds zugewarthen, ye nicht aussenbleibtt ver-  
 „lassen wir vns zu gescheen Dat. Coln a. d. Sp. am Abendt Johannis  
 „anno 39.“ (26. Decbr.) —

Anfangs Januar sind dann wirklich zwei Abgeordnete in Berlin gewesen; sie erhielten „8 tage frist, sich mit irer gemein eintlich davon zubereden vnd entschlüssen.“ Wie dies geschehen ist, und welchen Eindruck der kurf. Bescheid auf die Stadtgemeinde gemacht, davon berichtet folgende Bittschrift des Rates, die also ins Jahr 1540 zu setzen ist:

VI. „Durchlauchtigster pp — — — können wir E k f g vn-  
 „teniger meynung darauff nicht vorhalten.

„Als wir mit der gemeine nach allen fleiss douon gehandelt vndt  
 „ekfg gemut vnd meynung furgehalten, Das sie solch E k f g begerenn  
 „erntstlichen vnd vnghedigen willenn mit gantz erschrockenen bekum-  
 „merthen betrubten gemuth jha schier Junck vnd Alth mit weinenden  
 „augen vernommen vnd aufs hochst darhin beschwerht haben — — —  
 „E k f g wolthen doch mit barmhertzigem gemutht bedencken, das wir



„hieuor arme leuthe sein vnd vber vnssere vermögen mit grossen hun-  
 „gern vnd kumern das ietziige schoss (doch willig) aufbracht vnd geben,  
 „vnd in dem vnd andern jhe vnd allewege als die gehorssamen vnd  
 „vnderthanen ertzeigt haben vnd furder gerne thuen wollen auch gne-  
 „diglich ansehen, das wir mit solcher Heiden vnd jagtt weiland bei  
 „Marggraffen Otten Zeitten (welcher wie auch ettliche andere Marg-  
 „graffen nach imbe zu Strausberg ihren furstlichen sitz vnd wohnung  
 „gehabtt haben auch aldo mit seiner G. gemahel die auch eine königin  
 „von Dennemarck geweshen Anno 1267 vorscheiden noch begraben  
 „liggenn\*) gnediglich begabt\*\*) worden sein — — — E f g wollens itzt  
 „ihe darzu nicht kommen lassen, das die Arme stettthe solcher ihrer  
 „begnadung vnd gerechtigkeit benommen vnd domit dem Adell vnder-  
 „worfflich gemacht werden konthe. Darbey ein gemein mit grossen  
 „wehklagen vnd vntrostlichen bekummernuss bedacht, das yhme solche  
 „benehemung fur allen andern Stetten allem Adell gantz landt jha in  
 „alle welt, wo man horen vnd erfahren wurde, Als die keine andere  
 „vrsach darvmb e. k. g. solch solcher begnadung entzetzen vnd nehmen  
 „wolt muht oder kundt, Dan das wir ein gross vngehorsam vnd vn-  
 „ehrlich stuck vnd thatt wieder e. k. g. begangenn hettenn, nicht erdenckenn  
 „noch glauben konthenn, zu vnauschleusliger\*\*\*) bösser nachsage, schmae  
 „vnd vnehr auch vnuorwintlichen nachteill vnsern kindern ausgelegt — —.“

Die Entscheidung des Kurfürsten kann keine andere gewesen sein, als die: die Strausberger hätten sich der Jagd zu enthalten; das bezeugt die vorige Supplikation, das geht auch aus den nächsten Briefen Ewalds von Krummensee aus den Jahren 1541 und 1542 hervor.

VII. M. fr. D. z. E. w. g. N. u. g. fr! Ihr wist euch sonder czweiffell  
 „zuoorynnerenn, das mein G. h. der k. f. meine Jaget hat vonn mier  
 „haben wollenn dar mich denne sein k f g mit der Jaget auff ewer  
 „heiden wider stat hatt. Nhu vormerck ich ahn euch, das ihr sollichen  
 „frimarek k f g nicht gesteen wolt. Darczu habe ich euch seleber Auch  
 „durch meine fetteren vnnd freunde lassen sagenn, Ir mocht die sache  
 „forderenn, Darmit ihr die Jaget so ihr k f g nicht gestendich sein wolt,  
 „wider bekemet, Unnd ich die meine so ich dar vor gebenn habe, Auch  
 „habt ihr mich auff diessen Landtagk zu fordern vortrost, habe aber

\*) Dass den Ratsherrn hier mehrere geschichtliche Irrtümer untergelaufen sind, habe ich in meiner Untersuchung über das Dominikanerkloster nachgewiesen. Vgl. Brandenburgia VII, 4. S. 127 ff.

\*\*) Der Lehnbrief aus Markgraf Otto III. Zeiten ist nicht mehr vorhanden; das älteste urkundliche Verzeichnis der städtischen Freiheiten, von Ludwig dem Römer d. d. Strausberg den 18. Jan. 1354 gegeben, sagt: „— — Vortmer was sie haben bynnen ire veltmargke bie vnser vorgeantent stat an holtze an wassern an grase an garten das das ire sei als sie das vor gehat haben —“ (Riedel I, 12. Strausberg Nr. 12) von Jagd kein Wort!

\*\*\*) soll wohl heissen: „zu unauslöschlicher.“



„noch von meinem g h keinen bescheit, ob ich meine Jaget soll wider  
 „zu mich nemen vnd ewer heiden vnbeyagett lassen, Diweil ich dan  
 „allen gelympff gesucht vnd gerne gesehen hette, ihr hettet die Jaget, so  
 „ihr vormeint die Ewer zu sein behalten, Diweil ich aber mercke, das  
 „ihr ewer eigen sache nicht fordern wolt, So habt ihr zu bedencken,  
 „ich habe erwe vnd lehen vmb solche jagett geben vnnnd vnser g. h.  
 „der k. f. hat mier solche jaget auff ewer heiden wieder alsse von der  
 „ssein abgetretenn, Das ich bey k. f. g. mues ahnregen lassen, Das ehr  
 „mier der jaget geruchlichen gewere, Damit ich sollicher vnbillichen  
 „auff lage so mier von euch begegenn mocht vberhabenn sein. Ir solt  
 „es dar fuer achten, wen ihr meine nachparenn so guet nicht werett,  
 „ich wolt so lange nicht den gelympff mit andernn gesucht habenn,  
 „Also mit euch. Bitte hierauff alle halben ewer schriftlich ahntwortt.  
 „Euch sonst gonst vnd willen zu beweisen, findet ihr mich willig

Datum Alten Lantzbergk Dinstages nach Quasimodogeniti anno im  
 40 jare. (6. April)

Ewalt v. Krumensee auf Alten Lantzbergk

VIII. „M. fr. Dinst allezeit zuvor: Ersamen vnnnd wissen, lieben  
 „Nachpernn. Ich werde bericht, wie yr auff ewer heiden geiaget solt  
 „haben nu ist euch bewust, daz euch der k f aldaer kein Jaget gesteet  
 „Auch wist ir das mier soche Jaget von wegen k f g also gestaet sey.  
 „vnnnd euch bey einer hogen pene bieten lassen das ir mich ahn der  
 „jaget kein vorhinderunge thuen solt. Nu ist mir warlich mit ewern  
 „schaden wenigk geholffen vnde habe alle wege bey euch den gelympff  
 „gesucht vnd ich vormercke das ir mein gelympff suechen in vorachtunge  
 „ahnemet, derwegenn werde ich gedrungen solches ahn k f g gelangen  
 „zu lassen, wenne euch denne ein schade daraus entstende, so wil ich  
 „in deme entscholdigt sein, habet ir aber ein solchs zu jagen ein befelch  
 „von k f g, kunt ir es wol ane schaden sein. Bitte des ewer ahntwort  
 „— Dat. alten Lantzbergk ahm abent marie verkundunge anno 15 im  
 „41 jare (24. März) Ewalt von krummense

Erst im Jahre 1543 ist die Untersuchung, wie es scheint, auf Befehl des Kurfürsten, in regeren Fluss gekommen;\*) wenn der Strausberger Rat S. k. Gn. durchaus nicht die Jagd zugestehen wolle, so sollten sie doch ihre Berechtigung nachweisen, sowie die Briefe, welche sie angeblich von Joachim I. und dem Markgrafen Joachim hierüber hätten. Das geschah, und alles einschlägige Material wurde mit folgendem Begleitschreiben abgeschickt:

\*) Ewald von Krummensee war, wie aus dem Schriftstück vom 18 März 1543 hervorgeht, inzwischen verstorben, und den Erben gegenüber glaubte wohl der Rat, den kurfürstlichen Befehl ignorieren zu dürfen.



IX. „Durchlauchtigster pp Gnedigster here. Als wier dan etzliche  
 „mall E k f g vnser Jagt halben mit vnderthenigen bitten ersucht haben  
 „E k f g mhermall vns durch den Cantzler lassen ansagen vnssere be-  
 „gnadunge vnd friehedunge schier furzutragen haben wier etzliche der  
 „eldesten priuilegien copieren lassen die wir hirmit E k f g vberreichen  
 „Welche auch von fursten vnd fursten hochloblicher Dechnusse auch  
 „itzt zum newesten von Ekfg Confirmiret seint Darvff wier vns aller  
 „begnadungen vnd friehetten so lange jare ruhelich gebraucht Es  
 „haben vns auch der Durchluchtigster Hochgeborner kurfurst E k f g  
 „here vater Hochloblicher Dechnusse zw irer k f g Zeit geschriben Das  
 „wier in keine wege vns inlassen solten mit ymants vmb die helfft zu  
 „jagen dan allein vor vns Alsdan Nickel Zierer sich wol weiss zuer-  
 „inneren Der auss kfg befelhe sulch brieff an vns geschriben hat Bitten  
 „derhalben mit vnderthenigem flisse Ekfg wollen vns bei vnssere alten  
 „hergebrachten possession gnediglich bliben lassen vns darbei schutzen  
 „vnd hanthaben Als vns Ekfg in Ekfg Confirmation vnd sunst etliche  
 „mall neben den andern Stedten gnediglich zugesaget Das wollen vmb  
 „Ekfg mit vnssere schuldigen pflichtwilligen Dinsten vngespart liebes  
 „vnd guttes zuuordienen allezeit willig seyn Dat. Strausberg Am Dinstag  
 „nach Invocavit im 43. (13. Febr.) Bürgerm. vnd Radtmanne zw  
 „Strausberg.“

Schon nach einer Woche traf der Bescheid ein:

X. „Joachim p. Ugz. LG. wir haben ewer schreiben belangende  
 „etliche Jagten vernommen vnd wissen vns zuerjnnern was wir hievor  
 „in derselben sachen an euch geschriben bey dem wirs nochmals wollen  
 „bleiben vnd beruhen lassen wolten wir euch hinwider jn antwort nicht  
 „vorhalthen Datum Coln a. d. Sp. Montags nach Reminiscere ao 43.“  
 (19. Febr.)

und unmittelbar darauf ein zweiter:

XI. „Joachim p — — Wir haben ewer abermals ansuchenn vnd  
 „copei der priuilegien der Jagt halben Inhalts vornommenn vnd wie-  
 „woll wir in solchen priuilegien kein wort vonn der Jagt finden so  
 „wollenn wir doch dasselbige auch nicht mit euch disputirn sondern  
 „lassens in dieser sachen bei dem bescheide so wir euch zuuor geben  
 „lassenn — — Datum Coln a. d. Sp. Dornstags nach Reminiscere 43.“  
 (22. Febr.) —

Darauf antwortete am 18. März 1543 der Rat:

XII. „Durchluchtigster p wier haben E k f g schriben vnser Jagt  
 „halben vndertheniglich empfangen vnd inhalt vornommen Das E k f g  
 „anzeigen Das in vnsern priuilegien (der wir E k f g warhaftige copien  
 „zugestalt) keyn wort von der Jagt befunden wirt etc. So melden doch  
 „dieselben das vns die wasser vnd heiden mit allen gnaden und ge-  
 „rechtigheden von den kur vnd landesfursten hoch loblicher gedechtnusse



„vorlehenet seint Darvff auch vnser varfahren von der Zzeit hero bis an  
 „vns vnd wier hernach solche wasser mit begnadunge der vischerie vnd  
 „die heiden mit der begnadunge der Jagt ruhelich one alle insperrunge  
 „gebreuchet vnd were vns eyn hoch besweren das wier E k f g der-  
 „halben sso ofte betlich ersuchen solten wen wier vnsern eydt den wir  
 „god dem almechtigen E k f g vnd disser Stad gethan haben, wusten  
 „mit guttem gewissen reyne zubewaren. Dieweil vns aber E k f g in  
 „gegenwardigkeit allen den von Stedten gnediglich zugesagt das E k f g  
 „Ebeln von krummensehe Zeligern sso vil vnd auch mehr an der Jagt  
 „nachgegeben als E k f g vff vnser vnd allen den von Stedten Heiden  
 „auss hoher vbericheit mechtig weren wier solten aber vor vns auch  
 „jagen vnd vnser Jagt derhalben vnentsatzt seyn Als sich kersten  
 „Matteus burgermeister zw Brandenburg der vnser besweren angetragen  
 „Die von Berlin Coln vnd andere Stedte woll zuerynnern wissen, Wil  
 „vns solche gnedige zusage darzw der grosse vnfall\*) den wier E k f g  
 „oftmals angezeigt vnd alle vnser Nachkommen erwarten müssen, auch  
 „vnser gethaner eydt nicht ruhen lassen Vnd bitten noch mit vnder-  
 „tenigem fliesse E k f g wollen als eyn hochloblicher kurfürst vnd be-  
 „lieber der gerechticheit vnser mannichfaltig betlich ansuchen in keynen  
 „vngnaden nemen vnd darneben gnediglich behertzigen das wier das  
 „gantze vnd alle jar von wegen E k f g zw Rathause mit grossem  
 „vorderb vnser Narunge sitzen, die schosse von der armudt extorquiren  
 „müssen one alle besoldunge\*\*) wollen vns der begnadunge der Jagt  
 „vnuorschultz nicht entsetzen vnd andern zustellen, vns darbei lassen  
 „hanthaben vnd schutzen Des seynt wier pp Datum Strausberg am palm-  
 „tage im 43 jar (18. März) Burgerm. vnd Ratm. zw Strausberg. —“

Doch es half dem Rat alles nichts, er musste sich den lästigen Nachbar gefallen lassen; er hatte, was er erstrebte, allein neben dem Landesherrn jagen zu dürfen (und — wenn dieser nicht wollte — überhaupt nur allein) urkundlich nicht bekräftigen können, vielmehr die alten Privilegien und Briefe nach Willkür gedeutet; da ist es fast als eine Ironie des Schicksals aufzufassen, dass mit derselben Waffe der will-

\*) Dieser grosse Unfall ist jedenfalls der Waldbrand ao. 1531; Angelus Ann. March fol. 320 berichtet darüber: „Anno 1531 Freitags nach Johannis Baptistä ist das Bötzwische Bruck im Strausbergischen Walde angesteckt worden, vnd dieweil damals ein dürres Jahr gewesen, ist ein Erdfeuer daraus worden, welches man in 7 wochen nicht hat leschen können, dass also die Holtzunge dadurch sehr verbrand vnd verdorben, vnd der Stadt ein grosser Schaden entstanden.“

\*\*) Das ist etwas übertrieben, ausser der Niessnutzung verschiedener Hufen, Wiesen und Gärten, gehörten auch z. B. die „Brake- oder Strafgelder“, die für damalige Zeiten bedeutend höher bemessen wurden als verhältnismässig heutzutage, „zu der Herren Besoldunge“, die sogar im Stadtbuch ausdrücklich erwähnt wird.



kürlichen Interpretation einer Urkunde 5 Jahre später der kurfürstliche Rat Joachim Flanss, dem der Kurfürst am 10. August 1545 das säkularisierte Dominikanerkloster „mit allen ein und zugehörungen, Gnaden und Gerechtigkeiten,“ geschenkt hatte, gleichfalls das ius convenandi beanspruchte und jedenfalls auch ausgeübt hätte, wenn nicht der Kurfürst es ausdrücklich verboten hätte:

XIII. „Joachim p. — — Zum letztenn, so uiel die Jagt bei euch „betrifft, haben wir, so uiel wir daran berechtigt, alleiné den krummen- „sehen vorgundt, vndt denn flanssenn nicht, dorumb dorfft jr auch die „flansse dazu nicht gestattenn — — Dat. Coln a. d. Sp. Dinstags nach „Ursule a. d. im 48 — (23. Okt.)“ — — — — —

Vom rechtlichen Standpunkte war also die Angelegenheit endgültig abgethan, keineswegs jedoch damit zukünftigen Verwicklungen und Häkeleien vorgebeugt; so wenig heutzutage Jagdnachbarn friedlich, d. h. ohne den geringsten Neid und Tödt, neben einander auskommen können, um so weniger war dies nach Lage der Zeitverhältnisse im 16. und 17. Jahrhundert möglich. Und so begegnen wir denn auch in den folgenden „Jagdgeschichten und -Streitigkeiten“ auf der Seite des benachbarten Adels dem Bestreben oder richtiger der junkerlich-übermütigen Anschauung, dem Bürger auch ohne jede Berechtigung in sein Eigentum greifen und Mutwillen verüben zu dürfen, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen werden zu können; wohingegen der Rat, als der vereidete Vertreter aller Stadtgerechtigkeiten, in zäher Beharrlichkeit, gestützt auf Brief und Siegel, in der Stellung des Verteidigers verharret, nur hin und wieder zum kühnen Angriffsstreich ausholend.

So verklagte im Jahre 1573 der Rat die Gebrüder „Chistoff und Friedrich die Pfule,“ weil sie dem Windmüller des Rats auf Strausberger Grund und Boden Jagdnetze abgenommen und unbefugter Weise auf der Strausberger Feldmark gehetzt hatten, noch dazu in „verbotenen vnd der Saath Zeit.“ Beim Verhör vor dem kurf. Kammergericht, Mittwoch nach Trinitatis (24. Mai), erklärten sie einfach, sie hätten zu letzterem vom Vater her ein Recht und der Müller habe auf ihrer Feldmark Netze gestellt. Da sie ihre Berechtigung nicht nachweisen konnten, so erging der Abschied: „sie sollten sich des Jagens und Schiessens auf der Strausberger Feldmark enthalten und dem Rate des Müllers Netze zurückgeben, letzterem jedoch verboten sein, die Pfulsche Feldmark mit Netzen zu betreten.“

Sie liessens aber nicht, gaben die Netze nicht und jagten ruhig weiter, so dass auf eine erneute Beschwerde beim Kurfürsten Johann Georg dieser dem Rat die Vollmacht gab, den Pfulen auch ihre Netze zu nehmen „vnd das dartzw thunn, was zw erhaltung gemeiner Stad „gerechtigkeitt sich eigendt vnnnd geburtt, Euch auch des Müllers ge- „nohmmenne Netze wieder lassen zustellen, Dan wir nicht bedacht



„Ihnen Ihre muthwillenn zugestattenn — —“ (d. d. Jegerspurgk d. 29. Nov. ao 76). Der Mutwille wurde aber noch grösser; Fritz Pful zu Gilstorff erlaubte sich die grössten Injurien gegen die beiden Bürgermeister Hans Pulmann und Andreas Lindholz und stiess höchst feindselige Drohworte aus, die der ganzen Bürgerschaft galten. Ein sehr ungnädiges Penalmandat\*) des Kurfürsten, d. d. Cöln a. d. Spr. Freitags nach Esto michi ao. 78 (14. Febr. 1578), machte dem adligen Herrn den Standpunkt, welchen der Kurfürst in solchen Dingen einnahm, zur Genüge klar: „Es sei,“ so heisst es darin, „dem Churfürsten wohl erinnerlich, dass nicht nur die verordneten Cammergerichts Räte so verabschiedet hätten, sondern auch er selbst ihm zum öfftern mit Ernst anbefohlen habe, sich des Jagens und Netzstellens auf der Strausberger Feldmark zu enthalten, bis er es mit ordentlichem Rechtsspruch wider den Rat erstritten hätte; er selbst habe auch denen von Strausberg erlaubt, alles das zu thun, was sich zur Erhaltung ihrer und der Stadt Gerechtigkeit eigne und gebühre. „Wenn du vns trotzdem nicht gehorsam erzeigest, als du zu thun schuldig, und denen von Strausberg wider Recht vnd den Kayserlichen Landtfrieden die Gerechtigkeit mit gewalt abdrängst vnd sie auf freyer Strasse zu überfallen bedrauwest, gleich als hätten wir weder Gericht noch Recht im Lande, vnd das du deines Gefallens handeln vnd Gewalt vben muchtest, das hat vns zum höchsten missfallen.“ Da er nun als Landesfürst sich schuldig sei, einen jeden bei seinen Rechten und vor Gewalt zu schützen, so befehle er hiermit dem Fritz Pful, „bei 500 Thl. unnachlässiger fiscalischer Straffe,“ sich nicht allein an denen von Strausberg nicht zu vergreifen, sondern auch den früheren Geboten nachzuleben, sowie endlich sich mit beiden Bürgermeistern wegen der Injurien inner 8 Tagen zu vergleichen. Glaube er aber unschuldig zu sein, so möge er Freitag nach Judica (21. März) vor dem Cammergericht sein Recht suchen.“ — Leider ist keine Nachricht da, ob er zum Termin gekommen oder sich geändert hat. —

Die Herrn v. Krummensee ihrerseits, als Besitzer der hohen und mittleren Jagd, suchten dem Rat auch das bischen Jagdgerechtigkeit, das er in der Ausübung der niederen Jagd besass, zu schmälern, wenn's anginge, streitig zu machen und vollends zu nehmen; so wird denn fortwährend die Frage aufgeworfen und eifrigst und leidenschaftlich erörtert, ob überhaupt und wie weit die Stadt die Gerechtigkeit besitze. Eine Gelegenheit war bald gefunden, dazu gab es auch damals schon willige Denuncianten und — unberechtigte Jagdliebhaber nicht zu vergessen. Wurde doch durch Johann Georg um jene Zeit (1588) die Strausberger Schützen-gilde mit einem Privilegium von 6 freien Brauen für den Schützenkönig

\*) Strafbefehl.



begnadet, und wer weiss, ob nicht mancher der Kameraden, (wie das auch bei der letztentstandenen Gilde in den vierziger Jahren vorgekommen ist) seine Büchse lieber in der Heide als auf der Scheibe probiert hat. Von diesen Dingen handelt die Antwort „der Burgermeistere vnd Rathmanne alter\*) vnd Newer Regierung zu Strausberg an Arendten v. Krummensehe zu Dalewitz erbsassen“ d. d. 16. Okt. 1590: „— — Was euch „berichtet, dass Burgere von Straussbergk vf der heide mit Rhoren „gegangen vnd nach wildt bradt geschossen haben sollen, ist ein vn- „grundt; der euch das hinterbracht, hat, wie man saget, ein Putterbrodt „zuverdienende gedacht. Wenn darauff geschossen, aber niemand ge- „sehen worden ist, so haben das die Röbell von Eggersdorff oder sunst „jemandt von Landsberg gethan.

„Das ihr aber auch schreibt, vnsern Bürgern\*\*) zu vermeldende, „damit ein Jglicher sich hinfuro vf der heyden enthalten, dasselbige „können vndt wissen wir nicht zu thuende, aus vhrsachen: wie ebell „v. Krummensehe die Jagdt, nach dem hohen wilde vf vnser der Stadt „heyden von Chf. Gn. abgetretenn, Ist vns dz niedrige Wildt bradt als „Schweine, Hasen, Rehe, vnd Füchse etc. zu jagenn vnd zu schiessen „frey furbehalten worden. Inmassen wir vns dan dessen auch vor der- „selben zeitt, ehe der Tausch mit der Jagdt geschehen, auch nach der- „selben zeitt, bis vf diese Stunde geruiglichen gebrauchet haben, vnd ist „vns auch aus diesen vhrsachen von Christoff von Krummensehen sehl. „niemahls gewerett oder verbotten worden, sondern gerne gegündt worden. „Ohne was vns nach seinem Absterben von Euch wiederfahren, Darumb „wissen wir von derselben vnser alten Gerechtigkeit vnd von so vielen „Jahren geruhiglich hergebrachten Gebrauch der Jagdt, nach den Nie- „drigen wilde vf vnser Stadt heyde zu jagen vnd zu schiessen, nicht „abzustehenn, Das hohe Wild aber wollen wir Euch wohl zufrieden „Vngejagett vnd Vngescheuwett lassen. — — Wan Christoff van Krum- „mensehe sehl. nicht gewust hatte, dass dies zu recht besteht, dan hette „er vns das niedere Wild wohl nicht vorstattet vndt zugelassen.“

Auf die weitere Drohung v. Krummensees, er werde bei Chf. Dchl. beantragen, dass ein kurf. Heidereuter nach Strausberg gesetzt werden solle, der den Unberechtigten etwas auf die Finger sähe, antworten sie: „das müssten sie sich ebensogut gefallen lassen, wie er; sei doch die ganze Stadt Sr. Churf. Gnaden.“

\*) Bei wichtigen Beratungen wurde auch der „ruhende Rat“ hinzugezogen, d. h. diejenige Hälfte desselben, welche für das laufende Jahr von den Verwaltungsgeschäften befreit war (alte Regierung).

\*\*) Damit hatte v. Kr. ganz Recht; nur der Rat, doch nicht alle Bürger, durfte die niedere Jagd betreiben.



Mit Joachim von Krummensee, demselben, welcher 1617 das Dominikanerkloster in Strausberg erwarb, hat der Rat sich zu wiederholten Malen gerichtlich auseinander setzen müssen.

Am 8. Juni 1611 übersandte jener dem Rat ein Schreiben, welches 7 Punkte von Wichtigkeit und Bedeutung beträfe: „1. wie weilandt Churf. „zu Brandenburgk mit seinen Vorfaren ein Wechsel getroffen. 2. die „Jagd auf der Stadt Heyde mit allen Gnaden vnd Gerechtigkeit ihnen „abgetreten vnd erb- vnd eigenthümblichen zugeschlagen. 3. vnd daz „vors-dritte Sie auch die Wilttfuren\*) an vnterschiedenen örtern, nach „ihrer notturft dazu streichen vnd anlegen liessen 4 wie dan auch von „wegen das in kurzen Jahren die holtzunge ihrer heyden so dick\*\*) „worden, zw so viel desto bequemer gebrauchunge seiner Jagdt er der „wildtfuhren sehr benottiget — 6 daz etzliche der Burgerschaft aus lau- „teren zancksüchtigen vorwitz die seinigen an der neuen wildtfure vor- „hindert vnd abgetrieben — —“

Darauf antwortete der Rat am 15. Juni 1611 Folgendes:

Obwohl sie mit keinem ihrer Nachbarn in Feindschaft stünden, (das könne ihnen keiner nachsagen), so dürften sie doch nicht, wo es sich um Abbruch und Verschmälerung ihrer und der ganzen Stadt Freiheit und Gerechtigkeit handele, mit Stillschweigen vorbeigehen. Daher, was Punkt 1 und 2 betreffe, so habe man zwar viele Worte bisher davon gemacht, allein noch habe keiner den Wechselbrief gesehen, besonders „ob In genere die Jagten allesamt solten abgetreten worden „sein; den wie von vnsern vorfaren, vnd von den Eltesten Burgern „nicht allein die gnugsame Nachricht, das selbiger Zeitt Ihre Chf. G. „sich niemals mehr als der Hirsch Jagtt\*\*\*) (welche eigenthumblich nur „die Hohe Jagtt heist vnd genennet wirdt) vff vnser Stadt heyden ge- „brauchett vnd angemasset, auch ein mehreres niemals begehrett, Sondern „das auch von Churfürsten zu Churf., der Stadt vnd den Besitzern des „Closters†) die vbrigen Jagten geblieben, Sie sich deroselben fur vnd „fur gebraucht, auch von einem Herrn zum andern darauff belehnett

\*) Umgepflügte Ackerstreifen am Rande des Gehölzes, um die Wechsel des Wildes leichter zu spüren, sowie Fahrwege (Gestelle) durch den Wald; auch Wildfahre, Wildbahn genannt.

\*\*) Eine dicht gewachsene Waldung hiess daher auch: Dichte.

\*\*\*) In wiefern dies der Wahrheit entsprach, kann man durch eine Vergleichung mit der Einleitung entnehmen!

†) Auch ein Irrtum des Rates; ursprünglich gehörte zum Kloster nicht die Jagdgerechtigkeit; dieselbe ist erst, wie ich das in meiner Geschichte des Klosters nachgewiesen habe, später allmählich hineingeschmuggelt worden. S. Brandenburgia a. a. O. S. 154 ff.



„worden, dagegen wir dauorhalten, das Ihr in eurem Wechsell vnd Lehen  
 „Brieffen dergestalt nicht werdet fundiret vnd auch nicht mehr als die  
 „Hirschjagd zugebrauchen befugt sein. Inmassen J. Ch. G. auch euren  
 „Vorfaren ein mehreres nicht als Sie sich selbst gebrauchett, können  
 „abgetreten vnd vorliehen haben, wie dan in allen Lehen Brieffen diese  
 „Clausula angehenget wird „Doch jedermann an seinen Rechten ohne  
 „Schaden“

„Vnnd ob Ihr euch wohl zeitthero der andern Jagten auch etwas  
 „angemasset: So ist doch dasselbe daher kommen, das Ihr vnd eure  
 „Vatter mit denen v. Röbell, als welche die andere Jagten, wegen des  
 „Closters nebenst vns berechtigett, die hiessige vnd andre Jagten zugleich  
 „mit einander gehalten, welches auch die Stadt darumb so hart nicht  
 „gestritten, auch noch nicht gross streitten wollen.“ — — Sie sollten  
 nur ihren Wechselbrief in originali produciren, sonst sei die Stadt nicht  
 länger gemeinet, solches zu gedulden, denn es sei in omnibus actibus  
 non quod factum sit set quod fieri debuisset zu betrachten, wie dan  
 auch das jenige, was vor hundert und mehr Jahren zu Unrecht ge-  
 schehen, auch noch diese Stunde Unrecht sei, heisse und bleibe. —

Zum 3. Punkt bemerkten sie: keiner der angesessenen Nachbarn,  
 Adel und Unadel, noch die Bürger wüssten etwas davon, dass seine  
 Vorfahren Wildfuhren angelegt hätten; dieselben hätten sich vielmehr  
 des Spürens um die Heide herum auf dem Acker und auf den Wegen  
 erholen müssen; noch viel weniger werde er erweisen können, dass Chf.  
 Gn. solche hier angelegt habe, noch dass Ch. G. in dem Wechselbrief  
 solche zugesagt habe. Wenn er dies seit 5 Jahren gethan, so sei es  
 mehr mit Gewalt als mit befugtem Rechte geschehen; sie könnten nichts  
 dafür, dass das frühere Stadtre Regiment es geduldet habe, und würden  
 nicht ruhig zusehen, wenn er neue Wildfuhren pflügen lasse. — Ad. 4:  
 Sein „entzeler Nutzen“ komme gar nicht in Betracht gegenüber „der  
 „Nachteiligkeit einer ganzen Stadt. Dann wir dem lieben Gott dauor  
 „danken, das er vns mit so schöner auffwachsunge des jungen Holtzes  
 „so gnedig ist; wie dan auch, wenn das nicht wäre, vnser Stadt heyde  
 „in kurzem würde so dünn worden seyn, das sich nicht viel wildtes  
 „darauff hette halten können, vnd befindett sich hieraus greifflich, das  
 „die von euch gerumbte wildt fuhren nicht vor alters, Sondern nur sieder  
 „deme das es in vnser heyden so dicke worden, gewesen.“ — Ad. 6:  
 „Die Hinderung sei geschehen aus höchdringend unumbgenglicher Nott  
 „pro defensione nostri juris (Sintemal eine solche Gewalt von einem  
 „vom Adel einer Stadt Freyheitt noch so bald nicht wirdt wiederfahren  
 sein); es sei erlaubtes Recht, Gewalt mit Gewalt zu steuern; dazu wollten  
 sie keineswegs still sitzen, sondern sich selbst schützen. „Zweifeln auch  
 „nicht, Vnser gn. h., Inbotrachtunge, das dero selben an einer gantzen  
 „Stadt vnd dero einwohnern in vorfallenden Landesbürden vnd andrer



„Landes Nott wohl so viell als an einem entzelen vom Adel gelegen  
 „(quod tamem citra omnem injuriam scriptum sit vns bey deme, dartzu  
 „wir von alters und rechts wegen befuegett, gnedigst schutzen und vor  
 „niemande zur Vngebühr darwider beschweren lassen werden.“ —

Die Veranlassungen zu einer gerichtlichen Entscheidung häuften sich im Laufe des Winters 1611/12, und zu dem ersten Verhör, das auf den 22. Juni 1612 angesetzt war, nachdem es schon einmal auf Antrag von Krummensee's vertagt worden, hatte der Rat nicht weniger als „11 Graumina, was Ein Erbar Rat wider Jochim v. Krummen-  
 „sehe vorzubringen vnd sich zu beschweren hatt, zusammengestellt:  
 „1. will er nicht gestatten, dass des Rats Diener, ingleichen die Burger-  
 „schafft auff ihr grundt vndt boden buchsen tragen soll, wie er den des  
 „Rates Dienern auff den Kabeln 2 Rohre nehmen lassen — 2. hat er  
 „den Hirtenknecht, welcher eine Buchse in der heyden getragen, von  
 „vnsern gerichtten weg genommen vnd in seinen Gerichten gefenglichen  
 „etzliche Tage vorwahren lassen vnd ihm das Rohr genommen, auch so  
 „weit getzwungen, das er ihme die beste zwo Hunde, so er beym Vieh  
 „gebrauchet, geben müssen — 3. hat er vns mit seinen Hunden ein  
 „Zuchtschwein so zugerichtt, das es daruber gestorben, wie er denn  
 „auch das Rindt Vieh so beschädiget; will auch nicht gestatten, wann  
 „er in der heyden jaget, das der Hirte mit dem Vieh drin hüten sol —  
 „4. machet er jährlichen neue Wildt Bahnen vnd stelsteden,\*) da er  
 „dan viel Jung holtz verdirbet, wie er dan neuerlich eine Wilt bande  
 „mit Gewalt machen lassen an der Grenze (contra inhibitionem,\*\*) da er  
 „die Grenzbäume ziemlichermassen beschedigt — — 6. mehr lässt er in  
 „der heyden neue greben vffwerffen — 7. auch hat er seine Engelische  
 „hunde\*\*\*) an vnsern Stadt Hirten gehetzett, welcher sich dieselben, das  
 „sie ihn nicht verletzen, kaum erwehren können — 8. auch hat er,  
 „wie er in der heyden gejagett, mit seinen Engelischen hunden einen  
 „Burger allhier mit Namen Hans Blesendorfen seine Pferde vorhetz, das  
 „dieselben mit den Wagen, darauff 3 Fass Bier gelegen, entlauffen vnd  
 „seindt zwo Fass herunter gefallen, dadurch er an Bier grossen Schaden  
 „genommen — 9. er gebrauchet sich auch der Jagten auff vnseren  
 „eckern, wie er den vor vngefähr 14 Tage darauff gejagett vnd einem  
 „Burger sein hündelein, so er im Hause gebrauchet, zerreißen lassen —  
 „10. thutt seine engelischen hunde bey dem Abdecker zu Strausberg.  
 „Der Rat, ihn daruber zur rede gesetz zu Rathause; sagt, es seien meines  
 „Hern hunde. quod non†) — 11. hat er gar 4 reisige Pferde, gerüstete

\*) Wohl Einzäunungen, in denen das Wild beim Treiben zum Abschiessen gestellt wird.

\*\*) Trotz allen Einspruchs.

\*\*\*) Windspiele.

†) Hunde des Kurfürsten; ist aber nicht andem.



„Diener vnd einen Rüstwagen auf seinem grunt vnd boden ein-  
„gefallen\*) — — —“

Bei der Hauptverhandlung vor dem kf. Rat Friedrich Pruckmann zu Berlin am 29. August 1612 schloss sich Joachim v. Röbbell auf Eggersdorf, dem Joachim v. Krummensehe ebenfalls ein Netz hatte abnehmen lassen, dem Rate von Strausberg als Nebenkläger an: man wurde dahin einig, eine Kommission einzusetzen, die unparteiisch alle darauf bezüglichen Urkunden prüfen, Verhöre im Einzelnen an Ort und Stelle vornehmen sollte u. s. w. Zu Kommissarien wurden ernannt: „Clauss v. Barfuss und Daniel Klincke, Churf. Brandenb. Hof Raht auf des Rahts vnd der Stadt Seiten; Johan von Loben auf Blumenbergk vnd Christoff v. Beren auf des von Krummensehe vnd Sigmundt v. Gholzen, Churf. Brand. Raht vnd Frantz v. Rahtenow, Hauptman zue Biesenthall auf Jochim v. Robells Seitten.“ Inzwischen solle aber Krummensee die Büchsen an den Rat und das Netz an Röbbell abgeben!

Dies „Inzwischen“ glaubte nun jedenfalls v. Krummensee ebenso lange hinausschieben zu dürfen, bis die Kommission ihre Untersuchungs-thätigkeit wirklich anfangen würde; denn als der Rat einen Boten zu ihm nach Alt-Landsberg schickte, um die Büchsen holen zu lassen, weigerte er sich, dieselben zu verabfolgen und sandte ein Schreiben folgenden Inhalts zurück: „Er müsse sich wundern, dass der Rat gerade „heut, an einem Sonntag (9. Sept. 1612) (!) die Büchsen haben wolle; er „wäre für seine Person zwar bereit, sie ihnen zu geben, aber sein „Diener, der die Schlüssel zur Rüstkammer habe, sei verreist (!). Ferner „besage des Rats Schreiben etwas von „Scheibenpuchssen“, davon sei „ihm nichts wissendt. Sie sollten nur warten, bis die Kommission ent- „schieden habe.“ —

Da hätten sie freilich bis in alle Ewigkeit warten können; Joachim v. Krummensee war schon längst todt, da hatte die Kommission noch nichts gethan (1625). Dass es sich bei der Sache nicht um eine eigent-liche Rechtsfrage handelte, das wussten beide Teile sehr wohl, auch Friedr. v. Pruckmann hielt es blos für ein ärgerliches „getzenke“, dem möglichst bald abgeholfen werden müsste; auf gegenseitiges Chikanieren kam es ihnen einzig und allein an, und dann — die rechte Ausrede zu finden. Beklagte sich der Rat beim Kurfürsten, dass jener die Hirten während der Jagdzeit aus der Heide gewiesen habe, so meinte v. Krummensee: „er habe die Hirten nur gewarnt, vberseitt zu treiben, „damit die Hunde nicht vnter das Vieh gerahten vnd Schaden thun „möchten; wenn aber denen von Straussbergk mit solcher trewherzigen (!)

\*) Überfallen.



„auiso\*) vnd Vorwarnung nicht gedienet, könne es fernerhin wohl „verbleiben (!)“

Im Jahre 1617 kaufte Joach. v. Krummensee, wie schon oben angedeutet, das Dominikanerkloster in Strausberg von Katharina v. Röbel, geb. v. Krummensee. Obwohl nun durch kf. Spezialbefehl vom 23. Okt. 1548 den Klosterbesitzern ausdrücklich das ius convenandi mit dem Rate untersagt worden war, hatte sich doch im Laufe der Zeit durch stillschweigende Gewährung des Rates die Gewohnheit herausgebildet, dass dieselben die Feldjagd ausübten, und so erlangte Joachim von Krummensee oder glaubte er doch nun erst recht die volle, unbeschränkte Jagdgerechtigkeit auf Heide und Feldflur der Stadt Strausberg erlangt zu haben. Daher erneuern sich in diesem Jahr die Klagen des Rates über seine Willkür: „Endlich müssen wir auch dieses clagen, das vff „vnser der Stadt heiden vnd feldtmarck als deroselben eigenthumb, „neben anderen abnutzungen die Burgerschafft sich der Unter Jagdt „allewege gebraucht, worin ihnen von des Closters besitzern niemahll „eintrag geschehen, sie auch das zu thun nicht befueget Do auch der „v. Kr. vnsern heideknechten die Büchsen abgenommen, hat er doch vf „vorhergehende verhör (vgl. 1612) dieselben hinwieder ausantworten „müssen. Deme allem aber zuwieder hat der v. Kr. an itzo vffs neue „vnserm Mitbürger Andreas Stain ein Netze durch seine diener nemen „lassen, Ja er hatt auch vorm Jahre eine Neue wildtbahne in vnser „heiden vnd vber vnser äckere machen lassen, welche wir ihm keines- „weges gestendig.“ Da in Güte nichts zu schaffen sei, möchte der Kurfürst ein energisches Wort reden. Dieser entschied denn auch am 23. Okt. 1617 ganz zu Gunsten des Rates. —

Um ferneren Unannehmlichkeiten vorzubeugen, übertrug der Rat anno 1621 einem gewissen Werner v. Termow\*\*) die Ausübung seiner Jagdgerechtigkeit: „sie meinten wohl,“ schrieb v. Krummensee an den Rat, „was ein gemeiner Bürger desfalls nicht thun darf, solches durch einen von Adel mit Gewalt durchzusetzen.“ Auch diesem nahm er widerrechtlich sein Jagdnetz weg. —

Am 5. März 1625 wandte sich der Rat um Hülfe an den Notarius publicus und Wohlverordneten Richter zu Alt Landtspergk in folgender Angelegenheit: „Der Schmied Jochim Schulze habe unlängst mit einem „Netze nach einem Hasen in der Heiden gestellt, da er aber ungefähr „seine Büchse an einen Baum gesetzt und etwa ein wenig abgangen, „were des von Crummensee foget Hans krackow zugefahren und ihm „dieselbe heimlichen entwendet. Sie bäten dafür zu sorgen, wenn es

\*) Anzeige, Hinweis.

\*\*) Nach Fidicin, Gesch. d. Ober-Barnim, besass diese Familie die Rittergüter: Bruno, Klobbick, Anthteile von Hohenfinow, Termow und Hegermühle (bei Eberswalde).



„sein müsste, durch Hülfe des Landreuters,\*) dass die Büchse wieder „zurückgegeben werde, womit sie „in stehender Commission,\*\*) im „letzten Abscheid, nichts Unfügliches zu attentiren\*\*\*) veranlasst, da sie „sich in ihrer uralten und wohlhergebrachten Possession nicht turbiren „liessen.“ — Am 22. März 1625 kam denn auch der kurf. Befehl an Joach. v. Krummensehes sehl. Vnmündigen Söhnen Verordnete Vormunder: Da die Sache noch in terminis commissionis ruhe, so sollten „sie ihrer Mündlein Voigte dahin halten, damit sie den Bürgern die ab- „genommenen Büchsen angesichts restituiren.“

Es kamen die Unruhen des dreissigjährigen Krieges; besser waren dadurch jedenfalls die Jagdverhältnisse auch gerade nicht geworden; darum kann man es wohl verstehen, dass Lieutenant Hildebrand von Krummensee auff Buchholz seine Strausberger „gesamte Jagden, hohe und niedere, nach Inhalt seines Lehnbriefes“ gegen 100 Reichsthaler gutes Geld zu veräussern suchte. Am 3. Mai 1653 fertigte der notarius publicus Michael Colman den Kaufvertrag für Christoff und Joachim Dietrich v. Röbell auf Garzau aus; die Hauptbedingung für die Gültigkeit desselben, nämlich der kurfürstliche Konsens, scheint jedoch nicht eingetroffen zu sein, denn Hildebrand v. Kr. war und blieb auch weiter noch Jagdherr. Auch über ihn hatte der Rat Beschwerde zu führen: „Wie den 21. Januar (1654) c. Ritmeister Friedrich Heine v. Pful zu „Eggersdorf vnd Lieutenant Hildebrand v. Krummensee auf Buchholz „ein Schwein auf vnserer heiden gehetzt, und weil gleich die Vnsrigen „dieses ins Gesicht gekommen vnd zum Schuss gewehsen, ist solches „von denselbigen geschossen, worüber aber des Leudtnandts Crummensee Hundt, welchen sowohl als den Rittmeister, auff vnser heyden zu „schiessen oder zu jagen nicht gebühret, ist mitgetroffen oder vielmehr, „wie wir dafür erachten, vom Schwein geschlagen worden (!), worüber „den unsern Bürgern nicht alleine das Schwein abgenommen, sondern „auch einer, namens Görg Rühle, von Leudtnandt Crummensee mit „Schlägen (wie er sich solches selbst berühmet) tractiret vndt seiner „Büchsen benommen worden. —“

Friedrich Heine v. Pful war bereit, „sich gütlich und nachbarlich zu einigen und zu Clagen es nicht weiter kommen zu lassen,“ aber Lieut. v. Krummensee vermeinte noch „Recht über sich zu haben“ und liess sich beim Kammergericht verklagen. Zum 27. Januar 1654, dann

\*) Gensdarm.

\*\*\*) Während die Untersuchung noch schwebte.

\*\*\*\*) Sich unterfangen, in eines andern Rechte eingreifen.



zum 13. März vorgeladen, wusste er „Geschäfte halber“ zu verreisen; dem Rat gegenüber aber stellte er entschieden in Abrede, eine Gewaltthätigkeit ausgeübt, noch weniger sich ihrer gerühmt zu haben: „wer „weiss, wer grössere Gewalt geübt, ich oder eure Mitbürger, die mir „den Thäter, der meinen Windt, den ich vngerne verliere, zu Schaden „geschossen hat, nicht benennen wollen“; vielmehr habe er selber Schaden erlitten und fordere gütlichen Ersatz. Das Kammergericht verurteilte ihn jedoch am 10. April, die abgenommenen Büchsen herauszugeben und die Kläger auf ihrem Grund und Boden nicht weiter zu turbieren. —

Einige Jahre später ging das Amt Alt-Landsberg in den Besitz Sr. Excellenz Freyh. Gnaden von Schwerin über; derselbe brachte auch die Jagd, soweit die Klosterbesitzer (v. Röbell auf Gartzau) dazu berechtigt waren oder berechtigt zu sein sich anmassen, käuflich an sich. Als er nun vernahm, dass auch die „ganze Straussbergische Bürgerschaft“ zum Schiessen auf der Heide berechtigt sei, „in welchen Gemenge denn gedachte S. Excell. ungerne sein möchte,“ liess er sich am 8. August 1659 durch den Amtssekretär Andreas Zepernick bei dem Rate erkundigen, „ob Sr. Excell. die selbe Jagd nicht gar erhandeln könnte, weil sie sonderlich einen jeden nicht grossen Nutzen bringen kann, damit es künftig keinen Streit verursache.“ Auch den Bötzowsee möchte er, wenn auch nicht erb- und eigentümlich, so doch auf etliche Jahre wiederkäuflich erhandeln. Ob etwas aus dem Geschäft geworden ist, glaube ich mangels weiterer Nachrichten bezweifeln zu dürfen; auch dürfte folgender Zwischenfall nicht dazu beigetragen haben, den Rat bereitwillig dazu zu stimmen. Der Schwerinsche Förster schoss einem in der Heide gehenden Bürger seinen Hund tot, und der Amtsschreiber schrieb im Auftrage seines Herrn, man möchte doch lieber die Hunde zu Hause lassen, denn sie nützten nichts auf der Heide und verjagten nur das Wild, welches S. Excell. nicht gern sehen würde; nur Schäfer- und Hirtenhunde seien ausgenommen.

Im Laufe der folgenden Jahrzehnte drängen die Verhältnisse immer mehr dahin, dass dem überhand nehmenden unbefugten Schiessen der ganzen Bürgerschaft endlich gesteuert würde; was aber der Rat allein zu jagen berechtigt sei, das sollte in vernünftiger Waidmannsart gehandhabt werden. In diesem Sinne sind die folgenden Schriftstücke zu verstehen:

1. Cleve d. 18./28. Februar 1666: „— — Demnach wir vernehmen, „dass die Stadt Straussberg sich nicht allein der Jagdgerechtigkeit des „kleinen Wildpräths rühmen, sondern auch solche dergestalt miss-



„brauchen, dass ein jeder, der nur will, täglich in den Holzungen  
 „schiesset, Alss befehlen wir hiermit gnädigst, einige aus dem Magistrat  
 „selbiger Stadt nacher Berlin zuerfordern, mit Befehl, dass sie ihre Jagd-  
 „verschreibung zugleich mitbringen und produciren sollen, und weil  
 „keine Stadt, so die Jagdgerechtigkeit unstreitig hat, weiter befugt ist,  
 „alss einen Schützen zuhalten und nur dem Magistrat die Notturft  
 „schiessen zu lassen, mit nichten aber der ganzen Bürgerschaft frey  
 „stehet, dergestald das Schiessen zu missbrauchen, so sind sie zu be-  
 „fragen, wie sie solches behaupten wollen. gez. Friedrich Wilhelm. —“

2. Otto v. Schwerin an den Rat, Alt-Landsberg den 2. Sept. 1678:  
 „Vor wenig Tagen sei auf ihrer Heide ein Hirschkalb tot und mit den  
 „4 Läuften zusammen gebunden gefunden worden. Es sei schon un-  
 „längst ein Churf. Edict wegen solcher Wilddieberei ergangen; er könne  
 „deshalb nicht ferner für sie sprechen, noch entschuldigen, dass ein jeder  
 „sich unterstehe zu schiessen, denn S. Churf. Gn. solches schon längst  
 „verbieten wollen, weil diese Gerechtigkeit nicht einem jeden, sondern  
 „nur der Stadt civiliter zu gebrauchen gegeben, gleichwie keiner von  
 „Adel berechtigt sei, so viele Schützen auf seiner Heide schiessen zu  
 „lassen. Ja ich zweifle fast, dass es E. E. Rath für sich hinfüro be-  
 „halten werde, weil durch ihre Conniventz dieses herrliche Regale nur  
 „missbrauchet, und darin keine Aufsicht oder Unterscheid gehalten  
 „worden. —“

3. Potstam d. 2. Dec. 1684. „— — Nachdem Sr. Chf. Durchl. zu  
 „Brandenburg unterthänigst vorgetragen worden, was gestalt die Bürger-  
 „schaft der Stadt Strausberg sich unterstünde, auf ihrer Stadt Heiden  
 „und Feldern nach Wildbret ihres Gefallens zu schiessen, in der Meinung,  
 „dass denen Bürgern sowohl als dem Magistrat frey stünde, sich der  
 „Schiess Gerechtigkeit zu gebrauchen, daher Sie dann ihre ordentliche  
 „Bürgerliche Nahrung gar liegen liessen, und dann denen hiebevör publi-  
 „cirten Chf. gnädigsten Verordnungen solches gar zuwider läufft, Als  
 „befehlen S. Ch. D. dem Magistrat bemelter Stadt Strausberg hiermit  
 „gnädigst, sothanes angemassete Platzen und Schiessen in der Heiden  
 „und auf den Feldern denen Bürgern bey einer namhaften Straffe nach-  
 „drücklich zu inhibiren und darüber alles Ernstes zuhalten, hingegen  
 „dieselbe zu Fortsetzung ihrer bürgerlichen Nahrung anzuweisen und  
 „wieder die ungehorsame und nachlässige mit behörigem Zwang zu ver-  
 „fahren. —“

4. Potstam d. 15. Jan. 1687: Da mannigfaltige Clagen über die Art  
 und Weise der Jagdausübung eingelauffen sind, die wider alles Weid-  
 mansrecht und Manier handelt, so ergeheth folgender Befehl: „In den  
 „Städten, so einige Jagdgerechtigkeit zu exerciren befuegt sind, kommt  
 „solche zuforderst den Magisträten zu, keinem aber aus der Bürger-  
 „schaft, in betracht dieselbe ihre ordentliche Handtirung liegen lassen —“



„— Ebenfalls sollen auch die Magistrats Personen nicht vor sich selbst „und ohne Unterscheid die Jagden exerciren, sondern einen gewissen und „tüchtigen Schützen darzu halten, welcher in unsere sowohl als des „Magistrats pflichte genommen, dem Magistrat auch vermittelt einer „gewissen Instruction, welcher gestaltdt der Schütze sich zuverhalten, „kund gemacht werden soll.“ — Der Rat von Strausberg solle seinen Schützen zum 8. Februar zur Vereydigung nach Cöln an der Spree schicken, um sich beim Cämmerer und Hofjägermeister v. Lüderitz anzugeben. —

In wie weit der Rat dieser Aufforderung nachgekommen ist, habe ich nicht ermitteln können; doch steht fest, dass nach einer Verfügung von 1699 der erste „Heideläufer“ oder Förster, Namens Brocker, als städtischer Beamter angenommen wurde — (nach Perlitz). Mit dem Jahre 1708 aber kamen die Unterhandlungen wegen der Ablösung der Jagdgerechtigkeit durch den Fiskus in ein schnelleres Tempo. S. Maj. der König Friedrich erwarb nämlich um diese Zeit die Herrschaft Alt-Landsberg von der gräflich Schwerinschen Familie und fasste den Entschluss, auf der Alt-Landsberger und Strausberger Heide ein grosses Wildgehege anzulegen; dazu kam, dass die Wilddieberei wieder sehr stark zugenommen hatte. „Wir sind benachrichtigt,“ heisst es in einem Königl. Spezialbefehl vom 20. Dezbr. 1708, „dass die Bürger zu Strausberg sich unterstehen sollen, fast täglich in ihrer Stadtheide die Jagd „unzulässiger Weise zu exerciren und hauffenweise zu 10. und 12. Personen ausgingen, davon einige sich anstellten, die andern aber ein „revier nach dem andern abtrieben und also viel Reh- und schwarzes „Wildbret zu schanden schössen;“ nach dem kf. Erlass von 1687 könne er zwar die Angelegenheit einem Fiscal übergeben und die Schuldigen bestrafen lassen; doch wolle er dem Rat einen Monat Frist geben, damit sie gebührend dociren könnten, quo iure sie sich des Rechts gebrauchten und ob auch die Bürgerschaft einiges Recht habe — — „Inmittelst habt ihr euch der Jagd pfleglich durch Haltung eines forstverständigen und beeydeten Schützens zu gebrauchen, auch sonst der Jagdtordnung gemäss euch zu verhalten, oder gewärtig zu sein, dass alles Jagen euch gänzlich untersaget werden sollen. Wonach ihr euch zu achten — —“

Am 27. März 1709 kam eine abermalige, dringendere Aufforderung des Königs, da der Rat bis dahin noch nicht geantwortet hatte, und nunmehr berichtete dieser endlich, wie es sich mit der Jagdgerechtigkeit verhalte, und setzte auf Grund der alten Akten eine umfangreiche Verteidigungsschrift auf. Indes, mag man es nun auf den allgemeinen Zeitgeist oder auf die besonderen Absichten des Königs selber zurückführen — kurz es erging der Allergnädigste Spezialbefehl am 19. April 1709: „Da wir das, wodurch ihr eure Befugniss zu behaupten gemeinet, nicht „dergestalt gegründet und beschaffen gefunden, dass wir euch solche „Jagd fernerhin gestatten können, allermassen sie ohnedem vielen der



„dortigen Bürger zu allerhand Unordnung und Versäumniß ihrer Nahrung „Anlass gegeben: So sind wir doch aus besonderer allergnädigsten Consideration nicht abgeneigt, der Stadt auf andre Weise einige Gnade „widerfahren zu lassen. Ihr habt euch also darnach zu richten und „gewisse proportionirte Vorschläge aller unterthänigst zu weiterer Ver- „ordnung einzusenden. — —“ Zur weiteren Verhandlung wurde der Rat an den Oberjäger von Hertevelt und den Hoff- und Jagd-Rat Herold in Berlin (Jägerhof) gewiesen. Nach dem letzten Erlass scheint es fast, als wenn der Rat eine Ablösung der ihm zustehenden kleinen Jagd gelegentlich als erwünscht bezeichnet hat, weil er sich selbst vor der überhandnehmenden Willkür seiner jagdliebenden Mitbürger nicht mehr zu retten vermochte; zweitens ging er gewiss gern auf den Vorschlag ein, weil sich hierbei die günstigste Gelegenheit bot, allerhand „beschwerliche onera“ der Bürgerschaft und des Rats von sich abzuwälzen. Am 5. Mai 1710 reichte der Rat seine Vorschläge ein, mit der Bitte, denselben die Königl. Confirmation zu erteilen: sie betrafen folgende Punkte:

1. Dass die Stadt Strausberg zu den Wolfsjagden\*) jedesmal nicht mehr als 12 Mann schicken und solche Gerechtigkeit auf ewig confirmirt werden solle. —

2. Die Stadt Str. ist angehalten worden, wenn Ihre Kgl. May. nebst der Hofstadt durchs kgl. Amt Rüdersdorff passiren, dass sie zu Fortschaffung der Hofstadt Abfahren nach Rüdersdorf einschicken müssen, womit sie künftigher schonet zu werden bitten. Anfänglich sind zu der Zeit, da die Abfahren der Stadt angesonnen wurden, die Dörfer öde und wüst gewesen,\*\*) dass von dort keine Pferde aufgebracht werden konnten. Nunmehr aber sind die wüsten Bauernhöfe Gottlob! mit Unterthanen besetzt, und können also die benötigten Postfahren und Vorspannpferde von den Dörfern aufgebracht und die Stadt von solchem onere befreit werden. Zum andern so wachsen nunmehr auch die Dörfer unter der Herrschaft Landsberg zu, welche ebenfalls zu den Abfahren künftigher employirt\*\*\*) werden können. Denn diesen wird vor eine Meile nicht mehr als 1 gr 6  $\frac{1}{2}$  gut gethan, wir aber müssen sothane Abfahren von denen Jenigen, so angespannt haben, mieten und vor 1 paar Pferde 8 gr. vor eine Meile zahlen. —

3. Da zwischen dem seligen Grafen v. Schwerin und dem seligen Geheimen Rat v. Meinders zu Tassdorf wegen einer gewissen Hütung,

\*) Über dies Kapitel vgl. Brandenburgia VIII, 3 S. 97 ff.

\*\*) Irrtümlicherweise führt der Rat diese „Vorspannverpflichtung“ nur bis auf die Zeit nach dem 30j. Krieg zurück; dieselbe ist aber uralte und von anderen Städten der Mark ebenso gut gefordert worden.

\*\*\*) Verwendet.



so das dem Grafen damals gehörige Eggersdorf unter der Herrschaft Landsberg auf dem Tassdorfschen Felde hat, einige Missverständniß sich erhoben, so hat die Bürgerschaft ao. 1689 auf Zureden gewisser Persohnen sich ins Mittel geschlagen und dem Herrn Grafen v. Schwerin mit Schaf- und Rindvieh von Eggersdorf die Hütung auf einem gewissen orthe in der Strausbergischen Stadtheide und zwar wöchentlich 3 Tage, auf 40 Jahre verstattet, nach welcher Zeit die Hütung wieder aufgehoben werden soll. Damals war die Stadt noch sehr wüste und wenig Einwohner darin, auch wenig Vieh, und daher hat die Bürgerschaft die Hütung nicht besonders hoch angeschlagen. Nachdem aber anitzo unter I. Kg. Maj. preisswürdiger Regierung hiesige Stadt angebaut, die Bürgerschaft sich vermehrt und also auch eine grössere Anzahl von Schaf- und Rindvieh sich hier befindet, überdem auch sehr schlechte und knappe Weide ist, so kann die Commune nunmehr jene Hütung nicht mehr gut entbehren. S. Maj. möge daher den Recess aufheben! —

4. Und weil die kleine Jagden der Magistrat bisher exerciren und dann und wann ein Stück Kleinwild, um das übrige zu desto besserer Conservirung der Saat zu scheuchen, schiessen, E. K. Maj. aber nunmehr die kleine Jagd dem neu angelegten Landsbergischen Gehege beilegen lassen, wodurch dann hinkünftig das Wildprath auf hiesigen revieren ziemlich gemehret, und durch selbiges hiesigen Stadtfelde, so ohnedem nur aus sandigten Grund und Boden durchgehends besteht, ein desto grösserer Schade dürfte zugefügt werden, auch bereits, da wir uns des Schiessens enthalten, zugefügt worden, So bitten E. K. M. wir allerunterthänigst, Sie belieben sowohl zur Ergötzlichkeit und Erinnerung der gehabten kleinen Jagten dem Magistrat, itzigen und künftigen, und zwar in perpetuum jährlich etwas an Wildbrat, als Statt der vorgeschlagenen 4 Rehe, wie bereits mit den Kgl. Commissarien accordiret, zwey Schmall Thiere, und dann 4 Schweine und 8 Hasen allergnädigst zu verehren, als auch solch Wildbrat nach Gelegenheit auf den Strausbergischen revieren, aber wo und zu welcher Zeit es sonst vom Magistrat verlangt werden möchte, durch Dero Jagd Bediente schiessen zu lassen. —

5. Erleichterung im Schoss, welcher anitzo 88 thlr. beträgt. —

6. Die Taffeln „Königl. Landsbergisches Gehege“ entfernen zu lassen, es könnte für die Nachkommen höchst praejudicirlich sein; dafür sollte die gewöhnliche Aufschrift gesetzt werden: „Hüte dich für Schaden.“

7. Schliesslich reserviren wir uns nach wie vor das Eigenthumb der Heiden, die freye Holzung, Hütung, Mastung und Fischerey, auch alle und jede bisher gehabten Freyheiten und Gerechtigkeiten, dass solches uns und unsern Nachkommen ungekränckt verbleiben. — —“



Bei einer späteren mündlichen Verhandlung versuchte der Magistrat doch noch einmal, etwas von der Jagd für sich zu retten, nämlich: „die Erlaubniss, auf ihren Feldern durch einen der Stadt verpflichteten Heydeläufer Enten und Hasen zu schiessen“; indessen trug S. K. M. grosses Bedenken, dies zu bewilligen, „um allen Unterschleiff zu meiden.“ Auch auf die ersten 3 Punkte der Petition musste man „auf geschehene genugsahme remonstration und unterthänigste devotion gegen S. K. M. gänzlich abstrahiren“; der am 16. Septb. 1710 auf Jägerhoff bei Berlin abgeschlossene Rezess, den seitens der Stadt der Bürgermeister Joh. Richter und Kämmerer Crist. Schwanhäuser mit den kgl. Kommissarien aufsetzten, geht nur auf den Hauptpunkt ein, die Entschädigung durch Wildpret, und lautet kurz und bündig: „Es „übergiebt und überlässet kraft dieses Sr. Kgl. Maj. in Preussen — — „die Stadt Strausberg vor sich und ihre Nachkommen zu ewigen Zeiten „die Jagten, wie sie selbige bisshero auf ihren Stadt Feldern und „Heyden exerciren und genutzen können und wollen sich deren weder „itzt noch künfftig im geringsten ferner nicht bedienen. — Dagegen „haben S. Maj. gnädigst accordiret, dass dem Magistrat itzo und künfftig „zu allen Zeiten alljährlich 4 Stück Wildbrat und so viel Schwarzwild, „benebst Sechss Hasen von dem jedesmaligen Landjäger oder Heyde- „reuter zu Rüdersdorff geschossen und ihnen gegen Scheine eingeliefert „und damit von 1709 (von welcher Zeit Magistratus das Wildbrat ge- „schonet) der Anfang gemacht werden solle. — —“ Für die Tafeln wurde die Aufschrift gewählt: „Königl. Gehege auf der Strausberger Heyde.“

Die Kgl. Bestätigung erhielt dieser Rezess am 5. Dez. 1710, und der nachfolgende König Friedrich Wilhelm I. bestätigte ihn am 16. Aug. 1713.

Die Akten über die nunmehr folgende „jagdlose Zeit“ von 1710 bis 1848 bestehen meist aus Quittungen über das gelieferte „Aequivalent Wildpret“; doch sind auch hier noch einige interessante Einzelheiten zu verzeichnen. So musste z. B. der Rat auf königl. Befehl vom 4. Juni 1728 Wagen nach der zwischen Berlin und Spandow gelegenen Jungfernhöhe schicken, wo der König ein Damwildbret-Jagen abhalten wollte; dort sollten sie, wie auch die andern Städte, „die ihre Jagd vor ein gewisses Wildprat in Pacht überlassen hätten“, ihre Pacht auf ein oder mehrere Jahre (!) entgegennehmen. —

Die Ablieferung des Wildbrets seitens des Rüdersdorfer kgl. Försters erfolgte durchaus nicht pünktlich; namentlich gaben die Hasen



oft Veranlassung zu Klagen, „dass sie zu klein und schmutzig gewesen wären“; im Jahre 1762 waren 22 Stück Rotwild und 77 Hasen rückständig, die auf Grund richterlicher Entscheidung vom 17. April 1764 durch jährliche Mehrlieferung bis 1770 abgetragen sein mussten, ausserdem wurde der Förster „wegen seiner bisherigen Widersetzlichkeit“ zu 10 Thl. Strafe und Tragung der Gerichtskosten verurteilt. Meist behielt auch der Magistrat, namentlich seit Einführung der Städteordnung, das Wild nicht mehr für sich, sondern liess es zu Gunsten der Kämmererkasse ausschachten und verkaufen. Dies regte schliesslich den Magistrat zu dem Gedanken an, den Rezess von 1710 rückgängig zu machen; allein darauf ging weder die Stadtverordneten-Versammlung, noch die kgl. Regierung ein, wohl aber war die letztere geneigt, wenn der Magistrat auf die Lieferung des Rotwildes in natura Verzicht leiste, dafür jährlich 56 Thaler Geldrente zu zahlen; am 7. Mai 1844 trat dieser Vertrag durch Ministerial-Reskript in Kraft. —

Auch an Klagen der Bürgerschaft über das überhandnehmende Wild, namentlich die Schweine, die besonders „den Ertoffeln nachliefen“, fehlte es zu keiner Zeit; 1797 musste deswegen der Magistrat an den Oberjägermeister, Gen.-Feldmarschall Möllendorff, petitionieren; dieser wusste freilich, „da er das Wild doch nicht ganz ausrotten dürfe“, nichts Anderes, als den Magistrat seinerseits um ein Mittel zur Abhilfe zu bitten. —

Das weitaus Merkwürdigste in diesem Zeitraum ist die fast unbegreifliche Thatsache, dass man von seiten der v. Marschallschen Erben dem Fiskus das Recht, auf den Strausbergischen Revieren zu jagen, zum Teil streitig zu machen suchte, und was noch unbegreiflicher bleibt, mit einem gewissen Erfolg. Der darüber eingeleitete Prozess begann im Sept. 1783.

Der ehemalige Minister, Freiherr v. Marschall, hatte 1730 das Dominikanerkloster gekauft und 1731 wiederum an das Waisenhaus zu Potsdam veräussert, sich jedoch die Jagd, die bisher von den Klosterbesitzern ausgeübt war, ausdrücklich dabei vorbehalten. Darauf gestützt, erhoben sie Ansprüche, die sich weder durch die wirkliche Entwicklung der Jagdverhältnisse noch durch sonst irgend eine handgreifliche, zu Recht bestehende Urkunde beweisen und rechtfertigen lassen konnten. In der That entdeckte denn auch bald aus den alten Aktenstücken „betr. die Stadt- und die Klosterjagd“, das kgl. Kammergericht zu Berlin zu seinem grossen Verwundern, dass in den älteren Lehnbriefen des Klosters — nämlich 1545, 1574 — von Jagd- und Heidegerechtigkeit kein Sterbenswörtchen enthalten sei; der darüber befragte Consul dirigens Perlitz berichtete darauf im April 1790: „dass von den Röbels stets dahin gestrebt worden sei, dem Kloster Gerechtigkeiten beizulegen, die es nie gehabt; freilich sei bis 1715 von der Jagd noch



keine Spur in den sog. Lehnbriefen zu finden, da aber sei ein gewisser Valentin Ehrenreich v. Röbbell mit einem Lehnbrief gekommen, worin die hohe, mittel und niedere Jagd verschrieben stand. Das Kloster sei aber gar kein Lehen mehr gewesen, sondern längst durch Verkauf Privateigentum geworden; die Lehenbriefe seien daher nichts weiter als vom Landesherrn bestätigte Kaufverträge.“ Dies, sollte man meinen, war deutlich genug gesagt! Dass die Marschallschen Erben auf ihrem sog. Lehnbrief bestanden, kann man ihnen nicht verargen, da sie wirklich in ihrem guten Recht zu sein und ihnen allein laut des Kaufbriefes Zustehendes zu beanspruchen glaubten; mit welchen Gründen aber die richterliche Entscheidung vom 14. May 1789, die in zweiter Instanz zwar etwas umgeändert, in dritter Instanz jedoch wiederum bestätigt wurde, sich angesichts der offenbaren Thatsachen rechtfertigen lässt, ist und bleibt wohl ein Rätsel. Dem Forstamt Alt-Landsberg d. h. also der Behörde, welche die dem Könige zu eigen gehörende Jagd verwaltete, wurde als Recht zuerkannt „die Hohe-, Mittel- und kleine Jagd in demjenigen Teil der Strausberger Heide, welcher zur rechten Hand liegt, wenn man von Landsberg ab in dem Strausbergischen Wege bis an den Wegweiser, von da ab über den Schlagzoll und dann den Weg, welcher nach Garzau, Müncheberg und Buckow führet, nachgeht, (sofern dieser beschriebene tractus bereits am 4. Oktober 1662 Strausbergische Heide gewesen). Dagegen ist es abzuweisen (! und dies Recht hatte doch der Landesherr von uralter Zeit her!) mit der erlangten hohen und mittel Koppeljagd in der ganzen Spitzheide, in den Strausbergischen Cavelländern im Postbruche, im Hühnerlande\*), im Dickmantel und auf der ganzen Feldmarck.“ —

Ein höchst bedeutsamer Schritt vorwärts in der Geschichte des brandenb.-preussischen Jagdrechts geschah in dem Jahre 1848; das Gesetz vom 31. Okt. d. J. bestimmte, dass „jeder Grundbesitzer auf seinem Grund und Boden das Jagdrecht habe, jedes Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden ohne Entschädigung aufgehoben und alle darüber bestehenden Jagdverträge ungültig seien.“ Der kgl. Revierförster in Rüdersdorf erhielt dieserhalb die Weisung, von dem Tage an, wo dies Gesetz Rechtskraft bekomme, mit dem Schiessen auf Strausberger Revieren innezuhalten. Der Magistrat, nein, vielmehr nun die ganze Stadt, war wieder im Besitze ihrer eigenen Jagd; niemand, weder der Landesherr, noch weniger irgend ein adliger Nachbar konnte ihnen ferner etwas dreinreden!

Der Magistrat fragte nunmehr bei der Stadtverordneten-Versammlung an, „ob, in welcher Art, auf welche Zeit und unter welchen Bedingungen das Jagdrecht zum Besten der Kommune verpachtet werden

\*) Südlich des Marienberges gelegener Fichtenwald.



solle; da unter den augenblicklichen Verhältnissen jedem Besitzer eines einzelnen kleinen Grundstücks das Jagdrecht auf demselben zustehe, die Menge der Jagdberechtigten aber den Wert des Jagdrechts auf den Kommunal-Grundstücken sehr in Zweifel stelle, so schlage er als vorläufige Pachtzeit 1 Jahr vor; wahrscheinlich werde zu dem Gesetz noch eine einschränkende Modifikation\*) kommen, dann werde die Sache eine festere Gestalt gewinnen und einen angemesseneren Pachtzins in Aussicht stellen. Das Terrain möge man in 3 Reviere teilen: I. Alles was zur rechten Seite des Weges nach dem Vorwerk Wolfsthal und Etablissement Hohefliess liegt. II. linkerseits des genannten Weges bis zur Strasse, die von Alt-Landsberg über den Schlag nach Garzau führt. III. Alles jenseits der Garzauer Strasse. —“ Der öffentliche Ausrufer verkündete jedermann, „dass die Ausübung der Jagd in der Stadtforst und auf allen sonstigen Kommunal-Grundstücken niemanden verstatet sei; wer dagegen handle, setze sich der Pfändung und der gesetzlichen Strafe aus.“

Der erste Jagdpächter war der Cichorienfabrikant Tornow auf der Schlagmühle, der mit 15 anderen Jagdliebhabern für alle drei Reviere 92 Thl. jährliche Pacht entrichtete. Aus dem mit ihm abgeschlossenen Kontrakt ist ersichtlich, dass der 6000 Morgen betragende Jagdbezirk aus folgenden Teilen sich zusammensetzte:

„Die ganze städtische Forst, Sauwinkel-Schonung, Wiesenstück am Klostersee, Hirtenwiesen, grosse und kleine Babe, Elsterbusch, Stadtschreibergarten, das breite Luch, die Wiesenstücke am Herrensee, Tiefe Hüllen, Wiesenstück am Igelpfuhl, die dem Hirten früher zur Nutzung überlassen gewesenen Gärten vor dem Müncheberger Thor, die Bayercavel, die Bullenwiese, Wiesen auf der Lake, Straussee, Bötzwowsee, Fengersee, Klostersee, Herrensee, Igelpfuhl, Maienpfuhl, Rohrpfuhl und Papenpfuhl, die Dienstländereien des Försters Hansmann; ausgenommen sind die vererbpachteten Ländereien, das Postbruch und Vorwerk.“ — Späterhin (Sept. 1850) wurde auch die Feldmark, etwa 3000 Morgen gross, zum Vorteil der betreffenden Besitzer verpachtet; Bürgermeister Fubel behielt mit 25 Thl. das Meistgebot.

Unter den Bedingungen für die Ausübung der Jagd nimmt § 4 des Kontrakts die erste Stelle ein. Danach ist „Rot- und Damwild nur mit der Kugel, nicht mit Posten oder Schrot zu schiessen. Untersagt ist ferner das Schiessen der Hasen auf der Kirre, das Fangen der Rebhühner in Laufdohnen oder Stocknetzen, das Legen von Schlingen und Schleifen auf Feder- und anderes Wildbret (mit Ausnahme der Dohnenstieges), das Anlegen von Vogelherden, alles bei 10 Thl. Strafe.“ —

\*) Diese Modifikation bestimmte, dass nur der Besitz von mindestens 300 zusammenhängenden Morgen Ackers zur Jagdausübung berechtige.



§ 8. „Bei der Jagd auf den Gewässern ist jede Kollision mit den Fischern zu vermeiden.“

Seit 1851 wurden die 3 Jagdreviere in zwei zusammengelegt, deren jedes auf je 6 Jahr zur Verpachtung gelangt.

## Miscellen zur märkischen Volkssprache.

Mitgeteilt von R. Jülicher-Rixdorf.

In den Bänden 2—6 der Monatsblätter fand ich so manche Anregung, dass ich mir erlaube, zur Verbreitung in diesem Organ folgende kleine Beiträge als bescheidene Bausteine zu bieten.

1. Zu dem schönen Artikel „Der Storch in der Mark“ kann ich ergänzen, dass dieser Hausfreund des Menschen in den Dörfern von Angermünde ganz allgemein „Knappendräger“ (Träger) genannt wird, jedenfalls soll es „Kinderbringer“ bedeuten. Übrigens hat man in Thüringen in der goldenen Aue den „Bauerngraben“ bei Rossla, ein höchst merkwürdiges intermittierendes Gewässer, zum Ort der Herkunft der auch hier vom Storch gebrachten Kindlein gestempelt.

2. Die häufige Erwähnung der Kienäpfelbezeichnung Kuckeluren kann ich aus den Jahren 1876—1884 ganz bestimmt und allgemein für die Dörfer des niederen Fläming zwischen Baruth und Jüterbog bestätigen; ich habe sie dort ausnahmslos gehört, z. B. in Petkus, Wahlsdorf, Liepe, Buckow, Charlottenfelde, Liessen, Stülpe, Holbeck, Merzdorf u. s. w. Dies bringt mich auf noch mehrere ähnliche Volksausdrücke, die ich ordnen möchte nach zwei Landschaften:

A. Auf dem niederen Fläming.

B. Uckermark.

Hochdeutsch	Volkssprache	Hochdeutsch	Volkssprache
Kienapfel	( <u>Kuckeluren</u> ) 1.0.7.2.	Habicht	<u>Häw'k Howi</u>
Besenfriem (Sarrothmanns)	<u>Kriensch</u>	Hecht	<u>Häkt</u>
Farn	<u>Papisch</u>	Star	<u>Sprehn</u>
Schachtelhalm	<u>Kattenstärt</u>	Zeisig	<u>Ziesk</u>
Schmetterling	<u>Pläppisch</u>	Junge Gänse	<u>Gosseln, Jüsseln</u>
Kiennadeln	<u>Müll</u>	Fohlen	<u>Fälm</u>
Moos	<u>der Moch</u>	Primel	<u>Kuckenblume</u>
Pfefferlinge (Pilze)	<u>Gelberlinge*</u>	Mohn	<u>Mänd</u>
Rohrkolbe (Typha)	<u>Schwackedutschken</u>	Wiesenknöterich	<u>Hämmelschwanz</u>

\*) auch Päperlinge.



## A. Auf dem niederen Fläming.

## B. Uckermark.

Hochdeutsch	Volkssprache	Hochdeutsch	Volkssprache
Heidelbeeren	Blaubeeren	Weiss. Labkraut	Witten Zies'k
Wiese	Wäse	Brombeere	Brombesinge X
Grosser Wald	Heede	Stachelbeere	Stachelbirne
Schonung	Kusseln	Kirschbaum	Kesperbaum
klein	Kuscheln	Frühpflaume	Spilling
füttern	lütt	Wald	Busch
Stube	lodern	Raps	Repp
greifen	Stauē	Gerste	Gest
fassen	Klauen	Kleines Waldchen	Tanger
Kartoffeln	packen	Wiese	Wisch, Bruch X
Mann	Knüllen	Mann	Keerl
Frau	Mannssen	Frau	Wif
jetzt	Weibsen	fünf	fiv
hoch, in die Höhe	tzunter (v. jetzund)	ohnmächtig	beschwögt X
fragen	an der Heide	voriges Jahr	tojoahr
man	an der Höchte	durchaus nicht	mächjō
Krug	fräjen	fragen	troagen
Lehrer	eender	man	eener, eender (scil. 2. Form.) X
	Krus	jetzt	allewile
	Schulmeister	greifen	grifen
		fassen	foaten
		schlank, dünn	behende X
		stramm, aufrecht	kasch
		kratzen	rachen
		weinen	rōren
		pfeifen	fleuten
		Krug	Grise X
		Raufe	Benne X
		Bettbezug	Bühre X
		kämpfen, ringen*)	wrangen
		müde	mōd'
		erziehen	ertrecken X
		ernähren	upfōden
		füttern	fōden
		Murmeln	Knippkugeln
		Schachtelhalm	Duwok
		Kober	die, das Kalliet
		Schwertlilie	Storchblaum
			Oadebärblaum X
		Storch	Oadeber, Oadebär X

## Artikeleigentümlichkeiten.

A. Fläming: Der Bein, der Nuss, der Tuch, das Allee, das Acker, der Band.

B. Uckermark: der Öl, das Strick, das Speck, das Ofen, der Tuch, der Band, der Semmel, der Windel, das Kopf, das Arbeit.

A. Hier noch häufig der strenge Dativ; z. B. ich habe es Hechte gesagt, er hat es Richtere gegeben, statt um Berlin: Hechten, Richtern.

Auch hier statt: Herr Götze — Götzen Vater; Frau Schmiedicke — Schmiedicke's Mutter.

\*) körperlich.

X noch einmal. verg. Wiene (1964)



## Kleine Mitteilungen.

**Glockeninschriften.** Von Martin Heintze finden sich sämtliche 3 Glocken gegossen in der Kirche zu Frauenhagen, Kreis Angermünde. +

Die kleinste und mittlere tragen übereinstimmend folgende Inschrift: Gegossen Anno 1702 (doch hier ohne Namen des Giessers!) Soli Deo Gloria Daniel Schultze, Hans Christoph von Greiffenberg, Patronus (seitdem ausgestorben), Michael Sigismundus Schwartz, Pastor, Gustav Andreas Wilke, Arendator-Pächter (des jetzt Gräfllich Redernschen Ritterguts). Hanc campana fieri fecerunt in usum et possessione aedis Frauenhagensis. Beredter noch ist die dritte Glocke: „Gos mich Martin Heintz in Berlin I · Paralip. XXX V. 14. (1. Chronika 30, 14). Was bin ich, denn von Dir ist es alles kommen und von Deiner Hand haben wir Dir's gegeben. Auf der andern Seite: Zur Ehre Gottes ist diese Glocke der Frauenhagenschen Kirchen von den Patronen Hochwohlgeborenen Herren, Herr Jochen Friedrich, Herr Baltzer, Gebrüdern von Greiffenberg und Pastor Michael Sigismund Schwartz und Herrn Martin Tielken, Pensionario (Amtmann) zu Frauenhagen und dessen Eheliebsten, Frauen Maria Schmollin Anno Christi MDCCXIX verehret worden.

Alle diese Inschriften von mir in den Jahren meiner dortigen Amtstätigkeit 1886—91 genau abgeschrieben.

Besonders interessant für die Gesellschaft Brandenburgia wird aber sein, dass an einem 7 m langen  $5\frac{1}{2}$  m breiten Anbau hinter dem Chore dieser Kirche die Gruft des Mannes sich befindet, nach welchem der Hackesche Markt in Berlin seinen Namen führt. In diesem durch schwere Eichenthür verschlossenen, sonst durchaus ungeschmückten Raume stehen drei Särge Erwachsener und ein ganz kleiner Kindersarg (enthaltend auf Hobelspanen ruhende kleine Gebeine; des Behältnisses rechte Langseite ist durch einen rechteckigen Ausschnitt auf der Deckelschräge beschädigt! Die beiden Hauptsärge sind mit schwarzem Samt ganz umhüllt; darauf je ein vergoldetes Deckelschild. Der Sarg des Grafen, dessen Schild umgeben ist mit der Nachbildung der beiden hohen Orden, zeigt folgende Inschrift: Hier ruhen die Gebeine Seiner Hochgräflichen Excellenz des weyland hochgebohrnen Grafen und Herren Herrn Hans Christian Friedrich Graf von Hacke, Seiner Königl. Majestät von Preussen wohlbestalltem General-Lieutenant von der Infanterie, Commandant der Residenzstadt Berlin, Obersten über ein Regiment zu Fuss, des Königlichen Schwarzen Adlerordens und des St. Hubertusordens Ritter, Hofjägermeister und Drost zu Sperenberg, Erbherr auf Radewitz, Sommersdorf, Luckow, Petershagen, Grüntz, Neuhof, Stecklin (sämtlich pommersche Dörfer im Kreise Randow), Frauenhagen und Kuhweyde (letzteres seit Ende des 18. Jahrhunderts in Fr. aufgegangen!) Er wahr geboren den 20. Oktober 1699, verwechselte das Zeitliche mit dem Ewigen den 17. August 1754, Alter 54 Jahr, 9 Monath, 28 Tage.

+ <sup>15</sup> 9. 1913 *und brand angeschlossen.*



Der Sarg seiner Gemahlin ist so beschrieben:

„Frau Sophie, Albertine, geborene von Creutz, des weyland Königl. Preussischen Generallieutenants Herrn Hanns Christian Friedrich Grafen von Hacke Witwe, Erb-, Burg- und Schlossgesessenen auf Penkuhn, Wollin, Storkow, Friedefeld, Battingsthal, (sämtlich im Kreise Randow gelegen) auch auf Radewitz, Grüntz, Luckow, Petershagen und Stecklin, ward gebohren in Berlin, den 11. Januar 1714, vermählt an hochgedachten Herrn General-Lieutenant den 26. Februar 1732, verwitwet den 17. August 1754, ging ein zur seeligen Ruhe den 6. August 1757 und erwartet hier zu Seiten ihres seeligen Eheherrn und ihrer Frau Tochter die Auferstehung zum ewigen Leben.“

Der Sarg der Tochter entbehrt des Samtschmucks wie auch wunderbarer Weise jeder Inschrift.

(Von mir zuerst mitgeteilt im „Bär“ 1887, No. 24.)

**Puppe.** Im Anschluss an meinen Bericht über die 19. (8. ordentl.) Sitzung der „Brandenburgia“ in No. 51 der „Frankf. Oder-Zeitung“ (vom 1. März 1902), in dem ich einige Mitteilungen über die verschiedenartige Bezeichnung der Puppe in den Kreisen der Provinz Brandenburg machte, schreibt ein Leser (Kr.) in No. 53 desselben Blattes folgendes:

„Im Züllichau-Schwiebuser Kreise bis in das Posensche hinein (Unruhstadt, Meseritz u. s. w.) war früher auf dem platten Lande für Puppe die Bezeichnung „Tocke“ (nicht Docke) allgemein üblich. In der ländlichen Sprechweise hiess die Einzahl „die Tock“, die Mehrzahl „die Tocken“. Aus Pfefferkuchenteig gebackene, puppenähnliche Figuren, die man hin und wieder zu Weihnachten seinen Patchen schenkte, hiessen Pfeffertocken. Der Besitzer eines Puppentheaters wurde Tockenspieler genannt; auch sonst kam die Bezeichnung vielfach vor. So war es wenigstens in früheren Jahren; jetzt, wo sich auch auf dem Lande eine verfeinerte Sprechweise einbürgert, mag ja auch diese Bezeichnung mehr und mehr verschwunden sein. Früher hat sie sich jedenfalls einer grösseren Verbreitung erfreut. Singt doch P. Gerhard in seinem Ehestandsliede: „Wie schön ist's doch“ u. s. w. (No. 724, Str. 5 im Züllichauer Gesangbuche):

„Dich, dich hat er ihm auserkorn,  
Dass aus dir ward herausgeborn  
Das Volk, das sein Reich bauet;  
Sein Wunderwerk geht immerfort,  
Und seines Mundes starkes Wort  
Macht, dass dein Auge schauet  
Schöne Söhne und die Tocken (für Tochter),  
Die den Rocken  
Fein abspinnen  
Und mit Kunst die Zeit gewinnen.“

Dr. G. Albrecht.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



## Die Franzosen im Havellande von 1806 bis 1808 nach zeitgenössischen Nachrichten.

Von Professor Dr. E. Bardey.

Die Quellen für die folgenden Nachrichten über die napoleonische Zeit sind hauptsächlich die Magistratsakten von Nauen und Fehrbellin, die Kirchenbücher der zwischen Brandenburg und Spandau liegenden Dörfer Pāwesin und Wustermark und die bezüglichen Kriegsakten des Königlichen Geheimen Staatsarchivs zu Berlin.

Aus der Zeit vor dem eigentlichen Ausbruch des Krieges von 1806, wo das preussische Heer bereits mobil gemacht war, der König Friedrich Wilhelm III aber noch zauderte, den Krieg an Napoleon zu erklären, stammen die Nachrichten über eine Lieferungsaffaire der Stadt Nauen, die sehr bezeichnend für die Zeitverhältnisse sind und beweisen, in wie bedenklicher Weise schon von vornherein der ganze Kriegsapparat damals funktionierte.

Als nämlich der Stadt vom Landrat von Bredow auf Senske Lieferungen anbefohlen wurden, weigerte sie sich zu gehorchen und legte unter dem 16. Januar Beschwerde ein beim Kriegs- und Steuerrat von Lindenau zu Lindow. „Weil,“ heisst es in dem Schreiben, „sich inmittelst der politische Himmel aufzuklären und der Friede nahe zu sein schien, und überhaupt weil wir uns leicht vorstellen konnten, die höchsten Landeskollegia würden ohne Anregung der Städte von selbst schon geneigt gewesen sein, die so sehr gesunkenen kleinen Städte durch solche exhaurierende Lieferungen nicht vollends zu erschöpfen, und nie irgend eine Verfügung wegen einer Lieferungsleistung von Ew. p. erging, so erachteten wir die Sache vor beigelegt.“ Das Schreiben schliesst mit der Bitte an von Lindenau „sich der Bedrängtheit anzunehmen“ und „geneigttest zu melden, ob andere Städte dero Kreises der Lieferungslast unterlegen, und wie sie solche dekretiert haben.“

Muss diese Reklamation für uns bei unsern heutigen Begriffen von Mobilmachung und Kriegführung schon Befremden erregen, so thut dies



noch mehr die über Erwarten gelinde Antwort des Kriegsrats v. Lindenau, welcher Gelegenheit nimmt, die Massregeln der Regierung beim Nauener Magistrat erst ausführlich zu begründen, um in aller Güte und Freundschaft zu erlangen, was im Kriegsfall eigentlich selbstverständlich war. Er wies also unter dem 18. Januar den Nauener Magistrat darauf hin, „dass S. Königl. Majestät Allerhöchst Selbst bei den bedrängenden Umständen zu beschliessen geruht hätten, die auf den Kriegesfuss gesetzte Armee durch Naturallieferung vom ganzen Staat verpflegen zu lassen, und hiezu ein jeder Acker- und Wiesen-Grundbesitzer, er sei, wer er wolle, von Adel, Geistlicher, Domänen- oder anderer Pächter, Bürger und Bauer, ohne Rücksicht auf irgend ein Privilegium oder Exekution liefern solle, daher denn auch alle Immediatstädte zu dieser Lieferung ohne Widerrede beitragen müssten. Die allgemeinen Verteilungsprinzipia dieser Lieferung seien die totale Aussaat. Da nun sogar die Adligen, die Prediger, die Domänenpächter und alle andern Immediatstädte des Staats sich dieser Lieferung nicht hätten entziehen können, und einige wegen versagter Lieferung sogar mit Exekution dazu angehalten seien, so werde Ein Edler Magistrat wohl selbst einsehen, dass die Stadt Nauen sich der Lieferung nicht entziehen könne, . . . er könne bei den gegenwärtigen Umständen, da die Verpflegung der Armeen noch notwendig und unerlässlich sei, nicht vermuten, dass solche aufgehört habe. Die Immediatstädte Ruppin und Wusterhausen hätten schon nach der Aufforderung des Herrn Landrats v. Zieten ihre Lieferungen geleistet. Die Lieferung wäre auch an und für sich selbst nach dem Betrage der Aussaat nicht so sehr drückend, dass nicht ein jeder Acker- und Wiesenbesitzer seinen Beitrag leisten könnte. Die beiden schon angeführten Immediatstädte hätten gleichfalls nach dem Betrage der Acker- und Wiesenbesitzer ohne Ausnahme die Lieferung aufgebracht; daher sich die Stadt Nauen dem allgemeinen patriotischen Eifer, die Armee zu verpflegen, um so weniger entziehen könne, als diese Verpflegung eine Kriegslieferung sei, . . . die Gegenvorstellung sei nutzlos.“

Damit war die Affäre noch nicht abgethan, der Kriegsrat v. Lindenau zog vielmehr auch noch den Landrat v. Bredow zur Rechenschaft wegen seines Vorgehens gegen Nauen. Ich finde im Geh. Staatsarchiv das ausführliche Rechtfertigungsschreiben v. Bredows, gegeben Pessin, den 21. Januar 1806, in welchem es heisst: „Nachdem ich Befehl erhalten hatte, für die Verpflegung mehrerer Regimenter im Kreise Sorge zu tragen, so benachrichtigte ich die beiden Magistrate von Brandenburg und Nauen davon und machte sie aufmerksam, dass es ihr eigener Vorteil wäre, mit der Einteilung der Lieferung vorzugehen, indem in ersterem Orte die Fourage für das Regiment Jung v. Lewisch selbst verbraucht und der Anteil von Nauen für die in der Nähe kantonierenden Dragoner-Regimenter v. Herzberg und Manstein angewandt



werden könnte. Dahingegen beide Städte im Fall, dass die Regimente eine andere Bestimmung erhielten, in Gefahr wären, ihre Fourage-Quanta nach entfernteren Orten verfahren zu müssen. Es ist mir bekannt, dass dies besonders drückend für die Städtebewohner sein würde, indem dort der Acker in unendlich viele Teile zerstückelt ist, manche Ackerbesitzer ihre Anteile für Geld bestellen lassen und kein Gespann halten, also für den Transport vielleicht mehr geben müssen, als der Wert der gelieferten Fourage beträgt. In der gewissen Voraussetzung, dass in Nauen geschehen sei, was der Magistrat in Brandenburg sogleich bewerkstelligt hatte, schrieb ich, obgleich ich auf beide Schreiben keine Antwort erhalten hatte, für das Dragoner-Regiment v. Manstein eine für das ganze abzuliefernde Quantum der Stadt Nauen nicht unverhältnismässige Lieferung aus und glaubte der Stadt dadurch gefällig zu sein, indem ich so wenig wusste, dass dort an keine Repartition gedacht sei, als dass man sich noch schmeichele, von dem Beitrage ganz befreit zu werden. Die Gegend, wo die beiden Kavallerie-Regimenter stehen, hat grösstenteils ihren Anteil abgetragen, und einige Ortschaften selbst schon mehr gegeben. Die Wege sind böse, und das Regiment v. Manstein besonders liegt am Ende des Kreises, ein grosser Teil der Ortschaften ist mit der Lieferung nach Charlottenburg beschäftigt, andere hingegen mit den Mehl-fuhren von Spandau nach Belitz, sodass ich nicht füglich anders handeln konnte und mir nur auf diese Weise zu helfen wusste. Nauen ist eine der ansehnlichsten Ackerstädte, hat Heu und Stroh in Überfluss; es war also nicht zu erwarten, dass, wenn die Einteilung einmal gemacht war, es an etwas fehlen sollte. Ich glaube nicht nur alles, was meine Vorschriften besagen, sondern in Rücksicht auf die Stadt Nauen auch noch mehr gethan zu haben. Die Verlegenheit ist da, ich soll das Futter für die Regimente schaffen. Die entfernteren Dorfschaften kommen zumteil nicht von der Landstrasse, während in der Nähe in Nauen gleichsam ein Magazin ist.“

Wenn man bedenkt, dass diese langwierigen Verhandlungen, ob eine Stadt Kriegslieferungen zu leisten habe oder nicht, zu einer Zeit geführt wurden, wo Napoleon bereits seine Kriegsvölker südlich des Thüringerwaldes sammelte, so wird man zur Erkenntnis einer der wichtigen tieferen Ursachen der kommenden unglücklichen Ereignisse geführt. Nauen stand mit seiner Sünde keineswegs vereinzelt da. V. der Goltz führt in seinem interessanten Werk „Rossbach und Jena“ (um 1883) zahlreiche ähnliche Beispiele an. Neben der Armeeführung trug das ganze preussische Volk die Schuld mit, welches damals nicht wie in unseren Tagen den Krieg durch Hülfeleistungen in der Heimat in aufopfernder Weise mitzuführen sich bewogen fühlte. Es sollte eben erst durch das Unglück aufgerüttelt und zu besserer Einsicht geführt werden.



Das Unglück schritt nur allzu schnell. Am 14. Oktober wurden die Entscheidungsschlachten bei Jena und Auerstädt geschlagen, durch welche die preussischen Armeen wie vom Erdboden weggefegt wurden. Zehn Tage später standen die Franzosen in Berlin. Gleichzeitig begann das Einrücken grosser Heeresmassen in Brandenburg und in das Havelland. Der Urgrossvater des Herausgebers schrieb damals drastisch in seine Hauspostille: „Gedenke, o Mensch, am 25. Oktober des Einmarsches der Franzosen in Brandenburg, dieser Spitzbuben und Räuber gegen alle Unterthanen Deutschlands.“ Es war zuerst der Marschall Bernadotte mit seinen wenig civilisierten Scharen, der mit 22 000 Mann von Brandenburg aus über Pāwesin, Nauen und Börnicke quer durch das Havelland zog, um den fliehenden Prinzen Hohenlohe in der Richtung auf Prenzlau zu verfolgen.

Ueber seine Erlebnisse während des Durchmarsches dieser Truppen giebt der damalige Pfarrer Spieker zu Pāwesin durch Aufzeichnungen im Kirchenbuch, das mir vom Pastor Nürnberg in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt worden ist, eine ausführliche Schilderung, die uns lebhaft mitten in die Verhältnisse hinein versetzt. Sein Bericht lautet:

„Wie es mir bei der feindlichen Invasion 1806 ergangen.“

Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena am 14. Oktober 1806, deren Kanonade man hier hören konnte, waren die Landstrassen überall mit Flüchtlingen und Equipagen angefüllt. Am 21. kamen flüchtige Studenten aus Halle, am 23. ein Kriegssekretär Reimann, am 24. ein Unteroffizier und Gemeiner von den Schimmelpfennigschen Husaren, am 25. ein Feldprediger vom Regiment Kaufberg aus Danzig zu mir und brachten die traurigsten Neuigkeiten.

An eben demselben Tage marschierten die Korps der Marschälle Ney und Bernadotte, die bei Barby die Elbe passiert hatten, in Brandenburg ein, während Napoleon selbst mit seiner Armee in Potsdam, Berlin, Charlottenburg und Spandau einrückte. Den 26. predigte ich wenigen Zuhörern und empfahl unser Dorf dem göttlichen Schutze; denn es war gewiss, dass die Feinde auf ihrem Marsch nach Nauen das Dorf passieren würden. Als ich aus der Kirche trat und noch alles ruhig war, empfahl ich mich abermals der göttlichen Barmherzigkeit und stärkte mich im Vertrauen auf Gott mit den Worten: „Hat er es denn beschlossen u. s. w. — mannhaft widerstehen.“ — Ich ging in die Pfarre, legte meine Uniform ab und eine graue Pekesche nebst Pudelmütze an.

Nun sprengten zwei Husarenoffiziere bei dem Schulzen vor und verlangten Nachricht und Auskunft über das Korps des Prinzen von Hohenlohe, der über die Elbe und Havel bei Tangermünde und Rathenow gesetzt war und nach Stettin retirierte, wovon freilich der Schulze nicht



das geringste wusste, daher denn auch die ihm auf die Brust gesetzten Säbel nichts herausbringen konnten.

Nach dem Abgang der Offiziere füllten sich die Landstrassen mit Feinden, und die Kavallerie ging durch, wovon viele in das Dorf stürzten und Lebensmittel und andere Sachen, sonderlich Pferde, raubten. Zwei Husaren sprengten auf die Pfarre. Der eine, ein Trompeter, verlangte du vin, und erhielt eine Flasche. Dann verlangte er Geld, und ich reichte ihm 1 Thlr. Münze dar, den er mir mit einer spöttischen Miene und den Worten „o pasteur!“ verächtlich vor die Füsse warf. Zuletzt forderte er pain blanc avec des confitures, auch das wurde ihm gegeben.

Der andere Husar forderte mit Ungestüm von meinem Meier ein Pferd und that auf dessen Anfrage, ob das Pferd für einen Boten sollte, einen Hieb nach dem Kopf desselben, der aber, weil er schnell zurücksprang, den Stiel der Kirchhofsthüre traf. Nun dachte ich: „Der Anfang ist gut, wie wird das werden?“ als plötzlich beide messieurs lange Häse machten und in der grössten Eilfertigkeit vom Hofe jagten, um das cedo majori zu spielen und einem neuen Auftritt Platz zu machen.

Der Marschall Bernadotte oder der Prinz von Ponte Corvo erschien nebst seinem Generalstabe.

Ich stürzte sogleich aus dem Hause ihnen entgegen und machte ihnen mein Bewillkommenskompliment. Sie stiegen ab und gingen nebst einem Schwarm von Offizieren und Dienern in die Pfarre. Sogleich zogen sie eine Karte hervor, ich reichte ihnen eine weit speziellere, und sie orientierten sich aus derselben von ihrer jetzigen und des Prinzen von Hohenlohe Stellung, auf den sie Jagd machten (!?)\*).

Sie legten mir viele Fragen über die nächsten Städte, Wege und deren Beschaffenheit und Entfernung vor, die ich, so gut ich es wusste und konnte, mit aller Unbefangenheit zu ihrer Satisfaction beantwortete. Kurz, ich fand Gnade vor ihren Augen.

Während dieses Examen vorging, liessen sich 20 ihrer Pferde meinen Hafer und Heu trefflich schmecken, und des Prinzen Koch und Bediente bereiteten für ihn ein dejeuner von Eiern und Schinken und trieben in Küche und Speisekammer und überall „pour passer le temps“ allerlei lustigen französischen Unfug, in der Stube aber herrschte respektvolle Stille.

\*) Dies nicht ausdrücklich geforderte, sondern freiwillige Überreichen der Landkarte durch den Pfarrer erscheint in milderem Lichte nur dadurch, dass der Pfarrer sich in der Angst seiner Handlungsweise gar nicht bewusst gewesen zu sein scheint, denn sonst hätte er diesen Umstand nicht selbst mit niedergeschrieben. Er war eben geradeso ein Kind seiner Zeit wie die Kommandanten, welche die grossen Festungen ohne Not übergaben, um dadurch die Gnade des Siegers für das Land zu erwirken. Warnende Beispiele für alle Zeiten! Im übrigen ist das Benehmen des Pfarrers höchst achtungswert, und es ist sehr anerkennenswert, dass er seine Gemeinde in der gefährlichen Zeit so zusammengehalten hat.



Ich erkundigte mich, wer denn meine hohen Gäste eigentlich wären, und man nannte mir den Prinzen von Ponte Corvo als den Kommandeur-Feldmarschall des Korps von 20 000 Mann, den Divisionsgeneral Berthier du Pont Mousson und den Gr. de Genie Eblé, nachmaligen Kommandanten in Magdeburg. Nun machte ich dem Prinzen das Kompliment, dass, ob ich gleich das traurige Schicksal meines unglücklichen Vaterlandes tief fühlte, ich es doch für meine Person für ein besonderes Glück und Ehre hielte, dass ein so berühmter grosser General unter meinem Dache eingezogen wäre. Das nahm er sehr gnädig auf, neigte sein Haupt gegen mich, hob seinen gewaltigen Plümenhut und offerierte mir ein Glas Wein, welches ich mit dem Toast eines glücklichen Erfolges seiner vorhabenden Jagd ehrerbietigst leerte (?!). Das wurde abermals mit einer gnädigen Beugung des Hauptes und Abnahme des Hutes erwidert, und nun sollte ich mit ihm frühstücken, was ich aber ablehnte. Die Generale assen und tranken aus der Faust, was sie mitgebracht hatten, und betrogen sich ungemein artig.

Nun erschien der Schulze Gantzer mit dem kläglichen Geschrei: „Sie haben mir meinen grossen Stall Pferde weggenommen,“ und erhielt den leidigen Bescheid: „Lieb Mann, zeik an, wer sie hat kenommen, sollt bekomm wieder!“ Das konnte er nun nicht, und also bekam er sie nicht wieder.

Ein Jude erbot sich, dieselben für ein Douceur von 50 Thalern wieder herbeizuschaffen, er empfing das Geld und brachte keine Pferde. Die Frau Schulze wollte einen abermaligen Versuch machen, sie noch einmal für 50 Thaler an sich zu kaufen und dies Geld von ihrem Bruder zu borgen, doch der war klüger denn sie und schlug es ihr ab.

Ein Stoss in die Trompete, und alles stieg zu Pferde. Der Prinz verweilte noch ein paar Minuten, zog seine Börse, legte einen doppelten Napoleondor auf den Tisch und liess mir durch seinen Dolmetscher, um meinem Dank auszuweichen, sagen, dass es ein Souvenir sein sollte. Viel von einem Feinde! Dies Goldstück, so selten in seiner Art, von einer so hohen Person und unter solchen Umständen gegeben, will ich auf meine Kinder zum Andenken vererben, doch aber den Betrag desselben zu Suppen für die Armen in Berlin bestimmen, wie solches auch geschehen ist.

War es nun Mitleid mit meinem 73jährigen Alter, oder wusste er, was nach seinem Abzuge kommen würde, er hinterliess mir aus eigenem Antriebe eine Sauvegarde, die nach einer halben Stunde wieder abging und sich für 30 Minuten Schutz 5 Thaler zahlen liess. Das beste war, dass während dieser halben Stunde mein Meier seine beiden Stallpferde retten konnte, die bisher unter den Pferden der Generalität auf dem Hofe unangetastet gestanden hatten.

Während der Prinz und dessen Generalstab das Frühstück bei mir



einnahmen, von 10— $\frac{1}{2}$ 12 Uhr, waren einige Regimenter Kavallerie des Korps vorbeigezogen, hatten das Dorf überschwemmt und Plünderung und allerlei Gewaltthätigkeiten begangen. Als aber die Infanterie folgte, kam es viel ärger, denn die fiel von hinten und vorn in die Häuser ein wie eine Wasserflut, zogen den Einwohnern die Kleider ab, nahmen ihnen die guten Röcke, langen Hosen, Stiefel, Hemden und Tücher, nahmen ihnen das Geld ab, suchten es überall hervor und raubten es, wo sie es fanden. Brot, Schinken und Speck zierten die Bajonette ihrer Musketen. Die Mus-, Schmalz-, Butter- und Honigtöpfe, Gänse, Hühner, Tauben und Schweine trugen sie entweder selbst in den Händen fort nebst Bier- und Branntweimbouteillen oder zwangen die Mannspersonen, es ihnen nachzutragen oder nachzufahren. Herden von Schafen, Kühen und Ochsen wurden der Armee nachgetrieben. Das Vieh retirierte sich in die Brüche und Wälder, die Menschen versteckten sich auf Heuböden und Ställen oder entflohen.

Wie natürlich, wurde auch mein Haus nicht verschont. Die Feinde strömten aus und ein. Ich hielt nichts verschlossen, damit nichts zer schlagen würde, und so nahm man, doch ohne Mishandlungen und Gewaltthätigkeiten an mir und den meinen zu verüben, alles, was ihnen anstand und beliebte. Brot, Schinken, Speck, Würste, Branntwein, Tabak, Butter, Honig, Schmalz, Bier. Was nicht vorher gerettet und über Seite gebracht war, trug man fort. Kisten und Kasten, Stuben und Kammern, Boden und Keller wurden durchsucht und das beliebige genommen. So folgten der Armee Hemden, Tücher, Strümpfe, Handschuhe, Tabakspfeifen, Dosen, spanische Rohre, 8 silberne Ess- und 6 Theelöffel, 15 fette Gänse, 25 Hühner, 8 paar Tauben.

Während dieses Gräuels der Plünderung kamen von Zeit zu Zeit Offiziere, alles mitleidige Seelen voller Teilnahme und dem besten Willen zu helfen und zu schützen. Sie teilten das wenige, was sie hatten, wenn es auch nur ein Schnittchen Brot oder eine Knackwurst, ein Schluck Wein oder Branntwein war, mir und den meinigen mit und stärkten uns dadurch.

Zuweilen trieben sie die Plünderer oder die Griepers, wie sie diese nannten, mit grosser Autorität aus der Pfarre, andere aber als Polizei-offiziere wurden nicht respektiert. So schützte ich durch ihren Beistand mein Meierhaus und zweimal die Kirche vor dem Aufbruche.

Einer von ihnen fragte, was das für viele Frauen wären, die sich in meiner kleinen Stube befänden, und erhielt von mir zur Antwort: „Es sind Bauernweiber, die, aus ihren Häusern vertrieben, bei mir, ihrem pasteur, Schutz und Brot suchen. Da ging er zu ihnen hinein, legte der einen ein halbes Kommisbrot auf den Schoss mit den Worten: Voilà, partagez, mangez!

Als meine Töchter bei den vielen Schüssen, die im Dorfe geschahen,



erschrocken zitterten und weinten und Feuersgefahr besorgten, sprachen die Offiziere, sie beruhigend und tröstend: „O wein nicht, schiess nur daub!“ Ja, als sie schon wieder zu Pferde gestiegen waren, liessen sie sich durch ihre Bitten bewegen, wieder abzusetzen und noch  $\frac{1}{2}$  Stunde zu unserm Schutz zu bleiben. Dies ihr artiges Betragen, welch einen Kontrast macht das gegen die Brüskerie vieler unter den Offizieren unserer Armee?!

Den ganzen Nachmittag strömten die Feinde, als wenn es eine Heerstrasse gewesen wäre, über den Kirchhof, Pfarrhof und Garten zu Fuss und Ross mit ihren Bajonetten, mit Brot und Lebensmitteln gespickt, und viele von ihnen, vor meinen Fenstern vorbeipassierend, nahmen einen ihnen dargereichten kühlen Trunk und Brotrinden dankbar an. So näherte sich allmählich der Abend. In meinem Hause waren alle Thüren, Spinden, Kisten und Kasten offen. Die Stube selbst war mit Stroh, Papieren, Knochen, Scherben, verschüttetem Bier und Wasser angefüllt, die Tische garniert mit leeren Kruken, Weinbouteillen und Branntweinsgläsern und Krumen von Brot und Semmel. Ein paar gerettete Brote, etwas Bier und Ertoffeln waren der Lebensvorrat, den man klüglich verleugnen musste. Im Dorfe machten nun die Traineurs der Armee bonnes chairs, und da sie keinen Wein hier fanden, wonach sie so begierig waren wie ein Kind nach der Muttermilch, so holten sie ihn aus Bagow aus den adligen Kellern. Um 6 Uhr abends fuhren drei Leiterwagen, mit allerlei Tüchern beladen, welche die Kaufmannschaft in Brandenburg hatte zusammenbringen müssen, unter Bedeckung von 1 Offizier und 6 Mann auf meinen Hof und machten Quartier. Die Tücher wurden in meiner kleinen Stube abgeladen, und ein mitgebrachter halber Hammel in Zeit einer halben Stunde zum roti und bouillon fertig gefeuert und verspeist. Ich und die Meinen hatten die Ehre, zur Tafel gezogen zu werden, allein es blieb uns allen in der Kehle stecken. Denn bei den Ängsten und Schrecken der Seele, den Strapazen des Leibes und der sonderbaren Empfindung, vom Feinde gespeist zu werden, verging aller Appetit zu rohem Fleisch, so gross auch der Hunger war.

Nach dem Essen legte sich der Offizier in das ihm aufgedrungene Bett meiner Frau, nahe bei seinen Tüchern, die er wie ein Argus hütete, die Soldaten aber auf eine Streu, und zu ihren Füßen sassen zwei Weiber, die sich aus dem Dorfe zu mir retiriert hatten. So gingen wir denn um neun Uhr zu Bette und wollten der höchst nötigen Ruhe pflegen, aber wie wäre das bei Befürchtung einer Feuersgefahr möglich gewesen! Denn in der Reismiete beim Eingang des Dorfes wurde bivouaquiert, d. h. gebraten, gekocht und übernachtet. So lagen wir mit unausgezogenen Kleidern, die mit Geldrollen gespickt waren und hörten den unaufhörlichen Lärm im Dorfe. Um 10 Uhr schallte plötzlich die



Stimme meiner hochschwängern Pächtersfrau: „Ach Herr Gevatter, was soll ich doch machen, im Hause ist alles voll von Franzosen, und voller Knechte, die das Tuch gefahren haben.“ Der Offizier, für seine Tücher besorgt, ich und meine Frau fuhren aus den Betten mit dem schrecklichen Gedanken: „Ha, die wird hier gebären wollen, das fehlte noch!“ Nun sprach ich: „So bringt euer Bett herbei und bezieht die Kammer meiner Magd (die bei Annäherung der Feinde die Flucht ergriffen hatte), quartiert euch da und seht, wie ihr die Nacht zubringt.“

Der 27. Oktober brach endlich nach überstandener schrecklich durchwachter Nacht an. Meine gute Einquartierung zog ab, ohne etwas mitzunehmen. Aber an diesem Tage sollte nun auch die Artillerie und der Train de bagage durch das Dorf defilieren, das ärgste und traurigste Schicksal war also noch zu erwarten.

Wir retteten und verbargen die noch übrig gebliebenen Viktualien und andern Sachen, wobei ich einen Fall auf das Kreuz that, den ich ein Vierteljahr hernach noch spürte. Gegen Mittag kamen die Feinde, und die Plünderung ging wieder an. Auch an diesem Tage schützten mich die Offiziere, die von Zeit zu Zeit auf der Pfarre einkehrten, und behandelten mich sehr artig. Einige Männer und Frauen aus dem Dorfe kamen zu mir und wurden von mir getröstet und mit Kaffee erquickt. Schon am vorigen Tage hatten sich viele Einwohner geflüchtet, nun aber, da sich am Abend alle Häuser mit Feinden füllten, die die Nacht über ihr Gräuelwesen trieben und ihre Wagen mit dem Raub bepackten, entflohen auch die übrigen, und nur wenige Frauen und Töchter blieben zurück und verbargen sich, so gut sie konnten. Des Nachmittags um 4 Uhr erschienen 4 Franzosen und präsentierten mir ein von ihnen selbst geschriebenes Billet: „Ein Wagen mit 4 Pferden für den General!“ — „Messieurs,“ sagte ich, „ich bin der pasteur, und einen Wagen zu schaffen, ist nicht meines, sondern des bourgemaîtres Amt.“ — „Bourgemaître nit ist da.“ — „Das weiss ich, die Armee hat ihn mitfortgeführt, und ausser mir ist im ganzen Dorfe keine Mannsperson und Pferd und Wagen.“ — „Gehe Du mit zum bourgemaître.“ — „Das will ich wohl thun, aber herbeischaffen kann ich ihn nicht.“ — Ich ging also mit ihnen nach dem Schulzenhof, und die Weiber im Dorf schrienen jämmerlich hinter mir her: „Ach, da führen sie nun auch unsern alten Papa fort!“ Der bourgemaître war nicht in dem überall offenen und geplünderten Hause zu finden, mithin sollte ich mit aller Gewalt bourgemaître sein und den verlangten Wagen schaffen. Ich stellte zwar ganz höflich die Unmöglichkeit vor, sie aber nahmen keine raison an und fluchten und tobten.

Nun wurde auch ich hitzig. „Messieurs,“ rief ich, ihnen die flache Hand vorhaltend, „ist hier ein Wagen, so nehmt ihn, ist hier keiner, so werdet ihr auch im ganzen Dorfe keinen finden.“ — „O boucher, sacre



Dieu!“ — „Doucement messieurs, so hat mich euer Prinz von Ponte Corvo, der gestern bei mir dejeuner hat, nicht behandelt, sondern ist meinem grauen Haupte, — hier nehme ich die Mütze ab — mit aller Ehrfurcht begegnet, und enfin, wo ist euer General, der den Wagen verlangt? Führt mich zu ihm, ich will ihn sprechen, mit dem will ich besser fertig werden, als mit euch!“ — „O sacre Dieu. Boucher maudit!“ Und nun zogen sie ab. — Gott sei gelobt, der mir den Mut gab und alles so glücklich gelingen liess.

Gegen Abend kehrte ein Soldat vom 93. Regiment ein und sagte mir Abendessen und Quartier an auf 1 Wagenmaitre, dessen Frau und 5 Mann. „Vous me serez bien venus, mais d'apporter de quoi manger et vivre, cela votre soin.“ Mir war bei der Sache nicht wohl zu Mute, denn die französischen Damen hatten sich eben nicht von der besten Seite gezeigt. Das Weib musst du gewinnen, und gelingt es dir, so wirst du mit den Kerls wohl fertig werden. Die Männer kamen voraus, tout brusquement. Als die Dame erschien, ging ich ihr auf dem Hof entgegen, bewillkommnete sie höflich und galant, und sie bei der Hand in das Haus führend, wie ein 73jähriger Greis nur immer konnte, empfahl ich mich ihrer Protektion. „Soyez sans peur, je suis protestante du pays de Vaud en Suisse.“ — Also etwa aus Genf oder Lausanne? — „Oui, de Lausanne, c'est ma patrie. Sind sie in der Schweiz gewesen?“ — „Nein.“ — „Und kennen doch das Land so gut?“ worüber sie eine grosse Verwunderung zeigte. Ich introduzierte sie in die Küche, wo sie die mitgebrachten 6 Hühner selbst bereitete. Ich machte zwischen ihr und meinen Töchtern, die ihr helfen und zutragen mussten, den Dolmetscher. Die Suppe war in aller französischen Geschwindigkeit fertig, der Tisch serviert und ich und meine Familie zur Tafel gezogen. An diese Suppe, wie herrlich sie schmeckte, wie sie uns labte, werde ich mein Lebtag denken, denn sie war in 48 Stunden die erste Mahlzeit.

Da möchte nun eine komische Muse das Nachtlager beschreiben! In der grossen Stube lagen auf Unterbetten, mit matins zugedeckt, die Bedeckung des Raubwagens, 5 an der Zahl, und Herr Wagenmaitre und Madame, doch die letztere in einem vollständigen Bett, welches ihr meine Galanterie aufgeschlagen hatte, welche gebührend zu erwidern, sie die Räuberbande in Respekt hielt. In der obern Stube logierten 1 Trompeter und 1 Chasseur, so bescheidene edle Soldaten, wie ich nie gesehen, die alles, was ich ihnen reichte, als eine Gnade ansahen. Beim Abzuge beschenkten sie mich mit 1 Pfund Zucker.

In der kleinen Stube lagen 9 Dorfschönen auf Betten an der Erde, die ganze Nacht über mit offenem Munde musizierend. Ich und die Familie aber mitten unter ihnen und genossen des hellen Mondes Licht und der Illumination, die das Biwak in der brennenden Reismiete



machte; aber schlafen, wer konnte das bei so bewandten Umständen? Bloss die morschen Glieder ruhten.

Am 28. Oktober zog die Raubbande ab, ohne das mindeste mitzunehmen; das waren die Folgen der Gnade, die ich in den Augen der Madame la Wagenmaitre gefunden! Sie beschenkte mich sogar mit Kaffee und Fleisch und der übrig gebliebenen Suppe. Die Gäste in der oberen Stube, die aus Bescheidenheit nur in einem Bette geschlafen, obgleich mehrere da waren, zogen ebenfalls in aller Stille unter vielen Danksagungen weiter. Die Dorfschönen gingen in die Lötze — ein Wiesenbruch, — melkten die Kühe und brachten die Milch als ein allgemeines Depot in die Pfarre.

Das erste Geschäft des Tages war, das Feuer in der Reismiete zu löschen. Ich ging in alle Häuser, besah die Gräuel der Verwüstung und Plünderung, tröstete und sprach Mut ein. Die Flüchtlinge kamen wieder ins Dorf und in die Pfarre, da sie hörten, dass Papa noch lebe und sein Haus die Arche Noäh gewesen. Nun gab ich ihnen ein grosses Gastmahl, einen grand Kaffee mit Syrup und der ins Depot gebrachten Milch. O wie herrlich ihnen der Kaffee schmeckte! Wie sie die erwärmten Bäuche strichen! Des Mittags war bei mir grosse Tafel; Mehlsuppe, reich an Milch und Hirse, wurde den Geringeren, eine Bouillon von der übriggebliebenen Franzosensuppe, wozu noch ein Stück Hammelfleisch kam, nebst Hirse, denen von Distinktion, und zum Nachessen 6 Metzen Pellkartoffeln aufgetragen und nun einmal wieder Bier getrunken. So sind, wie Sancho Pansa sagt, alle Übel, wenn man dabei nur Brot zu essen hat, wohl zu ertragen. Nun kehrte alles aus der Pfarre mit herzlichem Dank in die Häuser zurück und fing an aufzuräumen, zu reinigen, zusammenzusuchen, aufzurichten, was bei der Plünderung an die Erde geworfen, zerschlagen und zertreten und unter einander gemischt war, und freute sich dessen, was man noch gut und unbeschädigt fand. Bei der Plünderung hatte der Krüger am meisten gelitten, dessen Verlust weit über 1000 Thaler betrug. Er war der erste, der sein an der Landstrasse liegendes Haus verlassen musste, und der letzte, der es wieder bezog. Ich nahm seine unglückliche Familie, die durch die Dorfdiebereien vollends ausgeplündert worden war, mit den übrigen Sachen, die ich und die Meinigen zumteil gerettet hatten, in mein Haus und beherbergte sie 14 Tage lang, da die Frauensleute es nicht wagten, in ihrem Hause zu schlafen, weil immer noch einzelne Trupps der Armee nachfolgten und viele Exzesse verübten.

Damit nun die Einwohner sich dagegen schützen möchten, wurden Wächter am Eingang des Dorfes postiert, die bei Annäherung einzelner Haufen ins Hirtenhorn stiessen, auf welches Signal die Bauern bewaffnet zusammentraten und die Plünderer abwiesen.

Ich kann Gottes Erbarmen nicht genug preisen, dass er mich unter



den Feinden Freunde finden liess, mir einen Schutzengel nach dem andern zuschickte, mich gegen Mishandlung sicherte, nicht flüchtig werden liess.

Wie glücklich vor vielen meiner Amtsbrüder, die, mit Schlägen und Wunden übel zugerichtet, des Ihrigen beraubt wurden und Haus und Hof verlassen mussten!

Meinen Verlust kann ich nur auf 100 Thaler rechnen.

Diese Nachrichten des Pfarrers von Päwesin lassen sich aus andern Quellen vervollständigen.

Bernadotte zog weiter nach Nauen. In dieser Stadt waren einquartiert am 26. Oktober 1806 die Dragoner-Division des Generals von Savary, das ganze erste Armee-Korps des Prinzen von Ponte Corvo (Bernadotte), am 27. Oktober der Artillerie-Park des ersten Armee-Korps, am 28. ein Detachement vom 9. Regiment und 32. Regiment de ligne, am 8. November französische Infanterie, weiterhin, bis in den Monat Dezember, preussische Gefangene, die 4. Dragoner-Division des Generals Dahuc vom 4. Armee-Korps, schwedische Gefangene, Infanterie und Artillerie vom 4. Armee-Korps. — Nauen erlitt durch den Durchmarsch der französischen Truppen am 25. und 26. Oktober 1806 laut Rechnung Verluste an Getreide, Heu, Stroh, barem Gelde, Leinen-, Kleidungsstücken, Hausgerät, allerhand Vorräten, Vieh, Holz, Gold, Silber, anderm Metall und Uhren, in Höhe von 24 758 Thalern.

Am 18. Dezember 1806 machte der Kommandant von Wustermark und der umliegenden Gegend, Pardaillon, dem Stadtdirektor Sallbach und Kämmerer Krausnick als Vertretern des Nauener Magistrats und dem Landrat v. Bredow aus Senske und Oberamtmann Gleim aus Berge in Wustermark bekannt. „Ich bin von Seiner Majestät dem Kaiser von Frankreich und König von Italien als Kommandant von Wustermark und der umliegenden Gegend hierher gesetzt, um für die Bedürfnisse der nunmehr hier durchpassierenden Truppen von Frankreich, die der grossen Armee nach Polen folgen sollen, zu sorgen. Denn da kürzlich der Friede zwischen Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen und S. Majestät dem König von Sachsen geschlossen ist, so ist es der ausdrückliche Wille und Befehl des Kaisers, die Sachsen hinfort als Alliierte anzusehen und ihr Land in Zukunft soviel als möglich zu schonen. Zu dem Ende ist auch die bisherige Militärstrasse über Potsdam verändert worden und eine neue eingerichtet, die von Mainz über Frankfurt, Kassel, Göttingen, Halberstadt, Magdeburg, Ziesar, Brandenburg, Wustermark, Berlin und so fort nach Polen hin sich erstrecken wird. Ob nun gleich der nächste Weg von Brandenburg nach Wustermark eigentlich nicht über Nauen geht, so ist es doch bei der Kleinheit der Dorfschaften, die auf der Strasse von Brandenburg nach Wustermark liegen, unmöglich, dass die Stadt Nauen bei den verschiedenen Durchmärschen von aller Einquartierung



verschont bleiben könnte, zumal wenn beträchtliche starke Durchmärsche kommen möchten, da Nauen der einzige beträchtliche Ort in der Gegend von Wustermark ist. Ebenso wird auch Nauen nicht verschont bleiben können, wenn Truppen oder Gefangene aus Polen nach Frankreich marschieren oder transportiert werden, denn auch diese werden dieselbe Militärstrasse rückwärts nehmen. Was nun die Verpflegung dieser Truppen anlangt, deren Anzahl ich nicht angeben kann, so wäre es unbillig zu verlangen, dass Nauen und die Dörfer, welche auf der Strasse von Brandenburg nach Wustermark liegen, die Last allein tragen sollen, im Gegenteil muss der ganze Kreis zu den Lebensmitteln beitragen. Doch werde ich hierüber mit dem Landrat v. Bredow noch nähere Rücksprache nehmen“ . . . .

Vom 26. Oktober bis 27. Dezember 1806 hatte Nauen 270 Offiziere, 23 828 Mann und 6103 Pferde in Einquartierung. Schon die von den Franzosen auferlegten Lieferungen von Roggen, Gerste, Hafer, Stroh, Heu, Brot, Branntwein, Fleisch, Pferdegeschirr, Sättel, Wagenschmiere beliefen sich laut Rechnung auf 9807 Thlr. 9 Gr. 1 Pf. Im Ganzen hatte von Anfang bis zum 27. Dezember 1806 die Stadt Nauen, welche 382 Wirte, 78 Mietsleute und Auswärtige zählte, der französischen Einquartierung zu liefern, Rindvieh, Hammel, Schafe, Schweine, Kälber, Federvieh, Wein, Branntwein, Bier, Brot, Butter, Speck, Schmalz, andere Viktualien, Holz, Mannskleidungsstücke, Leibwäsche, Leinenzeug, Schmiede und andere Handwerksarbeit, Pferde, Ackerwagen, laut Rechnung im Werte von 38 120 Thlr. 22 Gr.; dazu kamen Verluste durch Brandschatzung, Plünderung, Loskaufungsgeld, auch an Gold- und Silbergeschirr, Frauenkleidungsstücken (1054 Thlr. 20 Gr.) Tischzeug, Gardinen, Betten, Haus- und Hofgerät, Säbel, Kutschen, Kaleschen u. s. w. im Werte von 10 942 Thlr. 18 Groschen.

„Uebrigens“, heisst es in einem Aktenstück vom 13. Februar 1807, „hat der Kreis zu allen diesen Lieferungen nicht das mindeste beigetragen, sondern die Stadt alles allein hergegeben und fürbringen müssen“. — Wegen der Bezahlung bestimmte der königliche kurmärkische Kriegs- und Steuerrat von Lindenau (Lindow, den 10. März 1807) fürs künftige, dass die Lieferanten wenigstens  $\frac{2}{3}$  ihrer Bezahlung in Papieren, und zwar möglichst in Seehandlungs-Papieren, und nur den geringsten Teil in Banko-Obligationen, ein Drittel aber in barem Gelde und auch grösstenteils in Münze annehmen sollten. — v. Lindenau machte (Lindow, den 12. August 1807) bekannt, auch der Stadt Nauen (die dazu aber bemerkte, dass die Verordnung auf sie keine Anwendung hätte, weil Requisitionen von ihr nie verweigert wären), letzteres wäre, nach einer Beschwerde der französischen Behörden, seitens verschiedener Gemeinden geschehen, die sich dafür auf den Frieden berufen hätten, der aber, nach der Versicherung der französischen Behörden die Bestimmung enthalte,



dass die für den Dienst der französischen Armee erforderlichen Requisitionen dennoch erfüllt werden müssten; es sei denn daher den Requisitionen der französischen Behörden zur Fortschaffung der Transporte zu genügen. — In einem Schreiben des v. Bredow-Senske, (vom 23. November 1807) heisst es wörtlich bezüglich der preussischen Gefangenen in Nauen: „Ich habe bei meiner letzten Anwesenheit in Berlin mich für sie zu verwenden Gelegenheit gehabt und Hoffnung erhalten, dass ihnen vielleicht einige Unterstützung von Seiten des Herrn Obersten von Lützwow verschafft werden wird.“ — Nach einer Bekanntmachung des v. Lindenau (Lindow, den 10. Oktober 1807) sollten in Hinsicht der französischen wie der alliierten Truppen keine Requisitionen ausser der reglements-mässigen Verpflegung respektiert werden, gemäss höchster Verordnung vom 1. Oktober dieses Jahres.

1808. In einem Bericht an das Komitee der kurmärkischen Stände zu Berlin vom 4. Mai 1808 schreibt der Magistrat von Nauen, „dass der hiesige Ort teils zur Bezahlung von Kontributionen, teils aber zur Bestreitung der andern Kriegskosten bis jetzt folgende Schulden kontrahiert habe: In fr. d'or 585 Thlr., in Dukaten 156 Thlr., in cour. 13 320 Thlr. und in Münze 2185 Thlr., in Summa 16 247 Thlr. Geld, courant und Münze. Da wir uns wegen der bezahlten Kontribution bisher durch Anleihen geholfen haben, so ist bisher von keinem Massstabe zur Aufbringung der Kriegssteuer allhier die Rede gewesen.“ — Nauen hatte vom 24. August 1807 bis 15. Juni 1808 nach einander Teile vom 24., 32., 96., 63., 95., 16. Regiment, 2., 5., Chasseur-Regiment und 4. Husarenregiment, im ganzen ca. 3296 Offiziere, 6287 Unteroffiziere, 71 869 Gemeine und Bediente und 8928 Pferde einquartiert (bei 382 Bürgern und auch 22 Buden etwa).

In ähnlicher Weise hatte die Stadt Fehrbellin zu leiden, wo während der Kriegszeit etwa 50 000 Mann verpflegt werden mussten, und wo die Kirche den Franzosen eine zeitlang zur Aufnahme der preussischen Gefangenen dienen musste.

Nunmehr kommen wir nochmals auf das Kirchenbuch von Päwesin als eine vorzügliche Quelle zurück, das noch zwei weitere Abschnitte von Kriegsaufzeichnungen aus der Feder des Pfarrers Spieker enthält. Handelte der erste Bericht von seinen persönlichen Erlebnissen, so giebt der zweite eine allgemeinere Schilderung:

„Wie es während des Krieges in unsern Gegenden hergegangen.“

Das Heer der Franken überschwemmte das Land wie eine Wasserflut. Bei Tangermünde, Barby, Wittenberg, Meissen und Dresden gingen sie über die Elbe. Napoleon zog in Berlin ein, der Marsch ging wie der Flug eines Adlers durch die Mark und Lausitz nach Pommern, Schlesien, Polen. Die kleinen preussischen Korps, die Festungen konnten die Feinde nicht aufhalten, und am Ende des Jahres 1806 standen sie



in Warschau und längs der Weichsel in einer festen Position und bewaffneten die abtrünnigen Polen.

So wurden Preussen und Polen der jammervolle Schauplatz eines verheerenden Krieges, in welchem nun endlich die langsamen Russen erschienen. Eine Legion von Kommandanten, Intendanten, Finanziers, Regisseurs und Kommis erfüllte das Land. Es wurden Militärstrassen angelegt, deren eine, wie schon erwähnt, von Brandenburg über Wustermark nach Berlin ging, Spandau zu einer wichtigen Festung gemacht, wozu das platte Land die Schanzarbeiter stellen musste, auch Magazine, Bäckereien und Schlächtereien angelegt und soviel als möglich gute Ordnung und Zucht gehalten.

Wie sich von selbst versteht, wurden grosse Kontributionen und allerlei Requisitionen ausgeschrieben und die angestellten Kommandanten wie Fürsten besoldet und verpflegt, wozu gerade die Prediger das meiste geben mussten, weil die Kommandantengelder nach der Proportion des Armeegeldes erhoben wurden. Der empfindlichste Druck war das unerhörte und unaufhörliche Fuhrwesen, wovon die Landstrassen wimmelten. Nach der Schlacht bei Eylau, wo die Franzosen sehr gelitten hatten, war eine Ergänzung ihrer Armee nötig, also marschierten ihnen nach die Rekruten, Bürschen von 14 bis 16 Jahren, weinend und unwillig, Italiener, Holländer und die Truppen des Rheinbundes. Der Durchmärsche war kein Ende, sowie auch des Zu- und Abfahrens der Kanonen, Gewehre, Munition und anderer Kriegsbedürfnisse.

Nun kamen auch die gefangenen Russen und Preussen an, viele Franzosen, die nach Frankreich zurückgingen, und eine grosse Menge Blessirter, die auf Wagen und Schiffen fortgebracht wurden. In Wustermark, welcher Ort durch die Durchmärsche unsäglich litt, wurde ein Kommandant eingesetzt, der vorhin erwähnte Pardaillon, ein wahrer Unhold, ein Gourmand, ein Harpax und Gelderpresser, und fürstlich nebst seinem Serail unterhalten. Was ein Skorpion der Haut ist, war er dem armen Lande. Er regulierte die Märsche und die Quartiere der Soldaten, besorgte das Fuhrwesen, zu welchem Ende ein Park von immer bereitstehenden Wagen allda angelegt wurde, die auch von den Adjunkten und Predigern gestellt werden mussten. Da wurden denn Tag für Tag einzelne Franzosen, und sogar öfters ganze Regimenter Franzosen, ins Land hinein- und herausgefahren und zu einem solchen Transport bisweilen vier bis sechshundert Wagen erfordert.

Der ganze Pferdestand würde zu Grunde gerichtet worden sein, wenn nicht Gott ein weide- und grassreiches Jahr gegeben hätte, dass diese gemisshandelten und stöhnenden Kreaturen sich immer wieder erholen konnten.

Hier war die Einquartierungs- und Fuhrlast zwar gross, und doch brachte der Krieg wohlfeile Zeiten ins Land; denn die Kornwucherer



fanden beim Kriege nicht den gehofften Vorteil, und die Preise gingen auf die Hälfte herunter. Aber in Polen kann keine Feder den Jammer beschreiben, da war ein wahres Chaos, alles wüste und leer, und die messieurs, die beim Hinmarsch Wein, Likör, Rum und Branntwein wie Wasser sofften, und nur Delikatessen, pain blanc, du roti, du bouillon fressen wollten, und Verderber der Nahrungsmittel waren, die ihnen nicht anstanden, mussten nun den bitteren Mangel und Hunger leiden, ehe sie wieder auf frische Weide in Preussen kamen.

Die Schlachten bei Eylau und Friedland, wo viele Tausende von beiden Seiten fielen, haben wenig ihresgleichen an Menschenverlust und Menschenelend. Napoleon konnte, obwohl er Sieger war, mit jenem Pyrrhus sagen: „Ich bin verloren, wenn ich noch eine solche Schlacht gewinne!“

Die Franzosen und Russen waren zwei Felsenmassen zu vergleichen, die sich so ungestüm aneinander rieben und stiessen, dass sie sich notwendig zermalmen mussten. Das sahen sie auch ein, und das bewirkte den Frieden zu Tilsit, wo das Cox fighting unter den bluttriefenden und ermatteten Streithähnen geendigt wurde. Sie sahen ein, dass sie sich nicht überwinden, aber wohl aufreiben würden. Daher der Friede. O ihr hartherzigen Erdengötter, ihr Länder- und Ruhmsüchtigen, nicht die Beherzigung des unaussprechlichen Elends der Menschheit, denn die ist und bleibt euch fremd, sondern eure egoistische Selbsterhaltung war das Triebrad des Friedens!

Du aber allein, barmherziger Gott und Vater der Menschheit, Deinem grossen Namen sei ewig Dank, dass Du ihnen diesen Frieden abgedrungen hast! Hättest Du nicht diese Tage verkürzt, so würde kein Mensch selig, d. i. erhalten worden sein. Dir allzeit sei Dank und Ehre!

Den Schluss der ausführlichen Darstellung im Kirchenbuch von Pāwesin bildet ein dritter Abschnitt mit der Überschrift:

„Winterquartiere der Franzosen im Havellande 1807 und 1808.“

Nun noch ein unvergesslich Wort für die Nachwelt von den Sommer- und Winterquartieren, die nach dem Frieden zu Tilsit die Herren Franzosen in der Mark und sonderlich im Havellande gehalten haben.

Ja, das war denn ein Friede, trauriger als der Krieg, nicht besser als eine fortgesetzte Feindseligkeit! Gerade das Korps des Prinzen von Ponte Corvo, welches bei der Invasion am 26. und 27. Oktober 1806 Pāwesin geplündert hatte, kehrte in die Mark zurück, um sich allda nach seinen in Polen erlittenen Verlusten, Strapazen und Hunger auf gut Französisch zu restaurieren, d. h. auf dem Fuss zu leben, wie der reiche Pariser bei seinen Restaurateuren, und zugleich den Krieg gegen den Adel, Bürger und Bauer fortzusetzen. Also für die Generäle, Obersten, Stadtkommandanten, Intendanten, Regisseurs und Kommissseurs de la guerre eine offene fürstliche Tafel von 6—7 Schüsseln, feine Weine,



Konditoreien, und was nur die delikate Fresssucht und der Luxus dieser gefühllosen Bäuche verlangte und erpresste. Für die Kapitäne, Offiziere, Ärzte u. s. w. die bestimmte Quartierordnung, wenigstens drei Schüsseln mittags und abends, Wein und Rum, soviel als ihnen zu saufen beliebte, des Tages wenigstens zweimal den „verfluchten Rumkaffee mit einer unerschwinglichen Zuckerverschwendung.“

Die Gemeinen hatten zu beanspruchen zum Frühstück Kaffee, Branntwein, Butter und Brot, zu Mittag Bouillon, Vorkost, Braten, Weissbrot, nachmittags Kaffee, abends Suppe und roti. Sie tranken den ganzen Tag Branntwein ohnemassen, folglich sah man grösstenteils Trunkene, die unvernünftige Händel suchten, alles zerschlugen und zerstörten. Den Wirten Schüsseln und Gläser an die Köpfe und das Essen vor die Füsse zu werfen, sie auf das äusserste zu malträtieren, war Tagesordnung, die Ehre und der Bauch ihr Gott, der Wein ein ihnen wie die Luft unentbehrliches Element, aller Rum, Kaffee und Zucker der Antillen ihre Requisition. Mit einem Worte es waren „wahre Vielfrasse, Schlemmer, garstige Wölfe.“ Auf dem platten Lande war es hierin noch weit schlimmer als in den Städten. Die Anordnung der Behörden zur Regulierung der Verpflegung wurde ebenso wenig befolgt als die Befehle des Kaisers von China.

Ihre Quartiere nahmen die Franzosen auf dem Lande nach Belieben. Die Schlösser der Barone, die Häuser der Amtleute, der Prediger und Freischulzen waren die anziehenden Pole der Offiziere; die Bauern wurden willkürlich belegt und mit den Quartieren ein förmlicher Handel getrieben. Dörfer und einzelne Wirte, die den Offizieren Geld gaben, wurden mit keiner oder weniger, die es nicht thaten, mit desto schwererer Einquartierung belegt, ein Schicksal, welches sonderlich unser armes Dorf Päwesin betroffen hat. Dieser Handel war der Franzosen Pouce und nicht minder die Fourage. Denn wie Hafer, Heu und Stroh in Geld verwandelt werden kann, und wie dabei der Landmann gedrückt und ausgemergelt wird, und überall zu den Fouragelieferungen und einzelnen Rationen in Mass und Gewicht Zuschuss gegeben werden muss, das verstehen die Franzosen ebensogut und wohl noch besser, als die *ci-devant messieurs les Prussiens*.

Zu der Verpflegung und den Geldquellen, die aus dem Abkauf der Quartiere und Verkauf der Rationen in die Börsen der Franzosen flossen, kamen noch unsägliche Erpressungen hinzu an Leinwand, Hemden, Hosen, Mützen, Stiefeln und Tuch von den Wirten für einzelne Kerle, und für die ganze Dorfseinquartierung oder Kompagnie an Eisen, Leder, Hosenleder und Riemzeug, Sätteln, Reparatur der Waffen und alle Montur-requisiten, und beim Abzuge hin und wieder ein *Douceur* an baarem Gelde für bewiesene Artigkeit und gehaltene gute Ordnung. Wollten sich einzelne Wirte oder ganze Gemeinden hierzu nicht verstehen, so



legte man ihnen nach Belieben noch mehrere Mannschaften als eine Art der Exekution ein. Solche Exekutionen waren häufig. Tabak, Pfeifen, Karten, Papier, Messer und Gabeln, freie Wäsche, Bezahlen der Schmiede, Schneider, Schuster, Arbeit in der Nähterei, köstliche Verpflegung ihrer vielen fleischfressenden Hunde und ausgezeichnete Behandlung ihrer Maitressen und Weiber, das alles waren lauter Wespen- und Skorpionenstiche.

Die Nachwelt wird es sich nicht denken können, dass diese Nation, die auf ein feines Menschengefühl, Sittlichkeit und eine edle Gesinnungs- und Handlungsart die ersten Ansprüche macht, gleichwohl unter ihren hohen und niedrigen Offizieren zumteil Leute hat aufstellen können, die nach geschlossenem Frieden die Einwohner des Landes, deren Gäste, nicht Feinde, sie waren, mit einer so gänzlichen Verleugnung der Menschheit und zermalmenden Äusserung ihrer überall geltend gemachten Superiorität behandelten. Ihre Hof- und Siegesfeste feierten die sauberen Gäste in ihren Standquartieren mit grossen Banketten, feinen Weinen, Likören, Konditoreien und Bällen, wobei sie dann noch trunken Gläser und Geschirre zu zertrümmern pflegten. Die Dorfgemeinden aber und die Barons — diesen Titel gaben sie den Adligen zur Schadloshaltung — mussten den unsinnigen Aufwand ihrer lukullischen Feste oft mit 2 bis 400 Thalern bezahlen.

Das ist denn doch wohl, es sei mir erlaubt, nach Art der Franzosen ein Neologon zu machen, ein wahrer Kannibalismus, ein Wort, das die Sache in ihrem ganzen und wahren Umfange panoramisch schildert. Und was wird die Nachwelt dazu sagen? Dass Leute, die in Polen unter freiem Himmel im Schnee sich betten mussten und sich um eine zum höchsten Glück in der Erde gefundene Ertöffel wie heiss-hungrige Wölfe beneideten und schlugen, dass, sage ich, diese Leute in unserer holzarmen Gegend Badestuben machten, die Fenster aufsperrten, die Atmosphäre erhitzten, in Unterkleidern herumspazierten und chansonierten, ein jeder in eigenem Bette schliefen und wie im Schlaraffenlande schmauseten.

Nicht weniger trug zum Ruin des Landes bei die Stellung von Wagen, Pferden und Boten, um die Herren zu ihren Lustpartieen nach Städten und Dörfern zu fahren, Wein, Rum, Wildpret und Konditorsachen und öfters wahre Bagatellen zu holen, wenn es sich auch nur um Schnupftabak, ein Spiel Karten oder ein paar Bogen Papier handelte, oder wenn es galt, ihre Dienstordres und Liebesbriefe und Weiber im Lande herumzuschicken und einen jeden einzelnen Mann zu fahren. Die Landstrassen wimmelten bei Tage und Nacht von Wagen und Boten zu Ross und zu Fuss, und zuletzt war auf dem platten Lande keine gangbare Kutsche, Chaise oder Kalesche mehr zu finden.



Die hohe und niedere Jagd, vom höchsten bis zum niedrigsten Soldaten exerziert, diente ihnen statt der Motion des Billards. Das Wild aller Art und Namens wurde bis auf die Raben und Elstern ausgerottet. Was übrig blieb, war dem gleich, was in der Arche Noäh vormals gerettet wurde.

Waren sie denn alle so, wie sie hier geschildert worden? Mit nichten! Es gab unter ihnen vielfältig Leute hohen und niedern Standes von mitleidigen, menschlichen und edlen Gesinnungen, die unsere traurige Lage fühlten und linderten; Empfindungen, die, weil sie sich bei einem Feinde äusserten, desto schätzbare sind. Ich für meine Person muss das Zeugnis ablegen, dass sie mich vom Generalfeldmarschall bis zum Tambour und Schmiedeknecht herab mit Liebe und Freundschaft, zumteil auch mit kindlichem Respekt wie Söhne einen Vater behandelt haben, wozu denn freilich wohl mein Alter und Stand, als auch die Kenntniss ihrer Sprache und mein zuvorkommendes, zuversichtliches Betragen vornehmlich mitgewirkt haben mögen!

Durch diese zeitgenössischen Nachrichten wird ein anschauliches Bild von der traurigen Zeit der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes geboten, von der Zeit, wo der französische Eroberer sein eisernes Scepter über Preussen hielt, das er in Stücke zerschlagen und um die Hälfte verkleinert hatte, der Zeit, wo die königliche Familie lange ihre eigene Hauptstadt meiden musste, und wo der unvergesslichen Königin Luise über den unermesslichen Jammer ihres Volkes das Herz brach. Aber wir dürfen uns doch zum Troste gestehen, dass das Unglück den preussischen Staat allsobald zur Selbstprüfung und Selbsterkenntnis führte, dass die zu Tage getretenen Schäden durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung in Verbindung mit der neuen Heeresorganisation durch Scharnhorst abgestellt und der Staat aus seinem Innern heraus neu gestaltet und gekräftigt wurde, dass die Zeit bald folgte, wo der Dichter rief:

Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,  
 Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!  
 Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;  
 Die Saat ist reif: ihr Schnitter, zaudert nicht!



## 6. (4. ausserordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Wanderfahrt nach Treuenbrietzen

am Sonntag, den 31. August 1902.

(Referent: Dr. Gustav Albrecht.)

Als sich die Mitglieder am Morgen zur Abfahrt nach Treuenbrietzen versammelten, war das Wetter wenig aussichtsvoll: es regnete beständig und durchgreifend. Während der Fahrt nach Jüterbog wichen aber die grauen Regenwolken immer mehr, hier und dort blickte der blaue Himmel hindurch, und als die Teilnehmer der Wanderfahrt in Jüterbog die Zweigbahn nach Treuenbrietzen bestiegen, schien sogar die Sonne, die dann auch, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, den übrigen Teil des Ausfluges beleuchtete.

Auf der Station Frohnsdorf vor Treuenbrietzen wurden die Mitglieder der „Brandenburgia“ von den Familien der Stadt, die sich an der Wanderfahrt beteiligen wollten, empfangen und von den Treuenbrietzener Mitgliedern, Postrat a. D. Steinhardt und Dr. Reichhelm durch das schöne Waldrevier nach Frohnsdorf geleitet, um sowohl den prächtigen Eichenbestand bei der Försterei als auch das Quellengebiet der an Forellen reichen Nieplitz zu besichtigen. Kiefernbestand wechselt zunächst mit Buchen und Erlen, dann überwiegt das Laubholz, wo Eichen mit Rüstern, Buchen und Birken gemischt stehen, und schliesslich begleiten prächtige Eichenwaldungen den Wanderer, neben dem hin und wieder die in den gewundenem Laufe dahinfließende Nieplitz auftaucht, bis sie in ihrem Quellengebiet unter dichtem Unterholz verschwindet.

Im Gasthaus „Zur alten Eiche“ in Frohnsdorf, wo ein Imbiss eingenommen wurde, hielt Postrat Steinhardt den nachfolgenden geschichtlichen Vortrag über Treuenbrietzen.

Meine hochverehrten Damen und Herren!

Treuenbrietzen gehört zu den ältesten menschlichen Ansiedlungen der Mark; das beweisen die zahlreichen prähistorischen Funde auf dem Areal der Stadt, insbesondere dem an die Stadt unmittelbar angrenzenden Burgwall, und in der nächsten Umgebung, wo die Ränder der Höhen, die sich längs der Niederung hinziehen, auffallend viele derartige Fundstätten aufweisen. Ganz natürlich: die langgestreckten Höhenzüge, Ausläufer des Fläming, waren mit Laubwald besetzt, dem wohl später erst der jetzige Nadelholzwald folgte; wo jetzt die weithin sich dehnenen Wiesenniederungen der Serno und Nieplitz sich ausbreiten,



lagen in jener Urzeit Seen und Sümpfe. Da bot das Wasser die Fische in Menge, der Wald ergiebige Jagdbeute und der fruchtbare Streifen Landes zwischen Wasser und Wald die Früchte des Bodens: Wurzeln und Beeren. Zahlreiche Quellen spendeten köstliches Trinkwasser und so war denn die Gegend wohl geeignet zu dauernder Niederlassung, und das um so mehr, als aller Wahrscheinlichkeit nach einer jener uralten primitiven Handelswege, deren Existenz sich im Dunkel der Zeiten verliert, von der Elbe her quer über den Fläming sich in der Richtung auf das nachmalige Berlin hin zog.

Urkundlich freilich tritt Brietzen (in den ältesten Dokumenten Bricena, Brezene, Bressne, Priczene, Briszen, Brisen, Bryssen u. s. w. geschrieben — der Name ist slavisch und hängt jedenfalls mit Briza oder Breza, Birke, zusammen\*) erst ums Jahr 1200 ins hellere Licht der Geschichte; vom Jahre 1209 ab werden die Burgwarte von Brietzen und im Jahre 1217 Brietzen als Mittelpunkt eines Pfarrsprengels und gleichzeitig finden sich die beiden Stadtkirchen, die Nicolai- und die Marienkirche erwähnt. Der Ort hat demnach, im Besitz einer Burg und zweier Kirchen, deren Bauart in den Übergangsformen vom romanischen Styl zur Frühgotik auch baugeschichtlich auf die Jahre um 1200 als Zeit der Entstehung hinweist, schon damals eine gewisse Bedeutung gehabt, wie denn auch die Grösse der Kirchen und ihre Weiträumigkeit auf eine bereits zahlreiche Bevölkerung schliessen lässt.

Wie schon angedeutet, war die Lage des Orts bestimmend für seine kirchliche und militärische Bedeutung. Die Christianisierung der Zauche (Czucha bedeutet in den slavischen Sprachen so viel wie trockenes Land), die ein Teil des slavisch-heidnischen Landes Ploni war, ging im wesentlichen von Magdeburg aus, also auf der Linie Wittenberg-Berlin. Vom Elbübergang bei Wittenberg führt der alte Handels- und Heerweg über die Höhen des Fläming nach Brietzen und tritt hier in die morastig-sumpfige Niederung der Nieplitz, an deren nordöstlicher Grenze sich der Abhang des Teltowplateaus, des bekannten Verteidigungsabschnittes der Wenden mit den vier Nutheburgen befindet. Zugleich ist Brietzen der Abgangspunkt der Wege nach Kloster Lehnin und nach Jüterbog, dem wendischen Rom, der Hauptkultusstätte des Jutre Bog des weissen, des lichten Gottes, dessen Heiligtum bei Jüterbog stand, und nach Kloster Zinna, dem alten Cisterziensersitze. Wie ein Brückenkopf, der die Niederungsstrasse beherrscht, liegt Brietzen im Vereinigungspunkt dieser Strassen, wonach ihm die gekennzeichnete Bedeutung von rechts wegen zukommt. Die eigentliche Entwicklung zur frühmittelalterlichen Stadt datiert allerdings erst von der Zeit um 1300. Im Jahre 1319 war die

\*) Pischon, Urkundliche Geschichte der kurmärkischen Stadt Treuenbrietzen, 1871, bei Hannebohn, Treuenbrietzen, vergriffen.



Burg schon zerfallen und so bewilligte der damals die Mark Brandenburg vormundschaftlich beherrschende Herzog Rudolph von Sachsen der Stadt Brietzen, dass niemals wieder eine Burg in der Stadt erbaut werden sollte.\*) Den Platz, wo die Burg gestanden hatte, schenkte er der Stadt.

Mit dieser Schenkung beginnt nun eine Reihe von Überweisungen, Privilegien, Inkorporationen umliegender Dörfer und ihrer Gemarkungen, auf Grund deren die Stadt allmählich ihre Feldmark zusammenlegen, Gewerbe und Handel entwickeln konnte. An der Hand der zahlreichen Urkunden diese Entwicklung zu verfolgen, dazu gebietet es an dieser Stelle des Raumes; sie kann hier nur in grossen Zügen angedeutet werden. Wer sich specieller zu informieren wünscht, muss auf die bereits citierten beiden Quellenwerke von Riedel und Pischon hingewiesen werden.

Die Landschenkungen und die Verleihung der Privilegien durch den Landesherrn begründeten, das sei gleich vorangestellt, ein Verhältnis der Dankbarkeit und treuen Ergebenheit der Stadt zum Landesherrn, das sich dann späterhin noch vertiefte und durch Umstände befestigte, die wir zu erörtern haben, nachdem wir einen kurzen Blick auf die Wichtigkeit der Bildung der Feldmark gethan haben. Fünf Dorfgemeinden: Serno, Darbrietzen, Neuendorf, Heidedorf und Budorf mit ihrem Landbesitz, den Hufen, wurden in Brietzen eingemeindet und bestehen heute noch als selbstständige Hufnerschaften mit eigener Verwaltung unter eigenen Schulzen. Das Stadtgebiet dehnte sich weithin aus; seine Grenze war zum grossen Teil auch Landesgrenze gegen Sachsen; es umfasste bedeutende Wiesen- und Waldflächen; der Boden um Treuenbrietzen zeichnet sich durch seine Fruchtbarkeit aus; ausser den verschiedenen Getreidearten bringt er Flachs und Hanf, Hopfen und Wein. Die Wiesen schufen eine reiche Viehzucht und der Wald lieferte Holz zum Bauen, Brennholz und Nutzholz. Die Wolle wurde gesponnen und gewebt; die Tuchmacherei, Leinenweberei, Gerberei und die verwandten und alle Hilfgewerbe blühten auf; Färberei und Walkerei folgten der Entwicklung der Tuchfabrikation und der Hopfen vorzüglicher Güte ermöglichte die Herstellung eines weit und breit berühmten Bieres. Der an den Südabhängen der sandigen Höhenzüge gewonnene Wein wurde hoch geschätzt; — der Weinbau ist erst im dreissigjährigem Kriege zu Grunde gegangen — Bier und Wein wurde weithin verhandelt und die Produkte des städtischen Gewerbefleisses, namentlich Tuche und Leinenwaaren durch die zahlreichen Frachtfuhrleute bis über die Grenzen der Mark hinaus und weit ins Sächsische, Anhaltische und Thüringische im Handel vertrieben. Als

\*) Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis. Berlin F. H. Morin 1849.



Rückfracht wurde meist Salz von Halle her zurückgebracht, obwohl eine Salzquelle beim Dorfe Salzbrunn zwischen Treuenbrietzen und Beelitz Salzsoole liefert. Die Soole ist indessen zu schwach und hat mehrfache Versuche zu ihrer Verwertung zu wenig gelohnt. Für die Entwicklung des Handels war der Schutz durch Privilegien, hier Stapelrechte, dort Zollfreiheiten oder -erleichterungen, Gewährung sicheren Geleits u. A., kurz durch Massnahmen des Wohlwollens und der Fürsorge des Landesherrn eine unerlässliche Vorbedingung und somit die unbedingte Anlehnung an diesen ein Gebot der Klugheit und richtiger städtischer Politik, namentlich in Rücksicht auch auf das Verhältnis zum Kloster Zinna und seinen der Natur der Dinge nach herrsch- und machtsüchtigen Äbten.

Als der Stadt im Jahre 1319 bewilligt wurde, dass keine Burg wieder erbaut werden sollte, war die Stadtmauer zur Befestigung von Treuenbrietzen bereits errichtet: eine im unteren Teil aus Granitfindlingen, darüber aus Ziegelmauerwerk mit Bogenstellungen und Wehgang und mit flankierenden Türmen versehene, durch einen nassen Graben auf der einen und den Wasserlauf der Nieplitz auf der anderen Stadtseite verstärkte Festungsmauer im Stile der frühmittelalterlichen Befestigungskunst jener Zeit. Die Mönche von Zinna hatten die Mauer gebaut, denn nur in den Klöstern fanden sich die Werkleute, die so Grosses zu leisten vermochten. Bestanden doch die bürgerlichen Bauten damals nur aus Blockhütten oder Fachwerkbauten mit Windelwerk oder Lehmputzen, die mit Rohr oder Schilf eingedeckt waren. Zur Unterstützung der Stadt bei der Aufbringung der Kosten des zehn Jahre dauernden Baues bewilligte ihr der Landesherr einen ebenso lange währenden Steuererlass; dem Kloster aber wurde zum Lohne das Recht der Ausnutzung des Gefälles der Nieplitz von der Quelle bis zum Eintritt in die Havelniederung durch Privileg verliehen. Und die Mönche haben dies Recht mit bewundernswerter Thatkraft und technischem Geschick praktisch zu nützen verstanden, indem sie den Wasserspiegel des eine gute Stunde von Treuenbrietzen im Frohnsdorfer Thale aus zahllosen dicht bei einander liegenden Quellen, in frischem Laubwalde entspringenden wasserreichen Nieplitzbaches von der Stelle ab, wo der Bach das Thal verlässt, durch Kunstbauten derart hoben, dass sie die Wasserkraft zum Betriebe mehrerer Mühlen benutzen konnten. Zum Schutz gegen Wettbewerb wurde die Anlage von Windmühlen in weitem Umkreise verboten, durften zum Transport der Müllereiprodukte nur Klosterfuhrwerke benutzt werden, und so folgten die vexatorischen Massnahmen aufeinander, so dass die Folge davon eine unendliche Reihe von Chikanen und Streitigkeiten war. Dazu kamen die Übergriffe der Äbte von Zinna und die im Laufe der Jahrhunderte immer und immer wiederholten Bestrebungen von sächsischer und anhaltischer Seite, die Stadt



von der Mark zu trennen und nach Sachsen hinüberzuziehen; Bestrebungen, die ihren deutlichsten Ausdruck in dem Vorgange finden, bei dem der „falsche Waldemar“ die Hauptperson war. Die Geschichte dieses Vorganges ist zu bekannt um hier wiederholt zu werden; allbekannt ist namentlich, wie Brietzen zum Lohn für die dem Landesherrn bewiesene Treue den Beinamen Treuen-Brietzen erhalten haben soll und eine von 1606 datierende Inschrift am Rathause bestätigt die Sage, die, so schön sie auch klingt, leider nicht zutreffend ist, denn noch 150 Jahre später wird die Stadt in den Urkunden nicht anders als Brietzen genannt. Wohl aber ist es möglich und sogar sehr wahrscheinlich, dass das Volk in feinem Empfinden schon lange zuvor den Ort mit Treuenbrietzen bezeichnet hat, auch zur bequemen Unterscheidung von den Ortschaften mit ähnlichem Namen, wie Wriezen, Darbrietzen, Wittbrietzen u. a.

War übrigens vorher betont, wie das treue Festhalten am Landesherrn dem Vorteil der Stadt entsprach und dass diese nur in Anlehnung an ihn eine Stütze und Hilfe gegen klösterliche und sächsische Übergriffe und Störungen fand, so schmälert das nicht das Verdienst der Stadt an der Treue für den Landesherrn, denn es war ein grosser Entschluss ihm treu zur Seite zu stehen, da zeitweise nur Treuenbrietzen, Beelitz und Frankfurt a. O. (auch Spandau?) zum Landesherrn hielten.

Die bewusste Inschrift am Rathause lautet:

Haec urbs promeruit, quae Brietzia fida vocetur  
Principibus belli tempore fida fuit.

Dies ist die Stadt, die verdient, dass sie Treuenbrietzen genannt wird Denn in den Zeiten des Krieges blieb sie dem Fürsten getreu.

Das Distichon stammt von Valentinus Neander, dem Syndikus (1606).

Im Jahre 1412 kamen die Hohenzollern in die Mark und schon 1414 sehen wir die Treuenbrietzer bei dem Zuge gegen die Raubritter, die Quitzow, Rochow und Putlitz in einem der vier Heerhaufen, die Friesack, Plaue, Goltzow und Büten berannten, mit den Jüterbogkern und den Lehnsleuten der Klöster Lehnin und Zinna vereint bei der Belagerung von Schloss Büten, das allerdings erst eingenommen wurde, als Friesack gefallen war und das schwere Geschütz von dort zur Hilfe herangezogen werden konnte. Etwa sechzig Jahre später, 1478, sehen wir wiederum Treuenbrietzer bei einer kriegerischen Unternehmung, nämlich die Belagerung von Beelitz.

Der Herzog von Sagan lag mit dem Kurfürsten um den Besitz des Herzogtums Glogau in Fehde und liess seinen Feldhauptmann Jan von Kuck oder Kurk mit einer Söldnerschaar in die Mark einfallen. Als Kuck in die Beelitzer Gegend kam, liess er einige seiner Leute sich unter den Planen von Marktwagen verstecken und als die Wagen in



Beelitz einführen, sprangen sie herab und überwältigten die Thorwache, so dass Kuck mit seinem Haufen eindringen konnte. Die meisten Einwohner wurden vertrieben und die Stadt zur Verteidigung eingerichtet. Die Flüchtlinge riefen die Hilfe der Nachbarorte an, worauf Treuenbrietzener und Brandenburger vor Beelitz rückten, die Stadt von der Seite des Mühlenthors her einschlossen, während Markgraf Johann vom Haidethor her angriff. Bei der Berennung der Tore stand ein Mönch auf dem Umgang des Copenhagenturms am Haidethor und wischte mit einem Fuchsschwanz die Kugelspuren vom Turmdache ab zum Spott für den Markgrafen, mit dem dritten Schuss aber wurde er heruntergeholt. Die Stadt wurde in Brand geschossen, viel Menschen kamen um und Jan von Kuck wurde gefangen genommen. Er soll dann in Berlin hingerichtet worden sein.

Der Reformation schloss sich Treuenbrietzen früh und entschieden an. Dr. Martin Luther soll selbst herübergekommen sein. Eine alte Überlieferung berichtet, der Kaplan der Marienkirche habe ihm verwehren wollen in der Kirche zu predigen. Da habe das Volk den Kaplan vertrieben und er habe über die Kirchhofmauer flüchten müssen, Dr. Martin Luther aber habe, da die Kirche die Menge des Volks nicht habe fassen können, unter einer Linde am Eingang zur Kirche gepredigt. Die Linde heisst heute noch die Lutherlinde; sie ist gestützt und wird sorglich gepflegt. Dass übrigens der Kurfürst von dem Anschluss von Treuenbrietzen nicht besonders erbaut war, geht aus dem ungnädigen Bescheide hervor, den die Spandauer erhielten, als sie einen reformierter Prediger erbat und sich auf Treuenbrietzen beriefen, „sie sollten bei der alten Religion bleiben, und dürften sich an den Brietzenern kein Beispiel nehmen. Brietzen läge der Hölle zu nahe.“ (Damit war Wittenberg gemeint.)

Der dreissigjährige Krieg verwüstete Treuenbrietzen nicht weniger als die meisten übrigen Städte der Mark. Mehrfach von den Schweden besetzt, litt die Stadt unter den Erpressungen, der Einquatierungslast, den Plünderungen, unter Mord und Brandstiftung, Kontributionen, Raub und Krankheiten entsetzlich. Der Schwedentrunk presste das Letzte aus den Leuten heraus und die Pest forderte ungezählte Opfer. Am Ende des Krieges waren von einigen Tausend nur noch 100 Einwohner übriggeblieben und die Umgegend war in erschreckender Weise verwüstet — Niemeck menschenleer, Belzig und Zahna total niedergebrannt. Doch hat Treuenbrietzen sich gelegentlich mannhaft und erfolgreich verteidigt. Im Jahre 1636 wurde es von einem schwedischen Heerhaufen von 2—3000 Mann angegriffen. Die Belagerer drangen bis zum Neuen Thore (dem jetzigen Leipziger Thor) vor und hatten schon eine Petarde an die Thorpflügel geschraubt um sie durch Sprengung zu öffnen, da machten die Belagerten einen Ausfall, vertrieben die Angreifer und schraubten die Petarde ab, deren Pulverladung die



bereits zur Neige gehende Munition glücklich ergänzte. — Zwischen dem nahe gelegenen Clausdorf und Dennewitz schlug im Jahre 1644 Torstenson die Kaiserlichen unter Clam Gallas. Nach dem Kriege hielt dann Wrangel mit seinen Schweden die Gegend noch längere Zeit hindurch besetzt.

Die dann folgende Zeit ist mit der langsamen Erholung von den Folgen des Krieges erfüllt. Die Verrohung war auf den höchsten Grad gestiegen. Schiessereien der Garnison am hellen lichten Tage waren nichts ungewöhnliches. Es galt wieder Ordnung und Ruhe herzustellen, die Schulden zu tilgen, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu regeln und die Einkünfte zu heben. Gewerbe und Handel lagen natürlich völlig darnieder und ihre Wiederbelebung war um so schwieriger als Sachsen seine Grenze streng gegen Brandenburg abschloss.

Vom siebenjährigen Kriege hatte die Stadt, abgesehen von den Kontributions- und Vorspannleistungen nur wenig zu leiden. Der Vorspann ging freilich in Schlesien und Böhmen verloren, wie die Stadt beim Beginn des 30jährigen Krieges ihre Artillerie, fünf Feldschlangen, verloren hatte. Die Geschütze waren auf Befehl des Kurfürsten nach Spandau abgeführt worden; die Stadt hat sie weder zurück- noch Entschädigung dafür erhalten. Die Garnison der Stadt, die als Grenzort wichtig war, betrug nach dem siebenjährigen Kriege durchschnittlich ein Drittel der Einwohnerzahl; sie bestand aus einem Bataillon Infanterie des 35. Infanterie-Regiments Prinz Heinrich von Preussen, das — beim Zusammenbruch der Armee 1806 aufgelöst, 1816 als Reserve-Regiment neu formiert und der Besatzung der Bundesfestungen Mainz und Luxemburg zugeteilt wurde. In die Mark zurückberufen, hat es später mit dem 20. Regiment abwechselnd die Garnison für Treuenbrietzen gegeben.

Die Jahre von 1806 bis 1808 und dann das Jahr 1812 brachten fast ununterbrochene Truppendurchmärsche und forderten erhebliche Opfer an Kontributionen, Douceur- und Bestechungsgeldern; die Einquartierungslast war drückend; 165 000 Mann sind damals einquartiert und gepflegt worden und doch wurden die Verluste einigermaßen durch die Einnahmen des auf der grossen Leipzig-Berliner Heerstrasse sich bewegenden enormen Verkehrs an Reisenden, Offizieren, Diplomaten und Beamten ersetzt. Estafetten und Extraposten jagten einander, (die Posthalterei hatte zeitweise dreihundert Pferde), die Heerstrasse bot kaum Raum genug für die Wagenzüge; das Geld rollte in Massen und die Gasthöfe und Kneipen waren Goldgruben.

Im Jahre 1813 wurde Treuenbrietzen befestigt, die Mauern und Thore durch Erdwerke und Pallisadierungen verstärkt, das Wasserspiel der Gräben erneuert, die Schützengilde bewaffnet und der Landsturm formiert. Die grossen Kämpfe rückten im Herbst der Stadt näher; am



23. August war die Schlacht bei Grossbeeren, am 27. August das Gefecht bei Hagelsberg und dann am 6. September die Schlacht bei Dönnowitz, eine der glänzendsten Waffenthaten im Verlaufe des blutigen Ringens. Nach der Schlacht hat Treuenbrietzen sechstausend Verwundete in seinen Mauern untergebracht und gepflegt. Alle Gebäude lagen voll, Schulen und Häuser, Scheunen und Ställe, Kirchen und Rathaus waren belegt. An die Schlacht erinnert noch eine alte Fichte auf dem Wege nach Frohnsdorf, die Landwehrfichte, auch der Landwehrmann genannt. Ein verwundeter Landwehrmann soll sich nach der Schlacht dahin geschleppt haben und dort gestorben sein. Kreuze sind in die Rinde geschnitten und Vorübergehende pflegen Steine oder dürre Zweige am Fusse des Baumes niederzulegen.

Die nun folgende Zeit nach dem Kriege ist einer ruhigen und stetigen Entwicklung gewidmet. Eine Papierfabrik wurde angelegt, die heute noch besteht. Das Gewerbe, namentlich die Tuchmacherei hob sich nach Einführung der Dampfmaschine und der Handel blühte auf, als die alte Heerstrasse chausseemässig ausgebaut wurde.

Mit dem Bau der Anhalter Bahn aber und mit dem Anwachsen von Berlin und Luckenwalde, dessen Tuchindustrie sich mächtig entwickelte, verödeten die Strassen und litt das Gewerbe unter dem Wettbewerb dieser Orte. Wohl bemühte sich die Stadt um den Anschluss an die Anhalter Bahn durch eine Privatbahn; sie wurde regierungsseitig nicht genehmigt und die Stadt auf die Zukunft und den projektierten Staatsbahnanschluss vertröstet. Der ist ja nun auch gekommen, leider zu spät, denn die früher so blühende Tuchindustrie ist völlig zu Grunde gegangen; die lohnende Shawlweberei hat aufgehört, ebenso die Leinenweberei, dafür sind einige Werkstätten für Holzpantoffelfabrikation entstanden, und neuerdings eine Präservenfabrik. Weitere Bahnanschlüsse in der Richtung auf Belzig-Brandenburg und nach Wildpark sind teils im Bau, teils vermessen. Sie erleichtern den Verkehr, machen ihn bequem und billig; der Nutzen für das kleine Landstädtchen ist im übrigen fraglich. Durch die dem Bahnbau gebrachten Opfer sind die früher sehr guten Finanzen der Stadt, deren Einwohner steuerfrei waren, heruntergebracht worden und die Gemeindesteuer beträgt jetzt 50 Prozent der Staatssteuer. Eine gedeihliche Entwicklung zum Besseren ist vorläufig nicht abzusehen. Treuenbrietzen liegt eben so nahe an Berlin, dass dieses ihm die besten Kräfte entzieht und so weit davon entfernt, dass es für den Absatz seiner jetzt hauptsächlich nur noch landwirtschaftlichen Erzeugnisse nicht in Betracht kommt. Für die Neubelebung des Gewerbes fehlt aber jegliche natürliche Vorbedingung. So hat denn auch die Einwohnerzahl seit der letzten Volkszählung sich um 100 Köpfe vermindert.



Wir geben aber trotz alledem die Hoffnung nicht auf, dass ein gütiges Geschick unsere Zukunft bessern möge. St.-Tz.

Nach der Beendigung des Vortrags begab sich die Gesellschaft zu den in der Nähe befindlichen Nieplitzquellen und setzte dann, teils zu Wagen, teils zu Fuss, die Wanderung durch das schöne Waldrevier fort. Man berührte verschiedene von den Zinnaer Mönchen angelegte Mühlen, die jetzt verfallen sind, ferner die sogenannte Forellenmühle und den „Böllerich“, ein mit Unterholz bestandenes Sumpfgebiet, und gelangte dann auf der Chaussee zum Leipziger Thor von Treuenbrietzen. Von dem Thorbau ist nichts mehr erhalten, aber ein Teil der alten Stadtmauer erhebt sich noch seitwärts von jener Stelle und bildet im Verein mit den Anlagen, die auf dem ehemaligen Walle angepflanzt sind, eine hübsche Zierde der Stadt. In den Anlagen, wo zwischen Stadtmauer und Wallgraben auch der alte verfallene Judenkirchhof liegt, wurde das Denkmal des Komponisten Friedrich Heinrich Himmel, der in Treuenbrietzen am 20. November 1765 geboren wurde\*), und das Kriegerdenkmal besichtigt. Nach dem Rundgange durch die Anlagen am Jüterboger Thor wurde das Mittagessen eingenommen, wobei Postrat Steinhardt im Namen des Magistrats die Mitglieder der „Brandenburgia“ begrüßte und ein Hoch auf den Landesherrn ausbrachte. Geheimrat Friedel dankte im Namen der „Brandenburgia“ und toastete auf die Stadt Treuenbrietzen; Dr. Reichhelm feierte die Damen.

Nach dem Mittagessen wurde die Besichtigung der Stadt fortgesetzt. Zunächst besuchte man die Nikolaikirche, einen aus dem 13. Jahrhundert stammenden Backsteinbau, der durch verschiedene Anbauten ein ziemlich sonderbares Aussehen erhalten hat. Die Kirche ist eine kreuzförmige, gewölbte Pfeilerbasilika, die im Übergangsstil von der romanischen zur gotischen Bauart aufgeführt und dementsprechend mit Rundbogenfriesen und Spitzbogenblenden und frühgotischem Masswerk ausgestattet ist. Der über der Vierung errichtete Backsteinturm mit Pyramidendach macht einen sehr mässigen Eindruck, und es wäre zu wünschen, dass das alte interessante Bauwerk einer gründlichen, kunstgemässen Restauration unterzogen würde. Bemerkenswert sind die in den Rundstäben des Westeingangs hier und da eingeritzten Masken, die wohl ohne bestimmte Bedeutung sind, höchstens dämonische Wesen darstellen könnten. Ähnliche Masken finden sich in grösserer Gestalt und als gebrannte Formsteine beispielsweise an den Kirchen zu Beelitz und Pritzwalk vor, in ersterem Falle sollen sie zwei Juden, die die Hostie verspottet haben, in letzterem wendische Dämonen darstellen; auch als Konsolsteine treten solche Masken auf. Die an der Südseite der Nikolaikirche angebaute Sakristei aus dem Jahre 1519 enthält zwei

\*) Über Himmel vgl. Bär XX S. 5, wo auch eine Abbildung seines Denkmals.



schöne Sterngewölbe, dort wird auch eine alte Taufschüssel aus Messing mit der Darstellung des heiligen Christoph mit dem Jesusknaben aufbewahrt. Das Innere der Kirche ist weiss getüncht, Altar und Kanzel sind im Barockstil gehalten\*).

Von der Nikolaikirche wurde ein Rundgang durch die Stadt angetreten, der einen Einblick in die sauberen, aber sehr winkligen Strassen gewährte, die teilweise von Bäumen beschattet und von Wasseradern der Bäke, einer Abzweigung der Nieplitz, durchrieselt werden. Treuenbrietzen besitzt viele Fachwerkhäuser, die im Verein mit den schattigen Bäumen und den rieselnden Wasseradern der Stadt ein gemütliches Gepräge verleihen. Eine ganze Strasse, der Vogelgesang, ist nur mit solchen Gebäuden besetzt. Leider folgt man bei der Erneuerung dieser Häuser, die zum Teil mit dem Giebel nach der Strasse stehen, dem modernen Hange, die Fassade ganz mit Kalkbewurf zu überziehen, anstatt das Gebälk durch eine andere, entsprechend dunklere Farbe zu heben und so den patriarchalischen Charakter des Hauses zu erhalten. Am Leipziger Thor wurde die verfallene Heiliggeistkapelle, ein achteckiger Backsteinbau, besichtigt, darauf der Pulverturm am Schanzgraben, ein Überrest der mittelalterlichen Stadtbefestigung, und schliesslich die Marienkirche am Berliner Thor. Diese Kirche stammt gleichfalls aus dem 13. Jahrhundert, wenigstens in dem hinteren, aus Granit errichteten Teile, und hat sich ihren romanischen Charakter besser bewahrt wie die Nikolaikirche, besonders die Rundbogenfriese am Langhause und an der Apsis sind rein romanisch. Der von einer sogenannten Bischofsmütze gekrönte Turm ist später erbaut. Das Innere der Kirche ist ebenso einfach wie in St. Nikolai, doch wirkt die Höhe des mit Kreuzgewölben überdeckten Mittelschiffs im Verein mit der stattlichen Orgel weit erhabener auf den Beschauer ein wie dort. Auf dem Kirchhofe nach der Hauptstrasse zu steht die erwähnte Lutherlinde, ein alter, mehrfach gestützter Baum. Den Beschluss der Besichtigung bildete der Besuch des ehemaligen Burgwalls, auf dem Postrat Steinhardt sich sein geschmackvolles Heim erbaut hat. Eine Menge slavischer Überreste und die Trümmer der deutschen Burg in Gestalt von starken Eichenbalken sind beim Fundamentieren des Hauses gefunden worden. Ein kurzes zwangloses Zusammensein im schönen Garten des Burgwalls, dann brach man zum Bahnhof auf.

---

\*) Über die Kirchen und die anderen Bauwerke in Tr. vgl. Bergau, Inventar S. 763-65, wo auch die Litteratur angegeben ist, ferner Der Bär XX S. 4; über die Geschichte der Stadt ausser den oben erwähnten Werken Fidicin, Territorien III, 4. S. XII; Riedel, Mark Brandenburg I, 254 f.; Heffter, Chronik von Jüterbog und Klöden, Die Quitzows, an verschiedenen Stellen.



## Kleine Mitteilungen

von R. Jülicher-Rixdorf.

**Märkische Grabinschriften.** Poetisch verhüllt durch einen duftenden Centifolienstrauch erhebt sich an der Nordostecke des geschlossenen die Kirche des reizenden Dorfes Tegel umgebenden Kirchhofes ein obeliskentartiges, mit einer Urne gekröntes bronzenes Grabmal, an dessen Vorderseite in gleicher Höhe mit der Oberfläche ein edles Marmorprofil der darunter bestatteten jugendlichen Edelfrau eingelassen ist. Die sinnige Inschrift lautet:

Wilhelmine Anna Susanne von Holwede, geb. von Colomb

\* 3. Februar 1743

† 31. Juli 1784.

Sie schläft süßen Schlaf;

Sage nicht, dass die Guten sterben.

Es erinnert uns dieser tief empfundene Vers an das Grabkreuz der Gattin unseres F. Brunold auf dem stillen Friedhofe zu Joachimsthal, wo es heisst:

Geht leise über meines Grabes Flur,

Ich schlafe nur.

Ein Marmorstein auf dem älteren, die Kirche umgebenden Friedhof zu Dalldorf zeigt in hübschem Relief eine aus den Wolken ragende Hand, die eine Wage hält, deren hochschwebende Schale einen Dornenkranz, die tief geneigte aber eine Fülle von Blumen enthält. Darunter steht: Der Seegen der himmlischen Freuden überragt die irdischen Leiden.

Übrigens kann Dalldorf auf seine patriotische Gesinnung und deren Betätigung stolz sein, denn unseres Wissens ist es der erste Ort, welcher dem Kaiser Friedrich ein Denkmal gesetzt hat. Inmitten seiner breiten, von mehreren Reihen mächtiger, hochgewipfelter Rüstern und Kastanien eingerahmten Dorfaue hat es in einem eingezäunten Raum unter dem Schutze eines Bronzeadlers auf Holzpostamenten je eine Bronzestatue des Kaisers Wilhelm I. und des Kaisers Friedrich errichtet mit dem Datum: „der Krieger- und Landwehrverein Dalldorf 1888!“ und Berlin?

Es sei gestattet, hier einige thüringische Grabinschriften von Interesse anzuführen. So ist es gewiss ein schöner Nachruf, wenn es auf einem Bronzeobelisken eines jetzt geschlossenen Kirchhofes in der Residenzstadt Sondershausen — dem Denkmal des Staatsministers von Weise (\* 1761, † 1838) heisst:

Rastlos hast du im Leben gepflegt die Blüten des Guten;

In der Ewigkeit Flur reift dir die goldene Frucht.

Etwas nach Byzantinismus noch nach dem Tode dagegen schmeckt die Inschrift auf einem Grabe des alten Friedhofs zu Rossla am Harze:

X... Haushofmeister des für sein Land unsterblichen Grafen Wilhelm.  
— Nahe neben diesem braven Diener liegt ein Dr. med., gräflicher Admodia-



teur. Ganz dicht dabei widmet ein gräflicher Kammerdiener seiner verstorbenen Ehefrau den etwas dunklen Spruch:

Ihre Wiege ist das Grab; ihr Leben ein Traum,  
Ihr Erwachen die Auferstehung.

Auf dem Kirchhofe des nahegelegenen Städtchens Kelbra (Kyffhäuser) tröstet sich ein Hinterbliebener in der Grabschrift also:

Die Hoffnung schweigt, die Liebe glaubt,  
Gott liebt, wenn er das Beste raubt.

Endlich auf dem alten Friedhofe um die Kirche zu Edersleben (Helme) widmet ein trauernder Ehemann der dahingeshiedenen Gattin den Vers:

Teure Gattin! Meine Thränen hier  
Sind die Blumen auf dein Grab.

Diesen Vers fand ich auch im August dieses Jahres angewendet auf die Mutter und umfangreicher auf dem Friedhof an der Kirche zu Rosenthal Kr. Niederbarnim.

Dessen Nachbarort Blankenfelde zeigt über dem Südportal unter einem Alliance-Wappen (rechts springendes Ross, links Pfeil) die Inschrift an der Kirche:

Has ego divinas <sup>f. Rosen</sup> Gromkoviin's  
Aedes pro queis coelestes  
Tu mihi Jela (Joja) dabis.

Das Portal des reizenden Barockkirchleins zu Buch trägt folgende Überschrift:

Sit nomen Domini benedictum  
Anno 1731 inchoatum,  
„ 1736 consumatum et inauguratum  
„ 1891 restauratum.

**Ältere Häuser und Inschriften in Berlin:** Am Alexanderplatz am Giebel eines stattlichen Hauses: Relief, ein goldener Hirsch mit Jahreszahl: 1783 erbaut. In der Alten Schönhauserstrasse etwa Nr. 20: A. D. 1760.

Prenzlauerstr. 25 ein goldenes Lamm en relief mit Vers:

Dies Haus steht in Gottes Hand,  
Zum goldenen Lamm ist es genannt. 1776.

Durch einen Neubau grossen Stils ersetzt ist das Haus Münzstr. 3, welches vorher (jetzt wieder) zu beiden Seiten eines kräftigen goldenen Adlers (in der Darstellung des preussischen) die funkelnde goldene Inschrift zeigte:

Durch den Adler stell' ich hier Gottes Huld und Allmacht für:  
Ihm befehl' ich meine Sachen; er wird's wohl am besten machen.

Zum Vergleich führe ich hier an die grosse Inschrift desselben Sinnes an einem Renaissancehause zu Herford, Comthurst 74, wo es, eingeschnitten in die Holzbalken des ausgefachten strassenseitigen Giebels, in kräftiger Schrift also heisst:



Mit Gott deine Wercke thue,  
 so wird es einen guten Fortgang habn.  
 Wer Gott zum Freunde hat,  
 dem mus das Glücke werden,  
 dem komt der Segen ein,  
 obgleich seyn viel Beschwerden.  
 Den Segen bringet Gott,  
 er ist ein solcher Mann,  
 der auch das Wenige  
 im Hause mehren kann.

## Bücherschau.

**Nordostdeutsche Schulflora** von P. Ascherson, P. Gräbner, unter Mitwirkung der Verfasser bearbeitet von R. Beyer, mit 12 Abbildungen im Text. Berlin, 1902. Verlag von Bornträger.

Der vorliegende Band zeigt uns die Verfasser der Flora des Nordostdeutschen Flachlandes, über welche die Leser der *Brandenburgia* von uns hinreichend Kunde empfangen, als von den Höhen der Wissenschaft zu den mehr praktischen Zwecken der Schulbildung und elementaren Belehrung herabgestiegen. Als erfahrener und kenntnisreicher Mitarbeiter hat sich ihnen zu diesem Behufe Herr Beyer, Professor am Andreas-Realgymnasium zu Berlin, bereitwillig angeschlossen. Der so mit vereinten Kräften ins Leben gerufene botanische Leitfaden wird unzweifelhaft geeignet sein auf die bisher noch recht mangelhafte Pflanzenkenntnis unserer Schuljugend fördersamst einzuwirken und an der Hand eines verständnisvollen Lehrers derselben ein lebendiges Interesse für die Pflanzenschatze der Heimat einzuflössen, notabene wenn derselbe es versteht den notwendigerweise oft trocknen Lehrstoff mit dem Fleisch und Blut einer anschaulichen und zum Gemüt nicht minder wie zum Verstande sprechenden Realistik zu umkleiden.

Der Horizont dieses Buches hat sich durch Aufnahme von Ostpreussen in den Rahmen seines Lehrbegriffs ansehnlich erweitert und somit an Verwendbarkeit gewonnen. Schon die Namen der Verfasser, der eines Ascherson an der Spitze, hätten genügt ihm, als vielversprechend, das beste Zeugnis auszustellen. Hinzugefügt möge sein, dass dasselbe auch anderen als rein pädagogischen Kreisen sich als ein schätzbarer Wegweiser auf frohen Märschen durch Flur und Wald erweisen möge, zu Nutz und Frommen jedes wandernden und wissensdurstigen Aspiranten einer Forschung, die obwohl in der Gegenwart stark umgestaltet, doch nie ganz aufhören wird eine der lieblichsten von allen zu sein.

Oktober 1902.

Carl Bolle.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



## 7. (5. ausserordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Wanderfahrt nach Oranienburg und Lehnitz  
Sonntag, den 7. September 1902.

Im Gegensatz zu den meisten früheren Ausflügen der Gesellschaft wurde der diesmalige durch besonders schlechtes Wetter eingeleitet. Es regnete in Strömen; aber trotzdem hatten sich noch ungefähr dreissig Teilnehmer eingefunden. In Oranienburg trafen wir um 9 Uhr 45 Min. ein. Der erste Gang galt dem Hause des Kg. Sanitätsrates Herrn Dr. Ossowidzki. Das Haus selbst ist ein Rest der kurfürstlichen Meierei. Beim Eintritt in dasselbe erhielt jeder von zwei weissgekleideten kleinen Mädchen einen hübschen Strauss als freundlichen Gruss. Das Innere aber des Hauses war in ein Museum umgewandelt worden. In allen Zimmern waren die Sammlungsobjekte aufgebaut, und die Schätze liessen sich bis unter das Dach verfolgen. In dem einen Zimmer war ein grosser Tisch dicht bedeckt mit Geräten vorgeschichtlicher Zeit: mit Waffen, Hämmern, Urnen aller Art und Grösse. Unter den Waffen war ein Bronzeschwert beachtenswert, das sich zusammen mit dem Geweih eines Elch gefunden hatte. In einem zweiten Zimmer standen auf Tischen und in Glasschränken schöne Porzellansachen aller Art; Schalen, Teller, Tassen, Nippes u. s. w. Ferner waren Krüge, Gläser, Dosen u. a. vorhanden. An den Wänden hingen Gemälde und Kupferstiche und auf den Stühlen waren alte Folianten aufgestellt, alte Drucke naturwissenschaftlichen, technischen und geographischen Inhaltes zum Teil mit reichem Bilderschmuck. Das älteste Buch war „Das Schiff der Penitentz“ von Dr. Johann Gayler von Kaysersperg. Die Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit der Sammlung legte das beste Zeugnis ab für die Umsicht des Sammlers.

Unser nächster Besuch galt dem Königlichen Schlosse. Vor seinem Eingang begrüsst uns der Kgl. Schulrat Herr Urlaub und führte uns zunächst in ein Zimmer zu ebener Erde; in zweien seiner Wände sind einander gegenüber Hochreliefs eingelassen, die Szenen aus dem Mythenkreise des Apollo darstellen. Darauf stiegen wir eine Treppe empor und durchwanderten eine Reihe von leeren Zimmern, die Königszimmer, bis wir in einem grossen Eckzimmer Halt machten. Dieses



Zimmer, der sog. Ordenssaal, besitzt noch die schönen Verzierungen aus der Glanzzeit des Schlosses. An dem Rande der Decke sind zahlreiche Stuckornamente angebracht, unter ihnen die Embleme des Hosenbandordens, während die Mitte der Decke von einem grossen Gemälde ausgefüllt wird, das die Einführung des Thees in Europa zum Gegenstande hat. Auf dem Rückweg führte uns Herr Schulrat Urlaub durch ein kleines Kabinett, in welchem Prinz August Wilhelm, der Bruder Friedrichs des Grossen, im Jahre 1758 gestorben war, nachdem er sich ein Jahr vorher durch seine erfolglose Kriegsführung die Ungnade des Königs zugezogen hatte. Das entsprechende Eckzimmer des anderen Flügels besitzt an seiner Decke wiederum ein Gemälde, das den Thee feiert.

Nach der Besichtigung des ersten Stockwerks stiegen wir die zweite Treppe empor und versammelten uns in der Aula, um den Vortrag des Herrn Pastors em. Engel über Oranienburg zu vernehmen. Unweit der Stelle des heutigen Schlosses, so führte der Herr Redner aus, hatte einer der ersten askanischen Markgrafen eine Burg erbaut an einer der wenigen passenden Übergangsstellen. Es war das die Burg Bötzw. Waldemar d. Gr. errichtete unweit der Burg einen Eisenhammer und eine Glashütte. In späterer Zeit wurde an der Stelle des Eisenhammers die Burg Neumühl angelegt. In der Zeit der luxemburgischen Verwaltung zerstörten die Quitzows die Burg Neumühl und eroberten Bötzw. Bei Erdarbeiten hat man einen unterirdischen Gang gefunden, welcher von einem Keller des Schlosses hinüberführt zu einem Keller in der Breitenstrasse. Solche unterirdischen Strassen wurden bei Belagerungen benutzt, um in den Rücken des Feindes zu kommen. Als die hohenzollernschen Kurfürsten in den Besitz gelangt waren, haben noch häufig Verpfändungen der Burg und der zugehörigen Dörfer stattgefunden. Es war der jagdliebende Kurfürst Joachim II. der hier durch Kaspar Theiss ein Jagdschloss bauen liess. Der dreissigjährige Krieg aber zerstörte alle Anlagen, auch Bötzw selber hatte sehr zu leiden. Es ging die Hälfte der Feuerstellen ein. Als nach dem Kriege die Kurfürstin Luise Henriette auf einem Jagdausfluge hierher kam, gefiel ihr die Landschaft, erinnerten doch Fluss, Wiese und Buschwerk an die holländische Heimat, und so beschloss sie hier ein Schloss anzulegen. Es geschah dies im Jahre 1652, seit welcher Zeit der Name Oranienburg in Gebrauch kam. Die Kurfürstin baute allmählich das Schloss und in seiner Nähe eine Meierei sowie eine Brauerei und schuf den Park. König Friedrich I. erweiterte das Schloss um zwei Flügel und schmückte es im Innern auf das prächtigste aus, so dass es zu den ansehnlichsten gehörte. Das war die Glanzzeit des Schlosses. Als sich die Liebe der Hohenzollern der Potsdamer Gegend immer entschiedener zuwandte, verlor Oranienburg allmählich an Ansehen. Die innere Einrichtung wurde herausgenommen und anderweitig verwertet, bis zuletzt sogar die schönen Jaspssäulen



des Ordenssaales nach dem Charlottenburger Mausoleum wanderten. Erst der unglückliche Bruder Friedrichs II. wohnte hier einige Zeit und nach ihm, allerdings auch nur für zwei Sommer Kronprinz Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin Luise. Im Jahre 1804 wurde im Schlosse von einem gewissen Hempel eine Spinnerei eingerichtet, die sich aber nicht halten konnte, so dass das Schloss an den Staat zurückfiel. Darauf richtete die Seehandlung im Schloss eine Silberschmelze ein, daher kam es wohl, dass zunächst 1831 das Innere völlig ausbrannte und 1841 ein Flügel gänzlich durch Feuer zerstört wurde. So blieb das Schloss als Ruine stehen, bis 1851, als König Friedrich Wilhelm IV. es zum Lehrerseminar bestimmte. Nachdem es gänzlich ausgebaut worden war, wurde es 1861 bezogen. Es sind gegenwärtig 90 Zöglinge untergebracht.

Nachdem Herr Pastor Engel geendet hatte, ergriff Herr Schirrmeyer das Wort, um über die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundsätze der Kolonie Eden zu sprechen. Im Jahre 1893, so führte er aus, traten 18 Berliner Herren zusammen und erwarben mit einem Kapital von 18000 M. an dem Wege nach Quadengermendorf ein Gelände von 150 Morgen Grösse, um eine Obstbaukolonie zu gründen. Man wollte auf dem unfruchtbaren Sandboden durch gärtnerischen Betrieb Erfolge erringen. Zu dem Zweck wird gegenwärtig nur Beerenobst und daneben Zwerg- und Spalierobst gezogen. Das Unternehmen ist eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht, der Boden und die Häuser bleiben Besitz der Gesellschaft, die Häuser und ein Teil des Landes werden verpachtet, während der grösste Teil gemeinsam bewirtschaftet wird. Augenblicklich besteht die Gesellschaft aus 100 Mitgliedern, und ihre Anlage hat einen Wert von 50000 M. Sie bietet einer Familie mit einem Anlagekapital von 1500 bis 2000 M. Gelegenheit, sich ein bescheidenes Heim zu schaffen. Die Produkte werden gemeinschaftlich verkauft und gehen wunderbarer Weise zum grössten Teil garnicht nach Berlin. Neben dieser wirtschaftlichen Seite spricht aber auch die pädagogische noch mit. Die Kinder wachsen in der frischen Luft auf, und für ihre Erziehung sorgt eine Volksschule, welche gegenwärtig 25 beherbergt.

Damit war die Zeit für das Mittagmal herangekommen. Die Tafel war im Hotel Rathaus errichtet. Bei Tisch brachte Herr Bürgermeister Beutner den Toast auf Se. Majestät den Kaiser aus. Herr Geheimrat Friedel toastete auf die Stadt Oranienburg und dankte für den freundlichen Empfang und Herr Forstmeister Kampmann liess die Damen leben.

Nach Tisch wurde das Königliche Waisenhaus besichtigt. Es ist im Jahre 1665 von der Kurfürstin Luise Henriette gestiftet worden. In seinem Speisesaal zu ebener Erde befindet sich ein grosses Gemälde des Holländers Terwesten, das die Gründung von Oranienburg zum Gegenstande hat. Es stellt den Kurfürsten und die Kurfürstin vor, die neben einem Tisch stehen, auf dem der Graf Schwerin eine Ochsenhaut



zerschneidet. Hinter dem kurfürstlichen Paare stehen der Oberjägermeister von Hertefeld und die Gräfin Blumenthal. Neben diesem grossen Gemälde schmückt noch ein Bild der Kurfürstin, das vom König Friedrich Wilhelm III. geschenkt worden ist und eine Fahne, ein Geschenk Friedrich Wilhelm IV., mit dem brandenburgischen und oranischen Wappen die Wände. Die Erklärung und Führung hatte der Kgl. Waisenhausinspektor Herr Arendsee übernommen.

Nun wurde der Dampfer bestiegen und die Rundfahrt auf dem Lehnitzsee angetreten. Die Ufer des Sees sind flach, aber das Buschwerk mit den Villen dahinter und dem hohen Kiefernwald bieten trotzdem hübsche Ansichten. Nachdem die Rundfahrt bei der Strandhalle auf kurze Zeit unterbrochen worden war, wurde an dem Bootshaus des Wassersportvereins Lehnitz ausgestiegen und das Gasthaus von Herrn Graf aufgesucht. In den hübsch ausgestatteten Zimmern, deren Wände mit zahlreichen ausgestopften Vögeln geschmückt sind, wurde der Kaffee eingenommen.

Ein Teil der Gesellschaft trat schon am frühen Nachmittag von Lehnitz aus die Rückfahrt an, während der Rest über Oranienburg erst später nach Berlin zurückkehrte.

## 8. (3. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres,

Mittwoch, den 24. September 1902

**im Bürgersaale des Rathauses.**

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen I bis XXXVII her.

I. Der Vorsitzende begrüsst namens des Vorstandes die Mitglieder in der 1. ordentlichen Versammlung nach den Ferien, bespricht das Winterprogramm und teilt das Dankschreiben des Germanischen Museums zu Nürnberg für den Glückwunsch zum 50jährigen Bestehen dieses weltberühmten, dabei so echt deutschen Instituts mit.

### A. Persönliches.

#### Totenliste.

II. Das ordentliche Mitglied Apothekenbesitzer Dr. Karl Baetcke ist nach soeben vollendetem 50. Lebensjahre und voraufgegangenem schweren Krankenlager zu unserm Bedauern am 25. Mai 1902 verstorben.

Wir haben ausserdem leider den Verlust zweier Ehrenmitglieder zu betauern.



III. Unser alter guter Freund und Gesellschaftsgenosse Ferdinand Meyer hat am 6. Juni 1902 das Zeitliche gesegnet und ist unter lebhafter Anteilnahme der Brandenburgia am 9. dess. auf dem Dreifaltigkeitskirchhof an der Bergmannstrasse beerdigt worden.

F. M. ist in literarischer Beziehung im besten Sinne ein selbstgemachter Mann gewesen, seine umfassenden landes- und kulturgeschichtlichen Kenntnisse verdankte er neben natürlicher Begabung einem eisernen Fleiss. Still und geräuschlos, ohne viel Wesens zu machen, hat er für Berlin und die Berliner Jahrzehnte lang gewirkt. Mit ihm geht einer der besten Kenner unserer Reichshauptstadt dahin. Seit Jahrzehnten ist er als Berichterstatter für berlinische, meist ortsgeschichtliche Angelegenheiten bei dem spezifisch-berlinischen Organ, der Vossischen Zeitung, mit Erfolg thätig gewesen. Neben dem Archivar E. Fidicin, gleich ihm einem Beamten im Dienste unserer Stadtgemeinde, und neben Dr. Beer kann er als Begründer des hochangesehenen Vereins für die Geschichte Berlins gelten. Das Mitglieder-Verzeichnis unserer Brandenburgia führte ihn mit drei Sternchen, als Zeichen, dass er zu ihren Mitbegründern gehörte. Unsere Gesellschaft hat kaum ein eifrigeres Mitglied gehabt, sicherlich kein treueres. Allzeit dienstfertig und gefällig ist F. M. nicht bloss unserer wissenschaftlichen Vereinigung, sondern auch vielen Mitgliedern von grossem Nutzen gewesen.

Unter seinen grösseren Schriften seien erwähnt: „Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten“ (1875—1877, 3 Bde.); „Daniel Chodowiecki, der Peintre-Graveur“; „Der Berliner Thiergarten von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart“.

Ferdinand Meyers Andenken wird in unserm Kreise stets hochgehalten werden.

IV. Rudolf Virchow †. Der unerbittliche Tod hat uns ihn, das im vergangenen Jahre bei der Feier seines achtzigjährigen Geburtstages erwählte Ehrenmitglied, auf welches wir besonders stolz waren, am 5. d. M., wie bekannt nach langem, aber mit philosophischer Geduld ertragenem Krankenlager entrissen.

Er hat die Forschungen unserer Brandenburgia von Anbeginn mit grossem Interesse verfolgt und derselben, als ich ihm die Wahl zum Ehrenmitgliede in der denkwürdigen Nacht vom Sonnabend den 12. bis Sonntag den 13. Oktober 1901 überreichte — denn die Ovationen zogen sich bis in die Morgenfrühe des Geburtstages hin — auf das Freundlichste gedankt.

Wer dem wissenschaftlichen Genius R. Virchows voll gerecht werden wollte, müsste eine Art Universalgenie gleich ihm sein und mehr wie einen vollen Vortragsabend zur Verfügung haben. Es versteht sich von



selbst, dass wir heut Abend nur der Beziehungen, welche er zu unsern Arbeitsfeldern hatte, gedenken können, und auch dazu reicht unsere knapp bemessene Zeit nur sehr unvollkommen hin. In der Altertumskunde hat er die Spuren des altsteinzeitlichen Menschen zwar nicht geleugnet, sich aber den Skelettresten desselben gegenüber, gleich seinem vorverstorbenen Kollegen Japetus Steenstrup, äusserst skeptisch verhalten. In dem Kampf um den berühmten Neanderthalschädel, der sich bis in die neueste Zeit und bis in die letzten zwei Versammlungen der deutschen Anthropologen hingezogen hat, scheint R. Virchow nunmehr endgültig unterlegen zu sein. Wenn der Neanderthalmensch auch einzelne pathologische Erscheinungen aufweisen mag, repräsentiert er doch einen Rassetypus, der von dem des jüngeren Steinzeitmenschen durch Ferozität erheblich abweicht und allmählich seine Bestätigung durch mehrfache parallele Funde aus verschiedenen ausserdeutschen Landen Europas erhalten hat. Gegenwärtig vereinigt man unter der Bezeichnung *Homo primigenius* Schwalbe (vgl. Schwalbe: „Neanderthalschädel und Friesenschädel“. Globus Bd. 81. Nr. 11) die Skelettreste der Funde von Neanderthal, Spy und Krapina. Das ist der älteste europäische Mensch. Ob er als besondere Species oder nur als Varietas *primigenia* aufzufassen ist, wird verschieden beurteilt. Es kommt dann zeitlich die Rasse von Cro-Magnon im Vézèrthal nicht weit von der Station Eyzies i. J. 1860 entdeckt (vgl. A. de Quatrefages. Das Menschengeschlecht. Lpz. 1878. I. S. 173, II 29 flg.), von Ludwig Wilser *Homo prisus* genannt, dem jüngeren Diluvium zugehörig, also noch immer von dem jetzigen Menschen *Homo sapiens* (*hodiernus*) Linné geologisch getrennt, diesem aber weit ähnlicher, als der dem älteren Diluvium zuzuteilende *Homo primigenius*.

Auch bei der Würdigung des *Pithecanthropus erectus* Dubois, der vor einigen Jahren im Tertiär von Java aufgefunden, gerechtes wissenschaftliches Aufsehen erregte, hat Virchow seinen ruhigen skeptischen Standpunkt gewahrt, indem er im Gegensatz zu mehreren Forschern darin nicht einen Ahnherrn oder Vorläufer des Menschengeschlechts, sondern lediglich einen höher organisierten Affen, einen palaeontologischen Verwandten des langarmigen *Hylobates* Lar, des Gibbon, erkannte.

Ich gehe zur Præhistorie über. Für die Provinz Brandenburg ist Virchows Abgrenzung des Typs der von ihm sogen. Niederlausitzer Brandgräberfelder von grösster diagnostischer Wichtigkeit geworden. Diese Brandgräberfelder, die später zu lausitzer Brandgräberfeldern im allgemeinen, von mir zu ostdeutschen Gräberfeldern erweitert worden sind, ziehen sich von der östlichen sarmatischen Tiefebene bis auf das linke Oderufer und von der Ostsee bis zu den böhmischen, mährischen und schlesischen Gebirgen mit einer auffallend übereinstimmenden Kultur, die ganze Bronzezeit umfassend, aber nach rück-



wärts gelegentlich mit steinzeitlichen, nach vorwärts nicht selten mit eisenzeitlichen Anklängen. Neuerdings hat unser Mitglied, Professor Kossinna hiervon eine Abteilung, die von ihm sogenannte karpodakische Gruppe abgegrenzt.

Ebenso scharfsinnig sind die Ergebnisse Virchows auf dem Gebiete der Wendenforschung. Er hat zuerst die Pfahlbauten und Burgwälle genau studiert und skizziert, und gezeigt, wie neben einzelnen vor-slavischen Beispielen dieser Art, die grosse Menge in die rein wendische Zeit gehört und mit derselben in der Regel verlassen wird\*). Die slavische Herkunft dieser Altertumsreste hat Virchow namentlich durch die Thongefässe und blosse Scherben davon, mit ihrer Henkellosigkeit und ihrer — im Gegensatz zu der herben, schlichten Stilisierung der germanischen Gefässe — unruhigen Ornamentik erwiesen.

Er hat gezeigt, wie die Wenden ganz vorzugsweise ihre Leichname unverbrannt bestatteten und wie die sogen. Wendenfriedhöfe d. h. die grossen Brandurnenfelder trotz dieser Bezeichnung vorwendischen, germanischen Ursprungs sind. In den letzten Jahren hat er aber hier eine Einschränkung gemacht, indem, anscheinend aus der ältesten Einwanderungszeit, Leichenbrand-Bestattungen mit wendischen Beigaben vorkommen, sei es, dass heidnisch-germanische Volksreste, die trotz der Völkerwanderung in der Heimat verblieben und von den einwandernden Slaven allmählich absorbiert wurden, diesen Totenkultus aufangs noch weiter übten, sei es, dass wirkliche Slaven von den heidnischen Germanenresten hie und da den Totenkult der Leichenverbrennung annahmen, sei es endlich, dass derselbe auf die Berührung mit den an der Ostsee wohnenden, noch heidnischen skandinavischen Stämmen auf Vermischung mit nordischen Wikingern u. dgl. fremden Elementen zurückzuführen sein wird.

Auch ein anderes grosses Feld unserer Forschung die Volkskunde hat unsern Virchow unausgesetzt beschäftigt: Sitten, Sagen, Gebräuche, Geräte und Volkstracht; dafür legt Zeugnis ab das deutsche Volkstrachten-Museum, das uns ebenfalls befreundet ist, und Virchow seine Begründung recht eigentlich verdankt. Leider hat er die sichere Unterbringung und angemessene Aufstellung dieses grossartigen Bildungsmaterials nicht mehr erleben sollen.

Lassen wir uns an diesen wenigen Zügen in knappster Darstellung für diesmal genügen, vor allem aber halten wir Virchows Bild in

\*) Ausnahmsweise sind slavische Burgwälle auch zu mittelalterlichen Burgen, neuerlich zu Windmühlenorten und sogar, wie der unserm Mitglied Postrat Steinhardt gehörige bei Treuenbrietzen belegene Burgwall zeugt, zu modernsten Landhausanlagen benutzt worden.



unserm Herzen und seine kritische Forschungsmethode als vorbildlich in unserer Brandenburgia für alle Zeiten fest\*).

Auf Anregung des Vortragenden erhoben sich die Anwesenden zur Ehrung der entschlafenen Mitglieder von ihren Sitzen. Zu den Beerdigungen F. Meyers und R. Virchows waren Vertreter der Brandenburgia erschienen, welche Kränze mit Widmungsschleifen hinterlegten.

V. Mathilde Wesendonck †. Fern vom lauten Getriebe des Lebens, in ihrer stillen Sommervilla am Ufer des Gmundener Sees, ist Mathilde Wesendonck, 74 Jahre alt am 5. d. M. gestorben, die Besitzerin einer der kostbarsten privaten Kunstsammlungen Berlins und einst, vor fünfzig Jahren, eine vertraute Freundin Richard Wagners. Die Kunstschätze der Frau Wesendonck wurden noch in den letzten Wintern weiteren Kreisen der Reichshauptstadt gelegentlich einer Veranstaltung zu wohltätigem Zweck bekannt; von Mathilde Wesendoncks Freundschaftsbündnis mit Wagner wissen alle Verehrer der Tonkunst. Sie selbst hat Erinnerungen an ihr Zusammensein mit Richard Wagner in Zürich veröffentlicht, und eine Ergänzung dazu bildet der inhaltreiche Briefwechsel ihres Gatten Otto Wesendonck mit Wagner. Am schönsten aber bleibt Mathilde Wesendoncks Name verewigt durch eine Anzahl von Kunstwerken, die sie gemeinsam mit Richard Wagner geschaffen hat: Zu seinen Liedern „Schmerzen“, „Stehe still“, „Der Engel“, „Träume“ und „Im Treibhaus“ schrieb Mathilde Wesendonck den Text. Die Brandenburgia aber erinnert sich dankbar daran, dass es ihren Mitgliedern unter Führung des Herrn Professor Dr. Galland vergönnt war, das vollendet künstlerisch und dabei doch traulich ausgestattete Heim der verstorbenen hochsinnigen Frau, In den Zelten Nr. 21 am 3. Mai 1899 (vgl. Brandenburgia VIII. S. 118–122) zu besuchen. Es wird Ihnen von Interesse sein, bei dieser Gelegenheit etwas über das Verhältnis

\*) Wie die Bürgerschaft Berlins und ihre berufenen Vertreter von dem unsterblichen Mann gedacht, geht aus folgendem Nachruf des Magistrats vom 9. d. M. hervor:

„Unser Ehrenbürger Herr Rudolf Virchow ist nicht mehr; der Mann, welcher der forschenden medizinischen Wissenschaft neue Bahnen gebrochen, der Tausenden die Kunst Krankheiten und Tod zu bekämpfen gelehrt hat, ist selbst dem Tode zum Opfer gefallen. Schmerzerfüllt umstehen wir heut die Bahre, welche in sich birgt, was an dem grossen Manne, dessen Ruhm die Welt erfüllt, irdisch war. Aber nur dies Irdische wird vergehen; sein Andenken wird leben. Mit ehernem Griffel sind die Werke seiner unermüdlichen Thatkraft eingegraben in die Geschichte des Fortschritts der Menschheit, ihm selbst zu unvergänglicher Ehre, uns zur Förderung und Nacheiferung. Zu ewigem Danke sind ihm die Bewohner unserer Stadt verpflichtet. Wir, die wir neben ihm berufen waren, an den Aufgaben mitzuarbeiten, welche die Jetztzeit den Verwaltungen der grossen Städte stellt, wissen am besten zu würdigen, welchen Nutzen sein nie fehlender Rat, seine nie versagende Arbeit uns und unserer Stadt gebracht haben. Der Besten Einer ist von uns gegangen; uns und unsern Nachkommen bleibt, was er geschaffen hat.“ —



Richard Wagners zu seiner ersten Gattin Minna geborenen Plauer und zu seiner Freundin Mathilde Wesendonck zu erfahren.

Hierüber verbreiten einige Briefe Wagners, die G. Manz in der „Tgl. Rdsch.“ eben der Oeffentlichkeit übergibt, vielfach neues Licht. Sie lassen uns das Fühlen und Handeln der drei Menschen mehr, als es bisher möglich war, nachempfinden und verstehen. Wir heben aus der Veröffentlichung folgende Partien aus einem im August 1858 aus Genf an seine Schwester Klara gerichteten Brief Wagners hervor, in denen er sich über seine Ehe mit Minna und seine Beziehungen zu Mathilde Wesendonck ausspricht:

„Meine liebe Kläre! Ich versprach Dir noch etwas Näheres über die Veranlassungen zu dem entscheidenden Schritte, in dem Du mich jetzt begriffen siehst. Ich theile Dir das Nöthige mit, damit Du auch sonstigem Geschwätze, gegen das ich zwar recht gleichgiltig bin, entgegen kannst.

Was mich seit sechs Jahren erhalten, getröstet und namentlich auch gestärkt hat, an Minnas Seite, trotz der enormen Differenzen unseres Charakters und Wesens, auszuhalten, ist die Liebe jener jungen Frau, die mir Anfangs und lange zagend, zweifelnd, zögernd und schüchtern, dann aber immer bestimmter und sicherer sich näherte. Da zwischen uns nie von einer Vereinigung die Rede sein konnte, gewann unsere tiefe Neigung den traurig wehmüthigen Charakter, der alles Gemeine und Niedere fern hält und nur in dem Wohlergehen des Anderen den Quell der Freude erkennt. Sie hat seit der Zeit unserer ersten Bekanntschaft die unermüdlichste und feinführendste Sorge für mich getragen und alles, was mein Leben erleichtern konnte, auf die muthigste Weise ihrem Manne abgewonnen. Dieser konnte der offenen Unumwundenheit seiner Frau gegenüber nicht anders, als bald in wachsende Eifersucht verfallen. Ihre Grösse bestand nun darin, dass sie stets ihren Mann von ihrem Herzen unterrichtet hielt und ihn allmähig bis zur vollsten Resignation auf sie bestimmte. Mit welchen Opfern und Kämpfen dies nur geschehen konnte, lässt sich leicht ermessen: was ihr diesen Erfolg ermöglichte, konnte nur die Tiefe und Erhabenheit ihrer, von jeder Selbstsucht fernen Neigung sein, die ihr die Kraft gab, ihrem Manne sich in solcher Bedeutung zu zeigen, dass dieser, wenn sie endlich mit ihrem Tode drohen konnte, von ihr abstehen und seine unerschütterliche Liebe zu ihr dadurch bewähren musste, dass er sie selbst in ihrer Sorge für mich unterstützte. Es galt ihm endlich, sich die Mutter seiner Kinder zu erhalten, und um dieser willen — die ja uns beide auch am unüberwindlichsten trennten — fügte er sich in seine entsagende Stellung. So, während er von Eifersucht verzehrt war, wusste sie ihn wieder so für mich zu interessiren, dass er — wie Du weisst — mich oft unterstützte; als es endlich galt, mir nach Wunsch ein Häuschen mit Garten zu ver-



schaffen, war sie es, die es mit den unerhörtesten Kämpfen über ihn gewann, für mich das schöne Grundstück neben dem seinigen zu kaufen. Das Wundervollste aber ist, dass ich eigentlich nie eine Ahnung von diesen Kämpfen hatte, die sie für mich bestand: ihr Mann musste sich, ihr zu Liebe, mir stets freundlich und unbefangen zeigen; nicht eine finstere Miene durfte mich aufklären, nicht ein Haar durfte mir gekrümmt werden: heiter und wolkenlos musste über mir der Himmel sich wölben, sanft und weich sollte mein Schritt sein, wo ich ging. Diesen uerhörten Erfolg hatte diese herrliche Liebe des reinsten, edelsten Weibes; und diese Liebe, die stets unausgesprochen zwischen uns blieb, musste sich endlich auch offen enthüllen, als ich vorm Jahr den „Tristan“ dichtete und ihr gab. Da zum ersten Male wurde sie machtlos und erklärte mir, nun sterben zu müssen!

Bedenke, liebe Schwester, was mir diese Liebe sein musste nach einem Leben von Mühen und Leiden, von Aufregungen und Opfern wie dem meinigen! — Doch wir erkannten sogleich, dass an eine Vereinigung zwischen uns nie gedacht werden dürfe; somit resignierten wir, jedem selbstsüchtigen Wunsche entsagend, litten, duldeten, aber — liebten uns. —“

Die willkürliche Oeffnung eines Briefes Wagners durch seine Frau führte dann den Bruch zwischen den Gatten herbei, und Wagner entschloss sich, hinfort getrennt von seiner Frau zu leben, wenn auch „in Güte und Liebe“, wie er selbst seiner Schwester schreibt.

Ich schliesse dieses Kapitel in der Hoffnung und mit dem Wunsche, dass das Haus und die Galerie Wesendonck in dem jetzigen Zustande der Stadt Berlin erhalten bleiben möge.

VI. Das Wilhelm Schwartz-Denkmal, eine von seinen Verehrern gestiftete Bronzestatuette auf hohem Steinsockel, im Garten des Kgl. Luisen-Gymnasiums Thurm-Str. 87 (Ecke Wilsnacker Strasse), wurde am 16. August d. J. eingeweiht. Wir gedenken gern noch einmal heut unseres am 16. Mai 1899 entschlafenen Freundes und Ehrenmitgliedes und verweisen auf das über ihn in der Brandenburgia VIII, S. 124 flg. Mitgetheilte. Einen sehr ansprechenden Aufsatz über Wilhelm Schwartz hat einer seiner Ruppiner Schüler, Herr Schriftsteller Carl Lücke im Moabiter Bezirksanzeiger vom 16. August d. J. veröffentlicht und uns freundlichst das darin enthaltene Bild des Verewigten zur Benutzung mitgeteilt. Das Bild stellt unsern Forscher als Direktor des Ruppiner Gymnasiums i. J. 1865 dar.

#### B. Allgemeines.

Der Denkmalsschutz, d. h. die Bestrebung zum Schutz der natürlichen und geschichtlichen Nationaldenkmäler macht in erfreulicher Weise Fortschritte.



VII. Das Gesetz gegen Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden, für dessen Zustandekommen unsere Brandenburgia wieder und immer wieder thatkräftig eingetreten, ist am 2. Juni 1902 veröffentlicht worden.

Es ist von grossem Interesse für uns, zu erfahren, wie sich die Aufsichtsinstanz zu der Handhabung des Gesetzes verhält. Deshalb teilen wir die nachfolgende Ministerial-Verfügung ausführlich mit.

Verfügung vom 16. Juni 1902, betr. die Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden.

Durch das Gesetz gegen die Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden vom 2. Juni d. Js. (G. S. S. 159) sind die Landes-



Wilhelm Schwartz.

polizeibehörden für befugt erklärt worden, zur Verhinderung der Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden solche Reklameschilder und sonstige Aufschriften und Abbildungen, welche das Landschaftsbild verunzieren, ausserhalb der geschlossenen Ortschaften durch Polizeiverordnung auf Grund des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 zu verbieten und zwar auch für einzelne Kreise oder Teile derselben.

Ich bemerke hierzu folgendes:

1. Das Gesetz bricht auf einem wichtigen Gebiet mit dem Grundsatz, dass der Schutz ästhetischer Interessen nicht Aufgabe der Polizeibehörden ist, und unterstellt den Schutz landschaftlich hervorragender Gegenden



gegen bestimmte Verunstaltungen der polizeilichen Obhut. Es begründet eine Befugnis lediglich für die Landes-, nicht für die Ortspolizeibehörden. Hierfür ist, wie die Begründung und die Verhandlungen im Hause der Abgeordneten ergeben, die Erwägung massgebend gewesen, dass dadurch eine grössere Gewähr für die einheitliche und sachgemässe Anwendung dieser neuen polizeilichen Befugnisse gegeben sein wird. Diesem Gedanken entsprechend ist von der den Landespolizeibehörden verliehenen Befugnis nur für Gegenden von wirklich hervorragender landschaftlicher Schönheit, deren Schutz gegen die im Gesetz genannten Reklameschilder etc. sich als ein Bedürfnis erweist, Gebrauch zu machen.

2. Das Gesetz ermächtigt die Landespolizeibehörden zum Erlasse des angegebenen Verbots im Wege der Polizeiverordnung. Ohne eine solche ist ein Vorgehen gegen die einzelnen, das Landschaftsbild verunzierenden Aufschriften etc. unzulässig. Auf die zu erlassenden Polizeiverordnungen finden die Bestimmungen des Landesverwaltungsgesetzes über das Polizeiverordnungsrecht des Regierungspräsidenten Anwendung. Um Zweifeln zu begegnen, ist ausdrücklich bestimmt, dass die Polizeiverordnung auch nur für einen einzelnen Kreis oder für Teile eines solchen erlassen werden kann. Selbstverständlich ist, dieser Möglichkeit entsprechend, auch räumlich von der im Gesetz gegebenen Befugnis nur in dem Umfange Gebrauch zu machen, als die unter 1. a. E. erwähnten Voraussetzungen vorliegen.

3. Die Polizeiverordnungen werden sich bezüglich der Benennung der dem Verbote unterliegenden Schilder u. s. w. zweckmässig im allgemeinen in ihrem Wortlaute dem Texte des Gesetzes anschliessen haben. Sie gelten dann, wie sich aus der Begründung und auch aus der Fassung des Gesetzes selbst ergibt, sowohl für künftige wie für bereits bestehende Aufschriften etc.

4. Ob eine Aufschrift etc. dem Verbote der Polizeiverordnung unterliegt, lässt sich nur im einzelnen Falle beurtheilen. Entscheidend ist, ob die Aufschrift, insbesondere durch ihre Grösse und die Art ihrer Ausführung, eine Verunstaltung des Landschaftsbildes enthält. Eine Beschränkung auf Aufschriften etc. bestimmten Inhalts enthält das Gesetz nicht, indessen ist bei Aufschriften, die als Reklameschilder nicht angesehen werden können, besonders sorgfältig zu prüfen, ob sie durch ihre Ausführung etc. die Landschaft verunzieren. In dieser Hinsicht scheinen nach den Verhandlungen im Abgeordneten Hause früher Missgriffe vorgekommen zu sein. Mit besonderer Vorsicht sind die Anzeigen zu behandeln, mit welchen Ortseingesessene ihre Interessen publizieren; derartige Aufschriften werden in der Regel keine Verunstaltung des Landschaftsbildes darstellen.

5. Da auf dem von dem Gesetze betroffenen Gebiete eine polizeiliche Zuständigkeit bisher überhaupt nicht bestand, diese durch das Ge-



setz aber nur für die Landespolizeibehörden begründet ist, so ergibt sich, dass die Ortspolizeibehörden auch zu polizeilichen Verfügungen im einzelnen Falle auf Grund der von den Landespolizeibehörden erlassenen Polizeiverordnungen kraft eigenen Rechtes nicht befugt sind, dass vielmehr auch für solche Verfügungen die Landespolizeibehörden ausschliesslich zuständig sind. Diese Auffassung ist nach anfänglichem Zweifel von allen Seiten in der Kommission des Abgeordnetenhauses als zutreffend anerkannt und dieses im Plenum vom Berichterstatter ohne Widerspruch festgestellt worden (zu vergl. den stenographischen Bericht über die Sitzung des Abg.-Hauses vom 29. April 1902, S. 5057).

Den Landespolizeibehörden ist indessen nicht verwehrt, sich bei Ausführung der Polizeiverordnungen der ihnen nachgeordneten Behörden als ihrer Organe zu bedienen, nur bleiben die von diesen, sei es kraft allgemeinen, sei es kraft Auftrages im einzelnen Falle, erlassenen Verfügungen rechtlich solche der Landespolizeibehörden, und sind mit den Rechtsmitteln des § 130, L. V. G. anfechtbar (zu vergl. Entsch. d. O. V. G. Bd. 30 S. 281, 290, Bd. 31 S. 236). Wo solche Verfügungen nicht unmittelbar von der Landespolizeibehörde selbst erlassen werden, ist deshalb eine Belehrung über dieses Rechtsmittel aufzunehmen.

6. Um bei Ausführung des Gesetzes mit möglichster Schonung vorzugehen, empfiehlt es sich, auf die erlassenen Polizeiverordnungen in der Presse hinzuweisen, damit die Beteiligten Kenntnis erhalten und sich entschliessen können, ihre unter die Polizeiverordnung fallenden Schilder zu entfernen. Nach einer angemessenen Frist sind dann diejenigen Besitzer, auf deren Eigentum sich trotzdem noch Reklameschilder etc. der von dem Gesetze getroffenen Art befinden, zu deren Beseitigung durch die Ortspolizeibehörden binnen bestimmter Frist aufzufordern, widrigenfalls das Strafverfahren gegen sie eingeleitet werden würde. Vor Erlass solcher Aufforderung ist durch die Landräte die Zustimmung des Regierungspräsidenten einzuholen. Ist die Aufforderung erfolglos, so ist die Einleitung des Strafverfahrens bei dem Amtsanwalt zu beantragen, von dem Erlass einer polizeilichen Strafverfügung auf Grund des Gesetzes vom 23. April 1883 ist abzusehen. Erfolgt eine rechtskräftige Verurteilung, und wird das unter das Verbot fallende Schild etc. trotzdem nicht beseitigt, so ist nunmehr im Wege der polizeilichen Verfügung unter Androhung der gesetzlichen Zwangsmittel (§ 132, L. V. G.) seine Entfernung zu bewirken.

Euer Hochwohlgeboren ersuche ich ergebenst, eintretenden Falls hiernach zu verfahren und die nachgeordneten Behörden mit Anweisung zu versehen.

Berlin, den 16. Juni 1902.

Der Minister des Innern.

In Vertretung:

gez. v. Bischoffshausen.



VIII. Der Ausschuss zur Erhaltung und Pflege des Magdeburger Stadtbildes, der sich aus Vertretern von acht kunstsinnigen Vereinen der Stadt Magdeburg gebildet hat, hat an das preussische Abgeordnetenhaus eine Bittschrift gerichtet, dahingehend, durch ortsstatutarische oder polizeiliche Bestimmungen die Zerstörung von Baudenkmalern, welche einen bleibenden Geschichts- oder Kunstwert haben oder von besonderer Bedeutung für den Charakter eines Orts- oder Landschaftsbildes sind, zu verhindern u. s. w., durch ortsstatutarische Bestimmungen dafür zu sorgen, dass in gewissen, näher zu bestimmenden Strassenzügen oder Stadtgegenden dem baulichen Charakter der Örtlichkeit bei Errichtung von Neubauten Rechnung getragen werde. Der Ausschuss ist, wie die „Denkmalspflege“ bemerkt, durch das erfolgreiche Bemühen, das alte Strassenbild des Breiten Weges in Magdeburg zu erhalten, zu seinem Antrage angeregt und begründet ihn mit der That- sache, dass bei der starken Entwicklung unserer alten Städte mehr denn je die eigenartigen Bauten an den alten städtischen Verkehrs- strassen der Gefahr ausgesetzt sind, den Bedürfnissen des neuzeitlichen Geschäftslebens und der Gewinnsucht einzelner zum Opfer zu fallen. Das Allgemeine Landrecht giebt den alten preussischen Provinzen keine entsprechende Handhabe gegen derartige Zerstörungen, so dass hier Bestimmungen, wie sie Hildesheim, Rothenburg, Dresden, Bremen, Lübeck, Regensburg u. s. w. zum Schutze ihrer eigenartigen Strassenbilder er- lassen haben, nicht getroffen werden können. Wir wünschen mit dem Magdeburger Ausschuss, der auch ein entsprechendes Rundschreiben an Architekten-, Kunst- und Geschichtsvereine gesandt hat, dass andere Städte sein Vorgehen durch ähnliche Anträge beim preussischen Abge- ordnetenhaus unterstützen mögen. Zur Förderung gleichartiger Be- strebungen würde es auch von wesentlichem Nutzen sein, wenn die alten Bauweisen anderer Städte in ebenso hingebender Weise geschildert würden, wie es Stadtbaurat Peters für seine Vaterstadt Magdeburg ge- than hat.

IX. Zum Schutze der Kunst- und Altertumsdenkmäler in Württemberg sind amtliche Bestimmungen erlassen worden, nach denen die Behörden angewiesen werden, den Konservator und diejenigen Beamten, denen vorzugsweise die Sorge für die Erhaltung und Sammlung der Kunst- und Altertumsdenkmäler obliegt, bei den ihnen gestellten Aufgaben nachhaltig zu unterstützen. Seitens der Behörden soll dies hauptsächlich dadurch geschehen, dass sie sämtliche bevorstehende und ihnen bekannt werdende Veränderungen sowie Veräusserungen der in Betracht kommenden Werke ohne Unterschied, ob sich solche im Besitz von öffentlichen Körperschaften und Stiftungen oder von Privatpersonen befinden, den bezeichneten Stellen anzeigen. Gleichzeitig wird auf die frühere Anweisung betreffend Funde von Altertümern bei Grabungen



wieder aufmerksam gemacht. Die getroffenen Bestimmungen sollen den Konservator und das Direktorium der Staatssammlung württembergischer Kunst- und Altertumsdenkmäler in den Stand setzen, die Denkmalpflege im weitesten Umfang auszuüben und durch sachkundige Belehrung u. s. w. Verschleuderungen und Beschädigungen vorzubeugen. Gegebenenfalls kann dies geschehen durch Hinweis auf etwaige Bewilligung von Beiträgen aus den zu Unterstützungen für Erhaltung und Wiederherstellung von Kunst- und Altertumsgegenständen bestimmten Staatsmitteln oder durch Ankauf für die Sammlung der Staatsaltertümer.

X. Ueber die Restauration von Kunstdenkmälern hat der Katholikentag in Mannheim folgende, allseitiger Beachtung werthe Resolution gefasst:

Die 49. Generalversammlung deutscher Katholiken bittet den Klerus und die Kirchenvorstände, bei der Restauration sämtlicher Kunstdenkmäler aller Stilperioden die grösste Vorsicht zu beachten, insbesondere:

a) die Bauten in den historisch überlieferten Formen zu erhalten, insoweit nicht künstlerische Erfordernisse oder praktische Rücksichten Änderungen unbedingt erheischen;

b) die Ausstattungs- und Gebrauchsgegenstände, welcher Zeit- und Kunstrichtung sie angehören mögen, gegen weitere Beschädigungen, namentlich auch durch unvorsichtige Reinigungen, zu schützen und nur in den allerdringlichsten Fällen und mit der grössten Zurückhaltung zu restaurieren;

c) alle Gegenstände, die für den kirchlichen Gebrauch garnicht mehr verwendbar sind, entweder in den Schatzkammern aufzubewahren oder den öffentlichen Museen kirchlicher beziehungsweise weltlicher Art zu überlassen, dieselben aber keineswegs an Händler oder an Liebhaber zu veräussern.

Hierzu bemerke ich, dass die katholische Geistlichkeit namentlich in den kleinen Städten und auf dem Lande viel zu viel an den Aussenseiten der Gotteshäuser herumputzt und malt. Gewöhnlich sind die Jahrhunderte alten Aussenmauern so überkalkt und überpinselt, dass die ursprünglichen Formen wie verwischt erscheinen. Hier möchte man den Kirchenkuratoren zurufen: *Est modus in rebus, sunt certi denique fines.*

XI. Endlich sei auf den vortrefflichen Vortrag des Professor Dr. Weber-Jena auf der Generalversammlung des Thüringischen Städteverbandes vom 27. und 28. Juni 1902 zu Mühlhausen (Thüringen) verwiesen: „Was können die Stadtverwaltungen für die Erhaltung des historischen Charakters ihrer Städte thun? Die Vorschläge beziehen sich auf das allgemeine Städtebild, aber auch auf einzelne Gebäude, Bauteile, Brunnen u. dgl.“

XIa. Die Aufstellung der amtlichen Verzeichnisse der preussischen Kunstdenkmäler war im Sommer d. J. Gegenstand einer



zweimaligen Beratung, welche auf Anregung des Geheimen Regierungsrates Lutsch im preussischen Kultusministerium stattfand. An den beiden Sitzungen haben ausser dem Genannten als Vorsitzenden teilgenommen die Professoren Borrmann, Büttner, G. A. Meyer, Pallat, Wallé, Wölfflin, Dr. Clemen, Voss, die Privatdozenten Dr. Goldschmidt, Dr. Haseloff, Baurat Gräf, Schultze, Stadtbauinspektor Stiehl, Regierungsbaumeister Blunck, Architekt Albert Hofmann und Oberpfarrer D. Wernicke. Bei den Beratungen wurden die zeitlichen Grenzen für die Verzeichnung der Gegenstände festgesetzt und als solche einerseits die vorgeschichtliche Zeit und andererseits das Jahr 1870 angenommen. Hinsichtlich der Besitzverhältnisse der Gegenstände wurde beschlossen, dass das Verzeichnis alle grösseren und kleineren öffentlichen und privaten Sammlungen sowie den Einzelbesitz von anerkanntem künstlerischem Werthe zu berücksichtigen habe. Die Beratungen erstrecken sich ferner auf die Stoffsammlung, die Denkmälerbeschreibung, die zusammenfassenden geschichtlichen Darstellungen, die Art der bildlichen Wiedergabe der Gegenstände, die Behandlung der Karten und Inhaltsverzeichnisse sowie in buchtechnischer Beziehung auf das Format, Wahl der Druckart und auf den Vertrieb der Verzeichnisse. Die Beratungen haben allgemein der Ansicht Ausdruck gegeben, dass unbeschadet der verschiedenen Verhältnisse der einzelnen Provinzen es als am wünschenswertesten erscheint, die Herausgabe der Verzeichnisse einheitlich unter der Redaktion von einer Centralstelle aus zu leiten. Auch erschien es angebracht, die Wahl der Abbildungen und die Art ihrer Wiedergabe von Gesichtspunkten aus anzuordnen, welche ihre Verwendung als Vorbilder für das künstlerische Schaffen mehr als bisher ermöglichen, da in erster Linie in dieser Eigenschaft die Denkmäler erhalten und verzeichnet werden.

### C. Naturgeschichtliches.

XII. An den Schutz der natürlichen Denkmäler knüpfen wir ein uns von dem zuständigen Ausschuss freundlichst mitgeteiltes Probe-Referat für das Forstbotanische Merkbuch der Provinz Brandenburg. Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Kreis Arnswalde (Neumark).

#### A. Forstreviere.

Oberförsterei Hochzeit.

Am Südrand im Schutzbezirk Hochzeit Jag. 4 auf dem Lenzenwerder findet sich Elsbeere (*Pirus torminalis*) in einem urwüchsigen Bestande starken Rotbuchenstangenholzes, welches mit Eiche, Linde, Espe u. a. m. gemischt ist. Elsbeere ferner in den Jagen 113a und 138 (s. Forstbot. Merkbuch für Westpr. S. 59). — Spitzahorn (*Acer platanoides*) Jag. 93a (am Juchow-Land); Jagen 130a und 145a — Seidelbast (*Daphne Mezereum*) Jagen 150 a. d. Drage. — Kleinblättrige Mistel (*Viscum laxum*) auf Kiefern nicht selten (s. a. a. O. S. 59).



Im Jagen 119b am Mühlenweg eine 130—150jährige Kiefer, teilt sich in etwa 1 m Höhe in 2 Stämme, in etwa 3 m Höhe sind beide Stämme durch einen etwa 25 cm starken Ast wieder verbunden. Vom Kahlhieb zu verschonen.

Im Jagen 125 Buche von etwa 50 cm Durchmesser, daneben ein Stockausschlag von etwa 20 cm Durchmesser, in etwa 1 m Höhe geht ein 20 cm starker Ast von der stärkeren Buche seitwärts ab und vereinigt sich mit der schwächeren zu einem etwa 25—30 cm starken Stamm. Vom Kahlhieb zu verschonen.

Oberförsterei Regenthin.

In diesem Revier sind wohl die ältesten Waldbestände der Provinz Brandenburg, deren dauernde Erhaltung sehr zu wünschen ist. In den Jagen 65, 66, 88 und 89, 250 bis 400 Jahre alte Eichen in Beständen, Stammumfänge bis 3 m, Höhe bis 40 m. — Im Schutzbezirk Buchberg im Dremmelwinkel im 400jährigen Bestände mit vielen Rotbuchen, Steineichen, Weissbuchen und Kiefern, eine völlig gesunde Rotbuche (*Fagus silvatica*) von über 4 m Stammumfang, ca. 42 m Höhe, davon 30—35 m astfreier Stamm. Im selben Revier nahe der Försterei Buchberg an der Drage Jagen 21a eine Steineiche (*Quercus sessiliflora*) von 3,60 m Stammumfang, 40 m Höhe, davon 18 m astfrei, Stamm ganz gesund. — Alpen-Johannisbeere (*Ribes alpinum*) und Seidelbast (*Daphne Mezereum*) im selben Revier nahe der Drage nicht selten. — Im Forstrevier Nemischbusch nördlich der Försterei am Wege zwischen Zatten und Marzelle hart an der Westseite des Weges eine zweibeinige Kiefer im 40jährigen Bestand, Stammvereinigung etwa 1 m über dem Boden.

Oberförsterei Marienwalde.

Im Jagen 40 Abth. a, am Rande der Forst nahe der Oberförsterei Marienwalde im Bestände eine Stieleiche (*Quercus robur* s. *pedunculata*) von etwa 30 m Höhe, 6,80 m Stammumfang. — Eine desgl. im Jagen 129, Abth. c, an der Chaussee Augustwalde - Schwachenwalde, dicht an der Abzweigung der Landstrasse nach Försterei Buchwald, Höhe 25 m, Stammumfang 6,80 m.

Arnswalder Stadtforst, Gutsbezirk Freudenberg.

Im Jagen 33 am Förstereidienstlande eine Rotbuche (*Fagus silvatica*), Höhe 25 m, Stammumfang 4,40 m, Baumkrone von unten auf nach allen Seiten gleichmässig entwickelt; wird geschont.

## B. Gelände ausserhalb des Waldes.

Stadtbezirk Arnswalde.

Kleinblättrige Winterlinde (*Tilia ulmifolia*) vor der Tietz'schen Wollspinnerei in der Hohenthor-Strasse, Höhe etwa 24 m, Stammumfang 3,90 m, etwa 300 Jahre alt (?).



Siebenbrüderlinde (ebenf. T. u.) im Pfarrgarten auf einem Rest des alten Stadtwalls. Stammumfang 7,25 m bei der Siebenteilung in  $\frac{3}{4}$  m Höhe, höchste Höhe etwa 18 m, Kronendurchmesser 22 m.

#### Gutsbezirk Steinbusch.

Eine Kiefer (*Pinus silvestris*) hinter der Kirche, Höhe etwa 18 m, Stammumfang 3,05 m. — Spitzahorn (*Acer platanoides*) im Garten nahe dem Buchengang, Höhe 20—25 m, Stammumfang 3,20 m, sehr breite Krone. — Schlangenfichte (*Picea excelsa virgata*) im Küchengarten, etwa 80 Jahre alt; zwei jüngere Schlangenfichten über der Kegelbahn an der Drage; in der Nähe der Drage bei Steinbusch mehrere schöne 1820 gepflanzte Weynuthskiefern (*Pinus strobus*).

#### Gutsbezirk Fürstenau.

Alpen-Johannisbeere (*Ribes alpinum*) und Seidelbast (*Daphne Mezereum*) in den Laubwäldern an den Ufern der Drage.

Ein Wachholder (*Juniperus communis*) im Vorgarten des Ritterguts beim Herrenhaus, Höhe 10 m, Stammumfang 0,80 m, astloser Stamm 6 m hoch, Krone mässig belaubt und verschnitten. — Im Park nahe der Drage mehrere starke Stieleichen (*Quercus pedunculata*), die stärkste 27 m Höhe und 4,90 m Stammumfang.

#### Gutsbezirk Berkenbrügge.

Eine Fichte (*Picea excelsa*) die sogenannte Zigeunerfichte am Wege von Fannyhof nach Wilsenwerder, Jagen 4, etwa 80—100 Jahre alt, Stamm von Ost nach West stark geneigt, Stammumfang 1,50 m, Höhe 2 m, Astwerk beginnt in 1 m Höhe, dachförmige Krone von der Erde beginnend, Kronendurchmesser 10—12 m, bedeckt etwa 180 □m. Zwecks Erhaltung in der näheren Umgebung freizustellen.

#### Gutsbezirk Rohrbeck.

Drei Rüstern (*Flatterrüster Ulmus effusa s. pedunculata*) an der alten Mühle nahe der Chaussee nach Zühlsdorf, je etwa 30 m Höhe; die nördlichste 3,80 m Stammumfang, die zweite 3,20 m Stammumfang.

#### Gutsbezirk Marienwalde.

Im alten Amtsgarten sehr schöne Eschen (*Fraxinus excelsior*) von etwa 30 m Höhe, 2 m Stammumfang; eine Silberpappel (*Populus alba*) von etwa 24 m Höhe, 4,80 m Stammumfang.

#### Gutsbezirk Rosskathenwerder.

Eine Rothbuche (*Fagus silvatica*), dicht beim Gehöft des Ritterguts R., am steilen Ufer des Rosskathensees freistehend, von unten auf ringsum gleichmässig belaubt, Höhe etwa 26 m, Stammumfang 3,90 m.

#### Gutsbezirk Alt-Klücken.

Im Park zu Alt-Klücken eine Stieleiche (*Qu. ped.*), von 1 m Höhe an dreiteilig, Stammumfang 5,60 m, Umfang der 3 Äste 2,30—2,50—2,60 m,



Höhe 22 m, freistehender von unten auf belaubter Busch. — Dicht dabei eine freistehende Lärche (*Larix europaea*) Stammumfang 2,10 m, Höhe etwa 28 m. — Am Eingang des Klückener Busches eine Salweide (*Salix fragilis* × *alba* [?]), Stammumfang 2,50 m, Höhe etwa 23 m.

#### Gutsbezirk Kölpin.

In den Waldstücken um Kölpin, namentlich beiderseits des Weges nach Liebenow, an der öffentlichen Landstrasse von Kölpin zum Bahnhof und im Gutsark 30—40 Eichen von über 4 m Stammumfang, sämtlich *Qu. ped.*; darunter eine an der Strasse nach Liebenow, Stammumfang 4,80 m, Höhe etwa 20 m, gesund; zwischen Gut und Bahnhof eine 5,20 m Stammumfang und 21 m Höhe, sehr hohl; eine 4,35 m Stammumfang und 24 m Höhe, gesund; unmittelbar am Bahnhof eine 4,80 m Stammumfang und 23 m Höhe, gesund; ferner daselbst ein Spitzhorn (*Acer platanoides*), Stammumfang 2,50 m, Höhe ca. 23 m und eine Feldrüster (*Ulmus campestris*), Stammumfang 3,30 m, Höhe ca. 19 m. — Im Parke zwei Stieleichen von je 5,80 m Stammumfang und 28 m Höhe; eine desgl. von 4,95 m Stammumfang und 26 m Höhe. Daselbst ferner eine Kiefer (*Pinus silvestris*) 3,60 m Stammumfang und 23 m Höhe mitten unter den Eichen stehend. — Endlich eine Gelbweide (*Salix vitellina*) nahe der Schmiede, der halbe Stamm weggebrochen, die stehende Hälfte 5,45 m Stammumfang und 20 m Höhe.

#### Gutbezirk Liebenow.

Im Parke eine zweibeinige Rothbuche, Stämme ca. 1½ m auseinander, Verwachsung in Höhe von ca. 4 m, Durchmesser der beiden Stämme 30 und 15 cm. — Im Kotzwinkel am Rande eines trockenen Torfbruches drei ganz freistehende Stieleichen (*Qu. ped.*), die stärkste hat 4,25 m Stammumfang und 22 m Höhe; ebenda eine freistehende, von unten auf rings Krone bildende Rothbuche (*Fag. silv.*), Stammumfang 3,65 m und 24 m Höhe.

#### Landgemeinde Hassendorf.

Im Dorfe mehrere alte Spitzahorne (*Acer platan.*), einer am nördlichen Ausgang des Dorfes in der Dorfstrasse auf der Westseite, Stammumfang 3,85 m und 20—21 m Höhe; ein anderer in der Umfassungsmauer des Kirchhofs, teilweis eingebaut, in 1½ m Höhe Stammumfang 4,75 m und 18—20 m Höhe; teilweis hohl. — An der Landstrasse von Hassendorf nach Neu-Hassendorf, dicht hinter der Abzweigung des Weges nach Röstenberg eine Birke (*Betula odorata* [?]), Stammumfang 2,20 m, Höhe ca. 12—13 m, dicht verzweigt, voll belaubte undurchsichtige Krone, etwa einem Birnbaume ähnlich.

#### Gutsbezirk Conraden.

An den Hängen des Ihnatales nahe der Grenze von Klein-Silber ein etwa 100 Jahre alter Strauch von Sauerdorn oder Berberitze (*Ber-*



beris vulgaris), aus früher vorhandenem Laubwald zurückgeblieben. Im Gutsпарк zwei gesunde 60—65 Jahre alte, niemals frostbeschädigte Edel- oder Esskastanien (*Castanea vesca*) mit fruchttragendem Nachwuchs; der stärkste Baum 1,05 m Stammumfang und 15 m Höhe.

Gutsbezirk und Landgemeinde Pammin.

Im Gutsgarten und auf der Dorfaue viele schöne Gleditschien (*Gleditschia*) von ca. 15 m Höhe und 1—1,25 m Stammumfang.

#### Bemerkung.

Die Bruchbirke (*Betula fruticosa*) kommt wild vor auf den Wiesen in den Gemarkungen von Reetz Stadt sowie den Gemeinde- und Gutsbezirken von Zühlsdorf, Conraden, Stolzenfelde (Pammin) und Kratznick, namentlich auf den Kratznicker Wiesen.

Anmerkung. Topographisch innerhalb der Abteilungen von Osten nach Westen geordnet. Nur bei B ist die Kreisstadt vorangestellt.

Die Kommission für die Herausgabe eines forstbotanischen Merkbuches für die Provinz Brandenburg

i. A.:

Schumann. Hauchecorne. Köhne.

Nach diesem Probestück zu schliessen, wird das Merkbuch für unsere Provinz höchst befriedigend ausfallen.

Gleichzeitig sei an unsere Mitglieder und Freunde die Bitte gerichtet, das gemeinnützige Unternehmen thunlichst zu unterstützen.

XIII. Die Verhandlungen des V. Internationalen Zoologen-Kongresses, welcher vom 12. bis 16. August 1901 im hiesigen Abgeordnetenhaus tagte und von vielen unserer Brandenburgia-Mitglieder besucht wurde, lege ich Ihnen zu einem stattlichen Bande vereinigt, der auch mancherlei auf die Heimatkunde Bezügliches enthält, zur Kenntnissnahme vor.

XIV. Desgleichen den von dem Direktor der Kgl. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie, Herrn Geheimen Bergrat Schmeisser mitgeteilten Bericht über die Thätigkeit dieses Instituts für 1901 und den Arbeitsplan für 1902. Es erhellt daraus, dass die bodenkundlichen Untersuchungen auch in unserer Provinz zwar fortschreiten, aber lange nicht in dem erwünschten Tempo; so fehlen noch immer die hochwichtigen Blätter Sperenberg und Scharmützelsee.

XV. Hieran schliesse sich ein Bericht unsres Mitgliedes Realschuldirektors Professor Dr. Otto Reinhardt: „Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in den höheren Lehranstalten im Jahre 1901 bis 1902“ und das Programm für die gleichen Zwecke im laufenden Jahr. Auch von dieser Seite erfährt die Heimatkunde eine dankenswerte Förderung.



XVI. Die Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, welcher von unserm Mitgliede Herrn Geheimen Justizrat Uhles umsichtig und thatkräftig geleitet wird, Heft 2 vom 10. Juli 1902, lege ich ihres reichen heimatkundlichen Inhalts und besonders wegen der darin enthaltenen Karte der Forellen-Region in den Nieplitz-Quellen, Kreis Zauch-Belzig vor, zumal wir diese Forellengewässer unter Führung unserer Treuenbrietzener Mitglieder bei der Brandenburgia-Fahrt am 31. v. M. besucht und das muntere Treiben der Bach-Forelle dort selbst beobachtet haben. Der Handel der Nieplitz-Forellen ging früher hauptsächlich durch die Firma Burghalter in Potsdam von Treuenbrietzen über Potsdam nach Berlin zu Wagen.

XVI. a) Riesensteine. Von dem neuentdeckten Riesenstein zu Französisch-Buchholz, der von unserer städtischen Kanalisation entdeckt und auf meine Bitten erhalten wurde, lege ich Ihnen Ansichtspostkarten vor, welche in genannter Ortschaft käuflich sind. Ich verweise auf meine bezüglichen Berichte im Monatsblatt der Brandenburgia in diesem und im vorigen Jahre, sowie auf einen Artikel von mir: „Ein neuentdeckter Riesenstein bei Berlin“, den die No. 1 der vom 4. Oktober d. J. ab hierselbst erscheinenden neuen Zeitschrift enthalten wird. Der Stein, von mir am 13. vorigen Monats mit unserem Mitgliede Herrn Otto Monke zusammen untersucht, misst 18 Meter im Umfang und ist früher grösser gewesen. Deutlich sieht man, dass von ihm Teile abgesprengt sind. Er war früher schon einmal, wenn auch vielleicht nicht völlig, so doch teilweise freigelegt, wie auf ihm vorgefundene Feuerspuren und Kohlen gezeigt haben.

b. Desgleichen lege ich Ihnen 2 verschiedene Ansichtspostkarten mit Abbildungen des Riesensteins vor, dessen Lagerstätte in der Schorfhaide unweit des Mordkreuzes für den erschossenen Förster Schultze ich am 8. Mai d. J. mit der Pflugschaft des Märkischen Museums besuchte, sie lassen den gewaltigen Umfang des rötlichen Granitblocks noch jetzt erkennen. Unser Kaiser hat ihn nach Hannover schaffen und auf die hohe Kante stellen lassen am Anfang der Herrenhäuser Allee als ein Denkmal für den verdienten Reitergeneral von Rosenberg. Oben in die Vorderseite ist ein Bronzemedallion mit einem Brustbilde Rosenbergs eingelassen, darunter stehen die Worte:

Dem kühnen Führer im Kriege, dem  
Meister in Lehre und Beispiel, dem  
General von Rosenberg  
die  
dankbare deutsche Reiterei.

Am 20. April 1902 ist dieser märkische Riesenstein als Denkmal auf niedersächsischem Boden durch Kaiser Wilhelm II. eingeweiht worden.

2  
"der Roland"  
ist durch  
Sprengung  
289



Unter dem Stein wurde übrigens, wie ich in der Schorfhaide feststellte, nichts Altertümliches gefunden.

c. Welch besonderes Wohlgefallen unser Kaiser an den Riesenblöcken unserer märkischen Heimat findet, geht aus folgender Nachricht des Berliner Lokal-Anzeigers, datiert Zehdenick, den 11. Juli d. J., hervor: „Heute wurde vom Steinsetzmeister W. Lange hier ein Gedenkstein (Findlings-Feldstein) im Gewicht von 20 Centner für Kaiser Wilhelm II. nach der Gross-Schönebecker Haide (nahe Liebenwalde, Kreis Nieder-Barnim) geliefert. Dieser Stein ist in der dortigen Forst gefunden, hier bearbeitet und mit folgender Inschrift versehen: „Unser Durchlauchtigster Markgrafe und Herre Wilhelm II. faellte allhier am 12. Oktobris a. d. 1901 Allerhöchst seinen 100. edel-Hirschen auff der Gross-Schönebeckischen Haide.“

d) Als Nachtrag zu a teile ich mit, dass in dem genannten Dorf Französisch-Buchholz, Kreis Nieder-Barnim, am 6. September 1902 vor dem Lobeckschen Lokal unter der Dorfstrasse bei der Druckrohrverlegung seitens der Berliner Kanalisationsbauverwaltung ein etwa 150 Centner schwerer Granitstein gefunden wurde, dessen Hebung mit den vorhandenen Mitteln unmöglich war, so dass er, weil den Arbeitern hinderlich, in Stücke gesprengt werden musste. Auf dem Wege von hier nach dem zu a erwähnten Riesenstein fand ich mit Herrn Rektor Monke zusammen am 13. v. M. eine grosse Zahl recht ansehnlicher, diluvialer Geschiebeblöcke meist von krystallinen Massengesteinen.

e) „Die erratischen Blöcke bei Treuenbrietzen“ lautet eine Ansichtspostkarte, welche mir unser Mitglied Dr. Reichhelm in Treuenbrietzen gütigst mitgeteilt hat. Es sind folgende Blöcke: 1. der Hirtenstein bei Lüdenndorf, 2. der Bismarckstein bei Lüdenndorf, 3. der Bischofsstein bei Rietz, 4. der Schäferstein bei Luthersbrunnen und 5. die breiten nebeneinander liegenden Schneidersteine bei Luthersbrunnen. Mögen diese prächtigen Zeugen unserer Vsrgletscherungszeit einfürallemal als Tabu erklärt und der Nachwelt erhalten werden. Unsere Mitglieder Steinhardt und Dr. Reichhelm in Treuenbrietzen habe ich gebeten, uns grosse Photographien dieser Riesensteine mit den nötigen Beschreibungen und Massen freundlichst mitzuteilen.

XVIII. Nicht Menschenhand sondern Naturspiel. Herr Pastor E. Rambeau in Gimmritz an der sächsischen Saale unweit Wettin und Halle, Provinz Sachsen, Mitglied des provinziäl-sächsischen Denkmalsausschusses, vertritt seit längerer Zeit in Wort, Schrift und Bild die Vorstellung, dass unsere vorgeschichtlichen Ahnen sowohl aus festen Felsbildungen, als auch aus einzelnen Blöcken, Geschieben und Geröllen, sei es, dass diese der Tektonik des Diluviums, sei es dem alten bzw. jüngeren Alluvium entstammen, allerhand mensch-



liche oder tierische Figuren, Gesichtsbildung u. dgl. mit Vorsatz und Überlegung wissentlich hergestellt haben. Mit einem, man möchte sagen rührenden Eifer hat der genannte Herr sich bemüht im Porphyrgebirge der Saale dergl. künstlerische Spuren aus vorgeschichtlicher Zeit aufzufinden.

Es handelt sich dabei zunächst um grosse Felsskulpturen am festen Gestein im Gimmritzer Grunde, worüber mehrere Photographien und Zeichnungen vorliegen.

Ich vermag in diesen Naturgebilden mit einiger Anstrengung ungefähr das zu erkennen, was dem Herrn Rambeau vermöge regerer Phantasie als absichtliche Steinskulpturen vorkommt, wobei er in seiner gedruckten vorliegenden Abhandlung: das Felsenbild im Gimmritzer Grunde S. 149 sagt: „Aus welcher Zeit wohl das von Alter schwarz und dunkel gewordene Steinbild kommen mag? Stammt es aus der Zeit der letzten germanischen Einwanderung, der fränkischen Eroberung oder aus der wendischen Zeit (nach der Völkerwanderung), oder aus altgermanischer Zeit, als Sueven oder Hermunduren hier zu Lande wohnten, oder aus noch früherer Zeit?“

Ich lege dazu eine 2. Abhandlung des Verfassers vor: „Nachträgliches zum Felsenbild im Gimmritzer Grunde“.

Auch diese Erläuterung, sowie handschriftliche Mitteilungen des Autors: „Zweiter Nachtrag zum Felsenbild im Gimmritzer Grunde“ können mich nicht überzeugen, dass wir es hier mit Gebilden von Menschenhand zu thun haben, vielmehr lediglich mit natürlichen Zufälligkeiten, den seit Alters her berufenen berühmten, mitunter auch berüchtigten *Lusus Naturae*.

Wer, wie ich, viel in der Welt herumgewandert ist, wird sich ähnlicher grotesker Steinfiguren erinnern. Ich denke noch z. B. mit Vergnügen an eine Kahnfahrt, die ich vor Jahren mit einem bekannten Regensburger Naturforscher und Altertumsfreund Dr. Brunnhuber auf der Donau zwischen Kloster Welten und Kelheim machte. Man kommt dort an menschenähnlichen Felsen: „Der unartige Bischof“, „Napoleon I.“ u. s. w. vorbei; ähnliche Naturspiele giebt es in der Sächsischen Schweiz. Niemand ist es bislang im Ernst beigegeben, hierin Menschenwerk zu sehen. So geht es mir auch bei den Gimmritzer Figuren, die man im Stil des 17. und 18. Jahrhunderts „figurierte Steine“ genannt haben würde. Diese Felsbildungen verdanken ihre Ausgestaltung dem Einfluss der Witterung und der natürlichen chemischen Agentien.

Ähnlich steht es nach meiner Meinung mit den steinernen Köpfen, Porträts u. dgl., von denen Herr Rambeau Photographien und Zeichnungen beigefügt hat. Alles natürliche Bildungen, nichts von Menschenhand Hergestelltes oder auch nur Beeinflusstes.



Genannter Herr hat aber auch die Güte gehabt, Originalsteine der bezeichneten Art einzusenden, welche ich hiermit herumreiche. Es sind teils Diluvialgeschiebe aus Schotter- oder Kieslagern, teils einfache Gerölle und sogar Gesteinstrümmern, wie sie an Ort und Stelle beim Zersetzen und Zerfallen einzelner Blöcke noch jetzt entstehen. Auch im Diluvialschotter eines Eisenbahneinschnittes glaubt der eifrige Forscher künstlich figurierte Steine, Köpfe, Reliefs u. dgl. gefunden zu haben.

Als ich Herrn R. auf die benachbarte Universität Halle, auf die dortigen Naturforscher und auf die Forscher am Altertumsmuseum aufmerksam machte, entgegnete mir Herr R., dass diese Herrn von seinen Anschauungen nichts wissen wollen, dass er sich aber vertrauensvoll an mich bzw. die Forscher aus dem Kreise der Brandenburgia wende.

Ich kann den Herren aus Halle mich nur völlig anschliessen, bedauere lebhaft, dass soviel Arbeit und Fleiss auf eine hoffnungslose Sache verwendet ist, danke auch Herrn R. namens der Brandenburgia für die Übersendung der Gegenstände und das geschenkte Vertrauen.

Sollte sich indessen jemand auf die Seite des Herrn R. stellen, so bitte ich sehr darum, das Wort zu ergreifen.

[Es meldet sich niemand zum Wort. Auch aus der Unterhaltung nach Schluss der Sitzung ging hervor, dass man die Ansicht der Gelehrten in Halle, sowie des Vorsitzenden der Brandenburgia durchaus teile.]

#### D. Kulturgeschichtliches.

XIX. Zwei neue Kalenderunternehmungen von Wert für die Heimatkunde lege ich Ihnen empfehlend vor:

a) Berliner Kalender herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins (I. Jahrgang) 1903. Zwölf Monatsbilder aus Berlin zur Zeit des Grossen Kurfürsten von Georg Barlösius. Redaktion: Conservator Prof. Dr. Georg Voss. Verlegt bei Fischer & Franke, Berlin. Schmalfolio. Darin interessante, illustrierte Beiträge von Georg Voss, Richard Béringuier („Der Berliner Roland“), Paul Seidel, Richard Borrmann, Friedrich Krüner, Paul Clauswitz, Friedrich Sasse, Ernst Frensdorff, Ad. M. Hildebrandt, alles Namen von vollgültigem Klang und wissenschaftlicher Bedeutung.

b) Der Rote Adler. Brandenburgischer Kalender 1903. Verlag von Martin Oldenbourg, Berlin. Folio. Der 2. Jahrgang erscheint stattlicher und in noch brillanterer Ausstattung als Jahrgang 1902. Der verlässliche, mit wahrer Liebe zur Heimat niedergeschriebene Text unseres Mitgliedes Robert Mielke (Kloster Heiligengrabe, Bischof Dietrich von Bülow, Kloster Neuzelle, Lychen, Grabmal Bernds v. d. Schulenburg in der Katharinenkirche zu Brandenburg, Burg Rabenstein, Konrad Belitz ein Berliner Ratmann von anno 1308, Johann von Hohenlohe in der Klosterkirche zu Berlin, der letzte Rest der Berliner Stadtmauer bei der



Klosterkirche, Sächsisches Haus zu Mödlich, Kreis West-Prignitz, Drehna bei Kalau, Klein-Machnow bei Potsdam, Meyenburg West-Prignitz). Der Gohlitzer See bei Lehnin ist mit kleinen trefflichen Abbildungen geschmückt. Es liegt auf der Hand, dass der Rote Adler als brandenburgisch-heimatlicher Kalender unseren Mitgliedern, Gönnern und Freunden, wie hiermit geschehe, auf das Wärmste zu empfehlen ist. Auf Bitte des Verfassers und Verlegers habe ich ein kurzes Geleitwort zu dem Kalender geschrieben.

XX. Der Roland. Zeitschrift für Brandenburgisch-Preussische und Niederdeutsche Heimatkunde. Der Herausgeber will im wesentlichen die bei unserem Leserkreis aus früherer Zeit her noch in guter Erinnerung stehende leider eingegangene vaterländische Zeitschrift „Der Bär“ ersetzen. Wir begrüßen dies volkstümliche gemeinnützige Unternehmen unseres Mitgliedes Herrn Redakteur Curt Kühns in Friedenau, Kaiser Allee 130, freudig und wünschen dem Roland ein fröhliches Gedeihen, auch im Interesse der Heimatkunde. Mögen unsere Mitglieder fleissige Leser und Abonnenten des Roland (vierteljährlich 2,50 M.) werden. Die erste Nummer erscheint am 4. k. M.

XXI. Curt Kühns: Der Roland von Berlin, Festschrift zur Einweihung des Rolandbrunnens am 25. August 1902. Verlag von Fr. Zillesen. Verf. giebt eine kurze gemeinfassliche Beschreibung des neuen Rolands, den wir dem geschichtlichen Sinne und der Huld unseres Kaisers und Königs verdanken. Gehörten wir zu den gallsüchtigen Nörglern, so hätten wir den Beratern und dem Künstler des neuen Rolands und Rolandbrunnens auf dem Kemper-Platz mit allerhand Einwendungen aufzuwarten. Einmal der Aufstellungsort weit vom alten historischen Berlin —; allein daran ist nicht der grossmütige Stifter des Brunnens, sondern lediglich ein Missverstehen und Übersehen in Kreisen städtischer Verwaltung Schuld, denn der Donator hatte ihn für den Molkenmarkt, da wo der Verein für die Geschichte Berlins vor Jahren einen Roland zu errichten beabsichtigte, ursprünglich im Sinne. Ferner das Horn Olifant, welches die deutschen Rolande, die ja keineswegs den geschichtlichen oder halbgeschichtlichen Paladin Karls des Grossen nachahmen, nicht führen, Herr Bildhauer Lessing sich aber gemüssigt gesehen hat, seinem Roland beizugeben. Dann die Auswahl der bürgerlichen Wappen, welche, soweit die Neuzeit in Frage kommt, wenigstens teilweise den Eindruck der Rat- und Hilflosigkeit macht. Aber alles das und manches andere lassen wir willig bei Seite, verehren den Edelsinn unseres Monarchen und freuen uns, dass wir gerade ihm die Wiederbelebung des Rolandgedankens, der im Volksbewusstsein geschichtlich je länger je mehr mit bürgerlicher Freiheit und Selbstverwaltung verwachsen erscheint, verdanken.

Im übrigen sei bezüglich des Roland-Symbols auf meine Bemerkungen



zu Georg Sellos Schrift über den Roland von Bremen (Brandenburgia XI. S. 76—79) verwiesen und darauf aufmerksam gemacht, dass nicht bloss das mittelalterliche Berlin, sondern auch das mittelalterliche Kölln an der Spree eine Rolandbildsäule gehabt zu haben scheint.

Der Roland wird im Berlinischen Stadtbuch, welches aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts stammt, aber lange Zeit verschollen erst 1834 wieder in der Bremischen Stadtbibliothek auftaucht, an drei Stellen erwähnt.

1. Beim Martinizins, Ausgabe von Clauswitz S. 22. „Das orthus hart an sunte Nicolaus chore geft 16 schill. pen., dat negeste darby 8 schill. pen., dat drudde 16 pen. tu virdel tynse, dat virde 3 schill. penninge und eyn punt pepers, dat vefte, di ord kegen den Ruland, 10 solidos pen“.

Beim Hofstellenzins S. 23.

2. „Up deme olden markte dat negste orthus by den Ruland het kinder 12 ruden, das hus met men vor di buden, up di syde nicht“.

Hieran schliesst sich unmittelbar folgende Bemerkung:

3. „Dy twe orthuse vor di lapstrate, dy negeste ort tu den Rulands wart, het hinder 10 ruden, die ander ord 5 ruden, Kerstien Danewitz dorwech 1 rude“.

Nr. 1 und 2 ist die einzige Nachricht, welche sich über den Ruland oder Roland zu Berlin, der seinen Stand auf dem ältesten Markte in der Nähe der Nicolaikirche hatte (Fidicins Stadtbuch S. 31) vorfindet. Hinter der Stelle Nr. 1 wird etwas später „der Mulkenmarkt“ genannt und ist hiernach zu vermuten, dass der Ruland nicht auf dem eigentlichen Molkenmarkt, sondern, wie angedeutet, auf dem ältesten Berlinischen Markt bei St. Nicolai dem Schutzpatron der Kaufleute, wohin er sicherlich auch in erster Linie gehört, aufgestellt gewesen ist.

Das 3. Citat erwähnt einen Roland nahe der Lappstrasse. Nun gab es im alten Berlin keine Lappstrasse, wohl aber im alten Kölln; von ihr sagt Nicolai Beschreibung von Berlin 3. Aufl. 1786 S. 126: „Die Lappstrasse führet vom Platze an der Petrikerche bis zur Friedrichsgracht“. Durch Regierungs-Verordnung vom 30. Dezember 1816 ist der Strasse der Name Petristrasse verliehen worden. Es muss also noch einen zweiten Roland unfern wahrscheinlich des kürzlich leider abgebrochenen Köllnischen Rathauses gegeben haben.

So findet sich denn Ort und Gelegenheit noch im Innern des altköllnischen Berlins ein der Wirklichkeit alter Rolandssäulen mehr entsprechendes „Rulandsbild“ zu errichten. Möge das recht bald geschehen. Ich schliesse mit dem Bemerkten, dass ich als Dirigent des Märkischen Museums angeregt habe, neben dem Haupteingang des neuen Museumsbaues am Märkischen Platz ein genaues Abbild des Rolands von Brandenburg a. H. aufzustellen, damit unsere Landsleute, namentlich unsere Berliner, ersehen, wie ein märkisches Rolandsbild wirklich ausgesehen hat.



XXII. Die Dorotheenstädtische Kirche zu Berlin, welche zwischen 1678 und 1687 wahrscheinlich von dem niederländischen Architekten Rütger van Langerveld erbaut und um 1861 einem Neubau gewichen ist, wird gegenwärtig durch den Hofbaurat Geyer im Innern völlig umgebaut und äusserlich rechts und links vom Altarchor mit zwei Ausbauten versehen, wodurch u. a. auch eine Umlegung des von G. Schadow 1791 gefertigten herrlichen Grabmals des 1787 verstorbenen jugendlichen Grafen von der Mark notwendig erscheint. In dem Turm befindet sich u. a. eine schöne Glocke von 1683 mit Widmung der Kurfürstin Dorothea. Als dem Magistrats - Patronatsvertreter ist mir die nachstehende chronikartige Aufzeichnung des Kantors Krüger von 1832 zugegangen, welche derselbe hinter den Registern der kürzlich abgebrochenen Orgel versteckt hatte und die ich ihrer Originalität halber mitteile.

„Diese Orgel ist im Jahre 1786 von E. Marx, für Rechnung des französischen Consistorii für die franz.-werdersche Kirche, für 1400 Thaler erbaut worden. Da im Jahre 1820 die deutsche und franz.-werdersche Kirche abgerissen, und die jetzige Kirche erbaut wurde, ist diese Orgel in Kisten verpackt 12 Jahr lang im franz. Dom aufbewahrt worden.

Die alte Orgel unserer Dorotheenstädtischen Kirche, welche von Feinden in den Kriegesjahren 1806—7, fast ihrer sämtlichen Pfeifen, ausgenommen Principal 8', Gedact 8', Octav 4' und 2', welche ein Prediger in seiner Wohnung aufbewahrte, beraubt wurde, hatte sich in den letzten Jahren so verschlechtert, dass sie beim Gottesdienst nicht mehr anzuwenden war. Auf meinen Vorschlag wurde mit dem franz. Consistorio wegen der ehem. franz.-werderschen Orgel in Unterhandlung getreten, und da auch in unserer Kirche eine franz. Gemeinde ihren Gottesdienst hält, so wurde uns die Orgel mit der Bedingung überlassen, dass der Chor und Orgelbau für Rechnung der deutschen Kirchenkasse ausgeführt werde. Die Orgel bestand ursprünglich aus folgenden Stimmen. Hauptwerk: 1, Principal 8', 2, Viola da Gamba 8', 3, Rohrflöte 8', 4, Bourdon 16', 5, Cornet 3fach, 6, Octav 4', 7, Octav 2', 8, Mixtur 4fach, 9, Quinta 3', 10, Trompete 8'. Oberwerk: 1, Quintaton 16', 2, Gedact 8', 3, Princip 4', 4, Rohrf 4', 5, Octav 2', 6, Nassat 3fach, 7, Mixtur 4', 8, Vox humana 8'. Pedal: 1, Sub Bass 16', 2, Violon 8', 3, Octav 4', 4, Quinte 6fach, 5, Trompet 8', 6, Posaune 16'.

Ich habe es erwirkt dass folgende Stimmen hinzugekommen, im Oberwerk: das Princip 8' aus der alten Orgel der Dorotheenst. Kirche, für die Vox humana ein Salicional 8' und im Pedal Violon 16'. Die jetzige Orgel hat demnach 26 klingende Stimmen.

Auf meinen Vorschlag hat der hiesige sehr geschickte Orgelbauer Buchholz zur Reparatur und Aufstellung diese Orgel übernommen und wird sie bis zum neuen Jahre aufgestellt sein. Mein Vorgänger im Amte war der Kantor, auch Lehrer am werderschen Gymnasio Franke, auch einst mein Lehrer; derselbe starb den 30 August 1831 auf seinem Gute zu Derwitz bei Potsdam im 72 Lebensjahre und 48 Dienstjahre. Sein Vorgänger



war der Kantor Rothkirchner, ein Lehrer des nachher berühmten Professors Zelter.

Ich bin hierselbst am 21. Febr. 1807 geboren, und war mein Vater Hofrath beim Kammergericht; ich wollte mich der Theologie widmen, sehe es aber als einen Wink der göttlichen Vorsehung an, das Amt eines Lehrers zu übernehmen. Bereits 1830 führte ich die Liturgia mit Chören in hiesiger Kirche ein.

Am 19. Juli 1830 brach die Revolution in Paris wieder aus, der König Carl X wurde entthront und der Herzog von Orlean, Ludwig Philip I zum König der Franzosen ernannt. Diese Revolution schien einen allgemeinen europäischen Krieg hervorzubringen, jedoch unser sehr frommer König alles Blutvergiessens feind, erhielt durch seine weise Mässigung den Frieden. Doch fanden die Pariser Unruhen Nachahmer: in Braunschweig wurde das Schloss angezündet und der Herzog Carl, nachdem er das Land einige Jahre sehr despotisch regiert hat, aus dem Lande gejagt, und sein Bruder Wilhelm nahm den Thron ein. Ebenso entstanden fast in allen grossen Städten Unruhen, auch hier in Berlin, jedoch behielten die Gesetze die Oberhand.

Als ein böser unheilbringender Engel erschien am 1. Sptbr 1831 hier in Berlin die Cholera morbus, ursprünglich in China einheimisch, nachdem sie Russland und unsere Nordpreussischen Städte, vorzüglich Danzig heimgesucht hatte; sie raffte gegen 2000 Opfer weg, worunter 2 meiner Freunde waren; auch diesen Herbst herrscht diese Krankheit hier und seit heut sind 75 an derselben gestorben. In Paris hat die Cholera gegen 20 000 Menschen weggerafft, worunter auch der edle Präsident des Minister Conseils Casimir Perier.

Am Orgelbau waren vorzüglich die Gehülphen Pohl und Lange thätig.

Möge dieses Orgelwerk zur Leitung und Beförderung der Andacht des Gottesdienstes in unserer Gemeinde lange wirken, und ihr, die ihr einst dieses findet, wenn vielleicht wir längst unter kühlem Hügel schlummern, gedenket der Beförderer des Bau's mit Liebe; und Er, der Vater des Lichts möge uns alle in sein Licht führen. Amen.

Berlin, am 29 October 1832.

Johann Krüger  
Kantor und Organist.

XXIII. Die alte Dorfkirche von Kuhsdorf in der Ost-Prignitz betitelt sich ein Artikel gezeichnet K. in K. (Prignitzer Sonntagsblatt, Unterhaltungsblatt des Courier für die Prignitz, Pritzwalk den 4. und 11. Mai 1902), welcher dies ehrwürdige Gotteshaus ausführlich und wissenschaftlich beleuchtet. Auch Herr Robert Mielke, uns. Mitgl., hat die Kirche, welche zu den Wehr- oder Burg-Kirchen zuzählt, bereits in der Brandenburgia erwähnt und auch sonst gewürdigt. — Es werden einige Nummern des Aufsatzes verteilt.

XXIV. Herr Ratmann und Redakteur Goldsche hat die Brandenburgia-Fahrt nach Friesack und die damals stattgehabte Ausstellung kultur- und naturgeschichtlicher Gegenstände zu Friesack



am 25. Mai 1902 in der Friesacker Zeitung, von der ebenfalls mehrere Exemplare verteilt werden, ausführlich und treffend geschildert.

XXV. Uns. Mitgl. Pastor Zimmermann, der unermüdliche Erforscher des Schlachtfeldes von Dennewitz und Umgebung hat neue Gedächtnissteine zur ferneren Orientierung aufgestellt, worüber ein vorgelegtes Flugblatt Aufschluss giebt.

XXVI. „Pharus-Buch Berlin mit Vororten. Wegweiser auf Schritt und Tritt. Mit vielen Bildern, Bunttafeln und den amtlichen Nummern der Strassen-Linien“, nennt sich das Ihnen hiermit vorgelegte im Pharus-Verlag kürzlich erschienene Buch, das wirklich zugleich ein Leuchtturm und Führer im Berliner Verkehr ist, kurz und doch genügend ausführlich, dabei überaus wohlfeil (30 Pf.). Das höchst praktische Werkchen wird hoffentlich manche Auflage und darin manche Nachträge erleben.

XXVII. „Curt Gerstenberg: Ludwig der Römer als Alleinherrscher in der Mark Brandenburg. I. Kapitel“. Berlin 1902. Der Sohn unseres Stadtschulrats Professor Dr. Gerstenberg bietet uns hier den Anfang eines grösseren strengwissenschaftlichen Werkes über eine der Aufhellung noch sehr bedürftige Epoche märkischer Geschichte. Verf. sagt davon: Von meiner Arbeit „Geschichte der Mark Brandenburg vom Luckauer bis zum Fürstenwalder Verträge (1351—1373“), hat nur der I. Teil: Ludwig der Römer als Alleinherrscher in der Mark Brandenburg“, der in den „Historischen Studien“ (E. Ebering, Berlin) erscheint, zur Beurteilung vorgelegen“.

S. 30 heisst es: „Ludwig der Römer kehrt in die Mark zurück. Die Schwierigkeiten, welche die Wittelsbacher überall umgaben, waren noch nicht beseitigt. Über 25 Jahre weilte Ludwig der Ältere als Markgraf in der Mark Brandenburg. Immer war sie für ihn ein Schmerzenskind gewesen. Da fasste er denn den Beschluss, der Mark auf einige Zeit den Rücken zu kehren und in die vom Vater eroberten Lande zurückzueilen. Die Brüder Ludwig des Älteren, Ludwig der Römer und Otto teilten wiederum die ihnen vor kurzem zugefallenen Lande. Die Teilung übernahm derselbe Mann, welcher schon als Schiedsrichter zwischen den Wittelsbachern und Karl IV. aufgetreten war, der Pfalzgraf Ruprecht. Sechs Jahre lang soll die Verwaltung der Mark Brandenburg in den Händen Ludwigs des Römers liegen, die Kurstimme bleibt dem scheidenden Markgrafen. Dieser Vergleich wurde die Grundlage des Teilungsvertrages von Luckau. Am Weihnachtsabend 1351 konnte Ludwig der Römer sich Herr von Brandenburg nennen“. —

„Ein Segen ist für das märkische Land gewesen, was am Weihnachtsabend 1351 in Luckau zwischen den beiden Brüdern, die den Namen ihres Vaters führen, vereinbart wurde. Der jüngere Ludwig mag der unbedeutendere Mensch, der schwächere Regent gewesen sein, aber er



hatte nicht vom Vater alle die Feindschaften geerbt, die den Kaiser verfolgt hatten. Hier war Ludwig der Ältere der rechte Erbe seines Vaters“.

Die Frage, wer die Gemahlinnen Ludwig des Römers gewesen, welche wegen der bekannten angeblichen Grabinschrift in der Klosterkirche zu Berlin\*) uns besonders interessiert, wird von Dr. Gerstenberg ebenfalls erwogen. Er entscheidet sich dahin, dass Ludwig der Römer in 1. Ehe mit Kunigunde von Polen, in 2. Ehe mit Ingeborg Tochter Herzog Albrechts von Mecklenburg vermählt gewesen ist.

Ob Ludwig der Römer in Rom geboren oder nur — 1330 — auf der Fahrt nach Rom geboren sei, lässt G. (S. 22) unentschieden.

Die mit vollem wissenschaftlichen Apparat sorgfältig und kritisch ausgestattete Schrift wird von allen Forschern unserer Heimat willkommen geheißen werden.

XXVIII. Konrad Weidling: Die Haude und Spenersche Buchhandlung in Berlin in den Jahren 1614—1890. Berlin 1902. VI + 81 S. gr. 8. Johann Sigismund erteilte am 10. Mai 1614 den Brüdern Hans und Samuel Kalle ein Privileg zur Errichtung einer Buchhandlung, einer spezifisch reformierten, während der erste und älteste berlinische Buchhändler, der am 18. Oktober 1594 privilegierte Hans Werner auf seiten der Lutherischen stand. Hans Kalle verkaufte an Rupert Völcker (1659—1697), dieser vererbte auf seinen Sohn Johann Völcker (1697—1700), der 1700 an Johann Christoph Papen veräußerte. Von diesem erkaufte Ambrosius Haude 1723 die Firma. Nach Haudes Tode ging die Buchhandlung nebst der inzwischen begründeten bekannten Zeitung in den Besitz seiner Witwe Susanne Eleonore Haude über, die alsbald ihren Bruder, den seit 1739 privilegierten Buchhändler Johann Carl Spener als Teilhaber in die von nun an „Haude und Spener“ zeichnende Handlung aufnahm. Das sind die Anfänge der berühmten Firma, die neben der Nicolaischen Buchhandlung wohl genannt zu werden verdient.

Herr Dr. K. Weidling hat es verstanden, überall hinter dem Persönlichen das allgemeine Geschichtliche, soweit es die Firma berührt, gewissermassen als Folie in die Erscheinung treten zu lassen, wodurch die saubere, überaus fleissige Darstellung einen erheblichen ortsgeschichtlichen Wert erhält. Es sei vergönnt, wenigstens einen Abschnitt anzuführen, der sich auf Friedrichs des Grossen Beziehungen zu dem damaligen Chef des Hauses, Ambrosius Haude, erstreckt.

\*) Anno Dn. MCCCLVII obiit Inelyta dna, D. Conegundis, uxor magnifici principis Dni. Ludovici Romani antedicti, filia quoque Serenissimi Regis Cracoviae, sub altari hic inferius apud Dominum et maritum suum honorifice tradita sepulturae. Vgl. H. Pieper: Das Grab Ludwig des Römers. Brandenburgia VI. S. 235—240.



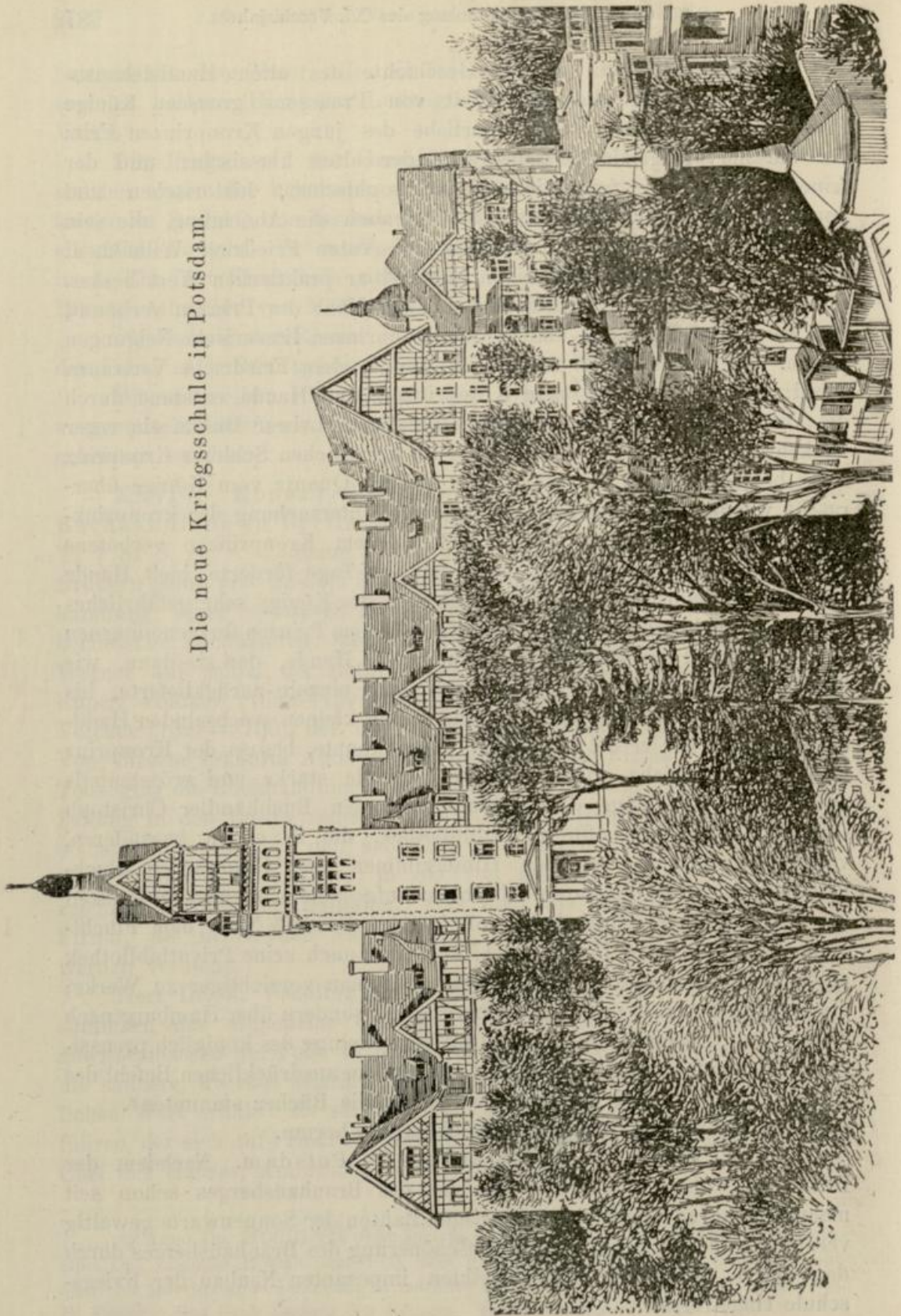
„Verklärend fällt auf die Geschichte des alten Handelshauses die Erinnerung an die Jugendzeit von Preussens grossem Könige Friedrich II. Bekannt ist die Vorliebe des jungen Kronprinzen Fritz für die hervorragenden Geisteswerke der alten klassischen und der feinen, geistvollen französischen philosophischen, historischen und poetischen Literatur. Bekannt ist aber auch die Abneigung, die sein um Preussens Grösse so hochverdienter Vater Friedrich Wilhelm I. gegen alles hatte, was nicht einen unmittelbar praktischen Wert besass. Streng wurde alles vom Hofe und aus der Nähe des Prinzen verbannt, was dem Könige missfiel und in des Kronprinzen literarische Neigungen passte. Da war es denn Ambrosius Haude, dem Friedrichs Vertrauen zuteil wurde. Zwischen dem Kronprinzen und Haude entstand durch die Vermittlung von des Prinzen ehemaligem Lehrer Duhan ein reger Verkehr. Und als im Frühjahr 1730 im königlichen Schlosse Kronprinz Fritz bei verbotenen Flötenspielen mit Meister Quantz vom Könige überrascht wurde, und daran sich eine genaue Untersuchung der kronprinzlichen Gemächer schloss, die allerhand dem Kronprinzen verbotene Bücher, in Tapetenschränken verborgen, zu Tage förderte, hielt Haude treu zum Kronprinzen, ein bei der Strenge des Königs sehr gefährliches Wagnis. Der haushälterische König liess die dem Prinzen fortgenommenen Bücher alsbald verkaufen; der Käufer war Haude, der sie dann, wie Friedrich Nicolai berichtet, dem Kronprinzen einzeln zurücklieferte, bis alles wieder beisammen war. Ausser seiner kleinen wechselnden Handbibliothek, in der er oft nur Nachts lesen konnte, besass der Kronprinz noch eine stattliche, mehrere tausend Bände starke und grösstenteils auf Duhans Vorschläge durch Haude und den Buchhändler Christoph Gottlieb Nicolai beschaffte Privatbibliothek, die in einem besonderen, vom Kronprinzen gemieteten Hinterzimmer der Haudeschen Buchhandlung in verschliessbaren Schränken aufgestellt war und vom Prinzen bei seinen Berliner Aufenthalten oft benutzt wurde. Nach dem Fluchtversuche des Prinzen im August 1730 wurde auch seine Privatbibliothek entdeckt und verkauft. Diesmal aber ging man vorsichtiger zu Werke; die Bibliothek wurde nicht in Berlin verkauft, sondern über Hamburg nach Amsterdam geschickt und dort durch Vermittlung des königlich preussischen Residenten Warcin versteigert, unter dem ausdrücklichen Befehl des Königs, dass niemand wissen sollte, woher die Bücher stammten“.

Ich reiche das Buch zur Einsichtnahme herum.

XXIX. Die neue Kriegsschule in Potsdam. Nachdem der Blick von Potsdam nach der Gegend des Brauhausberges schon seit mehreren Jahren durch die grossartigen Bauten der Sonnenwarte gewaltig verändert worden, ist eine neue Verschönerung des Brauhausberges durch den am 1. August 1902 eingeweihten imposanten Neubau der Kriegsschule eingetreten.



Die neue Kriegsschule in Potsdam.





Unser Mitglied Herr Dr. Netto, Mitherausgeber der trefflichen Zeitschrift „Das Deutsche Heer für Land und Meer. Unsere Zeit in Wort und Bild für Soldaten“. (Druck und Verlag von A. W. Hayn's Erben, Potsdam, Berlin) hat die Güte gehabt, uns das beifolgende ansprechende Cliché, welches in der Zeitschrift Jahrgang I, S. 509 veröffentlicht wurde, zur Wiedergabe zu überlassen. Hoffentlich ist es der Brandenburgia einmal später vergönnt, den in echt deutschen Stilformen errichteten Prachtbau eingehend zu besichtigen.

Ich benutze die Gelegenheit, um nochmals auf die gediegene, schön illustrierte Zeitschrift aufmerksam zu machen, deren Wochenhefte zu dem ungewöhnlich billigen Preis von 10 Pf. verkäuflich sind.

XXX. Svenska Folket, dess Lefnadssätt seder och Fornrott utkast af Edvard Hammarstedt (Stockholm 1902). Nach dem Tode des grössten nordischen Volkskundigen, des auch von der Brandenburgia tiefbetrauten Arthur Hazelius, wird in Schweden in der volkskundlichen Literatur fleissig weiter gearbeitet, dafür zeugt das hiermit vorgelegte vortrefflich illustrierte Heft, welches einen Abschnitt eines grossen landeskundlichen Werkes „Sveriges Rike“ bildet. Wir danken Herrn Dr. Edvard Hammarstedt für den Genuss, den er uns durch diese nachahmungswerte Publikation verschafft.

XXXI. Genealogisches Handbuch Bürgerlicher Familien. Herausgegeben von Dr. jur. B. Koerner, mit Zeichnungen von Prof. Ad. W. Hildebrandt. Zehnter Band. 1903. Verlag von W. C. Bruer in Berlin, SW. 46, Hafenplatz 4.

Das „Genealogische Handbuch Bürgerlicher Familien“ hat sich zur Aufgabe gestellt, in bürgerlichen Kreisen den Sinn zu fördern, welcher sich des Zusammenhanges in der Familie bewusst ist, das Gedächtnis der Vorfahren mit Ehrfurcht pflegt und auch das Andenken der jetzt Lebenden bei den Nachkommen zu erhalten sucht.

Welche Bedeutung einem solchen Werke ferner für wichtige Familienforschungen, namentlich bei zweifelhaften Erb- und Stiftungsansprüchen innewohnt, bedarf wohl ebenso wenig einer weiteren Erläuterung, wie es überflüssig sein dürfte, auf den hohen Wert der Stammkunde für bürgerliche Familien noch besonders hinzuweisen.

Alle älteren bürgerlichen Familien, die sich bereits einer Ueberlieferung, genealogischer Aufzeichnungen oder Stammtafeln, oder gar einer ausgearbeiteten Familiengeschichte erfreuen, sind von dem Werte der Stammkunde überzeugt, und die in den Kreisen dieser Familien herrschenden Ansichten haben, nach vielen Anzeichen zu schliessen, neuerdings eine wachsende Verbreitung und zunehmende Anerkennung gefunden. Diese zunehmende Wertschätzung der Stammkunde, sowie zahlreiche vorliegende Anfragen lassen es geboten erscheinen, den folgenden (10ten) Band des Genealogischen Handbuches Bürgerlicher Familien unverzüglich in Angriff zu nehmen.



Probekbände, aus denen sich die Art und Weise, wie Familiengeschichte u. s. w. zu bearbeiten ist, ergibt, versenden wir zum Preise von 6 M. portofrei.

Um über die lebende Generation möglichst vollständige Nachrichten zu erhalten, erlauben wir uns, Fragebogen zur Ausfüllung seitens der Familienmitglieder zu übersenden. Auf Wunsch steht jede Zahl weiterer Bogen kostenlos zur Verfügung. Die Bogen sind natürlich auch für die älteren Generationen brauchbar.

Insbesondere aber möchten wir darum bitten, sich nicht durch etwaige Unvollständigkeit Ihrer Nachrichten von deren Mitteilung abhalten zu lassen. Das „Handbuch“ erscheint in regelmässiger Reihenfolge, und es bietet mithin jeder weitere Band die Möglichkeit, durch Nachträge neu gewonnene Ergebnisse der Familienforschung zu veröffentlichen, bezw. die Nachrichten der Familie zu vervollständigen.

Wir glauben diesen unsern Wunsch ganz besonders betonen zu müssen, weil sich bekanntlich so viele Familienforscher mit echt deutscher Gründlichkeit nicht eher entschliessen können, etwas zu veröffentlichen, als bis sie ihren Stoff und ihre Quellen nach allen Seiten hin wirklich „erschöpft“ haben. Wie oft ist an diesem Verfahren beim Tode eines Forschers, bei eintretender Krankheit oder unter tausend anderen Umständen eine Familienforschung in die Brüche gegangen, die bei der Bescheidung auf das Erreichbare und Mögliche wertvolle Ergebnisse der ganzen Familie des Forschers hätte zugänglich machen können, die so in unendlich vielen Fällen einfach wieder verloren gehen!

An alle Freunde unserer guten Sache – und die bürgerliche Genealogie hat unzählige Freunde und Förderer, weit mehr als allgemein bekannt ist – richten wir daher die dringende Bitte, ihre Arbeiten vorläufig abzuschliessen und uns ihren Stoff zur etwaigen weiteren Verarbeitung und zur Drucklegung anzuvertrauen.

Erwünscht ist, dass den Mitteilungen auch eine genaue Beschreibung und, falls möglich, farbige Zeichnung oder Siegel-Abdruck mit Beschreibung des von der Familie geführten Wappens beigelegt wird. Denjenigen Familien, welche bisher noch kein Wappen führten, aber gesonnen sind, ein solches anzunehmen, empfehlen wir, sich behufs heraldisch richtiger Zusammenstellung eines Familien-Wappens entweder mit Herrn Dr. jur. B. Koerner, Berlin N.W. 23, Klopstockstr. 61 oder Herrn Prof. Ad. M. Hildebrandt, Berlin W., Schillstr. 3 in Verbindung zu setzen.

Eine Abbildung des Wappens, die auf Kosten\*) der Familie hergestellt wird, kann dem Stammbaum beigelegt werden. Die stilgerechte, künstlerische Herstellung der Wappen erfolgt auf Wunsch der Familie entweder auf besonderer Tafel in Farben- oder Schwarzdruck, oder klein im Text. Jedem Besteller werden 5 Sonderabzüge seiner Wappentafel kosten-

\*) Die Kosten der Herstellung.

- |    |                                   |        |
|----|-----------------------------------|--------|
| a. | einer bunten Wappentafel betragen | 75 M., |
| b. | „ schwarzen „                     | 25 „   |
| c. | „ Textabbildung                   | 10 „   |



los zur Verfügung gestellt. Auf Wunsch der Familien sollen ferner dem neuen Bande Familienbildnisse in Lichtdruck beigelegt werden; wegen deren Herstellungskosten bitten wir sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Was die Gegenleistung betrifft, die wir von den Familien fordern müssen, so würde dieselbe lediglich in der Abnahme von 5 Büchern\*) zu je 6 M. desjenigen Bandes bestehen, in welchem die betr. Familie Aufnahme findet. Dafür stellen wir jeder Familie 6 Druckseiten des „Handbuches“ kostenlos zur Verfügung. Für jede weiter in Anspruch genommene Seite berechnen wir 3 M. mit der Massgabe, dass für je 6 M. noch ein Buch des betreffenden Bandes oder der bereits erschienenen Bände geliefert wird.

Die Aufnahme von Nachträgen erfolgt bei Inanspruchnahme von 1—2 Druckseiten gegen Entnahme eines Buches des betreffenden Bandes. Für jede weitere Druckseite werden 3 Mark berechnet, bezw. für je zwei weitere Druckseiten ein ferneres Buch geliefert.

Durchdrungen von der Nützlichkeit und Wichtigkeit genealogischer Forschungen für die Zwecke der Heimatkunde, habe ich mir erlaubt die vorstehenden Angaben aus dem Prospekte des Unternehmers hier mitzuteilen.

Ausserdem reproduziere ich das Vorwort zum IX. Bande, weil es die Bedeutung und den Wert des von unserm Mitglied Herrn Dr. iur. B. Koerner mit Hingebung und Opferwilligkeit ins Leben gerufenen, bereits bis zum X. Bande gediehenen genealogischen Handbuchs bürgerlicher Familien ins rechte Licht stellt.

In letzter Zeit wurde häufig in der Presse das Aufkommen einer „neuen Aristokratie“ zum Gegenstande der Erörterung gemacht. Neben den Landadel wurde als Nebenbuhler die Hochfinanz gestellt, die sich nach „Verarmung“ des Geburtsadels durch ihren erdrückenden Reichtum die einflussreichsten Staatsämter und Stellungen erobern werde. „Die eigentlich starken Zeiten der Bourgeoisie“ — so hiess es — „zügen erst herauf“; eine Zeit der Plutokratie stehe bevor.

Wie alle Zukunftsschilderungen so leidet auch diese an dem Mangel, dass sie aus der Fülle von möglichen Gestaltungen nur eine einzige ins Auge fasst. Wir unseres Teiles möchten mit dieser „Bourgeoisie“, die nur auf das Geld — gleichgiltig wie es erworben — ihre Macht stützen würde, nichts zu thun haben. Wir fürchten aber ihr Kommen auch vorläufig nicht, denn nach unserer Ansicht sind zur Zeit in Deutschland noch zu gesunde Kräfte vorhanden, die sich gegen einen an amerikanische Verhältnisse erinnernden Geldstaat wehren würden. Jedenfalls würde durch ihn das, was bisher als deutsches Bürgerthum, als deutsche Art und Sitte galt, verschwinden.

Emporkömmlinge, Unternehmer und deren Berufsgenossen werden einen Geburtsstand, eine „neue Aristokratie“ nie hervorbringen können. Mit der

\*) Exemplare in Prachteinband (ganz Leder und Goldschnitt) sind für 10 M von uns zu beziehen.



Bezeichnung „Aristokratie“ ist die Vorstellung verknüpft, dass es eine Vererbung von Vorzügen der Väter auf die Kinder gäbe. Diese Vorzüge können nur solche des Charakters oder der Begabung sein: materielle Vorteile können zur Ausbildung des Einzelnen sowie, wenn sie sich vererben, der Geschlechter beitragen, sie sind aber lediglich zufällige Hinzukommnisse, nicht wesentliche Bestandteile. Helden werden von Helden und Braven geboren, sagt Horaz. Dies schliesst freilich auch aus, dass man den Adel nur mit den Augen des Hofmarschalls ansieht. Echter Adel ist nur dort vorhanden, wo es einen Stamm überlieferter Ehr- und Sittenbegriffe, wo es eine Familientradition und ein einheitliches, bewusstes Wollen innerhalb der Sippe giebt. Eine „neue Aristokratie“ kann daher nur dann entstehen, wenn bestimmte Familiengruppen, die nicht zur „alten Aristokratie“ gehören, in dem was das Edelste im Adel ist, ihm gleichkommen: im Adel der Gesinnung und des Handelns, im Stolze auf die Familie, im Festhalten an der Erinnerung an die Vorfahren und in dem Bestreben, den ererbten Namen rein und fleckenlos zu erhalten und zu seinem Glanze, seiner Ehre und seiner Macht als eines von vielen Gliedern desselben Blutes und derselben Sippe beizutragen, soviel ein jeder vermag. Jene alte Aristokratie wird einen Mitbewerber — keinen Nebenbuhler — nur dann finden, wenn echter Bürgerstolz und echter Bürgersinn im Streben nach den höchsten Gütern ihr zur Seite tritt. In Ehren erworbener Reichtum, durch Generationen vermehrtes Vermögen und Wissen wird diesen „bürgerlichen“ Geschlechtern Macht geben, wenn sie ihre Gediegenheit und ihr Selbstbewusstsein bewahren. Nicht nur ein Krupp, ein Borsig, sondern auch Minister, Beamte und Militärs bedurften nicht des „Adels“, um sich die von ihnen eingenommene sociale Stellung zu schaffen.

Schon in alter Zeit war neben die heutige „Aristokratie“ eine andere getreten: Bei der Weltentwicklung Deutschlands ist so oft jetzt auf die alte Hansa hingewiesen worden! Jene alten Stadtgeschlechter, der „Stadtadel“, das „Patriziat“ waren zu Zeiten der Hansa dem Landadel gewachsen, oft überlegen, auch sie gehörten zu den „Edelsten“ des Volkes. Ihre Nachkommen sind nicht vom Erdboden verschwunden. Sollte jetzt bei Deutschlands Blüte jener alte Hansegeist nicht wieder zu neuem Leben erstehen? Werden sich die Bürgergeschlechter nicht ihrer alten Traditionen, nicht ihrer Glanzzeit erinnern und neben den Errungenschaften der Neuzeit das hochhalten, was sie von ihren Vätern ererbten, den rechten, stolzen und schlichten Bürgersinn? Dieser Erinnerung an die Vorfahren, mit welcher sich der die Blutsverwandten und Sippenossen umfassende Familiensinn verbindet, soll dieses Buch geweiht sein. Sollten die von ihm vertretenen Anschauungen, der in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr erstarkende Familiensinn der bürgerlichen Kreise Vorboten einer „neuen“, einer anderen „Aristokratie“ sein? Auf eine solche würde, glauben wir, der das Alter und die Tradition ehrende Adel nicht missgünstig sehen.

Berlin N.W., 10. März 1902.

Klopstockstr. 61.

Dr. jur. Bernhard Koerner.



Der Ihnen vorgelegte IX. Band bekundet die Sorgfalt und die Sachkenntnis des ganzen Unternehmens und führt eine überraschend grosse Anzahl bürgerlicher Familien in die engere und weitere Heimatkunde ein. Ich bitte unsere Mitglieder und Freunde recht sehr, das nützliche Unternehmen thatkräftig zu unterstützen und zu fördern.

#### E. Abbildungen.

XXXII. Photographie des Mordsteins von Buckau bei Calau aufgenommen und freundlichst mitgeteilt durch Herrn Genossenschafts-Sekretär Conrad Quenstedt.

Herr Rektor Monke, u. M., der beste Kenner der Mordkreuze und verwandten Volksdenkmäler schreibt: „Ich bemerke, dass dieses Kreuz längst bekannt ist. Ich finde es schon in meinem Verzeichnis von Sühnkreuzen aus dem Anfang der 80er Jahre. Es soll damals ein schwertförmiges Kreuz getragen haben (eingemeisselt) In einem 1888 von mir in der Voss. Zeitung veröffentlichten höchst dürftigen Aufsatz über Mordkreuze habe ich es nicht genannt, wahrscheinlich weil ich es selber noch nicht gesehen hatte. Doch brachte die Voss. Zeitung bald darauf eine Notiz, in welcher noch andere Mord- und Sühnkreuze erwähnt wurden, darunter auch das Buckower. Diese Notiz stammte, wenn ich nicht irre, von Prof. Jentsch-Guben her.

Das eingemeisselte Kreuz kann seitdem sehr wohl unkenntlich geworden sein. Ich fand i. J. 1885 auf dem Kamme des Riesengebirges zwischen der Neuen Schlesischen Baude und den Sausteinen die Mordsteine, welche dem Andenken des am 24. 9. 1871 dort ermordeten Alois Hollmann gewidmet waren und konnte deutlich die Inschrift lesen. 1895 vermochte ich die Inschrift nicht mehr zu entziffern. Allerdings geht dort oben die Verwitterung wohl schneller vor sich als unten im Thale“.

Jetzt sieht der Stein in der That mehr pilzförmig aus. Herr Quenstedt schreibt dazu: „Der pilzförmige, schon stark verwitterte Stein zeigt auf der Vorderseite ein breites eingehauenes Schwert, auf dem Kopfe hat er eine ca. 10 cm lange und in der Mitte ca. 4 cm breite ovale Vertiefung. Über die Herkunft und den Zweck des Steines ist mir nichts bekannt, die alten Leute im Dorfe bezeichneten ihn als einen aus den Kreuzzügen stammenden Opferstein“.

Das Näpfchen erinnert in der That an einen Opferstein und macht das Denkmal besonders merkwürdig, denn dergl. Opferschalen (Näpfchen) an neuzeitlichen Steindenkmälern dieser Art sind wenig bekannt.

XXXIII. U. M. Herr Chemiker Ernst Schenk in Fürstenwalde a. Spree legt 7 interessante Ansichtspostkarten der an mittelalterlichen Bauten so reichen Stadt Königsberg N.-M. vor.



XXXIV. Desgl. u. M. Herr Ludwig Reuter Aufnahmen von der Friesacker Fahrt am 25. Mai d. J. und von der Treuenbrietzener Fahrt am 31. August d. J., ebenso von ihm ausgeführte wohlgelungene Aquarelle von Wittstock a. D. und Umgegend.

XXXV. U. M. Herr Dr. Reichhelm-Treuenbrietzen hat 7 Postkarten von Treuenbrietzen und Umgegend gesendet.

XXXVI. Herr R. Schmidt legt 10 Postkarten vor, die er aufgenommen und mit Erklärungen versehen. Sie bilden eine Rundschau Berlins aufgenommen vom Nationaldenkmal auf dem Kreuzberg.

XXXVII. Endlich produziert Herr J. Spiro die 2. Serie seiner Ansichtspostkarten von Alt-Berlin, die noch besser ausgefallen sind, als die Bilder der ersten Serie.

Herrn Schmidt und Herrn Spiro wünschen wir günstigen Absatz ihrer empfehlenswerten Ansichtskarten weit über den Kreis der Brandenburgia hinaus, vor allem als Geschenke zum Weihnachtsfest.

Allen den gütigen Spendern der Bilder sage ich im übrigen den wärmsten Dank hierfür.

XXXVIII. Herr Kustos Buchholz: Im Märk. Museum ist eine Erinnerung an den einstigen grossen Güterbesitz des Johanniter-Ordens in der Mark Brandenburg eingegangen, die im Nachlass eines früheren Beamten des Ordens vorgefunden wurde.

Es ist das gegen Ende des 18. Jahrhunderts angefertigte Siegel-petschaft des „Ordens-Amts Grüneberg“, das im Kreise Arnswalde an der östlichen Grenze der Mark liegt und seit 1450 dem Johanniter-Orden gehörte.

Das Siegel zeigt das achtspitzige Johanniter-Kreuz mit dem Preussischen Adler im Herzschild und ausser der Ordens-Amts-Bezeichnung die Initialen des Herrenmeisters August Ferdinand, Prinzen von Preussen (geb. 1730, gest. 1813).

Die Güter des Ordens, also auch Grüneberg, wurden bekanntlich bei der im Jahre 1810 erfolgten Auflösung als Staatsgut eingezogen. Wenn der Johanniter-Orden im Jahre 1812 vom Könige auch wieder neu errichtet wurde, so erhielt er doch nicht mehr die früheren Freiheiten, Satzungen, Güterbesitz und Beziehungen zum internationalen Verbands des Ordens, bildete vielmehr lediglich noch eine „Ritterliche Hospitaliter Genossenschaft“ innerhalb des Preussischen Staats.

Kustos Buchholz: Im Anschluss an die Mitteilung des Herrn Vorsitzenden unter No. XXXVII lege ich die grossen Photographien der altberliner Ansichten vor, die der Spiro'schen Bild-Postkarten-Serie zu Grunde liegen. Auf einige wenig bekannte Blätter mache ich besonders aufmerksam:



a) Die Gegend des Lustgartens finden Sie auf 5 der Blätter aus den verschiedensten Zeiten, sodass die dortigen Veränderungen übersehen werden können. Zuerst die bekannte Memhardt'sche Ansicht von Berlin aus der Zeit von 1650. Der Zeichner hat ungefähr auf der Stelle des botanischen Gärtchens an der Universitätsstrasse gestanden mit der Hauptrichtung auf das kurfürstliche Schloss, sodass die Gegend des Lustgartens im Vordergrunde links zu sehen ist. Man erkennt eine Mauer, die ungefähr die jetzt asphaltierte Fläche als Schlossgarten abschliesst, während die Fläche ausserhalb derselben noch wüst daliegt und in unregelmässiger Linie durch die Spreearme von den andern 3 Seiten begrenzt wird. Das zweite Bild zeigt, wie der vorgedachte Schlossgarten nebst der dahinter liegenden wüsten Stelle von dem kurfürstlichen Hofgärtner Michael Hanf um 1648 in einen prächtigen Zier- und Lustgarten verwandelt worden ist. Die Hofmauer ist verschwunden; auf der Ost- und Westseite ziehen sich längs der beiden Spreearme, von der Schlossapotheke, bezw. dem Münzturm ausgehend, ununterbrochene Wandelgalerien und Gewächshäuser hin, die auf der Stelle der alten Börse und des westlichen Teils des Museumsgebäudes mit je einem in Renaissancestil errichteten vornehmen Pavillon (Grotte) abschliessen. Das grosse Feld zwischen diesen Galerien ist ausgefüllt mit rechteckigen Blumenbeten, die Blumen in den verschiedensten Figuren, Namenszügen u. dgl. angeordnet, in der Mitte eine Fontaine mit Neptungruppe. Die Gruppe zwischen dem alten und dem neuen Gartenteil, wahrscheinlich also der Zug der früheren Gartenmauer, ist durch eine Reihe von Statuen markiert. Diese Zeichnung ist von dem damals auch bereits erbauten halbkreisförmigen Orangeriehaus aus aufgenommen, das nach Norden hin den Abschluss der ganzen prächtigen Anlagen bildete, die als ein Weltwunder betrachtet wurden. Wie dieses Orangeriehaus aussah, ergibt ein drittes vorliegendes Bild: „König Friedrich II. und Prinz Heinrich besuchen den Paradeplatz des Wedel'schen Infanterie-Regiments in den 1740er Jahren“. Der Zeichner stand in der Mitte des Lustgartens, dessen Gartenanlagen schon längst beseitigt waren, weil Friedrich Wilhelm I. den Platz besser zu militärischen Uebungen verwenden zu können glaubte. Man sieht als Reste einstiger Schönheit im Hintergrunde des Bildes nur noch das in einen „Packhof“ verwandelte Orangeriehaus und die eine der „Grotten“, die später in die „alte Börse“ umgebaut wurde. (Es existiert übrigens auch ein Kupferstich aus der Zeit der Grossen Kurfürsten, der den Lustgarten, vom Schloss aus gesehen, darstellt, auf dem also auch das Orangeriegebäude im Hintergrunde zu sehen ist.) Das vierte Bild, von Rosenberg 1777, zeigt das Bild des Lustgartens als Exerzierplatz, vom Packhof (dem früheren Orangeriegebäude) aus gesehen. Im Vordergrunde der Packhof-Verkehr und der überbrückte Verbindungsgraben (in dessen Zuge Schinkel 1828



das Königl. Museum am Lustgarten erbaute), dann der völlig leere nur mit einigen Pfahlreihen besetzte Exerzierplatz (Lustgarten) und im Hintergrunde das Schloss. Links sieht man noch die „Grotte“ in ihrer ursprünglichen Gestalt und den um 1750 erbauten Dom. Das fünfte Bild zeigt den Lustgarten um 1840, von einem Fenster des Kommandanturgebäudes aus gesehen, im Vordergrund die Schlossbrücke, noch ohne die später von Friedrich Wilhelm IV. errichteten Gruppen. Der Lustgarten ist mit Reihen junger Bäume bestanden, der neue Dom hat bereits einen Umbau erfahren, die „Grotte“ ist zum Börsegebäude (spätere „alte Börse“) erweitert und das Museumsgebäude bildet den nördlichen Abschluss; am Schloss fehlt noch die Rampe. (Eine Zusammenstellung der sonst noch zahlreich vorhandenen Bilder aus den verschiedenen Zeiten von 1650 an, wie sie in dem neuen Gebäude des Märk. Museums vorgesehen ist, wird die Veränderungen des Lustgartens und seiner unmittelbaren Umgebung ausführlicher zur Anschauung bringen.)

b) Der Opernplatz, auf 5 Bildern dargestellt.

1. Blick auf das Neustädter Thor, Zeughaus und Kronprinzliches Palais um 1735. Das Thor, ein zweiflügeliges Gebäude mit Turm in der Mitte unterbrach den Festungswall ungefähr zwischen der heutigen Blücherstatue und der Hauptwache. Es wurde bei Beseitigung des Walls und Gradelegung des Grabens zu Anfang der 1740er Jahre abgerissen. Das Kronprinzliche Palais (zuletzt Kaiser Friedrichs) war schon unter dem Grossen Kurfürsten für den Marschall Schomberg von Nehring erbaut, und nach Vergrößerung durch ein angrenzendes Privatgrundstück liess es Friedrich Wilhelm I. 1734 für den Kronprinzen renovieren.
2. Blick auf Opernhaus und Zeughaus von der Stelle des jetzigen Friedrichs-Denkmal aus um 1750. Der Festungswall ist längs des Grabens bereits beseitigt, der Graben gerade gelegt und schlicht überbrückt. Das Palais des Prinzen Heinrich (später Universität) steht noch nicht, auch ist das Kastanienwäldchen noch nicht bepflanzt.
3. Blick von den Linden (Charlottenstrassen-Kreuzung aus) nach dem Schloss hin um 1750.
4. Die Rosenbergsche Ansicht des Opernhauses, des Bibliothekgebäudes und der Hedwigskirche von 1773, von der Ecke des Zeughauses aus gesehen, sodass man den grünen Graben mit der schlichten Bretterbrücke und das ganze Pfahlwerk der letzteren sehen kann, die nach Regulierung des Grabens um 1745 hergestellt war.
5. Der Rosenbergsche Prospekt des Opernplatzes und der Linden von der Schlossbrücke aus, 1780.



- c) Ansicht des alten Brandenburger Thors nach einer Zeichnung von 1790.
- d) Ansicht des Potsdamer Thors, Innenseite, von 1798.
- e) Ansicht des Leipziger Platzes, nördliche Seite und Thor, von 1825.
- f) Ansicht des alten Leipziger Thors im Festungswall, Aussen-  
seite, von 1695.
- g) Ansicht der Französischen Strasse vom Gendarmenmarkt  
bis zum katholischen Pfarrhaus, 1780.
- h) Ansicht der Jägerstrasse, vom grünen Graben bis zum Gen-  
darmenmarkt, um 1820.
- i) Das Rosenthaler Thor von innen um 1790.
- k) Blick vom Rosenthaler Thor in die Stadt; Rosenthaler  
Strasse, um 1807.
- l) Die 1714 erbaute Synagoge an der Heidereuter Gasse.
- m) Das Innere der Synagoge, um 1740.
- n) Die Spandauer Strasse, von der Heil. Geist Gasse bis zum  
Thor, 1700. Rechts die Wohnhäuser, deren Reihe mit dem mittelalter-  
lichen Mauerturm abschliesst, im Hintergrunde das Festungsthor von  
1670 mit der Wache; links die Heil. Geistkirche und Hospital, ein  
höchst interessantes Bild.
- o) Die Neue Friedrichstrasse mit dem vorgedachten mittel-  
alterlichen Turm nach dessen 1720 erfolgter Zerstörung durch Explosion  
des darin aufbewahrten Pulvers, wobei 72 Personen umgekommen und  
die benachbarten Gebäude mit zerstört sind.

XXXIX. Herr Professor Dr. Friedrich Krüner: „Wallfahrten und  
Pilgerzüge in der Mark“. Wir hoffen den Vortrag in einem der nächsten  
Hefte als besonderen Aufsatz bringen zu können.

XL. Nach der Sitzung Vereinigung im Ratskeller.

## Kleine Mitteilungen.

**Mordkreuze und „Tote Männer“.** Nachlese von Otto Monke.

a) Prenzlau. Stadtkreuz (am Bahnhof).

Sage:

Das Kreuz fühlt sich warm an, Warum? Das Blut der  
beiden Brüder, die sich dort gegenseitig ermordet haben, ist in  
die Erde gedrungen; davon bleibt das Kreuz warm.

b) Bernau. Conradstein am roten Wegweiser (Wandlitzer Chaussee).

An der Stelle, wo der Stein jetzt steht, soll früher ein  
Holzkreuz gestanden haben. (Mitteilung des Herrn Museums-



Pfleger Grunow.) Ich habe das Holzkreuz nie gesehen, obgleich ich bei der Stelle, wo es gestanden haben soll, in der Zeit sehr oft vorbeigekommen bin.

c) Spandau.

Charlottenburger Chaussee, bei Kilometerstein 13,00, zwischen den beiden Kastanienbäumen lag früher ein Grabhügel und darob ein „toter Mann“. Vorübergehende warfen Zweige darauf. Es wäre dies der nächste von Berlin aus.

d) Schönerlinde, Kreis Nieder-Barnim. Mützelburg-Stein.

An der Stelle, wo der Stein steht, soll, bevor derselbe errichtet wurde, ein Reisighaufen gelegen haben („toter Mann“).

**Volkstümliche Ausdrücke in Berlin N.** von O. Monke.

1) Von Schülern, welche „hinter die Schule“ gehen, sagt man in Berlin N. sie „schampeln“. Dieser Ausdruck ersetzt also hier den bekannteren Ausdruck „schwänzen“.

2) Leute, welche die Müllkästen auf den Höfen nach Papier, Lumpen und Abfällen verschiedener Art durchsuchen, nennt man „Schaler“. Sie „schalen“. Manche Schüler „gehen schalen“, anstatt die Schule zu besuchen. Die echten „Schaler“ (Schalbrüder) kaufen nie Abfälle; sie suchen sie nur. Sie bilden also eine Gruppe unter den Lumpensammlern. Die finanziell und gesellschaftlich höher stehende Gruppe geht auf die Höfe und lässt den bekannten Ruf ertönen, „Lumpen, Knochen, Papier, alte Stiefel, alte Hüte — Hasenfelle!“ Näher dem blutlosen Herzen der Grossstadt, wo die Wogen der Volkstümlichen nicht mehr so kräftig branden als am gelben Sande der Rehberge, wandelt sich der Name des Schalers zu dem des „Naturforschers“, der mit seinem „Gifthaken“ das schier Unerforschliche durchsucht, um noch zu retten, was noch zu retten ist.

3) Das „Alen“ (Angeln).

Wie die „Schaler“ sich ihren Lebensunterhalt damit verdienen, dass sie aus den Müllkästen allerlei Dinge hervorsuchen die man bereits bei der Umwertung aller Werte zu den wertlosen gethan hatte, so beschäftigen sich manche Kinder, aber auch zuweilen Erwachsene damit, systematisch etwas zu finden, das noch mehr oder weniger Wert besitzt. Fundstellen sind besonders die mit Rösten überdeckten Kellerlöcher vor den Häusern. In solchen Löchern sammeln sich nach und nach allerlei Gegenstände an, die ihren Besitzern entfallen sind, während sie auf oder in der Nähe einer solchen Roste standen, Münzen, Geldtaschen, Bälle, Messer, Häkelhaken und selbst Spazierstöcke. Manche Kinder betreiben nun das Anffinden und Hervorholen solcher Dinge geschäftsmässig, und diesen Betrieb nennt man „Alen“. „Gealt wird in verschiedensten Formen. Man bindet an einen Stock einen alten Löffel und biegt den Stiel rechtwinklig um. Mit diesem Instrument



zieht man Murmeln, Bälle und ähnliche Dinge hervor. Daneben benutzt man Eisenstücke, die man an eine Schnur bindet und an einer Seite dick mit Pech bestreicht. Statt des Pechs wird natürlich gewöhnlich dicke Wagenschmiere benutzt. Das Eisenstückchen wird hinunter gelassen bis es das Fundobjekt berührt und daran festhält. So werden Münzen empor befördert.

4) Die Leute, welche auf den Strassen den Schmutz zusammenschieben, werden „Kompottschieber“ genannt.

5) Die Burschen der Strassenreinigung tragen an ihrer Mütze die Buchstaben B. S. R. (Berliner Strassen-Reiniger); das soll nach Ansicht von Bewohnern der Pankstrasse heissen: „Bube, sei reinlich“.

6) Klapphorn-Reime.

Ketel liest, Ketel liest,  
Wo Du nicht bist,  
Da liegt ein Haufen Pferdemist.

Mit diesem Reim verspottet man die Leute, welche den Pferde- etc. Mist von der Strasse entfernen.

7) Der Schutzmann heisst:

Blaukopf,  
Blechkopf,  
ein „Heimlicher“.

8) Alten Schutzleuten und solchen Personen, welche auf der Strasse Ungehörigkeiten rügen, ruft der Mob nach

Sauerkohl! Sauerkohl!

(Gehört in der Rügener Strasse und am Nettelbeck-Platz.)

Ueber den Steinbeil-Kultus in unserm Volk teilen wir folgendes Citat mit.

Mehr Wichtigkeit wurde im Volke von jeher dem Funde eines Steinbeils oder Steinmeissels beigelegt, da man in diesen neolithischen Erzeugnissen während eines Gewitters vom Himmel gefallene Steine sah, die zu Heilzwecken aller Art diensam wären. Dieser Glaube lässt sich durch das ganze Mittelalter bis in unsere Zeit nachweisen. Man nannte diese Steine „Donnersteine“ oder „Donnerkeile“. In einem Lied Wolframs von Eschenbach heisst es von dem harten Herzen der Geliebten:

Ein vlins von donrestralen  
möcht' ich z' allen malen  
han erbeten, daz im der herte entwiche ein teil.

Und in Shakespeare's Sturm ist noch die Rede von einem „Donnerkeil“, der den (vermeintlich toten) Caliban während des Gewitters erschlagen haben sollte.

E. Fr.

Der „Lucksche Bums“. In den Kellerräumen des Luckauer Rathauses befindet sich unter dem Magistratssitzungszimmer, dem Bureau und der Kämmerei auf der Westseite seit ungefähr fünfzig Jahren ein Restaurations-



weiter auszulegen, was um so eher zulässig erscheine, als damals noch das nur ein paar Meilen von Coepenick gelegene Land Lebus mit den Städten Fürstenwalde und Müncheberg zu Polen gehört habe, und nicht feststehe, wie weit sich Jakzas Reich nach Osten erstreckt habe. Jedenfalls gäben die Münzen Jakzas das Bild eines reichen und mächtigen Fürsten von ausgesprochen slavischem Nationalbewusstsein: von einem solchen sei wohl zu erwarten, dass er beim Aussterben eines Herrscherhauses in dem benachbarten und stammverwandten Hevellervolke versucht haben werde, den Übergang des Landes in die Hände der Deutschen zu hintertreiben. —

**Aus dem vorreichshauptstädtischen Berlin.**

1) Nachtwächter und Viehtreiber.

1869 hat noch der Nachtwächter in der Leipziger Strasse gepfiffen.

Um diese Zeit wurde auch noch bei Tage Vieh durch die Leipziger Strasse getrieben.

Mitgeteilt vom Lehrer R. Otto, Hier.

O. Monke.

**Berliner Originale.**

2) Mutter Meiern vor dem Alten Museum (Mutter Tautenhahn) trug einen Strick um den Hals. (Um 1870.)

Vorübergehende Strassenjungen beschrieben zuweilen mit dem Zeigefinger einen Kreis um den eigenen Hals, um die alte Dame zu reizen. Sie warf dann mit faulen Äpfeln, die sie sich bereits vorher für solche Fälle zurecht gelegt hatte.

(Mitgeteilt von einem Herrn, dem ein derartiges Geschoss einmal gegen den Kopf geflogen ist.)

Mir war diese Sage neu; doch hörte ich um 1873, die Frau habe sich für 50 Thaler an die „Anatomie“ verkauft; man wolle sie nach ihrem Tod ausbraten. Ich habe auch selbst mit angehört, dass Strassenjungen ihr das Wort „funfzig, funfzig, funfzig!“ im Vorübergehen zuriefen. Dann kam gewöhnlich der Ehemann der Dicken mit einem Besen aus der Obstbude herausgestürmt, um die Übelthäter damit zu züchtigen.

Das habe ich mitangesehen.

Die Sage, dass jemand einen Strick um den Hals trage, ist bekanntlich sehr verbreitet; ich lernte sie 1879 in Brandenburg kennen, als ich bei der 11. Kompagnie der 35er diente. Von unserm Hauptmann, Freiherrn von Eynatten, erzählten die Soldaten, er trage eine Schnur um den Hals, weil er einmal seinen Burschen erstochen habe; in jedem Jahre komme der Scharfrichter einmal zu ihm und sehe nach, ob er auch die Schnur noch trüge; habe der Hauptmann sie nicht um, so sei er dem Scharfrichter verfallen. Der Hauptmann könne deswegen auch keinen Menschen gerade ansehen. Bei dem König sei er in Ungnade gefallen, und sowie er sich das Geringste zu Schulden kommen lässt, würde er entlassen; darum sei er so streng und suche mehr zu leisten als andere.



Die Behauptung, er könne keinen gerade ansehen, hat vielleicht seine Richtigkeit; der Mann hatte einen auffallend scheuen Blick — und daher entstand auch die Sage.

Richtig ist auch, dass er äusserst streng war; auch war er sehr unbeliebt, obgleich strenge Vorgesetzte im allgemeinen beliebter sind, als schlaffe.

O. Monke.

3) Zu dem Monkeschen Bericht, unter No. 2, sei mir zweierlei hinzuzufügen vergönnt.

Die dicke Obstfrau vor der Treppe des Alten Museums ist mir noch sehr wohl erinnerlich. Ich habe gehört, dass ihr nicht blos Gemeindegänger, sondern auch Schüler des Joachimsthalschen, Werderschen und Französischen Gymnasiums „Verkauft! Verkauft!“ zuriefen, was die alte Dame stets in hellen Zorn versetzte. Die Vorübergehenden meinten, der Ärger bekäme ihr gerade sehr gut, sonst würde sie „vor D<sup>i</sup>ckte platzen“.

Auch andere seltsame Gestalten hatten ihr Standquartier vor der gedachten Treppe.

Zu diesen „Berliner Originalen“ gehörte besonders der Mann mit der fliegenden Menagerie, der ebenso dürr, wie die Obstlerin dick war. Über diesen seltsamen, nicht ungebildeten Mann ist vor Jahren in der Brandenburgia berichtet worden.

Die Sagen von den Leuten mit dem Strick oder dem eisernen Ring um den Hals ist uralt und in der Provinz Brandenburg, ja in ganz Deutschland und den Nachbarländern weit verbreitet. Ich habe gelegentlich seit Jahren Material darüber gesammelt, welches ich in einiger Zeit mitzuteilen gedenke.

E. Friedel.

#### Zum Kapitel der Schleifrillen und Wetzscharten, an Denkmälern, Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden.

„Nachdem bei dem Rückzuge der Franzosen die Ranstädter Brücke zerstört war, suchte Poniatowski einen anderen Übergang über die Pleisse, sprengte mit seinem edlen Pferde hinein, und ertrank in den Wogen. An dieser Stelle wurde ihm später ein kleines unscheinbares Denkmal von Sandstein gesetzt, auf dem viele Jahre lang alle durchreisenden polnischen Demokraten und Patrioten, an denen es nie gefehlt hat, ihre Dolche wetzten und Rache schworen“.

Aus Gustav Parthey's Jugenderinnerungen, Band I., Berlin 1871, Seite 407.

Dazu sei bemerkt, dass mir an der zierlichen gotischen Marienkirche zu Posen Wetzscharten (Schleifrillen) gezeigt wurden, dadurch ertanden, dass die Mitglieder der Schlacht, bevor sie in den Kampf zogen, dort ihre Säbel wetzten und dadurch weihten. — Solche von Hieb- waffen herrührenden Wetzscharten bemerkte ich ferner an der St. Godehard's-Kirche in Brandenburg a./H., sowie an dem Thoreingang des Schlosses zu



Coepenick, letztere aus der Zeit der österreichischen Invasion und während des siebenjährigen Krieges und der französischen Okkupation 1806 bis 1812. Die Coepenicker Wetzscharten und Schleifrillen haben allerdings mit den religiösen, ethischen oder politischen Beziehungen wohl nichts zu thun.

E. Friedel.

Zur Flora der Gegend von Frauenhagen kann ich mitteilen, dass sich dort an einer einzigen Stelle die seltene *Centaurea solstitialis*, ebenso dicht am Dorfe *Silene conica*, und an einem Wege häufig *Xanthium strumarium* (letztere beiden noch heute) vorfand. Nicht selten dort auch: *Coronilla varia*, weniger zahlreich: *Campanula bononiensis* und *Orchis laxiflora* mit gelben Blüten, ebenso *Anemone aestivalis*, klein rot — und gross gelb blühend, häufiger *Saxifraga tridactylitis*. Auf einer Wiese der sehr orchideenreichen Randowbrüche — bei Battin, Kr. Prenzlau — mehrfach die ziemlich seltene *Tetragonolobus siliquosus*, an der Welse bei Passow, Kr. Ang., fand ich einmal in 5 kräftigen Exemplaren die in der Mark sehr seltene *Mimulus luteus* — aber im nächsten Jahre war sie verschwunden. Die Gewässer des Kreises Prenzlau werden geschmückt von *Aloides*, *Stratiotes*, *Hydrocharis morsus ranae* und *Utricularia minor*. Jülicher-Rixdorf.

## Bücherschau.

**Prignitzer Vogelstimmen von Hermann Graebke.** Berlin. Meyer & Wunder. Heimatverlag 1902.

Prignitzer Vogelstimmen nennt der Dichter seine neue Sammlung. Vor einigen Jahren hat er uns eine ähnliche unter dem Titel „Prignitzer Kamellen und Hunneblömer“ gespendet.\*) Der Titel verrät es auch diesmal, dass es sich um Gedichte in plattdeutscher Mundart handelt. Der Dichter ist ein Schelm wie Eulenspiegel, auch bei ernstesten Begebenheiten tritt ihm für einen Augenblick ein Lächeln auf die Lippen. Das Heitere, Harmlose und Anspruchsfreie ist sein Gebiet; Kinderantworten, Streiche von Dienstboten, liefern ihm in erster Linie die Unterlagen. Wir teilen die Freude des Verfassers, mit der er die einfachen Begebenheiten auszugestalten weiss. Neben den heiteren erklingen auch ernste und schwermütige Weisen von Abschied und Sehnsucht. Es ist, als ob die Töne des heimischen Platt den einfachen Empfindungen einen ganz besonderen Reiz verleihen. Noch giebt es ja auch in unserer Hauptstadt viele, denen die Klänge der Sprache und die harmlosen Schicksale Erinnerungen wecken an eine Zeit, die unvergessen bleiben wird.

Zache.

\*) Monatsblatt IV, 413.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14



## C. Loewes Beziehungen zu Berlin und märkischen Balladendichtern.

Vortrag, gehalten von M. Runze in der Brandenburgia am 19. März 1902.

Carl Loewe, geboren den 30. November 1796 in Löbejün bei Halle, trieb seit 1810 in Halle bei Türk musikalische Studien, besuchte nach seines Lehrers Tode 1814 wieder das Waisenhausgymnasium, das er Herbst 1817 verliess, um Theologie und Philosophie zu studieren. Schon während seiner späteren Schulzeit, dann aber in seinen Studienjahren entwickelte sich bei ihm neben seinem bedeutenden musikalischen Talent seine stark ausgeprägte Beobachtungsgabe. Welt und Menschen sich zu erschliessen bildete einen besonderen Grundzug in seinem Leben und Streben. Als er 1820 einen Ruf als Musikdirektor nach Stettin erhielt, machte er vorher in Jena einen Besuch bei Goethe, mit dem er sich eingehend über das Wesen der Ballade, mit vollkommener gegenseitiger Übereinstimmung, unterhielt. Von Goethe war er nach Berlin an Zelter, bei dem er ohnehin ein Examen in der Musik zu bestehen hatte, empfohlen; auf diese Weise ward er in Berlin eingeführt, kam in der Folge oft hierher und lernte nach und nach viele hervorragende Persönlichkeiten kennen. Zelter selbst hatte im Grunde genommen Loewe nicht immer besonderes Wohlwollen entgegengebracht, wie aus Briefen Loewes an Zelter und Zelters an Goethe — die der Vortragende vor kurzem in seiner Studie „Goethe und Loewe“, Breitk. & Härtel 1901, zum Teil veröffentlicht hat — hervorgeht. In den Jahren 1824—34 kam Loewe meist zu dem Zweck nach Berlin, um hier Konzerte zu geben.

Im Jahre 1824 reiste Loewe auf Veranlassung des Kultusministeriums hierher, um das damals Aufsehen erregende Logier'sche System des Klavierunterrichtes zu prüfen. Loewe gab sein Gutachten darüber ab, schrieb auch eine ausführliche Kritik über dasselbe für die Musikzeitung von A. B. Marx, des letzteren Freundschaft — beide waren sich schon als Hallenser Studenten und Musikbeflissene näher getreten — erneuernd. Marx war damals in Berlin eine der angesehensten musi-



kalischen Persönlichkeiten. Das Jahr 1826 führte Loewe zweimal nach Berlin, im Juli und im September. Durch Marx wurde er mit Mendelssohn bekannt; letzteren schildert Loewe als „einen 18jährigen Jüngling, der liebenswürdig und artig war, und mir zwei neue Capriccios von seiner Komposition mit einer eminenten Fertigkeit vorspielte. Er spielt äusserst korrekt und sauber. Sein Vortrag ist weniger bedeutend. Ich werde ihn näher kennen lernen“. Loewe unterhandelte bei der Königlichen Intendanz wegen seiner nahezu vollendeten Oper „Rudolf der deutsche Herr“, welche dem Stoffe nach vor Jerusalem zur Zeit des Kreuzzuges Friedrich II. spielt. So lernte er die dafür in Betracht kommenden Persönlichkeiten näher kennen, zunächst Geheimrat Tzschoppe und Konzertmeister Moeser, sodann Spontini, mit dem ihn bald engere Freundschaft verbinden sollte. Auch mit Kapellmeister J. Schneider, Heinr. Dorn, Hofrat Esperstedt, dem Universitätsrichter Bittkow, einem Hallenser Studienfreund, und dem Auditeur Gustav Nicolai verkehrte er. Letzterer, bekannt als Romanschriftsteller und musikalischer Rezensent, arbeitete damals für Loewe den Text zu dessen Oratorium „Die Zerstörung von Jerusalem“.

Im Herbst 1826 bildeten für seine Reise nach Berlin als nächstes Ziel die Berliner Musikverleger. Da inzwischen seine ersten Balladen „Erlkönig“, „Edward“, „Elvershöh“, „Der späte Gast“ das grösste Aufsehen erregt hatten und er als Balladenkomponist eine Berühmtheit ersten Ranges geworden war, so bemühten sich die Verleger um den Erwerb der neuen Balladen. Er gab an Laue seine geniale Ballade „Wallhaide“; Schlesinger spielte er seine Sonate in E-dur vor; derselbe hielt sie für so vorzüglich, „dass sie für die jetzige schlechte Klingelperiode zu gut sei“. Im übrigen verhandelte er mit dem Geh. Oberfinanzrat v. Grunenthal und dem Dichter Herklots wegen seiner Oper. Auch mit Franz Kugler, der damals in Berlin studierte, ursprünglich Schüler Loewes vom Stettiner Gymnasium her, kam er mehrfach zusammen. Kugler gravierte für Loewe ein Petschaft, verfasste auch auf Loewes Wunsch und nach seiner Angabe die balladenartige Dichtung „Scene eines Totentanzes“, von Loewe später genial komponiert. Ein sinniger Brief Loewes an Kugler, Petschaft wie Totentanz betreffend, mit der Anrede „Mein geliebter Franz!“ ist von mir veröffentlicht in der Einleitung zum VIII. Bande der bei Breitkopf & Härtel erschienenen Loewe-Gesamt-Ausgabe, in welchem Bande auch die Totentanz-Komposition enthalten ist.

Vorübergehend war Loewe im Jahre 1830 in Berlin. Er hörte allgemeines Klagen über die Zeiten; daher auch seine Besuche bei den Verlegern ohne rechten Erfolg. „Kaum eine Sonate oder Ballade, letztere nur, wenn sie sehr leicht ist, sodass sie vom Fleck verkauft werden kann“. „Nichts Bedeutendes im Theater. Lebende Bilder: lauter Quengelei. In der Königstadt alle Tage Lindana, ein Wiener Spektakelstück;



kein Billet mehr zu haben. Es macht grossen Eindruck auf das Publikum, wenn aus einem Maikäfer Soldaten hervorkommen. Die Blätter fallen von den Bäumen seit der Revolution in dem schauerlichen Paris. Die Paar Früchte der neueren Zeit werden aufgezehrt, und es treibt nichts Neues im Garten des Lebens“.

Günstiger gestaltete sich die allgemeine Lage wieder im Jahre 1832, und auch Loewe war mit seinem Aufenthalte in Berlin im März dieses Jahres sichtlich befriedigt. Er gab ein Konzert in der Singakademie und führte mit grossem Glück eine Reihe verschiedenartigster eigener Kompositionen vor. Freilich waren ihm für die Aufführung grosse Hindernisse in den Weg gelegt. Auch eine Improvisation hatte er auf dem Programm verheissen. Dr. Fr. Foerster überbrachte ihm vom Fürsten A. v. Radziwill Goethes „Zauberlehrling“. Loewe löste die Aufgabe meisterhaft. Später schrieb er diese Improvisation auf. Sie findet sich in Band XI der Loewe-Gesamt-Ausgabe. Loewe verkehrte damals besonders mit dem Fürsten Radziwill, der, durch seine Faust-Komposition bestens anerkannt, ihn ausserordentlich hoch schätzte, und Spontini, der damals unter Intriguen, die gegen ihn gesponnen wurden, zu leiden hatte. Loewes ehrliche Freundschaftsbezeugung gegenüber dem grossen Musiktragöden wirkte äusserst wohlthuend auf denselben. Gelegentlich eines Balladen-Abends, den Loewe bei Spontini gab, war dieser auf das Tiefste ergriffen; beim „Oluf“ „strömten ihm Thränen die Wangen herab“. Spontini führte im April desselben Jahres Loewes grosses Oratorium „Die Zerstörung von Jerusalem“ (das auch für die Gegenwart noch hohe Bedeutung beanspruchen dürfte) auf. Loewe war zu der Aufführung herübergekommen; auch der ganze Hof war zugegen. Um diese Zeit knüpfte er auch seine Verbindungen mit Raupach in Berlin an, der ihm eine Reihe dramatischer Texte lieferte, so „Das Märchen im Traum“, die antike Tragödie „Themisto“ (dies besonders genial von Loewe komponiert) „König Manfred“ und das Singspiel „Die 3 Wünsche“; letzteres nach dem Grimmschen Märchen „Der Reiche und der Arme“ verfasst.

Dezember 1833 rief ihn die Aufführung seines originellen, neue Bahnen einschlagenden Oratoriums „Die sieben Schäfer“ nach Berlin. Er selbst beschreibt diese höchst gelungene Aufführung genauer. „Madame Decker“, Mantius, Zschiesche, J. Krause wirkten u. a. mit. Loewe lernte bei dieser Gelegenheit auch unsern Ed. Grell kennen, mit dem ihn fortan innige Freundschaft verband. Unter den geselligen Annehmlichkeiten war ihm die anregendste die bei der Gemahlin des leider kurz vorher verschiedenen Fürsten A. v. Radziwill, Prinzessin Luise von Preussen. Dieselbe versicherte Loewe u. a., dass seine Balladen, besonders „Der Mutter Geist“, zu des Fürsten Lieblingsbeschäftigung in seinen letzten Wochen, Tagen, ja Stunden gehört hätten.

Auch der Generalintendant Graf Redern interessierte sich für



Loewe. Februar 1834 ward sein komisches Singspiel „Die 3 Wünsche“ im Königlichen Opernhause aufgeführt. König Friedrich Wilhelm III. selbst war zugegen und sprach dem von ihm wertgeschätzten Komponisten seine hohe Anerkennung aus.

Dass Loewe bei all diesen — und auch einigen späteren Besuchen in Berlin mit der Mehrzahl der damaligen Berliner Künstler, Schriftsteller, Dichter näher bekannt und sogar befreundet wurde, ist zum Teil schon hervorgehoben. Die natürliche Folge war, dass er gerade Berliner Dichtern, und namentlich deren Balladendichtungen, sein Kompositionstalent mit Vorliebe entgegenbrag.

Schon nannten wir in der Beziehung Raupach, Kugler. Von letzterem komponierte er mit Vorliebe Legenden. Diese Kompositionen gehören zu den besten Werken Loewes, wie der gewaltige „Gregor auf dem Stein“, in 5 Abteilungen, ein wahres Musikdrama für eine Singstimme mit Klavierbegleitung, und das liebliche, durch sinnige Ausmalung der Tier- und Blumenwelt anmutende Idyll „Jungfrau Lorenz“, jene Tangermündische Sage, zu deren Bearbeitung den Dichter die bekannte Modellierung von Rauch angeregt hat. Wenn wir nun vorübergehend Namen wie Chamisso, Theremin, Marggraf, Zeune in diesem Zusammenhange kurz andeuten und Ch. Fr. Scherenbergs erwähnen, auf dessen Gedicht „Der Feind“ Loewe eine seiner genialsten Kompositionen geschrieben, so seien noch je 2 für Loewes Schaffensart hervorragendere Dichter Berlins genannt, die wir wie folgt gruppieren: O. Gruppe und H. Stieglitz; W. Alexis und Th. Fontane.

Gruppe, † hier 1876 als Universitätsprofessor und Sekretär der Akademie der Wissenschaften, zeichnete sich als Schriftsteller bekanntlich sowohl durch Fruchtbarkeit wie durch Vielseitigkeit aus. Er behandelte die Gebiete der Philosophie und Literatur, Mythen- und Sagenforschung, Sprachwissenschaft und Dichtung. Auch auf letzterem Gebiet an sich erwies er sich vielseitig. Und auch Loewe hat ihn uns in bemerkenswerter Mannigfaltigkeit wieder vorgeführt. Wir besitzen solchergestalt die Napoleonsballade „Der Feldherr“, die Legende „Landgraf Ludwig“, die launigen Lieder „Niemand hat's gesehen“, „Einrichtung“, „Ich habe keine Schulden“, „Der Apotheker als Nebenbuhler“.

Heinrich Stieglitz (heute hauptsächlich noch genannt wegen des Todes seiner Frau Charlotte, † 29. Dezember 1834) hat eigentlich keine wirklichen Balladen gedichtet. Loewe hat aus seinen Orientbildern 3 Liederkränze zusammengestellt und ihnen balladenartigen Zuschnitt und künstlerische Abrundung verliehen; unter ihnen ist der „arabische Liederkreis“ besonders bekannt durch E. Guras häufige Meistervorträge. Bedeutendes Interesse bietet der „Persische Liederkreis“ dar. Die Gegensätzlichkeit, welche Loewe durch die dramatisch-kühne Ausdrucksgewalt im Anfang der „Gulhinde am Putztisch“ erzielt, — funkelnd und farbenprächtig bei Perl-



und Edelstein —, bei Schleier, Tulband und Reiherbusch, durchleuchtend die feurige echt orientalische Glut der Liebesempfindung, und andererseits durch die erwartungsvolle Innigkeit und schüchterne Zurückhaltung jungfräulicher Verschämtheit, ist ein Meisterwerk der Tonkunst.

Kompositionen auf Texte von W. Alexis gehören zu Loewes bedeutendsten Würfen, wie vor allem die „Hexe“: „Liebe Mutter, heut Nacht heulte Regen und Wind“, „Der späte Gast“ und die weitberühmte Soldatenballade „Fridericus Rex“. Nicht minder wertvoll aber erweisen sich „General Schwerin“, „Rüberettig“, „Schneiderlied“ und das traum- und rätselhaftes Fabellied „Wer ist Bär?“

Von unserem Theod. Fontane hat Loewe zwei Balladen komponiert, die weltberühmt geworden sind: „Archibald Douglas“ und „Thomas der Rheimer“.

Es trugen vor Fräulein Ida Seegert: „Jungfrau Lorenz“, „Niemand hat's gesehn“, „Einrichtung“ und Stücke aus dem Persischen Liederkranz; Herr Dr. Leop. Hirschberg, der zugleich die Begleitung vortrefflich versah: „Die Walpurgisnacht (Hexe)“, „Wer ist Bär?“ „Schneiderlied“, „Ich habe keine Schulden“ und „Gulhinde am Putztisch“; zum Schluss sang Dr. Runze den „Fridericus Rex“.

## 9. (6. ausserordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Montag, den 6. Oktober 1902.

Besichtigung der C. Bolleschen Meierei, Alt Moabit 99/103.

Gegen 80 Mitglieder und Freunde der Brandenburgia versammelten sich in dem grossen Warte- und Abfertigungsraum der Meierei. Der I. Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel teilte in kurzer Ansprache mit, dass die Brandenburgia schon vor 8 Jahren die Meierei besichtigt habe, im Laufe der verflossenen Jahre seien aber so grosse Veränderungen geschehen, dass von der freundlichst erteilten Erlaubnis, die Meierei heut wieder besuchen zu dürfen, mit Dank Gebrauch gemacht werden solle.

Unter sachverständiger Leitung der Herren Böhme und von Chamier wurde der Rundgang angetreten.

Die Gesellschaft begab sich in das zweite Stockwerk. Zunächst wurde sie in die Hauskapelle, welche den Meiereiangehörigen als Gotteshaus dient, geführt. Die gegenwärtige ist die vierte Kapelle, nachdem sich die drei ersten als zu klein erwiesen haben. Die erste Kapelle hatte nur 250, die jetzige Kapelle hat 1600 bequeme Sitzplätze. Die Orgel, von Ladegast erbaut, hat 3 Manuale, 1600 Pfeifen. Die schön geschnitzte



Kanzel ist zum Teil aus der Kerbschnitzschule der Meierei hervorgegangen. Die Altarbibel ist eine Stiftung Ihrer Majestät der Kaiserin. In Gegenwart der hohen Frau wurde die Kapelle 1893 geweiht. 18 grosse, von Prof. Overbeck gemalte Fenster geben der Kapelle ein durchaus kirchliches Gepräge. Der an die Kapelle sich anschliessende Festsaal für 1200 Personen mit Bühne, auf welcher 200 Personen Platz finden, dient der Meierei zu Theateraufführungen, Theeabenden und Instruktionsstunden. In der Chorbrüstung befinden sich die Bildnisse aller Markgrafen, Kurfürsten und Könige des Hohenzollerngeschlechts. Im Museum wurde die Ausstellung von Kerbschnitzarbeiten, welche aus der Kerbschnitzschule des Instituts hervorgegangen sind, besichtigt. Diese Erzeugnisse werden alljährlich in Verbindung mit denjenigen Arbeiten, welche der Frauenverein der Meierei liefert, im Dezember-Bazar zum Verkauf gestellt. Pläne, welche die Entwicklung des Geschäfts vor Augen führen, hingen an den Wänden des Museums. Anfangs waren für das Geschäft 25 jetzt sind 194 Wagen im Betriebe. Ein Schrank enthält Diplome und Medaillen für Leistungen auf Obst- und Fruchtausstellungen.

Nunmehr gelangte die Gesellschaft in die Fabrikräume. Zunächst in den Sterilisierungsraum. Hier wird Flaschenmilch sterilisiert, welche an demselben Tage zum Verkauf gelangt. Es ist dies nur Kindermilch, welche von beständig untersuchten, mit Trockenfutter genährten Kühen kommt. Auch Vorzugskindermilch, die von 130 geimpften Kühen eigener Stallungen in Marienhain bei Coepenick hierhergelangt wird sterilisiert, indem die Milch  $1\frac{1}{2}$  Stunden unter strömendem Dampf einer Hitze von  $105-110^{\circ}$  C. ausgesetzt wird. An diesen Saal schliesst sich der Kühlraum: Nachdem die Milch pasteurisiert ist, läuft sie über Kühler von verzinnten Kupferröhren, durch welche Eiswasser rinnt. Die Reinigung der Milch geschieht hier durch Kiesfilter, welche aus geklärtem und sterilisiertem Flusskies bestehen. In dem nächsten Raume befindet sich das analytische, und daran anschliessend, das bakteriologische Laboratorium. In ersterem wird die Milch auf Fettgehalt und Fälschung untersucht, in letzterem befinden sich Versuchstiere (Meerschweinchen und Katzen), welche, wenn in Milch und Butter Tuberkeln enthalten sind — infolge der Impfungsmethode reagieren. Geschieht dies, so ist Lieferant verpflichtet, die Kühe sofort aus dem Stall zu entfernen. Nach Besichtigung des Laboratoriums wurde die Gesellschaft in den Raum für Milchezucker geleitet. Der Zucker wird in grossen Vacuum-Apparaten hergestellt und in gemahlenem Zustande verkauft. Er dient als Zusatz für die Kindermilch. Aus den Rückständen wird milchsaures Eisen und milchsaurer Kalk gefertigt. In dem nebenliegenden Käseraum wird der aus süsser Milch gewonnene Weichkäse nach französischer Art hergestellt. Der Käse gelangt von hier in den Keller, um zu reifen. Nebenbei dient der Käseraum zur Erzeugung von Quarkkäse, der aus saurer Milch erzeugt wird.



Die Führung geleitete nunmehr die Gesellschaft ins I. Stockwerk. Dort ist ein 2. Kühlraum zur Kühlung der schon einmal im 1. Kühlraum befindlich gewesenen Milch. Dieser 2. Kühlraum hat doppelwandige, von Eiswasser umspülte Bassins. Hier bleibt die Milch unter  $10^{\circ}\text{C}$ ., bis sie zum Verkauf gelangt. Im anschliessenden Raum befinden sich die Centrifugen. Diese 6 Maschinen machen je 5–6000 Touren in der Minute. Unter Einwirkung dieser Schleuderung zerteilt sich die durch diese Apparate gehende Milch in Sahne und Magermilch. Ein Teil der ersteren gelangt im Wagen zum Verkauf, der Rest wird zu Butterfabrikation verwendet. Ein Liter dieser Sahne enthält 15–16% reines Fett. Schlagsahne hat 30% Fettgehalt. Neben dem Centrifugenraum ist die Butterei. Hier sind grosse holsteinsche Fässer, in welchen die Butter bereitet wird. Mittels Riefelknetter wird die Butter von der ihr anhaftenden Buttermilch befreit und Salz zugemengt. Im Nebenraum wird die Butter in Formen geschlagen. Es war interessant zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit die Buttermeier arbeiten. Die Hand berührt die Butter niemals, Holzkellen sind das Greifwerkzeug, so, dass jede Gefahr von Butterverunreinigung ausgeschlossen ist.

Neben der Butterei ist der Butterkühlraum, in dem stets eisig kalte Luft herrscht. Die Führung liess die Gesellschaft einen Blick in die grossartig angelegte Druckerei werfen. 2 Schnelldruck- und 1 Tigeldruckpresse sind dauernd mit dem Druck der für die Meierei erforderlichen Geschäftspapiere und der eigenen Zeitung beschäftigt. In dem sich anschliessenden Abrechnungsraum für Kutscher findet der Unterricht in Kerbschnitzarbeiten statt, auch halten hier die Sängerschöre ihre Gesangübungen ab.

Nach dem Erdgeschoss geleitet, sah die Gesellschaft den mächtigen Verproviantierungsraum für den Wagenpark. 194 Wagen werden hier in 2 Stunden mit den Meiereiprodukten versehen. Neben diesem Saal befindet sich der grosse Milchausgussraum zur Aufnahme der von den Bahnwagen angefahrenen Milch. Sofort nach Ankunft derselben werden Proben genommen, um zu erweisen, ob die Milch sauer geworden ist, in diesem Falle wird sie zu technischen Zwecken verwendet. Ist die Milch einwandfrei, so geht sie durch Kiesfilter zur Pasteurisierung, zu welchem Zweck sich grosse Apparate im Kellergeschoss befinden. Dies Verfahren findet statt, um dem grossen Publikum gegenüber gewährleisten zu können, dass die Milch frei von Bakterien ist. Durch die Pasteurisierung verändert sich die Milch weder physikalisch noch chemisch. In den Pumpenraum und Maschinenraum geleitet, sah die Gesellschaft Wasser- und Vacuumpumpen, eine grosse Eismaschine, welche nach Lindeschem System mit Kohlensäure betrieben wird, und die jeden Tag ca. 200 Centner Eis liefert. Ferner war eine grosse Licht- und Kraftmaschine im Gange und sieben Dampfkessel von zusammen etwa



700 Quadratmetern Heizfläche waren in Thätigkeit. Hiermit wurde die Fabrikanlage verlassen und die gegenüberliegenden Stallungen für etwa 300 Pferde besichtigt. Der Dung wird nach Marienhain geschafft und dient dort der grossen Bolleschen Obstanlage zur Kultur. In der Fortsetzung des Stallgebäudes befinden sich Werkstätten für Tischler, Schlosser, Schmiede, Klempner, Schuster und Maler, da alle Reparaturarbeiten durch Bollesches Personal selbst bewirkt werden. In einem besonderen Gebäude sah die Gesellschaft Dampfwascherei und Dampfplätterei. In einem grossen Apparat trocknet die Wäsche in 2—3 Minuten so weit, dass sie geplättet werden kann.

Indem wir den Bericht schliessen, wollen wir noch darauf hinweisen, dass die ersten Fabrikanlagen auf dem 23000 Quadratmeter grossen Grundstück im Jahre 1887 errichtet wurden, allmählich vergrössert, standen bis 1897 schon Fabrikanlagen mit 3100 Quadratmetern Grundfläche, ohne Hinzurechnung von Wohn- und Stallgebäuden. Von 1897 an erforderte der immer mehr wachsende Betrieb eine wesentliche Vermehrung der Fabrik- und Kesselanlagen. Die etwa 1300 Quadratmeter umfassende Neuanlage nebst Dampfschornstein, Kesselhaus, Werkstattgebäude, sowie Umbauten im alten Fabrikteile sind von unserm verehrten Mitglied Herrn Architekten Kühnlein gezeichnet und statisch berechnet worden. Der gegenwärtig auf diesem Grundstück mit 2 bis 3 Stockwerk hohen Gebäuden bedeckte Raum umfasst ca. 10000 Quadratmeter.

Nachdem die Teilnehmer noch die freundliche appetitliche Kaffeeküche und Kantine besichtigt und sich mit lebhaftem Dank von der Firma und deren freundlichen Führern verabschiedet, fand eine zwanglose Zusammenkunft im Restaurant Schultheiss, Alt-Moabit 15, statt.

---

## Aus der Geschichte des Dorfes Ragösen im Kreise Zauch - Belzig.

Von Pfarrer Backhaus - Ragösen.

Unser Mitglied, Herr Pfarrer Backhaus in Ragösen, hat die Güte gehabt, mir die Handschrift einer von ihm verfassten Chronik des Dorfes Ragösen vorzulegen und daraus den Abdruck der nachfolgenden 3 Abschnitte zu gestatten. Das Erscheinen der vollständigen Chronik wird sich noch etwas verzögern und benutze ich die Gelegenheit, sowohl namens der Brandenburgia als auch namens des Märkischen Provinzial-



Museums, der Anerkennung darüber Ausdruck zu geben, dass unsere brandenburgische Geistlichkeit gerade jetzt besonders eifrig heimatkundlichen Studien obliegt.

Berlin, den 20. August 1902.

E. Friedel.

## I.

### Die Sprache.

Die Umgangssprache ist in Ragösen das Plattdeutsche des ehemaligen Belziger Amtes. Bemerkenswert an demselben ist der Doppellaut ei (gesprochen ei, nicht ai) in manchen Wörtern z. B. mei - mir, wei - wir, jei - ihr, und das getrennt gesprochene ië in Priëster, schiëten, dië u. s. w. Jenseit der Plane im Altpreussischen, also schon in dem 5 km von Ragösen entfernten Golzow, tritt an die Stelle des ei das i, und von dem getrennt gesprochenen ië merkt man dort nichts. Die Worte Matth. 6, 19 ff lauten in der Ragöser Sprache folgendermassen: 19. Je söln jau nich Schätze sammeln up Ern, wü öhr de Motten un de Rüst fräeten, un wü de Spitzbüen nahgräen un stäeln. Sammelt jau öwer Schätze in den Himmel, wü öhr wedder de Motten noch de Rüst fräeten un de Spitzbüen nich nahgräen un stäeln. Denn wü jauer Schatz is, dör is ök jaur Herz. 24. Et känn kēner twē Herren diēnen. Entwedder hē wārd den enen hassen un den ännern gut sind, oder wārd den enen anhängen un den ännern verachten. Jei kön'n nich Gott diēnen un den Mammon. Drum seie ick jau: Sorget nich för jauer Leben, wat jei äeten un drinken wern, ök nich för jauern Līw, wat jei antiēn wern. Is nich dat Leben mehr denn de Kledang? Kikt de Vāle ünger den Himmel an, dië säen nich, dië ern nich, dië sammeln nich in öhre Schünen, un jauer Vater in den Himmel nährt öhr doch. Sinn jei denn nich vāl mehr denn dië? Wer is ünger jau, dē sīne Grötte ēne Elle tūsetten künne, wenn hē sick ök dōdrumme sorget? Un wōrumme sorgen jei för de Kledang? Kikt de Liljen up den Feld an, wie dië wassen, dië ärbēden nich un spinnen ök nich. Ick seie jau, dat ök Salomo in all sīne Herrlichkēt nich gekledt gewest is, as von öhr ēne. Wenn nau Gott dat Gras up dat Feld also kledt, dat doch hūte stōat un morgen in den Kacheln geschmäeten wārd, süll hē dat nich vël mehr an jau dūn, jei Klēnglōbigen? Drum söln jei nich sorgen und seien: Wat wern wei äeten? Wat wern wei drinken? Wūmit wern wei uns klēden? Nah sowat allens trachten de Heiden; denn jaur Vater in den Himmel wett, dat jei dat allens nötig hebben. Trachtet am ersten nach den Reich Gottes un nah sīne Gerechtigkēt, so wārd jau dat ännere allens tūfallen. Drum



sorget nich för den ännern Morgen, denn de morrende Dag wärd för dat Sine sorgen; et is genung, dat jeder Dag sine eigene Plöage hätt.

## II.

### Der Kobold.

Durch die Feuersbrunst im Jahre 1823 war auch der Hufner L. obdachlos geworden. Glücklicherweise besass er ein Tagelöhnerhaus mit drei Wohnungen in der Gegend, wo jetzt die Häuser der Büdner K. und H. stehen. In die eine Giebelstube zog er nun selbst hinein. Nicht lange nach seinem Einzuge kam er eines Abends laut jammernd auf die Strasse gelaufen und erzählte seinen Nachbarn, die auf sein Geschrei herbeieilten, er habe einen Kobold in seinem Hause, der ihm mit seinem Gepolter auf dem Boden keine Ruhe lasse und ihn soeben in der Dunkelheit in den Haaren gezaust habe. Die Nachbarn St., M. und B. nahmen sich seiner an, gingen mit ihm hinein, stiegen mit einer Leuchte auf den Boden, sahen darauf viel Gerümpel, namentlich altes Eisen, das beim Aufräumen der Brandstätte aufgefunden und hierher gebracht war, vom Kobold war jedoch nichts zu bemerken. Kaum befanden sie sich in der Stube unten, als oben ein gräuliches Gepolter zwischen dem alten Eisen begann; aber als sie den Boden wieder mit einem Licht betraten, war alles still. Sie löschten nun das Licht aus; da entstand um sie herum ein schreckliches Getöse und allerhand Gegenstände flogen ihnen an den Kopf, so dass sie schleunigst den Rückzug antreten mussten. So blieb es nun. Wer im Dunkeln auf den Boden kam, hörte das Gepolter und wurde geworfen, namentlich mit Äpfeln, die zum Teil angebissen waren. Es wurde nun erzählt, der Kobold stammte aus Baitz und sei dem L. dort mitgegeben worden, als er sich nach dem Brandunglücke Gaben zusammengeholt habe.

Mit der Zeit wurde der Kobold eine Berühmtheit. Von nah und fern strömten neugierige Leute herbei; selbst vornehme Herren kamen aus den nächsten Städten, um die Sache zu untersuchen. Alle hörten den Kobold im Finstern rumoren, und wer es wagte zu rufen: Hänseken, schmiet doch mal! der fühlte sich sogleich schmerzhaft getroffen. Bis Berlin drang die wunderbare Kunde. Selbst Gedichte wurden auf den Kobold angefertigt. Eins davon begann: In dem Dorfe Sächsisch-Ragösen treibt ein Ding sein Wesen, und wenn ihrs wissen wollt, es ist der Herr Kobold. Manche Ragöser fassten schliesslich die Sache von der humoristischen Seite auf und fingen an, in der Dunkelheit mitzuspucken. Als einst ein neugieriger Bürger aus Belzig mit mehreren Bekannten den finsternen Boden betrat und rief: Hänseken, gieb mich doch mal eine Backpfeife! brannte sogleich eine schallende Ohrfeige auf seiner Wange, sodass er mit einem lauten Aufschrei



hinuntereilte. Wie aber nachher bekannt wurde, war es der Ragöser Förster P. gewesen, der die Bitte an den Kobold mit einer urkräftigen Ohrfeige erfüllt hatte. Zuletzt fing man an zu munkeln, dass eine Dienstmagd L's. den Kobold spiele, und diese Vermutung war jedenfalls richtig; denn als sie das Haus verliess, hörte plötzlich das Spuken auf.

### III.

#### Die Vergnügungen.

Unter den Vergnügungen nehmen die Spinnichten sicher die erste Stelle ein. Die eigentlichen Spinnichten werden gebildet von den unbescholtenen Mädchen des Ortes, die sich in sechs Koppeln während des Winters an allen Abenden der Woche ausser am Sonnabend von 7—10 Uhr versammeln, um zu spinnen oder sonstige Handarbeiten zu verrichten. Die Zusammenkünfte finden in der Wohnung der Angehörigen oder Dienstherrschaften der Reihe nach statt. Die zuletzt konfirmierten Mädchen treten in die 6. Koppel ein. Alljährlich findet eine Versetzung statt. Jede höhere Stufe beschliesst, wen sie aus der nächst niedrigeren herübernehmen will. Wird ein Mädchen bei der Versetzung übergangen, gilt das für eine grosse Schande, die manchmal zum Fortziehen aus dem Dorfe veranlasst. Jedoch auch die männliche Jugend fühlt das Verlangen nach Geselligkeit und nimmt deshalb an den Spinnichten der gleichalterigen Mädchen ohne eine nützliche Beschäftigung teil, was allerdings zur Förderung ihrer Arbeit nicht gerade beiträgt. Wenn der Gesprächstoff ausgeht, wird ein Volkslied angestimmt und nach allen seinen Versen durchgesungen. Am beliebtesten sind zurzeit folgende Lieder: An der Saale hellem Strande; Nun ade, du mein lieb Heimatland; Zu Strassburg auf der Schanz; Still ruht der See. Was sonst in den Spinnichten getrieben wird, kann sich ein jeder denken, der da weiss, was 16—24 junge Leute ohne Aufsicht angeben.

Für die Jugend sind die Spinnichten eine Lust, für die Bewohner der Häuser, in denen sie stattfinden, häufig eine Last. Selbst der solideste Hauswirt, der die Seinen des Abends nie verlässt, sucht vor den Spinnichten das Weite und drückt sich unterdes bei einem Bekannten oder in einem Gasthofs herum. Doch wagt auch der Beherzteste nicht, an dieser alten Einrichtung zu rütteln, aus Furcht, dann kein Gesinde zu bekommen. Die verheirateten Frauen vereinigen sich ebenfalls zu Spinnichten, sie jedoch ohne männliche Gesellschaft; denn die Ehemänner bleiben zu Hause und leisten ihren noch nicht konfirmierten Kindern Gesellschaft. Selbst die uralten Weiblein kommen zum Spinnen zusammen, um ihre Neuigkeiten auszutauschen und von der guten alten Zeit zu erzählen. Wenn dann eins von ihnen das Zeitliche segnet, geben ihm die übrigen vollzählig



das Geleit zum Grabe und jammern, dass ihre Koppel sich schon wieder vermindert habe und bald ganz eingehen werde. Von sonstigen Vergnügungen der Jugend ist zu erwähnen:

1. das Hahnreiten. Auf einem grossen, freien Platze steht eine Stange, worauf ein hölzerner Vogel lose aufgeschraubt ist. Die Burschen reiten hintereinander im Trabe und suchen beim Vorbeikommen den Vogel durch einen Schlag an seinen Schwanz abzdrehen. Der, welcher ihn durch einen letzten Schlag herunterbefördert, erhält einen Preis, der von den Spinnichten gestiftet wird.
2. das Auskegeln eines Hammels oder irgend eines Stückes Hausgerät,
3. die Tanzmusiken, zu denen die Mädchen sämtlich in weissen Kleidern erscheinen.

Die Kinder vergnügen sich an Spielen. Unter diesen ist das gewöhnlichste das Greifen. Wer zuerst greifen muss, wird durch Abzählen bestimmt. Solche Abzählreime sind:

1. Auf der Höh' rennt ein Reh,  
File, file, fapp, du bist ab.
2. Ich, und du, Müllers Kuh,  
Müllers Esel das bist du.
3. Eine kleine Kaffeebohne,  
Wollte gern nach Engeland u. s. w.
4. Eins, zwei, drei . . . . bis zwanzig,  
Die Franzosen gingen nach Danzig u. s. w.

Ausserdem spielt man Knudeln, Fuchs ins Loch, Plumpsack, Habicht und Henne, Katze und Maus, Wolf und Schaf. Bei den Knaben finden die in der Schule gelernten Spiele leicht Eingang; so ist der Barlauf jetzt sehr beliebt unter ihnen. Die Mädchen beharren mehr bei ihren althergebrachten Singspielen. Solche sind:

Wo seid ihr denn solange gewesen?

Wohl auch du? u. s. w.

Der Edelmann ritt zum Tor hinaus,

Begegnet ihm die Schäferfrau u. s. w.

Es kommt ein goldner Wagen gefahren u. s. w.

Häschen in der Grube sass und schlief u. s. w.

Seht die schwarze Köchin da u. s. w.

Der Schneider hat eine Maus u. s. w.

Wollt ihr wissen wie der Bauer seinen

Hafer aussät? u. s. w.

Zeigt eure Füsschen, zeigt eure Schuh u. s. w.



## Kleine Mitteilungen.

**Ob der Löwe Schmalz frisst?** Es ist eine in Berlin — ich weiss nicht, ob auch sonst wo verbreitete Redensart, wenn man etwas bezweifelt und mehr dazu neigt, die Sache zu verneinen, zu sagen: „Es ist noch sehr die Frage, ob der Löwe Schmalz frisst!“ — Einige humorvolle Herren von hier beschlossen kürzlich, dieser Frage näher zu treten d. h. biologisch und volkskundlich festzustellen, ob der Löwe Schmalz frisst oder verschmägt. Es wurde daher im hiesigen Zoologischen Garten einem Löwenpaare eine Satte mit ausgelassenem Schweineschmalz vorgesetzt. König Nobel machte sich sofort daran, und leckte dasselbe mit grossem Behagen bis auf einen kleinen Rest auf, den er grossmütig seiner Eheliebsten überliess. Frau Nobel folgte dem Beispiel ihres Gatten und leckte den Rest auf. Eigentlich wäre damit die volkskundliche Frage und Redensart beseitigt; bei der Zähigkeit aber mit welcher das Volk seine Ausdrücke bewahrt, wird die Frage doch wohl nach wie vor sprichwörtlich aufgeworfen werden.

Berlin Juli 1902.

E. Fr.

**Postreisende in Berlin.** Die Zahl der Postreisenden geht naturgemäss von Jahr zu Jahr mehr zurück. Nach der neuen Statistik des Reichspostamtes betrug sie im ganzen Reichspostgebiet im vergangenen Jahr nur noch 1,277,571, eine verschwindend kleine Zahl gegenüber den Millionen von Reisenden, die von den verschiedenen Arten von Eisenbahnen alljährlich befördert werden. Vor zehn Jahren hatte deren Zahl noch 1,9, vor zwanzig Jahren noch 2,4 Millionen betragen. Aus dem Berliner Bezirk, wo die Elektrizität bereits dem Dampfzug, der die Postkutsche verdrängt hat, den kaum erworbenen Platz wieder streitig macht, waren die Postreisenden schon seit Jahren verschwunden. Das Privatfuhrwerk, das im vergangenen Jahre noch nach Klosterfelde verkehrte und auch die Briefpost beförderte, ist ebenfalls verschwunden. Durch die Abtretung eines Teiles des Bezirks von Potsdam an Berlin sind Ortschaften mit mehr ländlichem Wesen zum Oberpostdirektionsbezirk gekommen. Seitdem erscheinen auch wieder Postreisende aus Berlin in der Statistik, und zwar in der Zahl von — 79.

B. 12. 8. 1902.

**Was gilt als amtlicher Mittelpunkt von Berlin?** Die Flaggenstange auf dem Rathausturm. Dies dürfte selbst nicht gerade vielen Berlinern bekannt sein und hängt mit der Neuvermessung Berlins, welche der Magistrat durch das städtische Vermessungsamt bewirkt, genau zusammen. Erst seit dem sind wir über die genaue Lage und Ausdehnung Berlins, über den genauen Zug der Strassen und Wasserläufe informirt. Als Koordinaten-Nullpunkt ist wegen ihrer weithin sichtbaren und festbestimmten Position die Flaggenstange des Roten Hauses gewählt, auf deren Meridian alle trigonometrischen und polygonometrischen Bestimmungen bezogen sind.



**Mordpfahl und Brandpfahl.** Mordpfähle statt der Mordkreuze kommen z. B. in Schleswig-Holstein vor. Theodor Storm in der Novelle „Abseits“ schreibt 1863: Einige tausend Schritt in das Dunkel hinaus stand noch der Pfahl und wurde von der Gemeinde des nächsten Dorfes unterhalten zum Andenken, dass hier ein Bauernkind von Wölfen zerrissen worden war. Freilich, dass sollte über hundert Jahre her sein; es gab längst keine Wölfe mehr im Lande, die mit heiserm Geheul durch die Finsterniss trabten. — An der von Coepenick nach Grünerlinde führenden Brücke vor dem Flemmingschen Grundstück stand bis in die sechziger Jahre ein „Brandpfahl“, weil hier ein Brandstifterin eingäschert wurde. Sind dergl. Brandpfähle aus der Provinz Brandenburg sonst noch bekannt?

E. Fr.

**Das Schuh-Orakel.** Das Hintersichwerfen des Schuhs, um die Gestalt des künftigen Liebsten zu erblicken, ist auch in Schleswig-Holstein bekannt. Theodor Storm schreibt in der Novelle „Unter dem Tannenbaum“ 1864 von der Tochter des Schulmeisters: Leise zog sie einen Schuh vom Fusse, und die Augen nach den Sternen sprach sie:

Gott grüss dich Abendstern!  
 Du scheinst so hell von fern,  
 Ueber Osten, über Westen,  
 Ueber allen Krähennesten.  
 Ist einer zu mein' Liebchen geboren,  
 Ist einer zu mein' Liebchen erkoren,  
 Der komm als er geht,  
 Als er steht,  
 In sein täglich Kleid!

dann schwenkte sie den Schuh und warf ihn hinter sich.“ — In Berlin und der Mark Brandenburg ist dieser Volksglaube noch heut vielfach verbreitet.

E. Fr.

In **Kolonie Stolpe** bei Kyritz, Ost-Prignitz, zwischen Stolper und Klemper See fand ich folgende wörtliche Inschrift über der Hausthür:

den	Jesu hier: in dieses Haus gehe mit mir: ein und aus.	anno
24. May.	Gäbe Dänen: die mich kennen zehnmal soviel als Sie	1781
	mir gönnen: Johann Meesner Albertina Meinebursen.	

O. Monke.

**Krötensteine.** Unter Krötensteinen versteht man bekanntlich versteinerte Seeigel. Sie werden in der Mark sehr häufig gefunden und vom Volke als Zauber- oder Heilmittel benutzt. Der Name „Krötenstein“ soll darauf zurückzuführen sein, dass man mit ihrer Hilfe „Kröten“ d. s. Blasen auf der Schleimhaut des Mundes und der Lippen, auch wohl Schwämmchen, heilt oder vielmehr zu heilen versucht. Dies geschieht in der Zauche (in



Alt-Töplitz) in der Weise, dass man die Vertiefung, in deren Grunde der Mund des Seeigels liegt, mit kochendem Wasser füllt, um es darin abkühlen zu lassen. Nach erfolgter Abkühlung führt man dann den Seeigel zum Munde und befeuchtet mit dem Wasser die wunden Stellen, die Kröten. Warum die Blasen im Munde Kröten heissen, liess sich nicht ermitteln; vielleicht aber hat diese Bezeichnung darin ihren Grund, dass man annimmt, der von der Kröte ihren Verfolgern entgegengespritzte Saft erzeuge Blasen auf der Haut.

O. Monke 4. 8. 1902.

**Vierkant und Heuberg oder Hauberg.** Theodor Storm in der Novelle „Auf dem Staatshof“ (1858) schreibt: „Es ist das sogenannte Vierkant, der zum Bergen des Heues bestimmte Raum im Innern des Hauses, wovon das Hofgebäude in unsern Marschen die eigentümlich hohe Bildung des Daches und seinen Namen „Heuberg“ oder „Hauberg“ erhalten hat.“

Bei grossen Wassernöten hat sich dieser Vierkant oder Hauberg mitunter als letztes rettendes Bollwerk erwiesen, wofern er mit festgedrücktem Heu angefüllt war.

In unserer Mark kommt übrigens der Ausdruck „Heuberg“ oder „Hauberg“ auch vor.

E. Fr.

**Wer hat das königliche Bibliotheksgebäude in Berlin „Kommode“ getauft?** Die Antwort auf diese Frage, so schreibt uns Herr Archivrat Distel aus Blasewitz, giebt Gotthelf Karl Lessing an seinen Bruder den „Einzigsten“ (15. November 1777), im Folgenden: „Hier (in Berlin) wollte man mir sagen, dass der König (Friedrich II.) dem Herzoge (von Braunschweig, Karl), die Wolfenbüttelsche Bibliothek abkaufen werde. Die Rechtsgelehrten mögen Dich als das Principale oder als das Accessorium (der Schreiber hatte 1768 vor, Advokat zu werden) betrachten. Du wirst allezeit mit verkauft. Sie soll, sagt man, in die hiesige neue Bibliothek kommen, die unseres Moses (Mendelsohns) ältester Sohn (Joseph, der später mit seinem Bruder Abraham das Bankhaus Mendelsohn u. Co. in Berlin gründete) des Königs Bücherkommode nennt.“

**Der Bronzeguss à cire perdue,** in dem Klingers Beethoven in seinen Metallteilen ausgeführt ist, wird auch in Deutschland geübt. Klinger hatte bekanntlich einen Pariser Giesser gewählt, und es ist interessant zu erfahren, dass das vielleicht nicht unumgänglich nötig war, wenn es nur wegen der Art der Technik geschehen ist.

Seit fast zwei Jahrzehnten wird, wie die Korr. f. K. und W. mitteilt, dies Verfahren auch in einzelnen deutschen Bronzegiessereien angewendet. Es sind bei Gladenbeck schon zahlreiche Arbeiten nach dieser Formmethode ausgeführt worden, und namentlich findet das Verfahren in Lauchhammer seit etwa 15 Jahren Verwendung in allen Fällen, wo es Vorteile bietet, oder wo es den Wünschen des Künstlers entspricht. Eine der komplizirtesten Arbeiten



dieser Art ist zum Beispiel die heilige Gertrud vor Siemering auf der Gertraudenbrücke in Berlin, die mitsamt dem fahrenden Schüler, der eine Gans hält und den 27 sagenhaften Mäusen aus einem Stück im Jahre 1896 nach dem Wachs ausschmelzverfahren gegossen worden ist. Ebenso sind in dieser Technik die zahlreichen überlebensgrossen Tiere für das Washington-Denkmal Prof. Siemerings in Philadelphia und die nach den gleichen Modellen in Lauchhammer gegossenen Tiere, welche auf Wunsch des Kaisers am Flora-Platz des Tiergartens Aufstellung gefunden haben, hergestellt. Anderes ist in Arbeit.

Es hat, um zu dieser Vollkommenheit zu gelangen, mehrjähriger Studien bedurft, durch welche wiederum eine ganze Menge reizender Güsse nach der Natur entstanden sind. In der Ausstellung in Lauchhammer findet man beispielsweise einen ganzen kleinen Eichbaum mit einem Stück Waldboden, Moos und herabgefallenen Eicheln, in einem Stück gegossen, im Atelier eine Glühlampenfassung, die aus einer einzigen herrlich geformten Distelpflanze gebildet ist, Blumen, Gewächse aller Art und eine ganz eigene Spezialität nach der Natur gegossener Kreuzottern.

B. T. Bl. 19. 7. 1902.

**Kleinbahnnamen.** Die Wachower Kleinbahn (Röthehof-Brandenburg) heisst jetzt

„die stürmische Auguste“  
(Mittgeteilt von Herrn Kotzde.)

O. Monke.

**Volkstümliches über die Berliner Strassenbahnlinien.** Die offiziellen Bezeichnungen der Strassenbahnlinien eignen sich zumeist wenig für den allgemeinen Gebrauch, da es nicht jedermanns Sache ist, sich einen Titel, aus drei oder vier, oft recht vielsilbigen Strassennamen bestehend, zu merken und zu gebrauchen. Der Volksmund hat hierfür einen Ersatz gefunden.

Hierzu gehört zum Beispiel der „blaue Amtsrichter“; es ist dies die blau geschilderte Linie Charlottenburg Amtsgericht — Schlesischer Bahnhof. Die zu dieser Strecke seinerzeit eingeführte Einsatzlinie, bei deren Schild dem blauen Felde noch ein Querstrich hinzugefügt wurde, firmierte sofort unter dem Titel „Assessor“.

Als vor mehreren Jahren bei der Linienvermehrung zur Anwendung mehrerer Farben in buntem Wechsel auf einem Schilde geschritten werden musste, kam noch eine Reihe von anderen hübschen Namen auf, so giebt es zum Beispiel einen „Papageiwagen“ (Landsberger-Allee — Nollendorfplatz), der eine ganze Reihe von Farben im Schilde führt. Die blauweiss gestreiften Schilder der Grossgörschenstrasse—Alexanderplatzlinie verschafften ihr den Namen „Aschinger-Linie“. Der „Franziskaner“ verbindet den Görlitzer Bahnhof mit dem Bahnhof Friedrichstrasse, und die „Mostrichlinie“ segelt unter gelber Flagge zwischen Spittelmarkt und Moabit. Der „Italiener“ verbindet grün-weiss-rot Schöneberg und Treptow. Als vor kurzem der Schildermaler das Stirnschild der 17 Kilometer langen Linie



Britz—Nordend mit grün und gelb bemalte, wurde noch am Eröffnungstage mit Anlehnung an das beliebte „Spinat mit Ei“ die „Spinatlinie“ aus der Taufe gehoben.

Eine recht magere Linie verbindet den Lützowplatz mit dem Schinkelplatz; dieselbe heisst wegen ihres blaugelben Schildes „der olle Schwede.“

**Starke Eichen bei Schönfliess, Kreis N.-Barnim.** Eine Eiche von 6 m Umfang (in 2 m Höhe) steht zwischen Glienicke und Schönfliess hinter dem zum Veltheinschen Gute gehörigen einzeln gelegenen Arbeiterhause. Der Baum mag etwa 20 m hoch sein und ist schön geformt. Vor zwei Jahren riss der Sturm einen Ast herunter, aus dem man 14 cbm Holz gewann.

Eine zweite, ein wenig kleinere Eiche steht einige 100 Schritt nordöstlich davon in derselben Niederung, näher am Velthein-Denkstein, bei welchem im Winter 2 altgermanische Urnen ausgegraben wurden.

O. Monke. 24. 5. 02.

**Gubener Wein.** Im 33. Heft der Zeitschrift des Westpreussischen Geschichtsvereins bringt Victor Lauffer aus 2 Zollbüchern des Danziger Archivs interessante Mitteilungen über Danzig's Schiffs- und Waaren-Verkehr am Ende des 15. Jahrhunderts (Vgl. auch Monatsblätter der Ges. für Pommersche Gesch. und Altertumskunde 1894 S. 59 fig.) Darnach brachten Stettiner Schiffe i. J. 1474: 51 Foder (- Fuder), 1476: 20 Fuder, 2 Fass und Gubener Wein 50 Foder nach Danzig. Auch die Kolberger Schiffe brachten Gubener Landwein nach Danzig. Derselbe ging aus der Neisse in die Oder und über Frankfurt, Küsterin und Oderberg in die Läger nach Stettin. Von dort wurde er im Umschlagsverkehr längs der Ostsee hauptsächlich nach ostwärts vertrieben.

(Abdr. a. d. Niederlaus. Mitt.)

Berlin 1894.

E. Friedel.

**Ueberseeische Ortsnamen in der Provinz Brandenburg.** Nach den amtlichen Verzeichnissen liegen in der Mark Brandenburg die Dörfer Jamaica und Pennsylvanien im Bestellbezirke der Postagentur Woxfelde; in Saratoga (Warthebruch) befindet sich eine Kaiserl. Postagentur Borneo; Amerika und Java sind in dem amtlichen Verzeichnis nicht angeführt, dagegen giebt es im weiteren die Dörfer Malta und Beaulieu, welche zum Bestellbezirke des Postamts in Kriescht gehören. — Die amerikanischen Ortsnamen in unserer guten Mark Brandenburg sind wohl darauf zurückzuführen, dass die betreffenden Ortschaften während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges angelegt wurden, also zu einer Zeit, wo Namen wie Pennsylvanien u. s. w. in aller Munde waren.



**Spuk in Haus Jessen bei Gassen**, unweit Sommerfeld in der Niederlausitz (Kreis Sorau.)

In dem kastellartigen Schloss, in welchem ich zu der Zeit, als es noch dem 1901 in Berlin verstorbenen Rittmeister a. D. und Standesbeamten Krug gehörte, zwecks der Ausgrabung eines Brandgräberfeldes vom sog. niederlausitzer Typus einmal übernachtete, wurde mir im ersten Stockwerk auf dem Flur das Ölbild einer polnischen Starostin gezeigt, welches denjenigen der die Treppe hinauf kam, anzusehen schien. Es ist das Bild einer jungen Adligen aus dem 18. Jahrhundert, die hier gewohnt haben soll und nachts umgeht, mit Schlüsseln klappert und die Türen zuwirft. Überhaupt hat das alte Bauwerk etwas Unheimliches. Es befinden sich darin vermauerte Gemächer, die ihr Licht von oben her bekommen, oder ganz dunkel sind. Eins dieser Gemächer, die wohl zum Unterschlupf in Kriegsläufte dienten, wurde in meiner Gegenwart, nachdem der Maurer bereits vorgearbeitet, erbrochen. Es ergab sich jedoch nur ein vollständig leerer Raum. — Jessen war seit Anfang des 18. Jahrhunderts der Familie von Zeschau gehörig (Berghaus, Landbuch III. 718.)

E. Fr.

**Spuk in Quitzöbel bei Havelberg**, Kreis West-Prignitz.

Im Schlosse geht zuweilen ein Fräulein um; man hört, dass die Türen plötzlich aufgerissen und mit grosser Gewalt wieder zugeworfen werden. (Mitgeteilt durch 2 alte Frauen aus Quitzöbel.)

O. Monke.

**„Der Kindel“ bei Lübars**, Kreis Nieder-Barnim.

Von zwei sumpfigen Niederungen zwischen den Dörfern Lübars und Schönfliess eingeschlossen, liegt  $\frac{1}{2}$  Stunde östlich von Glienicke ein mit Kiefernwald bestandenes sehr bewegtes Terrain, welches im Volksmunde „der Kindel“ heisst. Die sumpfige, von vielen Gräben und einem munteren Bächlein, dem „Kindelfliess“ durchzogene Moorwiese zwischen Lübars und dem Walde führt den Namen „Kindelwiese“, und die Brücke, auf der wir das Kindelfliess überschreiten, heisst selbstverständlich „Kindelbrücke“, der See im Norden des Kindels der „Kindelsee“ und der Acker am Kindel das „Kindelfeld“.

Wo alles so kindlich ist, darf auch die kindliche Auffassung nicht fehlen, dass Freund Adebar hier sein Wesen treibt und den jungen Nachwuchs der Bewohner von Lübars und Schildow aus dem Kindelfliess holt. Freilich ist auch hier die dünne schwankende Rasendecke der Kindelwiese eher geeignet, den leichtfüssigen Freund Langbein, der hier so nebenher auch eigene Geschäfte treibt, zu tragen, als dem schweren Tritt des leichtsinnigen Wanderers Widerstand zu leisten, und es ist wohl glaublich, dass hier die Bewohner von Lübars und Schildow im Jahre 1807 auf einer trockenen Stelle Schutz vor den Franzosen suchten und fanden, wie mir ein alter Mann aus Lübars erzählte. Man hatte im Sumpf, der damals wegen des weit höheren Wasserstandes viel unzugänglicher war als heut, ein grosses Lager aufgeschlagen, das rings von dichtem Gebüsch umgeben war, welches es den Späherblicken der Feinde verbarg.



Nur ein Kind aus Lübars, das sich wohl verlaufen hatte, fiel in die Hände der Franzosen, die es nun — vielleicht, weil sie im Dorfe keine Beute gemacht hatten — aus Rache in den hohen Sanddünen am Waldesrande lebendig vergruben. Das Kind soll schrecklich dabei geschrien haben, und zum Andenken an diese grässliche Unthat hat man den Wald „den Kindel“ genannt.

Diese Erzählung erinnert an den Kindlismord bei Gersau am Vierwaldstätter See, wo die Kindlismordkapelle die Stelle bezeichnet, an welcher nach einer alten Sage ein Spielmann sein hungerndes Kind tötete. Noch im Jahre 1893 sah ich in dieser Kapelle ein altes Gemälde, welches die Begebenheit darstellte, die sich nach Lütolf etwa folgendermassen abgespielt hat. An der Treib war Hochzeit; der Spielmann hatte sein Kind mitgenommen; er gab ihm aber nichts zu essen, sondern labte sich nur selbst an Speise und Trank.

Abends fuhr er über den See heim nach Gersau; fiehentlich bat das hungrige Kind den Vater um ein Stück Brot. Dieser versprach's; doch sollte das Kind zuvor drei Rätsel lösen. Er fragte: „Was ist linder als der Vogelflaum?“ Das Kind entgegnete: „Der Mutter Schoss.“ „Was ist süsser denn Honigseim?“ „Die Muttermilch.“ „Und was ist härter als der Kieselstein?“ „Dein Vaterherz.“ Jetzt ergriff der Unmensch das Kind, zerschmetterte es am Felsen und verbarg die Leiche darunter. Später verriet sich der Vater, der unter die Kriegsleute gegangen war, selbst, als einst bei einem Zechgelage ein Kumpan die Behauptung aufstellte, dass nichts Böses verborgen bleibe. Der Missethäter behauptete dagegen, er wisse aber, dass dies nicht immer der Fall sei; doch wurde er dabei verlegen und errötete, und in der Verlegenheit verriet er sich selbst. Nun wurde er hingerichtet. An der Stelle des Mordes aber erbaute man um 1570 die Kapelle.

Ähnliche Namen kommen auch anderwärts vor. Im Soldiner Kreise giebt es ein Vorwerk „Kinderfreude“, und Grässe berichtet von einem Schlosse auf dem „Kindelsberg“ (Westfalen), wo jener böse Ritter hauste, der zur Zeit der Teuerung in seinem Übermut Napfkuchen statt der Räder an die Achsen seines Wagens steckte. Eine wissenschaftliche Erklärung der Namen ist mir nicht bekannt, die volkstümliche beweist, dass der gemeine Mann aus dem Volke das Bedürfnis empfindet, sich bei allem, was er spricht, etwas zu denken.

O. Monke.

**Der Frauenpfuhl** zwischen Bergfelde und Birkenwerder (a. Nordbahn) beim Forsthaus Elseneck heisst deswegen Frauenpfuhl, weil in demselben früher Schafe von Frauen gewaschen werden.

Diese Erklärung wurde mir von einer alten Frau in Schönfliess gegeben, die sich selber dort an der Schafwäsche beteiligt hat.

O. Monke.

**Der Totschlag bei Quermaten**, (30 Minuten südöstlich vom Bahnhof Gross-Behnitz Lehrter Bahn). Von der Chaussee Nauen-Brandenburg zweigt sich etwa 1 km östlich vom Bahnhof Gross-Behnitz eine über Gohlitz und Wachow führende Chaussee ab.



Südlich vom Vorwerk Quermaten wurde um die Mitte der siebziger Jahre an der Chaussee eine Frau ermordet und beraubt. Zu beiden Seiten des Weges ist das Terrain dort muldenförmig vertieft; die Mordstelle konnte daher von weitem nicht gut beobachtet werden. Der Mörder schleppte sein Opfer ins hohe Korn und liess es dort liegen. Ich habe hier kurze Zeit nach dem Morde ein kleines gegen 25 cm hohes Kreuz aus Holz, schwarz angestrichen, stehen sehen. Am 19. Mai 1901 sah ich das Kreuz nicht mehr und fand daher die Mordstelle nicht. Sie liegt jedenfalls in der Nähe des Kilometersteins 2,4 etwa 5 Minuten von Quermaten.

Herr Lehrer Abel-Wachow teilte mir mit, dass die Mordstelle durch eine Linde bezeichnet sei, die im Volksmunde die „Trauerlinde“ genannt wird. Wenn man von Gross-Behnitz kommt, steht sie links am Wege; das schwarze Holzkreuz stand indessen rechts.

---

**Vom Wetterschiessen.** Der Volksglaube, dass man durch Geschützfeuer Hagelwolken auflösen und vertreiben kann, ist auch in der Provinz Brandenburg auf dem Lande, auffallender Weise vorwiegend in der gebildeten Bevölkerung, weit verbreitet. Versuche sind diesbezüglich bei uns wiederholt gemacht worden und sollen auch mitunter Erfolg gehabt haben. Nach dem jetzigen Stande des Wissens kann in der letztgedachten Reihe von Fällen wohl nur der Zufall obgewaltet haben. Immerhin ist die Angelegenheit sowohl vom Standpunkt der Volkskunde als auch von dem der Wetterkunde wichtig genug, um einmal zu hören, wie die Männer der Wissenschaft über die Sache denken. Dies ist in der nachfolgenden, vorzüglich referierenden Mitteilung der „Täglichen Rundschau“ vom 2. April 1901 (No. 156) zum Ausdruck gebracht.

Auf dem Meteorologischen Kongress, der jetzt zu Stuttgart tagt, hielt Prof. Dr. Pernter (Wien) einen bemerkenswerten Vortrag über das Wetterschiessen. Wie unsern Lesern aus einer Reihe von Artikeln bekannt ist, die wir vor einem halben Jahr veröffentlichten, wurde das neuzeitliche Wetterschiessen vor 5 Jahren von dem Bürgermeister Stiger von Windisch-Feistritz wieder neu aufgenommen. Man glaubte, dass der aus dem Schalltrichter (der auf einen Böller gesetzt war) beim Schiessen herausfahrende Luftwirbelring in die Wolken eindringe und dort durch seine mechanische Einwirkung die Hagelbildung stören könnte. Der Wirbel geht jedoch nicht viel höher als 300 Meter. Zuletzt verliert der Schuss ausserordentlich an Kraft. Von den 16 Sekunden, die der ganze Schuss für die Strecke brauchte, kamen allein 9,5 Sekunden für die letzten 50 Meter. Hagelwetter gehen allerdings nicht höher als 700 Meter; das Schiessen hätte also nur dann Erfolg, wenn die Schussstelle sich etwa in einer Höhe von 500 Metern befindet. In Windisch-Fristritz ist das allerdings der Fall. Prof. Jemter giebt seine Ansicht dahin ab, dass von einer direkten zerstörenden Einwirkung der Luftwirbel auf die Hagelwolken nicht die Rede sein könne. Sollte sich aber der zähe Glaube der Schiesser an die gute Wirkung wirklich bewahrheiten, so sind es jedenfalls andere Vorgänge,



welche den Hagel vermindern oder verhinderten. Es ist da hinzuweisen auf die mögliche Wirkung der Schallwellen, auf eine etwaige durch das Schiessen erfolgte Ableitung der Elektrizität, auf das Aufsteigen von Wärmegasen durch die Explosion u. s. w. Aber alles sind nur Vermutungen, die Sache ist absolut nicht klar. Wir wissen nichts darüber. Wir müssen nun freilich die Möglichkeit zu geben, dass etwas zur Thatsache wird, was die Gelehrten theoretisch für unmöglich erklärt haben. Darum wird sich über das Wetterschiessen die Wissenschaft nicht mehr zu fragen haben: „Wie ist das möglich?“ sondern nur noch: Hilft es oder hilft es nicht?“ Die Antwort hierauf wird aber erst gegeben werden können, wenn weitere Ergebnisse vorliegen durch genaue Gewitterbeobachtungen, durch Beobachtungen ihres Beginns, Endes, und ihrer Strasse auch der Beweis erbracht ist, dass das Schiessen wirklich den Hagel verhindert hat, oder ob nicht die Gegend so wie so vorschont geblieben wäre. Bis dahin müssen wir abwarten. Für heute steht nur das eine fest, dass man nicht wagen darf, den Erfolg oder Nichterfolg zu bejahen, und dass man nur sagen kann: es ist nicht unmöglich, dass das Wetterschiessen hagelverhindernd wirkt.

Auch die zweite Sitzung am Dienstag war dem Wetterschiessen gewidmet. Der Direktor der Meteorologischen Reichsanstalt in Budapest, Hofrat Dr. von Konkoly, berichtet über das Wetterschiessen in Ungarn, Dort, so sagte er, sind die Leute rein vernarrt in die Sache. Er selbst will davon nichts wissen, wenigstens bis jetzt noch nicht. In Ungarn sind etwa 36,000 Geviertkilometer durch 1500 Wetterkanonen „geschützt“; aber trotzdem hat es oft genug gehagelt.

Im allgemeinen macht die Bewegung in allen Ländern, die das Hagelschiessen bisher versucht haben, Fortschritte. Ungarn hat 1400—1500 Schiessstationen; Steiermark, Krain, Istrien, Dalmatien hat solche; allen voraus ist Italien mit seinen 15,000 Schiessstellen. Auch die Franzosen scheinen von der Wetterschiessbegeisterung ergriffen zu werden; sie haben etwa 350 Stationen eingerichtet.

Dr. Meyer von der Meteorologischen Zentralstation in Stuttgart stellte eine Rechnung über das Wetterschiessen auf. In Oesterreich ist immer für 1 Geviertkilometer eine Kanone aufgestellt, eine Station. Jede giebt jährlich 600 bis 1000 Schuss ab, was im Jahre bei Voraussetzung ermässiger Pulverpreise 90 bis 95 M. kostet. Die Bedienungsmannschaft ist auf 18 M. zu rechnen. Das giebt jährlich etwa 110 M. Die Anschaffungskosten für eine Station belaufen sich auf 400 M., die auf 10 Jahre verteilt, jährlich wieder 40 M. ergeben — alles in allem jährlich also etwa 150 M. für die Station. Dr. Meyer ist ebenfalls der Meinung, dass das Wetterschiessen nicht im Stande sei, den Hagel zu vertreiben; hält es aber für ausserordentlich wichtig, dies auch nachzuweisen, und er bittet daher: die Versammlung möge sich für Einrichtung eines Versuchsfeldes in Württemberg von 40—45 Geviertkilometer auf die Dauer von acht Jahren auf Kosten des Reiches aussprechen. Die Kosten für diese Zeit würden ungefähr 58—68,000 M. betragen. Ein Erfolg oder Nichterfolg wäre von Bedeutung über die Grenzen Württembergs hinaus.



Professor Dr. Mack von der königl. Landwirtschaftsakademie in Hohenheim bemerkte, dass er die Frage des Wetterschiessens als offen behandeln möchte. Als Physiker möchte er einen Erfolg durchaus nicht von vornherein als unmöglich erklären. Zwei Umstände wären theoretisch vielleicht zur Erklärung heranzuziehen: 1) die Wirkung des Schalles, 2) die etwaige Zerstörung des labilen Gleichgewichts durch Schiessen. Was Nr. 1 betrifft, so spräche dafür die Beobachtung, dass es nach vielen grossen Schlachten unmittelbar heftig geregnet habe. Vielleicht macht einmal eine Festung den Versuch, bei starkem Nebel durch ein kräftiges Bombardement die Wirkung zu erproben — Professor Dr. Eck (München) wünscht wohl im Interesse der allgemeinen wissenschaftlichen Forschung die Errichtung eines Feldes, glaubt aber nicht an eine Wirkung des Wetterschiessens. Er hat im Ballon sowohl, als auch von der Zugspitze aus die Bildung von Gewittern sehr eingehend studiert und ist dabei zu der Ansicht gekommen, dass bei der Gewitterentstehung so gewaltige Naturkräfte mitspielen, dass eine Wirkung durch Schiessen kaum anzunehmen sei. — Professor Jäger (Stuttgart), der bekannte „Woll“-Jäger teilte seine Beobachtung mit, dass ein Schuss unter Umständen Regen auslöse. Im übrigen meinte er: probieren geht über studieren! — Professor Dr. Hergesell (Strassburg) berichtete von grossen Schiessübungen der Festung Strassburg, die doch nicht im geringsten zur Verteilung des dicken Rheinebels gewirkt haben. Die Wissenschaft muss diesen Fragen gegenüber schweigen; denn sie weiss nichts. Darum müsse für die Meteorologen gelten: als Wissenschaftler die Hand weg vom Wetterschiessen, als Menschen warten wir neugierig ab. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Hellmann (Berlin) bestätigt auf Grund mehrjähriger Beobachtungen, dass selbst grosse Kanonaden von oft gleichzeitig 80 Kanonen bei Berlin nicht den geringsten Einfluss auf die Gewitterfähigkeit gehabt haben. Wie die ganze Sache zu beurteilen sei, gehe schon aus dem charakteristischen Umstände hervor, dass man auf der einen Seite vom Schiessen die Vertreibung des Hagels, auf der anderen die Hervorbringung von Regen erwarte. Die grosse Begeisterung der Italiener für das Wetterschiessen sei nur völkerpsychologisch zu betrachten. Wenn das Schiessen ohne Lärm vor sich ginge, würde man lange nicht diese Begeisterung erleben. — Nach weiterer Besprechung warnte noch Professor Perntner (Wien) davor, die Frage des Wetterschiessens als schon negativ entschieden zu betrachten.

E. F.

**Germanische Besiedlung Skandinaviens.** Otto Bremer (Halle a. S.): Die Zeit der German. Besiedlung Skandinaviens. Anzeiger f. D. Altertum. 36 Bd. Berlin 1892, enthält mehrere vorgeschichtliche Thesen, die auch für die Urzeit der Provinz Brandenburg erhebliches Interesse haben: dass die Bevölkerung der älteren, der kjökkenmødding zeit keine germanische, keine indogermanische gewesen ist, beweist die tatsache, dass diese bevölkerung keine haustiere — vielleicht den hund ausgenommen — gekannt hat. Auf dieses volk passt die schilderung trefflich, welche Tacitus Germ. 46 von den Finnen entwirft, und es spricht alles dafür, dass dieses jäger- und fischervolk identisch ist mit der finnischen urbevölkerung von ganz Skandinavien (Müllenhoff D. A. II. 6 ff. und bes. 39 ff.) S. 414.



Zudem spricht das bild, welches man sich von der ausbreitung der Germanen überhaupt machen muss, dafür, dass die skandinavischen küsten nicht vor den letzten jhh. v. Chr. besiedelt worden sind. ich gedenke in meinen Beiträgen zur germ.-altertumskunde den Nachweis zu führen, dass die Germanen erst im fünften Jahrhundert v. Chr. die Elbe von Osten her erreicht haben, dass jedenfalls erst später mit der See so vertraut geworden sind, dass eine Übersiedlung zu Schiff im grossen stile erfolgen konnte.

Von diesem letzten punkte aber ganz abgesehen -- ich meine, die Geschichte der germanischen vorzeit, der gemeinsamen cultur, des geistigen Lebens, insbesondere der sprache, weist mit so zwingender notwendigkeit darauf hin, dass Germanen nicht früher als in der letzten hälfte des ersten jahrtausends v. Chr. (im steinalter!) nach Skandinavien gekommen sein können, dass die archäologen gut tun werden, mit dieser tatsache zu rechnen.

Gesetzt aber, die skandinavische Bronzekultur stünde wirklich für die Zeit um 1000 v. Chr. ausser jedem Zweifel, dann wäre kein anderer schluss übrig, als dass wir es mit einem uns unbekanntem (indogermanischen?) culturvolk zu tun haben, das die sprache der nachmals einwandernden ostgermanischen Eroberer angenommen hätte.

[Wendet sich gegen die Kürze der von Montelius v. Chr. angenommenen vorgeschichtl. Perioden.] S. 416.

**Zur Geschichte des Zweirads in Berlin** möge folgende dem Berl. Int. Bl vom Di. den 23. Februar 1869 entnommene Nachricht dienen: „Gegenwärtig werden in unsrer Residenz vielfach Versuche gemacht, die Velocipedes auch hier einzuführen. Dieselben bestehen aus zwei fast gleich hohen, sehr schmalen Rädern, welche, in einer Linie hintereinander laufend in dem sie trennenden Zwischenraum einen sattelförmigen Sitz haben, auf dem der sie Benutzende Platz nimmt, um dann die Maschine durch Treten mit den Füßen in Lauf zu bringen, während er die Richtung durch die Hände dirigiert. Es gehört die Balancirfähigkeit eines Equilebristen dazu, um mit diesem Fahrzeuge nicht umzustürzen, die nur selbstredend durch Übung erlangt werden kann.“ Damals galt das Fahren auf dem Velociped (der Ausdruck „Zweirad“ kam erst nach dem Kriege von 1870/71 auf) noch als eine erstaunliche, einer „Zirkusproduktion“ gleichzusetzende, höchst gefährliche Kunst. Dass Damen dieselbe erlernen und ausüben würden, erschien unglaublich. — So rasch ändern sich in unserer schnell lebenden Zeit die Gewohnheiten und Anschauungen.

E. Fr.

**Der Bau des Teltow-Kanals**, der im Jahre 1904 beendet sein soll, wird einen Kostenaufwand von 25,250,000 Mark erfordern, welchem an zu erwartenden Einnahmen 486,500 Mark gegenüberstehen. Hierbei sind aber die Einnahmen aus den Hafentplätzen und aus der Einrichtung des elektrischen Betriebes mit zusammen 350,000 Mark ausser Ansatz geblieben. Bei den Ausgaben sind eingestellt: für Grunderwerb 2,700,000 Mark, für Erdarbeiten 9 Millionen, für Befestigungen der Böschungen etwa 1,200,000 Mark, für Bauwerke 4,833,000 Mark (und zwar für eine doppelte Kammerschleuse nebst



Freiarbeite 550,000 Mark, für Anlage eines Pumpwerkes 150,000 Mark, für ein Schleusenmeistergehöft nebst Zubehör 50,000 Mark, für Brückenbauwerke, gekreuzte Strassen etc. 3,350,000 Mark). Für Verzinsung des Aktienkapitals, Vorarbeiten, Entwürfe etc. sind ca. 3,366,000 Mark in Aussicht genommen, die Kosten für Hafenanlagen, Lösch- und Ladestellen sind auf 2,300,000 Mark berechnet, während für Schifffahrtsverbindungen von der geplanten Hauptlinie des Kanals bei Britz abzweigend bis zur Oberspree bei Nieder-Schönweide 1,5 Millionen in Ansatz gebracht sind. An Einnahmen erwartet man aus dem Durchgangsverkehr Elbe-Schlesien (700,000 Tonnen) 154,000 Mark, Elbe-Oberspree-Berlin (500,000 Tonnen) 92,500 Mark und aus dem Ortsverkehr (400,000 Tonnen) 240,000 Mark, zusammen also, wie oben angegeben, 486,500 Mark.

**Über den Sturm**, der vom 6. zum 7. October 1901 über die Mark brauste, wurden in der Meteorologischen Gesellschaft einige Mitteilungen gemacht. Der Barometerstand war der tiefste seit dem Bestehen der Potsdamer Wetterwarte und betrug 714,4 Millimeter, was auf die Meereslinie bezogen 722 Millimeter ergibt. Während des tiefsten Standes (2 Uhr morgens) war die Windstärke am geringsten. Der Mittelpunkt des Wirbelsturmes ging ein wenig nördlich von Potsdam vorbei. — Der Sturm hat Montag und Dienstag in den Waldungen bedeutenden Schaden hervorgerufen. Im Grunewald wie bei Finkenkrug sind viele Bäume geknickt und entwurzelt, und an manchen Stellen hat der Wind förmliche Lichtungen verursacht.

Tgl. Rundsch. 30. 10. 1901.

**Hundefleischverbrauch** in Berlin. Derselbe entzieht sich der Kontrolle, da er heimlich stattfindet. „Hundeschlächter“ ist ein in den unteren Volksklassen bei uns übliches Schimpfwort. Allgemein verbreitet ist auch der Glaube, dass die Hunde die Hundeschlächter am Geruch erkennen und deshalb mit wütendem Gebell anfallen. In anderen Orten, z. B. in München, ist man vorurteilsloser; dort ist das Hundeschlachten obrigkeitlich anerkannt und überwacht. Dass man in China Hunde besonders für den Fleischmarkt züchtet und mästet und dass dort diese Thiere massenhaft verzehrt werden, ist nicht zu bestreiten. Ein Mensch in Coepenick, den ich in meiner Kreisrichter-Tätigkeit daselbst gelegentlich zum Abschneiden erhängter Selbstmörder, zum Herausfischen von Wasserleichen und dgl. wenig angenehmen Diensten um das Jahr 1872 herum benutzte, galt allgemein als Hundeschlächter. Die Hunde hatten ihn, wie die Leute sagten: „richtig auf'm Strich.“ Er erzählte mir einst unbefangen, Pudelfleisch sei das zarteste und schmeckte am besten.

E Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14



## 10. (7. ausserordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

**Dienstag, den 28. Oktober, nachmittags pünktlich 3 Uhr.**

Besichtigung der Königlichen Porzellan-Manufaktur.

---

Wir verweisen auf den Bericht (Monatsb. Jahrg. II. 1893, S. 154), der infolge unseres ersten Besuches angefertigt wurde und sprechen auch hier wieder der Direktion unseren Dank aus für die gütige Erlaubnis zur Besichtigung. Im besondern aber danken wir den Führern, insbesondere dem Herrn Dr. König für ihre lehrreichen und eingehenden Erklärungen der mannigfachen Anstalten und Arbeiten.

---

## XI. (4. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

**Freitag, den 31. Oktober 1902, abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr  
im Bürgersaale des Rathauses.**

Der I. Vorsitzende Herr Geheime Regierungsrat Friedel leitete die Sitzung.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXI her.

### A. Personalien.

I. Unser Mitglied Herr Geheime Kommerzienrat Karl Spindler, der Inhaber der bekannten Weltfirma W. Spindler in Berlin und in Spindlersfeld bei Coepenick ist in Spindlersfeld am 18. d. M. nach schweren und langwierigen mit Geduld ertragenen Leiden im 61. Lebensjahre verstorben. Seit dem Tode seines Vaters Wilh. Spindler im Jahre 1873 stand er an der Spitze des gewaltigen Unternehmens, zu dem am 1. Oktober 1832 eine kleine Seidenfärberei in der Burgstrasse, die später



nach der Wallstrasse verlegt und erweitert wurde, den Grundstein legte. Jetzt sind in dem Geschäft, dessen technischer Teil seit 25 Jahren nach Spindlersfeld an der Oberspree verlegt ist, 2300 Arbeiter und Angestellte sowie 400 Beamte thätig. Das Unternehmen umfasst Färberei, Druckerei, Appretur und Waschanstalt; es hat über 1000 Agenturen in grösseren Städten. Der Verstorbene stand als Geschäftsmann wie als Privatmann in hohem Ansehen; vor wenigen Jahren ernannte ihn die Stadt Coepenick, der er zweimal grössere Zuwendungen für Errichtung eines Krankenhauses machte, zu ihrem Ehrenbürger. Sein reger Wohlthätigkeitssinn äusserte sich bei öffentlichen und nichtöffentlichen Anlässen; speziell unterstützte er durch seine Mitgliedschaft und durch Zuwendungen ungezählte Berliner Vereine und Anstalten. Für sein Geschäft traf er eine Reihe mustergiltiger Wohlfahrtseinrichtungen und dem Unfall- und Invaliditätsfonds seiner Firma überwies er seit dessen Bestehen über eine Million Mark. Ein dauerndes Andenken an den Verstorbenen, der ausser der Gattin vier Söhne und zwei Töchter hinterlässt, ist der bekannte Spindler-Brunnen auf dem Spittelmarkt in Berlin. Die Stadt Coepenick verdankt dem Heimgegangenen, dessen grosse Fabrikterrains zum dortigen Stadtbezirk gehören, wie angedeutet, sehr viel und widmete deshalb ihrem Ehrenbürger einen herzlichen Nachruf.

Wir sind am 19. Juni 1895 bei dem Verewigten in seinen grossartigen Fabrikanlagen zu Spindlersfelde zu Gaste gewesen und werden sein Andenken allzeit in Ehren halten. Vgl. auch Bd. V. S. 268.

II. Obwohl der am 29. v. M. in Danzig verstorbene Staatsminister und Oberpräsident von West-Preussen, Dr. Gustav von Gossler, unmittelbar zu der 1892 begründeten Brandenburgia keine Beziehung gehabt hat — er wurde bereits 1891 nach Danzig berufen — so halte ich es doch für meine Pflicht, dieses ausgezeichneten Staatsmannes auch in unserer Mitte dankbar und anerkennend zu gedenken, denn kein preussischer Kultusminister hat so viel mit persönlicher Aufopferung für Kunst und Wissenschaft gethan wie er. Die Anthropologie, Urgeschichte, Volkskunde verdanken seiner Unterstützung viel. In dem neuen Wirkungskreise beschränkte er diese Thätigkeit auf die neue ihm unterstellte Provinz. Auch der Denkmalschutz lag ihm am Herzen. So hat er Conventz' Botanisches Merkbüchlein für Westpreussen, das ich öfters in der Brandenburgia erwähnt, wesentlich unterstützt.

#### B. Allgemeines.

III. Die Herstellung des grossen Druckwerks einer Brandenburgischen Landeskunde schreitet vorwärts, wie der nachfolgende Aufruf bezeugen möge. Wir bitten unsere Mitglieder und Freunde auch ihrerseits für Verbreitung desselben zu sorgen und bemerken, dass die darin erwähnte Denkschrift im 9. Band unsers Archives S. 5 bis 25 befindet.



Von Mitgliedern der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, ist die Herausgabe eines umfassenden Werks über Landeskunde unserer Heimat ins Auge gefasst worden, welches in der beigefügten Denkschrift (auf Wunsch stehen weitere Exemplare der Denkschrift zur Verfügung) zu begründen und zu erläutern versucht wird. Da sich die Mitglieder der genannten Gesellschaft über die ganze Provinz verteilen, und sie auch durch ihren Arbeitsplan Beziehungen zu den verschiedenen Wissenschaftszweigen pflegt, so hat sie ihre offizielle Mitwirkung dadurch bekundet, dass sie zunächst den unterzeichneten Arbeitsausschuss mit der weiteren Verfolgung des Planes beauftragte. In der Erfüllung dieses Auftrags hält es der Ausschuss für seine nächste Aufgabe, alle Vereinigungen, die durch Tätigkeit und Ziel der geplanten Landeskunde nahestehen, für die Mitwirkung an diesem gemeinnützigen Werke zu gewinnen; denn es ist den bisher Beteiligten klar, dass das Gelingen nur mit Hilfe aller auf dem Gebiete brandenburgischer Volks-, Landes- und Geschichtskunde bewährten Forscher möglich sein wird. So richtet denn der Arbeitsausschuss die ergebene Bitte an den von Ew. Hochwohlgeboren vertretenen Verein, der Herausgabe einer Landeskunde unter Zugrundelegung der Denkschrift näher treten und ihm die Bereitwilligkeit Ihrer fördernden Unterstützung in Aussicht stellen zu wollen. Besonders dankbar wären wir für eine Mitteilung auf anliegender Karte, ob in Ihrer geschätzten Vereinigung die Angelegenheit noch vor den Sommerferien zur Sprache kommt.

Eine solche Mitwirkung würde bestehen in:

1. dem Namhaftmachen von Mitarbeitern, die bei den einzelnen Wissensgebieten in Betracht kämen und womöglich gleich ihre Bereitwilligkeit erklärten und
2. in dem Vorschlagen eines Mitgliedes, das bereit ist, dem grösseren Ausschuss beizutreten bzw. einen entsprechenden Aufruf namens Ihrer Gesellschaft zu unterzeichnen. Auf Grund der eingehenden Rückäusserungen werden wir weitere Schritte unternehmen, um die Mittel zur Herausgabe unseres vaterländischen wissenschaftlichen Unternehmens zu erlangen. Weitere laufende Mitteilungen vorbehaltend, erbittet der Ausschuss Ihre gütige hoffentlich zustimmende Antwort an die Adresse des Märkischen Provinzial-Museums, Berlin, Zimmerstrasse 90/91.

Mit dem Ausdrücke vorzüglichster Hochachtung der Ausschuss für die Herausgabe einer Brandenburgischen Landeskunde.

E. Friedel, Geh. Regierungsrat und  
Stadtrat von Berlin, Dirigent des  
Märk. Provinzial-Museums.

Dr. Eduard Zache.

Willibald von Schulenburg.

Dr. K. Regling.

Dr. O. Pniower.

Dr. Friedrich Wagner, Professor.

Professor Dr. Müllenhoff, Direktor.

Dr. Georg Galland, Professor a. d.

Technischen Hochschule zu Berlin.

Dr. Gustav Albrecht.

Robert Mielke.



IV. Der Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzial-Museum für das Etatsjahr 1901 (d. h. 1. April 1901 bis 31. März 1902) wird zur Kenntnisnahme unterbreitet. Druckexemplare stehen zur Verfügung. Wir geben daraus die Nummern IX bis XII wieder.

#### IX. Wappenscheiben.

Das Museum hat sich schon seit 16 Jahren angelegen sein lassen, eine Sammlung aller in Berlin und in der Provinz Brandenburg geführter Wappenzeichen, auf Glas farbig gemalt und eingebrannt, herzustellen, um sie, zu Fenstern zusammengestellt, dem Publikum bequem vor Augen zu führen. Da die Kosten der Selbstbeschaffung doch sehr gross geworden wären, so wurde den wappenführenden Körperschaften und Personen die Stiftung der Wappenscheiben anheimgestellt und der gleichmässigen und billigen Herstellung wegen mit einem Glasmaler die Herstellung für den Preis von 10 Mk. für die Scheibe vereinbart; In Betracht kamen die Städte, die Adelsfamilien, bürgerliche Familien, die Innungen, die studentischen Vereinigungen und einige wissenschaftliche und Kunstvereine. Die Sammlung ist recht beträchtlich. Sie enthält die Wappen von 140 Städten (wovon mehrere mit zwei Exemplaren vertreten sind) 225 adeligen, 3 bürgerlichen Familien, 51 studentischen Vereinigungen, 55 Berliner Gewerken und 5 wissenschaftlichen Vereinen. Sie wird, abgesehen von ihrem eigentlichen Wert, zugleich eine kunstvolle Ausstattung der Fenster in dem neuen Museumsgebäude ermöglichen.

#### X. Ansichten älterer Bauwerke und Strassenzüge Berlins und der Provinz Brandenburg, sowie der Altmark.

Die Verwaltung war auch in diesem Jahre bemüht, bemerkenswerte ältere Häuser und Strassenpartien unserer Stadt, die einer Veränderung entgegensehen, im Bilde fixieren zu lassen. So wurden Gebäude und Strassenfluchten der Alexander-, Neuen Friedrichstrasse, des Königsgrabens, der Ross- und Kleinen Stralauerstrasse, des Stralauer Platzes, der Wallstrasse u. a. photographisch aufgenommen. Ältere Berliner Ansichten aus dem 18. Jahrhundert, aus dem Anfang und der Mitte des 19., Stiche und Lithographien, ältere photographische Aufnahmen architektonisch interessanter Bauwerke Berlins, Brandenburgs, Jerichows, Stendals und Tangermündes wurden angekauft. Auch eine Sammlung interessanter Photographien, Darstellungen der Innenräume der Schlösser Berlins und Potsdams, wurde erworben.

Verbraucht wurden von der im Etat für diese Ankäufe ausgeworfenen Summe von 1000 Mk. im Ganzen 839 Mk.

#### XI. Oeffentliche Gedenktafeln für verdiente Männer an ihren Wohnstätten.

Zwei neue Gedenktafeln wurden im Berichtsjahr auf städtische Kosten angebracht.



1. für Alexander v. Humboldt am Hause Oranienburgerstrasse 67;
2. für den Maler Antoine Pesne am Hause Oberwallstrasse 8.

Es sind im ganzen bis jetzt 33 solcher Gedenktafeln, seitens der Stadtgemeinde an den entsprechenden Wohnstellen angebracht worden; ausser diesen bestehen noch 33 Gedenktafeln, die vom Könige, von Staatsbehörden, von Vereinen oder von Privatpersonen errichtet sind.

## XII. Die Räume.

In den gegenwärtigen provisorischen Lokalitäten, die 1899 dem Museum im Hause der Städtischen Sparkasse, Zimmerstrasse 90, bis zur Fertigstellung des neuen Museumsgebäudes überwiesen wurden, konnte wegen Unzulänglichkeit der Räume nur ein Teil der Sammlungsabteilungen und Gruppen für den öffentlichen Besuch zur Ansicht ausgestellt werden, nämlich: Die vorgeschichtliche Abteilung; die drei mittelalterlichen Gruppen: Kirchenwesen, Rittertum und Hauswirtschaft; ferner die neuzeitlichen Gruppen: Historische Abteilung, Strafrechtswesen, Landes- und Ortsverwaltung, Kirchenwesen, Landwirtschaft, Fischerei, Kunst, Kunstgewerbe, Handel, Verkehr, Technik, Hauswirtschafts- und Tischgerät, Bauerntöpferei, Fayence, Porzellan, Glas etc., Kriegswesen und Gewerkswesen.

Aber auch innerhalb dieser in 8 Zimmern untergebrachten Gruppen konnte nur eine Auswahl aus den sonst verpackt liegenden Beständen zur Ausstellung gelangen, was denjenigen Besuchern zur Zeit zu statten kommt, die nur eine allgemeine Uebersicht des Inhalts des Museums und der merkwürdigsten Gegenstände wünschen, dagegen von denen störend empfunden wird, die sich mit den einzelnen Gruppen eingehend und erschöpfend beschäftigen und denen für jetzt ein grosser Teil des Materials verschlossen ist.

Die übrigen 20 Räume sind teils zu Verwaltungs- und Bibliotheks-, teils zu Lagerzwecken voll verwendet.

Der Museumsneubau ist bereits bis zur Vollendung des Rohbaues vorgeschritten und die innere Fertigstellung steht etwa gegen Ende 1903 zu erwarten.

Die Beratungen über die künftige, dem Umfang der Sammlungen, wie des neuen Gebäudes entsprechende Verwaltungsorganisation haben bereits in der Direktionssitzung vom 23. November 1901 begonnen und werden im Oktober d. Js. fortgeführt werden.

V. 3 Doppelhefte (55 bis 60, Band III) „Deutsche Gaue“, Zeitschrift für Heimatforschung und Heimatkunde. Herausgeber Curat Frank in Kaufbeuren (Allgau) 1902, lege ich wegen ihres gediegenen volkskundlichen Inhalts und der kernigen volkstümlichen Sprache vor und verweise im übrigen auf das, was ich zum Lobe der Zeitschrift und des Vereins „Heimat“ zu Kaufbeuren in der *Brandenburgia* X, 408—410 bereits ausführlich gesagt habe. Namentlich das „Kurze und volkstümliche A B C der Urgeschichte“, S. 217 bis 225, Heft 55/56 empfehle ich Ihrer Würdigung.



## C. Naturgeschichtliches.

VI. Katalog der Internationalen Fischerei-Ausstellung in Wien 6. bis 21. September 1902, 2 Teile.

Am reichhaltigsten und Interessantesten hatte Deutschland ausgestellt, wofür der 278 Seiten starke Katalog im 2. Teile Zeugnis ablegt.

Das Märkische Provinzial-Museum war durch eine besondere reichhaltige, im wesentlichen fischereigeschichtliche Abteilung vertreten, deren Ordnung u. M. Herr Kustos Rudolf Buchholz in Wien übernahm. Vgl. S. 234—256.

Die von mir verfasste „Einführung“ in die Abteilung C. „Geschichte und Vorgeschichte“ gebe ich hier wieder.

**Gegenwärtiger Stand der Erforschung der vorgeschichtlichen Fischerei.**

Die Einzelfunde auf diesem Gebiet sind ungemein zerstreut, und es ist schwer, eine Übersicht in gedrängter Form zu geben. Zur Verständigung dient am besten eine Einteilung nach der Zeitfolge und nach der geographischen Lage.

I. Chronologie der Fischerei.

Die zahlreichen Berichte aus den verschiedensten Weltgegenden erweisen deutlich, dass die Fischerei über unsere jetzige Erdbildung (Jung- und Alt-Alluvium) hinauf bis in die Zwischeneiszeiten des voraufgehenden Diluviums reicht. Da nun aus dieser Periode stammende fischereiliche Funde, insbesondere aus dem Tuff oder der Breccie von Höhlen, auf Inseln (Korsika, Sardinien, Sicilien, Malta, Elba, Grossbritannien, Irland u. s. w.) vorkommen, welche während des Interglaciärs bereits Inseln waren, so muss dem Urmenschen des Diluviums schon eine nicht zu unterschätzende Vertrautheit, sich auf dem Meer und weithin über dasselbe auf Fahrzeugen (Flößen oder dergl.) zu bewegen, zugeschrieben werden. Hiernach darf seine Vertrautheit mit der Fischwelt und dem Fischfange schon an sich erschlossen werden. Es kommt aber hinzu, dass wir auf Knochen- und Steingeräten Darstellungen des Fischers, seiner Geräte und einzelner Fische sehen, deren Art man sogar bestimmen kann. Hauptsächlich finden sich speer- oder harpunenartige Geräte aus Horn, Bein und Stein, die beim Fischfang gedient haben, Spitzangeln, Beile zum Aufschlagen des Eises u. dergl. Sicherlich hat dieser Urmensch das Flechten aus Ruten und Halmen ebenfalls verstanden, so dass die Möglichkeit, er habe reusenartige Geflechte und Netze gekannt, vieles für sich hat. Wegen der Vergänglichkeit des benutzten Stoffes hat sich von diesen Fischereigeräten anscheinend nichts erhalten.

Im älteren Alluvium finden wir keine künstlerische Darstellungen oder doch viel rohere, als diejenigen der Zwischeneiszeit; man muss daher schliessen, dass die Diluvialbevölkerung verschwunden ist, und dass sich keine direkte Verbindung zwischen ihr und der Bevölkerung des Alluviums nachweisen lässt. Dafür sprechen auch die Untersuchungen von Skeletten



des Diluvialmenschen, die einen andern Rassentypus aufweisen. Solcher-  
gestalt hat die Fischerei in der jüngeren Steinzeit gewissermassen nochmals  
erfunden werden müssen, jedenfalls tritt sie unter veränderten äusseren Be-  
dingungen und mit verändertem Gerät auf. Die Krumm-Angel (der eigent-  
liche Angelhaken) ist für die stille Fischerei fortan typisch.

Zwischen der jüngeren Steinzeit und der langsam sich einführenden  
Metallzeit finden unmittelbare Übergänge statt. Der Gebrauch von Eisen-  
gerät in der Fischerei scheint erst ziemlich spät einzusetzen, beispielsweise  
in der Hallstattzeit noch unbekannt zu sein.

## II. Geographische Sonderung.

Es liegt in der Natur der Sache, d. h. in den durch die Ausübung des  
Fischfanges mit Notwendigkeit sich ergebenden Erfordernissen der stillen  
wie der bewegten Fischerei, dass deren Geräte in der Hauptsache Gemeingut  
aller Völker unseres Erdballs sind. So sind die Fischspeere, die Messer zum  
Aufschlitzen und Zerlegen, die Reusen, die einfacheren Netze übereinstimmend.  
Dennoch gibt es einzelne Besonderheiten. Man braucht nur die in Reise-  
beschreibungen oder Fachwerken enthaltenen Abbildungen der Netze, na-  
mentlich der grossen Garne mit ihren Stellagen und sonstigen Ausrüstungen  
anzusehen, um zu bemerken, wie ausserordentlich verschieden diese Fisch-  
fangapparate je nach den Klimaten, nach den Meeren, Strömen und nach  
den Nationalitäten sind. Eine Wanderung durch die Wiener Fischerei-  
Ausstellung wird die Beweise hierfür vielfältig erbringen. Nur ein einzelnes,  
aber höchst merkwürdiges Beispiel sei angeführt. Wir, in der alten Welt,  
halten es für selbstverständlich, dass die Spitze des Angelhakens nach innen  
gekrümmt ist, so dass auch der Widerhaken nach innen liegt; in weiten  
Distrikten Amerikas von der vorkolumbischen Zeit bis zu den heutigen Ur-  
völkern, die Fischfang in der See oder auf den Binnengewässern trieben, liegt  
aber der Widerhaken häufig gerade umgekehrt, d. h. nach aussen. Dies  
kommt in Europa, Asien und Afrika niemals vor.

Im übrigen sei auf die ausgestellten Objekte selbst und die Angaben  
in den Verzeichnissen verwiesen.

Ernst Friedel.

Die geschichtliche und vorgeschichtliche Ausstellung des Märkischen  
Museums war die umfassendste und lehrreichste, sie ist deshalb auch  
prämiert und in der Fachpresse mit Lob und Anerkennung bedacht  
worden.

VII. Zur Herstellung einer Fischereigeschichte der Pro-  
vinz Brandenburg hat der uns nahe befreundete Fischerei-Verein für  
die Provinz Brandenburg, der sich des tätigen und umsichtigen Prä-  
sidiums u. M. des Herrn Geheimen Justizrat Uhles erfreut, einen Aufruf  
nebst Probebeispielen, zunächst an die Stadt-Archive gerichtet, erlassen,  
dessen Wortlaut wir gern ausführlich wiedergeben zu dem Zweck, damit  
ausser den brandenburgischen Städten, auch unsere Mitglieder, Gönner  
und Freunde sich die Förderung dieses recht eigentlich heimatkundlichen  
Werks tunlichst angelegen sein lassen.



Für das von uns geplante Werk „Geschichte der Fischerei in der Provinz Brandenburg“ bedürfen wir der Fischerei-Regesten Ihres Archivs nach Massgabe der beifolgenden beiden Anlagen I und II.

Da unser Verein, wie aus den ferner anliegenden neusten Hefte seiner Mitteilungen ersichtlich ist, eine sehr segensreiche Tätigkeit entfaltet und auch das neu geplante Werk zur Förderung unserer gemeinnützigen Bestrebungen dienen soll, glauben wir die Bitte aussprechen zu dürfen, einen Ihrer Archiv-Beamten mit der Anlage der gedachten Regesten Ihres Archivs betrauen und uns durch kostenfreie Überlassung Ihre für unser Werk unerlässliche Vorarbeit gütigst unterstützen zu wollen.

Ergebenst

Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg.

Der Vorsitzende Uhles.

1. Ein Regest ist ein kurzer Auszug aus einer Urkunde, der alles Wichtige und eine kurze Beschreibung derselben enthält.
2. Wichtig sind die Namen des Ausstellers und des Empfängers, das Geschäft und die Rechtskraft der Urkunde nebst deren Zeitbestimmung.
3. Während bei neueren Urkunden die Rechtskraft durch das jetzt geltende Recht normiert wird, ist man bei älteren auf die Resultate der Forschung angewiesen. Die spezielle Literatur über diesen Gegenstand besteht in:
  - a) Julius Ficker: Beiträge zur Urkundenlehre I. Innsbruck 1877. 364 S. II. Innsbruck 1878, 549 S.
  - b) Gustav v. Buchwald: Bischofs- und Fürstenurkunden des XII. u. XIII. Jahrhunderts. Beiträge zur Urkundenlehre. Rostock 1882. 484 S.
  - c) Otto Posse: Die Lehre von den Privaturkunden. Leipzig 1887. 242 S.
4. Der äusseren Form nach sind alle älteren Urkunden mit Ausnahme der Kaiserlichen und päpstlichen Privaturkunden, dem Inhalt nach aber oft auch öffentliche, z. B. Staatsverträge, Urteilssprüche u. s. w. Das muss im Regest kenntlich gemacht sein. Ein Markgraf von Brandenburg, der unter seinem kleinen Siegel ohne Zustimmung seiner Räte oder Vasallen urkundet, stellt eine Privaturkunde aus, mit Zuziehung dieser und unter grossem Siegel eine öffentliche. Ähnlich so, wenn der Bischof mit oder ohne sein Capitel urkundet. Es muss also im Regest stets eine Notiz über vorhandene oder vorhanden gewesene Besiegelung angegeben werden. Hierzu wählt man Abkürzungen: L—lateinisch, D—deutsch, O—Original, C—Copie.
6. Bei Personen- und Ortsnamen giebt man die moderne Form, wenn man ihrer sicher ist. In Zweifel setzt man die alte in den Text, besonders bei Dörfern.
7. Anderweitige Ortsbestimmungen z. B. Grenzen man gibt im Regest so genau wie möglich. Da diese aber oft sehr weitschweifig sind, so hilft man sich durch den Zusatz „mit genau beschriebener Grenze“ oder dergleichen.
8. Bei der Angabe des Geschäfts empfiehlt es sich neben kurzer moderner Bezeichnung die alte, wie sie in Text steht, in Klammern zuzusetzen.

Das empfiehlt sich besonders:

9. Bei der Angabe der Gewässer, denn oft sind ältere Ausdrücke mehrdeutig z. B. stagnum — See und Stauteich, piscina — Teich und Fischerei: Vlot —



Fluss und gegrabener Canal, amnis und rivus können Fluss, Bach und Graben bedeuten. Dyk oder Dick ist — Teich und Deich.

10. Fischnamen sind im Deutschen von lokalem Sprachgebrauch abhängig und schwanken, im lateinischen bedeute esox ebenso oft Lachs wie Hecht.

11. Bei Erwähnung von Fischereigeräten ist die alte Namensform besonders notwendig; clausura ist fast stets nur Aalwehr; clausura piscium kann aber auch mehr bedeuten; die hauptsächlichlichen Bezeichnungen sind alvanc alwere gurgustrium und gurgustum captura angevillarum. Vielfach vorkommende Worte sind: sagena: Wade magna u. minuta — grosse und kleine W. Cropelwade — kleine Wade, Niwade. Andere Netzbezeichnungen: Drachgarne, Worporette, Stoke, nette Garne. Hamushantangele und vlotangele, Rusa — Sporta — Reuse.

12. Streng zu unterscheiden ist, ob die Urkunde von grosser oder kleiner Fischerei handelt: Grosse Fischerei — piscatura retium et sportarum et quocumque sortiantur nomine capi pisces. Kleine Fischerei — cum instrumentis et retibus minutis et sportulis.

13. Ganz besonders ist die Wiedergabe der urkundlichen Form in Klammern da zu empfehlen, wo sich slavische Sprache eindringt, z. B. Seran = Aalkiste und da wo niederdeutsch und hochdeutsch sich mengen, ein Prozess der auch in der Gegenwart noch fort dauert.

14. Ein Regest soll so knapp wie möglich und klar gehalten sein. Für den hier verfolgten Zweck braucht nicht der volle Urkundeninhalt wiedergegeben zu werden, sondern nur der auf die Fischerei bezügliche: z. B. 1243 Januar 23 der Gründungsurkunde von Lychen; ein volles Regest hätte auch den Inhalt der Rechtsnormen angeben müssen, hier genügen nur die für die Fischerei.

15. Die Regesten eines Archivs oder einer Privilegienlade sind chronologisch in einem Anhang zu den Mitteilungen abzudrucken, es empfiehlt sich sie besonders zu paginieren und zwar laufend für sich, so dass Interessenten sich die im Laufe der Zeit fertig werden: Regesta piscatorica Brandenburgiae als besonderen Band heften lassen können.

16. Für eine Geschichte der Fischerei in der Mark Brandenburg ist diese Registrierung der Archive eine unerlässliche Vorarbeit.

17. Zur Anlage der Regesten sind halbe Bogen empfehlenswert, da man freien Raum für Angabe von Drucken zu Verweisen und Notizen behalten muss.

1348. Juli 16. Berlin. Ludwig Markgraf von Brandenburg u. d. Lausitz vereignet dem Benedictinernonnenkloster Zedenick Dioec. Brandenburg, neun Stück Jahreshebungen aus den Tornower Gewässern (aquis) im See (stagnum) von Tornow von der Stadtmühle bis zur Dorfmühle von Poltze im Balan-See bei Fürstenberg in beiden Seen Delsich beim Dorfe Bomgarde in beiden Seen von Selchow hinter dem Dorfkirchhof im See Gouenow im Grenzgebiet von Bomgarde und Meseberg und im Dorfsee zwischen Bomgarde und Glambecke mit allen Rechten unter den bestehenden Abgaben und dem althergebrachten Recht, ihre Kähne (naues) überall am Ufer anzulegen sowie der Jurisdiction (excessus) über die Gewässer für 36 Mark Brandenburg. Datum Berlin a. d. M<sup>o</sup> CCC<sup>o</sup> XI octaus feria quarta in crastino dinisionis apostolorum.



L. beglaubigte Abschrift saec. 16. Hauptarchiv Schwerin unvollständiger Abdruck Mecklenburg Urk. B No. 6864.

1317. Mai 10. Eberswalde. Waldemar Markgraf von Brandenburg u. d. Lausitz verleiht dem Kloster Himmelpfort das Eigentumsrecht der Dörfer Krummbeck und Rulenberg mit den Fischereien piscationibus sowie der Mühle des Conrad m. d. Gans (Conradi cum Auca) und Hebungen aus der Mühle zu Fürstenberg — Zeugen — Datum Euerswalde a. d. M<sup>o</sup> CCC<sup>o</sup> XVII feria tertia in rogationibus.

Nach Riedel cod. dipl. Brand. I XIII S. 41. aus der beglaubigten Abschrift in Grasmus Seydells Diplomatar M. U. B. No. 3894.

1336. December 6. Lenzen. Gumpert Bernhard Richard und Burchard Gebrüder von Alsleben und ihr Vetter (patruus) Vritso (Fritz) von Elsleben Burgmanen (domicelle) von Lenzen und Boldeuin und Conrad vom Krüge verpfänden an Heinrich und Sabel von Möllenbeck, Gebrüder, eine Jahreshebung von 5 Mark altbrandenburg. Pfennige, 3 Schock Hühner und die Fischerei (stagnum seu piscaturam) des Dorfes Rudo für 50 Mark stendalisch auf drei Jahre. — Bürgen — Datum in castro Lentzen a. d. M<sup>o</sup> CCC<sup>o</sup> XXXVI ipso die beati Nicolai episcopi . . . .

L. O. Pgt. T. Siegel an . . . . . Abdruck und Siegelbeschreibung  
Hauptarchiv Schwerin M. U. B. No. 5724.

1315. Anfang Juni Mölln. Johann Herzog von Sachsen verkauft mit Zustimmung seines Bruders Herzog Erich dem Bischofe Marquard von Ratzeburg das Dorf Panken mit allen Rechten darunter: Wasser und Wasserläufe grosse und kleine Fischerei (piscatio maior et minor) für 100 Mark Lübisch mit Ausnahme der Landwehr. Zeugen. Datum et actum Mohne a. d. Mo. CCCo. quinto decimo VIIIo. nonas Julii.

L. O. Pgl. Hauptarchiv Neustrelitz von 4 Siegel an rother Seide fehlen jetzt 1 & 4. M. U. B. No. 3765.

1313. Januar 20. Neubrandenburg. Heinrich Fürst zu Mecklenburg verleiht dem Kloster Himmelpfort die Güter Rechte, auch die Fischereien (piscatum) und Dienste zu Krumbeck, welche Ritter Albert von Heidebreck demselben geschenkt hat. Zeugen. Datum et actum in civitate nostra Nona Brandenborch in die sanctorum Jabriani et Sebastiani martyrum.

Nach Riedel cod. Dipl. Brand. XIII S. 40 aus der beglaubigten Abschrift in E. Seydell Diplomatar. M. U. B. No. 3587.

1311. December 23. Lychen Kloster Himmelpfort schliesst mit der Stadt Lychen einen Fischereivertrag dahin ab, dass es unter Wahrung seiner ihm von den Markgrafen verliehenen Privilegia sich verpflichtet im Jahre einen See aber nicht mehr schonen (parcere in piscando quod theutonice hegende) die anderen mit einer Wade (sayena) zu befischen und von dem Fange das Meiste und Beste (partem primariam et principalem) den Bürgern zum Kauf anzubieten und nur den Rest für sich zu behalten. Zeugen. Datum Lychen a. d. M. CCC. XI. feria quinta proxima post festum nativitatis Christi.

Nach dem Druck in Frank A. u. N. Mecklenb. V 226 in Mecklb. Urk. B. No. 3502.

1303. September 16. Neubrandenburg. Heinrich Fürst von Mecklenburg und Stargard weist dem von Markgraf Albert v. Brandenburg in dessen



Lande Lychen gegründeten Cistercienserkloster Himmelpfort für die ihm im Lande Stargard verheissenen 100 Hufen die Dörfer Neddemin Werbende und Flatow a. Aufzählung des ganzen Klosterbesitzes, darunter: I. die Seen von Platekonn, Dorf Wbeckar bis zur Lychener Mühle bis an das Dorf Stolp, v. Stolp bis Fürstenberg mit dem anliegenden kleinen See bei Gross-Thymen, Zunageronne, Dabelow, Bringenthyn bei Lyneiesere im Felde Lybbene, bei Karstanel, Crun-See bei Rukenberghe und alle anderen zwischen diesem und Lychen mit sämtlichen Fischereirechten. II. Im Lande Stargard: dem Flusslauf der Tollense (aqua, que Tholosa dicitur) von Neddemin bis zur Stadt Treptow mit Inseln und Halbinseln (insulis sive mediannis) und allen Fischereigerechtigkeiten (piscationibus). Zeugen. Datum Nien Brandenborch a. d. Mo. CCCo. quinto, sexto decimo kalendis Octobris.

L. Copialbuch v. Himmelpfort (Rentamt Zehdenick) Drucke: Buchholz: Gesch. d. Churm. Brandenburg IV Anhang S. 150. Danach Boll: v. Land. Stargard I S. 352. Riedel cod. dipl. Brand. I Bd. XIII Mecklbg. Urk. B. No. 3023.

1304. August 19. Heinrich Fürst v. Mecklenburg entfreit dem Mönchskloster Himmelpfort den Thymen sammt Zubehör: Wasser und Wasserläufe erbaute und zu erbauende Mühlen und Fischereien (piscationibus) von allen weltlichen Lasten. Zeugen. Datum a. d. millesimo trecentesimo quarto XIII kalendis Septembris in die beati Magni martyris.

L. Copialbuch d. kl. Himmelpfort Registratur d. Kgl. Rentamt Zehdenick. Druck Riedel cod. dipl. Brandenbg. I Bd. XIII No. 7.

1293. December 21. Lübeck. Gunzelin u. Heinrich Grafen von Schwerin verkaufen dem Kloster Reinfeld die Mühlen in der Stadt Schwerin mit genauer Normierung der Rechte darunter: die Fischerei (piscium capturas) bis zur Weite eines Steinwurfes unterhalb und oberhalb der Mühle Zeugen. Actum et datum in civitate Lubicensi in aduentu d. n. Ihesu beati Thome apostoli.

L. O. Pgl. 2. Siegel an Seidenschnüren Hauptarchiv Schwerin. M. U. R. 2525.

1298. Mai 6. Güstrow. Nicolaus Fürst v. Werle spricht dem Kloster Doberan die von den Vasallen von Zisendorf angefochtene Fischereigerechtigkeit im Mühlenteich zu Grenz zu (piscacio in picina molentinis, de Grenze) so dass die Vasallen v. Zisendorf an dieser Fischerei nur das haben, was ihnen das gemeine Landrecht (insterre commune) gewährt, die Fischerei bis Mitte des Baches (fluvii) und dessen Einfluss in den Mühlteich soweit der Acker von Zisendorf an ihm liegt. Guzstrowe ante castrum nostrum vbi hoc acta sunt a. d. incarn. Mo. CCo. nonagesimo VIIIo. in die beati Johannis. Zeugen des Urteils.

L. O. Pgl. das Siegel ist vom Pergamentstreif abgefallen. Hauptarchiv Schwerin. M. U. B. No. 2497.

1248. Januar 23. Johann Markgraf v. Brandenburg setzt die Rechtsnormen fest unter denen seine Getreuen Daniel u. Eberhard von Parwenitz eine Stadt in Glichen (jetzt Lychen) gründen sollen, darunter auch das Recht der kleinen Fischerei (minutis retibus) und Reusen (cum ruis) zu legen in den der Stadt anliegenden Gewässer für alle Einwohner und ausserdem für die genannten Gebrüder das Recht auf zwei Fischwehre (duas clausuras sine



capturas piscium) in dem Fluss (fluvio) bei der Stadt wie sie es bisher zu Lehnrecht besessen haben und auf zwei Mühlen, eine im Flusse bei der Stadt die andere im Flusse Costernitz. Zeugen. Datum per manum Heinrici notarii avie nostre a. d. M CC XLVIII. in crastino sanali Vincentii martyris.

Nach Franck Altes und Neues Mecklenburg IV S. 192 in M. U. B. No. 601.

VIII. Ossa Leibnitii. Von Professor Dr. W. Krause in Berlin. Aus dem Anhang zu den Abhandlungen der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahre 1902. Mit 1. Tafel. Am 4. Juli 1902 wurde durch den Architekten Schaedtler das Grab von Gottfried Wilhelm Freiherrn von Leibniz in der Neustädter Kirche zu Hannover aufgedeckt. Der Grabstein trug die Aufschrift „Ossa Leibnitii † 1716.“ Herr Krause hat lege artis mit grösster Sorgfalt die Gebeinreste untersucht und den Schädel in 5 Stellungen wiedergegeben. Der Schädel ist exquisit ezechisch-slavisch, sehr rundlich, kaum von mittlerer Grösse, hyperbrachycephal und chamaecephal, ferner schmalgesichtig. Das Gehirngewicht wird auf nur 1257 Gramm geschätzt, was sehr gering erscheint. Ein feines Gesicht, teils Gelehrter, teils Hofmann, gerade wie der berühmte Polyhistor es thatsächlich im Leben war.

Es ist wohl kaum nötig, auf die vielfachen Verdienste hinzuweisen, die sich der 1646 zu Leipzig geborne Leibniz um Berlin und Brandenburg-Preussen, insbesondere als Freund der „philosophischen“ Königin — zunächst noch Kurfürstin — Sophie Charlotte und die Societät, spätere Akademie der Wissenschaften erworben. \*) Wir betrachten die sterblichen Reste eines der grössten Denker und Gelehrten in ehrfurchtvoller Bewunderung.

Ich lasse die Abhandlung zirkulieren, durch deren Publikation in ihren Schriften die Akademie mit Pietät und Dankbarkeit gegen ihren Stifter gehandelt hat.

VIIIa. Naturspiele mit Artefakten verwechselt. Herr Lehrer a. D. H. C. in Schöneberg übersendet 133 Feuersteine, die er am Abhange des Schöneberger Eisenbahndammes gesammelt und schreibt dazu: „Fast scheint es mir, ich wäre in den Besitz des Waffenlagers eines Germanen gelangt, eine so grosse Ähnlichkeit zeigen manche Stücke, doch findet man bei anderen Stücken wieder, dass sie einer späteren Zeit angehören, weil sie feiner bearbeitet sind. Andere sehr roh bearbeitete Waffen, lassen auf eine frühzeitige Periode der Steinzeit schliessen und die bestossenen Kanten, sowie die mit Blut gefärbten Kalkstreifen beweisen, dass sie zum ersten Kampfe gedient haben.“ — Herr Pfarrer R. in Gimritz, dessen phantastische Steinbildungen, von

\*) Vgl. in meinem Buch. Die Deutsche Kaiserstadt Berlin. Berlin und Leipzig 1882. den Artikel: „Die philosophische Königin und ihr Zirkel in Charlottenburg“ S. 129–133.



ihm für Idole gehalten, wir in der Septembersitzung betrachteten und als blosse *lusus naturae* erklärten, hat einen ebenbürtigen, nicht minder phantasiereichen Nachfolger gefunden. Wem der Herr Lehrer C. nicht seit über 20 Jahren dem Märkischen Museum als ein ernsthafter Mann bekannt wäre, müsste ich glauben, dass ein Spässchen vorläge; bedauerlicher Weise handelt es sich aber um blutigen Ernst. Sie überzeugen sich leicht m. H., dass es sich um blosse diluviale Geschiebe von Feuerstein handelt, wie man sie in jeder hiesigen grösseren Kiesgrube auflesen kann. Besonders befremden muss es, wenn ein Lehrer glaubt, dass an in der Erde seit ungezählten Jahrhunderten steckenden Steinen sich Blutspuren zu erhalten vermögen. Schade auch hier um die aufgewendete Zeit und Mühe.

#### D. Kulturgeschichtliches.

IX. Von dem neuen Organ: „Der Roland. Zeitschrift für Brandenburgisch - Preussische und Niederdeutsche Heimatkunde — den ich in der letzten Sitzung signalisiert — sind die ersten 4 Nummern, die ich herumgebe, erschienen. Der Herausgeber, u. M. Herr Curt Kühns, hat sich redlich bemüht, sie ansprechend und lehrreich zugleich auszugestalten. Möge das gemeinnützige Unternehmen auch bei unseren Mitgliedern Anerkennung und tatkräftige Unterstützung finden.

X. Unser Mitglied Herr Paul Bestgen überreicht das elegant ausgestattete Schriftchen: Rundgang durch den Kaiser-Keller (Berlin W., Friedrichstrasse 178). Mit Text von Ludwig Pietsch und vielen schönen Heliogravüren. Da dies neue elegante Lokal manche historische Erinnerungen auffrischt und kulturelle Anklänge bietet an längst vergangene Zeiten, so wird hoffentlich in nicht zu langer Zeit auch die Brandenburgia einmal Gelegenheit finden, darin eine Sitzung, richtiger wohl: eine Nachsitzung abzuhalten.

XI. U. M. Herr Oskar Micha überreicht „Berlin wie es weint und lacht. Heiteres und Ernstes aus dem Berliner Volksleben.“ Von F. Truloff (C. F. Liebetreu), z. Z. in Amerika. Berlin (1902) bei Eckstein. Band 1 betitelt sich „Berliner Humor vor Jahrzehnten. 8 Geschichten.“ Der Band 2: „Aus den Kinderjahren der Weltstadt. 8 Geschichten.“ Harmlose Plaudereien, die an Glasbrenner, Kalisch, Kossak und ähnliche Vorgänge erinnern, sich leicht lesen, ohne gerade so prickelnd und satirisch wie die genannten Veteranen berlinischen Humors zu sein. — Ich bitte Einsicht zu nehmen.

XII. Ich gebe ein neues, glänzend ausgestattetes Prachtwerk herum: „Die Arbeiterheilstätten der Landes-Versicherungsanstalt Berlin bei Beelitz.“ Herausgegeben vom Vorstande der Landes-Ver-



sicherungsanstalt Berlin. Mit 1 Übersichtsplan, 20 Grundrissen und 61 Autotypien nach photographischen Aufnahmen. 1902. Kommissionsverlag von W. & S. Loewenthal. Berlin C.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mit den Behörden Berlin zusammen am 21. d. M. die Anlagen, welche mit Grunderwerb weit über 10 Millionen Mark kosten werden, zu besichtigen. Alles ist so schön und zweckmässig, dass vielleicht mancher Lungenkranke, der zu mittleren Ständen zählt, bedauern möchte, nicht zu demjenigen Teile des Arbeiterstandes zu gehören, welchem die Heilstätte gewidmet ist. Selbst vermögende Leute können sich eine solche Pflege fast niemals leisten. Dieselbe stellt sich pro Kopf auf 5 bis 6 Mark täglich.

XIII. „Der Baumeister“ unter diesem Titel erscheint hier seit kurzem eine neue Zeitschrift in technischer Leitung von Hermann Schütte-Hildesheim, Schriftleitung F. v. Biedermann. Im grössten Folio gedruckt ist diese Publikation, von der ich Ihnen Heft 1 vorzeige, äusserst glänzend mit Bildern ausgestattet. Sie sehen darin hauptsächlich die moderne Kunst vertreten, u. a. eine Besprechung der berlinischen Meisterwerke unseres Mitgliedes Baurat Ludwig Hoffmann von Fritz Stahl. Die Entwicklung des sogen. Jugendstils, auf dessen Entstehung und Bedeutung wir ja schon oft bei unseren heimatkundlichen Studien bezug genommen haben, ist in dem neuen Organ besonders berücksichtigt.

XIV. Zwei altrenommierte Berliner Druckfirmen haben kürzlich ihre Jubiläen gefeiert: Julius Sittenfeldt und Wilhelm Büxenstein. Dabei hat erstere Firma zwei Prachtschriften, die letztere, die am 1. d. M. 50 Jahre hierselbst existiert, eine dgl. Prachtschrift herausgegeben. Diese Schriften bekunden die hohe künstlerische und technische Entwicklung, welche die „schwarze Kunst“ auch bei uns gewonnen hat und sie befähigt auf dem Weltmarkt mit dem Ausland ebenbürtig zu ringen. Dies gilt auch von der Illustrations-Branche.

XV. In unseren evangelisch-kirchlichen Kreisen der Provinz Brandenburg regt sich jetzt eine erfreuliche Bewegung auf dem Gebiet der Heimatkunde. Es wird unseren Mitgliedern gewiss schon aufgefallen sein, dass in den letzten Jahren sich die heimatkundlichen und geschichtlichen Forschungen von Seiten der evangelischen Geistlichen beträchtlich gemehrt haben. Beweise dafür sind eine ganze Anzahl selbständiger Monographien, sowie in wissenschaftlichen oder populären Zeitschriften veröffentlichte Berichte über einzelne kirchliche Funde und Kultgegenstände, über alte kirchliche Gebäude, über Sitten, Gebräuche und sonstige Überlieferungen der Vorzeit. Ganz besondere Verdienste hat sich Herr Superintendent A. Niemann in Kyritz um die Bedeutung der kirchlichen Ortsgeschichte zur Weckung und Vertiefung des



kirchlichen Sinnes erworben und die Güte gehabt auch mir die hierauf bezüglichen nachfolgenden Leitsätze, aufgestellt im Mai d. J., zur weiteren Verbreitung zur Verfügung zu stellen.

#### Leitsätze.

Die Bedeutung der kirchlichen Ortsgeschichte zur Weckung und Vertiefung des kirchlichen Sinnes.

1. Wie eine lebendige, zielbewusste Behandlung der vaterländischen Geschichte geeignet ist, in begeisterungsfähigen Herzen tatenfreudige Liebe zu Volkstum und Vaterland zu wecken und zu mehren, so wird gleichermassen die rechte Kenntnis der Kirchengeschichte, und besonders auch der kirchlichen Ortsgeschichte, uns antreiben zu opferwilligem Dank für die reichen Gnadensegnungen, die uns in unserer evangelischen Kirche geschenkt sind.
2. Grade gegenüber den auflösenden und zerreibenden Mächten der Gegenwart ist es überaus nötig, das kirchliche Gemeindebewusstsein zu wecken und zu vertiefen. Dass so viele unserer Gemeindeglieder sich an dem kirchlichen Gemeindeleben so wenig beteiligen, liegt nicht bloss daran, dass sie dem Glauben ihrer Kirche entfremdet sind, sondern auch daran, dass sie von der freud- und leidvollen Geschichte ihrer Kirche kaum eine Ahnung haben. Denn die einzelnen Äusserungen des kirchlichen Gemeindelebens werden uns erst dann innere Teilnahme abgewinnen, wenn wir die in ihnen wirkenden Kräfte, sowie ihre gliedliche Einfügung in das Leben der Einzelgemeinde, wie der Gesamtkirche recht verstehen, d. h. wenn wir ihre Geschichte verstehen.
3. Auch manche gute, altkirchliche Sitte und Ordnung, deren Wegfall wir im Interesse des kirchlichen Gemeindelebens schmerzlich bedauern, wäre nicht abhanden gekommen, wenn die zur Aufrechterhaltung derselben berufenen Autoritäten von vornherein ein besseres, geschichtlich vermitteltes Verständnis gehabt hätten.
4. Jemehr zumal in unseren ländlichen Gemeinden die Kenntnis der Ortsgeschichte gepflegt wird, um so mehr zeigt sich bei ihnen ein gesunder kirchlicher Sinn, der an dem Altüberlieferten mit Verständnis festhält und gegenüber den Einwirkungen der modernen Wirtschaftsentwicklung den Gemeindegliedern die heimatliche Scholle lieb und wert macht.
5. Das Verständnis für Heimatkunde und kirchliche Ortsgeschichte ist in erfreulichem Wachsen begriffen. Es kommt darauf an, dass wir diesen geschichtlichen Sinn für unsere kirchliche Gemeindegarbeit in geeigneter Weise ausnützen.
6. Dies kann geschehen durch Mitteilungen in der Lokalpresse, durch Vorträge auf Familienabenden, durch Herausgabe grösserer oder kleinerer Ortschroniken, durch Zusammenstellung von Gemeindebüchern, durch volkstümlich abgefasste Einzelbilder aus der märkischen Kirchengeschichte.
7. Stoff für solche kirchliche Ortsgeschichten ist, trotzdem in Kriegs- und Friedenszeiten schon viel Urkundenmaterial verloren gegangen, doch



noch in reichem Masse vorhanden. Es muss nur gesucht und gesichtet werden. Vor allem gilt es, aus dem was von sachkundigen Forschern in grösseren wissenschaftlichen Werken und in vereinzelt Aufsätzen der verschiedensten Fachzeitschriften bereits veröffentlicht ist, das für die Geschichte der Einzelgemeinde brauchbare Material herauszuarbeiten und zu verwerten.

8. Zu dem Zweck empfiehlt es sich, vielleicht im Anschluss an die kirchliche Konferenz der Kurmark, eine „Gesellschaft für Märkische Kirchengeschichte“ ins Leben zu rufen, die es sich zur Aufgabe setzt:
  - a) in allen Gemeinden der Provinz Anregung zu geben zur Erforschung der kirchlichen Ortsgeschichte, damit womöglich für jede Gemeinde eine Art Gemeindebuch beschafft werde, in welchem alles aus Vergangenheit und Gegenwart geschichtlich Wissenswerte aufgezeichnet ist.
  - b) zur Veröffentlichung, Sammlung und Verarbeitung des bezüglichen Materials die Hand zu bieten, damit auf diese Weise allmählich die Bausteine zu einer Kirchengeschichte der Mark Brandenburg zusammengetragen werden.
9. Die Konferenz beauftragt eine von ihr gewählte Kommission, zur Begründung einer solchen Gesellschaft die nötigen Vorbereitungen zu treffen und gelegentlich der bevorstehenden Provinzialsynode eine konstituierende Versammlung einzuberufen.

Die auf einer Konferenz (vgl. Nr. 9) angenommenen Leitsätze führten weiter zu dem nachfolgenden Aufruf.

Im Zusammenhange mit dem gewaltigen Aufschwunge der wissenschaftlichen Geschichtsforschung sowie des geschichtlichen Sinnes überhaupt ist auch ein liebevolles Verständnis für die provinzielle Kirchengeschichte, für die kirchliche Ortsgeschichte unter uns erwacht.

Beauftragt zunächst durch die Konferenz der Kurmärkischen Ephoren, weiterhin durch die diesjährige Versammlung der „Kurmärkischen kirchlichen Konferenz“ sind daher die Unterzeichneten zu einer Vorberatung zusammengetreten, um für die Gründung eines

„Vereins für Brandenburgische Kirchengeschichte“  
die geeigneten Kräfte und Persönlichkeiten zu sammeln.

Noch fehlt es unserer Provinz an einer wissenschaftlich genügenden Gesamtdarstellung ihrer kirchlichen Vergangenheit. Neben einzelnen bereits bearbeiteten Partien, wertvollen Chroniken von Stadt- und Landgemeinden harren andere Teile noch völlig der Erschliessung oder der Ergänzung nach der kirchlichen Seite hin. Staatliche und provinzielle Archive, Visitationsabschiede, Rathaus-Registraturen, Kirchenbücher und Archive der Pfarren wie der Schlösser bergen noch ungehobene Schätze. „Nichts ziemt den Menschen mehr“, bemerkt einmal einer der Reformationsgehülfen, D. Paul Eber, „als die Altertümer seiner Heimat, die Sitten und Grosstaten seiner Vorfahren zu kennen“. Die liebevolle Versenkung in die kirchliche Vergangenheit wird auch zur Belebung des kirchlichen Sinnes in der Gegenwart das Ihrige beitragen. Andere Provinzen und Landeskirchen: Westfalen, Rheinland, Hannover, Württemberg, Schlesien, Königreich Sachsen sind uns



mit ähnlichen Vereinigungen bereits unter bedeutsamem Erfolge vorangegangen. Wissenschaftliche Geschichtsvereine verschiedener Art, namentlich in Berlin, haben Hervorragendes geleistet. Neben ihnen kann auch der geplante Verein seine Stelle finden und ein Sammelpunkt für kirchliche Geschichtsforschung unserer Heimatprovinz werden. Ein „Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte“ wird sich der Einzelarbeit, die in Tageszeitungen unbemerkt blieb oder im Manuskript unterging, als Organ darbieten, wird die sachkundigen Mitarbeiter, die schon jetzt allerwärts vorhanden sind, sammeln, das bekannte und unbekannt Material aufsuchen, sichten, ordnen, in die rechte Form giessen und nutzbar machen helfen auch grösseren Veröffentlichungen einen Leserkreis sichern.

Wir rechnen auf Teilnahme aus weiten Kreisen nicht nur der Geistlichen, sondern ebenso der Laien, Ältesten, Patrone, Freunde unserer Provinzialkirche, wenn wir alle, die sich für unser Unternehmen interessieren, behufs näherer Besprechung und Konstituierung eines „Vereins für Brandenburgische Kirchengeschichte“ auf Donnerstag, den 25. September 1902, vormittags 11 Uhr im Evangelischen Hospiz, Berlin, Behrenstrasse 29, ergebenst einladen.

Unterzeichnet wurde dieser Aufruf von den Nachgenannten:

Dr. v. Bethmann-Hollweg, Oberpräsident, Potsdam, Graf v. Bernstorff, Polizeipräsident, Potsdam. Lic. Dr. Böhmer, Pfarrer in Raben. D. Braun, Generalsuperintendent in Berlin. v. Cossel, Geh. Regierungs- u. Landrat, Jüterbog. D. Deutsch, Konsistorialrat u. Professor, Berlin. D. Faber, Generalsuperintendent u. Propst in Berlin. Feldhahn, Superintendent in Seelow. Graf Finck v. Finckenstein in Ziebingen. Friedel, Geh. Regierungsrat in Berlin. D. Harnack, Professor in Berlin. v. Heinz, Regierungs- und Landrat in Kyritz. Hennig, Superintendent in Friedeberg. Henning, Reichstags- und Landtagsabgeordneter in Berlin. D. Dr. Kahl, Geh. Regierungsrat u. Professor, Berlin. D. Kessler, Konsistorialrat u. Pfarrer, Berlin. Kritzinger, Konsistorialrat u. Hofprediger in Berlin. Kopp, Pfarrer in Kuhdorf. Lahusen, Pfarrer in Berlin. Lange, Bürgermeister in Rathenow. Lasson, Pastor in Berlin. Lehmann, Pfarrer in Hermersdorf. v. Mantuffel, Landesdirektor in Berlin. Metzenthin, Kommerzienrat in Brandenburg a. H. v. Moltke, Regierungspräsident in Potsdam. Much, Pfarrer, Löwenberg i. M. Parisius, Pfarrer, Grossbeeren. Passow, Pfarrer, Hohenfinow. Petri, Superintendent in Sorau. v. Puttkamer, Regierungspräsident in Frankfurt a. O. v. Rohr-Wahlen-Jürgass in Meyenburg. D. Scholz, Professor u. Pfarrer in Berlin. Schultze, Regierungs- u. Schulrat in Berlin. D. Seeberg, Professor in Berlin. D. Freiherr v. Soden, Professor und Pfarrer in Berlin. Standau, Pfarrer in Beutnitz. v. Tresckow, Landrat in Friedrichsfelde b. Berlin. Trinius, Geh. Regierungs- und Schulrat in Potsdam. Troschke, Vereinsgeistlicher in Berlin. Dr. Tschirch, Oberlehrer in Brandenburg. Völkel, Pfarrer in Gorgast. D. Weser, Pfarrer in Berlin. v. Winterfeldt, Landrat in Prenzlau. Zander, Pastor in Lenzen a. E.



Zu unserer Genugtuung können wir mitteilen, dass der Verein für Brandenburgische Kirchengeschichte an dem gedachten Tage begründet worden ist.

Es soll der Brandenburgia eine aufrichtige Freude sein, mit der neuen wissenschaftlichen Vereinigung gute Beziehungen zu unterhalten.

Herr Superintendent A. Niemann hat noch ein Orientierungsschriftchen verfasst, betitelt: Die Bedeutung der kirchlichen Ortsgeschichte zur Weckung und Vertiefung des kirchlichen Sinnes. (Berlin 1902. K. J. Müller, Evang. Buch- und Kunstverlag, C. Lützkendorf), das ich vorlege und Ihrer besonderen Beachtung nicht minder bestens empfehle.

XVI. Der Provinzial-Ausschuss für Innere Mission in der Provinz Brandenburg ist ebenfalls auf dem Gebiet brandenburgischer Geschichte und Heimatkunde soeben in Aktion getreten und hat folgende 4 Hefte zur Märkischen Kirchengeschichte herausgegeben.

1. Die Reformation in der Mark, von unserm Mitglied P. Lehmann, Hermersdorf.

2. Die Hugenotten in der Mark, von dem bewährten Forscher P. Coulon-Angermünde.

3. Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, die Bekennerin, von dem zu 1 genannten Verfasser und

4. Die Brüdergemeinde in der Mark. Von P. Schneider-Berlin.

Auch diesem volkstümlichen vaterländischen Unternehmen gilt unser heimatkundlicher Gruss.

#### D. Abbildungen.

Sie liegen wiederum recht ausgiebig vor.

XVII. Eine hübsche Ansichtspostkarte des neuen Märkischen Museums, Radierung in braunem Ton. Der Künstler giebt den stattlichen Gebäudekomplex bereits in seiner ihm leider zur Zeit noch fehlenden Vollendung.

XVIII. U. M. Herr Stadtbaumeister Broniatowski, welcher die Ausgrabungen auf der Baustelle des neuen Verwaltungsgebäudes zwischen der Kloster-, Parochial-, Jüden- und Stralauer-Strasse eifrigst überwacht und bereits wichtige, Ihnen später vorzulegende Funde daselbst gemacht hat, benutzte die Gelegenheit, um von der freiliegenden Baustelle aus die Parochialkirche aufzunehmen, was später nach Aufführung des Gebäudes unmöglich sein wird. Ich sage unserm geehrten Mitgliede für die wohlgelungene Aufnahme verbindlichen Dank.

XIX. Herr Heinrich Zimmermann in Spandau hat die vorliegende wohlgelungene Photographie der dortigen „Seufzerlinde“ eingesendet mit folgendem Bericht dazu.



### „Die Seufzerlinde in Spandau.“

In nächster Nähe der noch mit Wall und Graben umgebenen Stadt Spandau, und zwar zwischen dieser und der Seegfelder Vorstadt steht eine wundervoll gewachsene, wohl mehr denn 200 Jahre alte Linde einsam auf freiem Felde hart an einer noch heute ungepflasterten Strasse. Diese trägt im Volksmunde den Namen „Armer Sünderweg“; führte er doch von der Stadt aus in ca. 10 Minuten nach der Hochgerichtsstätte, auf welcher in früherer Zeit die Verbrecher am Galgen aufgeknüpft, im letzten Jahrhundert jedoch bis zum Jahre 1845 durch „Köpfen“ hingerichtet wurden. Die Hinrichtungsstätte, die auch jetzt noch den Namen Galgenberg trägt, befand sich auf einer Anhöhe. Sollte eine Hinrichtung stattfinden, so wurde tags zuvor ein ca. 3 m hohes Gerüst mit Plattform hergerichtet und auf diese der Richtblock, ein mit Halsausschnitt und Vorrichtung zum Anschnallen der Arme versehener Holzklotz gestellt. Die Hinrichtung fand öffentlich in der Frühe des Tages statt. Nach vielen Tausenden zählten die Zuschauer, die aus der Umgegend, besonders aus Berlin herbeizukommen pflegten. Schon am Tage vor der Hinrichtung strömte das Volk herbei, lagerte, soweit es Unterkunft in Spandau nicht gefunden, am Fusse des Galgenberges.

In Spandau entwickelte sich der reine Jahrmarktstrubel; die Strassen wurden selbst in der Nacht von Durchziehenden nicht leer; alles, alles zog eilig zu Fuss, Ross oder Wagen zur Richtstätte hinaus, um von einem möglichst günstigen Platze aus dem schauerlichen Schauspiel des Köpfens, das durch den Scharfrichter mit dem Beil erfolgte, zuschauen zu können.

Durch Kabinettsordre vom 24. April 1841 war bestimmt, dass in Spandau auch die zum Tode verurteilten Verbrecher Berlins und Potsdams hingerichtet wurden.

Die Verbrecher, welche im ehemaligen alten Potsdamer Thor, falls sie aus Berlin oder Potsdam nach hier kamen, untergebracht waren, wurden mittels des Schinderkarrens mit Tagesanbruch zur Richtstätte gefahren. Von jener Linde aus (die unser Bild zeigt) konnten die Missethäter die Stätte erblicken, auf der sie in wenigen Minuten ins Jenseits befördert werden sollten. Gewiss mag beim Anblick der grausigen Stätte manchem Verbrecher ein schwerer Seufzer entflohen sein, so wenigstens glaubte das Volk, und darum gab man der Linde den Namen, „Seufzerlinde“.

Dass jedoch auch Verbrecher leicht aus diesem Leben schieden, das beweist unter anderen ein gewisser Markendorf aus Berlin, der sich, als er auf den Klotz gelegt werden sollte, seines Halstuches entledigte und mit diesem dem Volke Abschiedsgrüsse zuwinkte.

Ein anderer Verbrecher, der Bürgermeister v. Storkow-Tschech, der am 26. Juli 1841 in Berlin auf den König Friedrich Wilhelm IV. einen Mordversuch machte und deshalb in Spandau am 14. Dezember desselben Jahres hingerichtet wurde, versuchte noch, schon unter den Händen der Gehilfen des Scharfrichters, an das Volk eine Ansprache zu richten. Trommelwirbel der um das Schafott aufgestellten Soldaten hinderten ihn jedoch daran.

Der Galgenberg ist in den siebziger Jahren abgetragen worden, die Seufzerlinde jedoch scheint berufen zu sein, nachwachsenden Geschlechtern



die Erinnerung an die alte Zeit wach zu halten. Der Magistrat beabsichtigt nämlich, die Seufzerlinde, da das sie umgebende, zur Zeit mit einer Lauben-Kolonie besetzte Terrain nach Schleifung der Wälle zur Bebauung gelangt, zu schützen und der Nachwelt zu erhalten.

XX. U. M. Herr Otto Heumann überreicht auch heut wieder eine reiche Spende selbst aufgenommenener Photographien.

Nr. 1 bis 4. Erinnerungen an die Wanderfahrt der Brandenburgia nach Frankfurt a. O., (Oderbrücke, Rathaus, Marienkirche innen und aussen).

Nr. 5 u. 6. Gipsbrüche von Sperenberg und die Mundtsche Gipsfabrik daselbst.

Nr. 7. Ehrenpforte für Kaiser Franz Josef am Tage des Einzugs am Pariser Platz 6. Mai 1900.

Nr. 8. Brandenburger Thor zu Berlin beim Einzug des Königs von Italien 28. August 1902.

Nr. 9. Der neue Rolandsbrunnen.

Nr. 10. Denkmal Kaiser Wilhelms I. in Gross-Lichterfelde.

Nr. 11 bis 16. Arbeiten am Teltow-Kanal (bei Teltow, Brücke bei Klein Machnow, Schleuse daselbst, Arbeiten bei Albrechts Teerofen, dgl. 2 Aufnahmen bei Kohlhasenbrück).

Ferner von der Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums am 26. v. M.

Die Schwedenschanze bei Forsthaus Liepnitz; grosses Hünengrab an der Chaussee Ützdorf—Arendsee, kleines Hünengrab ebendasselbst und alter Teerofen zwischen dem Bogensee und der Mönchsbrücke.

Desgl. 5 Ansichtspostkarten, gekauft in Fehrbellin bei der in Gegenwart unseres Kaisers vollzogenen Einweihung des Denkmals des Grossen Kurfürsten zu Fehrbellin.

Auch hierfür verbindlichsten Dank.

XXI. U. M. Herr Ingenieur Paltzow übersendet 3 Photographien, welche er bei der Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums in die hünengräberreiche Umgegend von Sarnow und Kemnitz bei Pritzwalk, Kreis Ostpriegnitz am 19. Okt. d. J. unternommen: 1. Hünengrab bei zwei malerischen Kiefern dicht am Dorf Sarnow; 2. die mittelalterliche Feldsteinkirche von Sarnow mit stattlichem Turme und 3. eine Ansicht des auf der Höhe der Feldmark bei Sarnow belegenen, aber zu Kemnitz gehörigen, von uns untersuchten eisenzeitlichen Hünengrabes.

XXII. U. M. Herr Dr. Reichhelm-Treuenbrietzen übersendet 2 Photographien von dort als Erinnerung an die Brandenburgia-Versammlung daselbst: 1. Versammlung der Teilnehmer auf dem Burg-



wall, dem gastlichen Heim unseres verehrten Mitgliedes Postrat a. D. Steinhardt und eine Ansichtspostkarte darstellend einer Germanengruppe von 5 Kriegern, lagernd auf einen grossen Geschiebeblock der Umgegend, an welchen in Runenschrift die Worte stehen „Heil Brandenburgia“ Das Gruppenbild ist für 60 Pf., die Ansichtskarte für 5 Pf. bei Herrn Dr. Reichhelm käuflich.

XXIII. U. M. Herr Wilhelm Pütz überreicht 1) 2 Bilder von Mohrin in der Neumark, Photographien und ein künstlerisch schön von ihm ausgeführtes Aquarell des altertümlichen Seethors daselbst. 2) Diluvial-Knochenfunde. In der Hardenbergstrasse zu Charlottenburg fand man, nach der „Tägl. Rundschau vom 29. Juli 1902“ bei Ausschachtungen für die Untergrundbahn den Schädel eines Auerochsen, welcher der geologischen Landesanstalt wie schon zuvor ein Stosszahn vom Mammut, übergeben wurde. Das Diluvium liegt in jener Gegend nahe unter der Strassenoberfläche.

Hierauf bezieht sich die Ihnen vorliegende Photographie eines Schädelbruchstücks von *Bos priscus*, dem Verwandten unseres Wisent, der nur noch in der Bialowiezer Pusta in Litthauen und im Kaukasus wildlebend vorkommt und von dem ein Trupp sich in unserm Zoologischen Garten befindet. Beim Bau der Untergrundbahn auf sekundärer (alluvialer) Lagerstätte gefunden, ferner der ca. 30 cm. lange Dornfortsatz eines Rückenwirbels vom Mammut an gleicher Stelle gefunden Beide Stücke im Museum der Kgl. Geologischen Landesanstalt Herr W. Pütz überreicht ferner eine schöne Photographie des Gerippes vom Mammut, welches 1806 am Lena-Fluss in Sibirien entdeckt wurde und zu St. Petersburg im Museum für Naturkunde aufgestellt ist.

Endlich 3. eine Photographie von dem Torell-Denkstein in Rüdersdorf, auf dem die Inschrift steht: „Torell. Schwed. Geolog.“ zu Ehren des grossen Forschers, dem wir die Feststellung der Glazialzeiten für Norddeutschland, speziell für das Rüdersdorfer Muschelkalkgebirge verdanken. Ich will noch hinzufügen, dass auf meine Anregung der Magistrat beschlossen hat, für die Fortsetzung der hiesigen Rüdersdorfer Strasse den Namen „Torell-Strasse“ vorzuschlagen, und dass dieser Name durch königlichen Erlass genehmigt worden ist.

XXII. Herr Kustos Buchholz: Vor anderthalb Jahren zeigte ich hier eine Reihe von Berliner Ansichten vor, die im Nachlass eines in den 1860er Jahren verstorbenen Photographen gefunden und vom Märk. Museum erworben waren. Es waren meistens Aufnahmen aus den letzten 1850er Jahren, die auch alle, bis auf ein Blatt, festgestellt werden konnten. Dies Blatt stellte ein Haus von 3 Stockwerken mit einem Vorgarten dar, der durch eine niedrige mit Bogen verzierte Mauer abgegrenzt war und vor dem einige Wagen (eine Droschke und ein langer Lastwagen) standen. Rechts vom Hause war Gebüsch, aus dem



ein Oderkahnmast herausragte. Da ich die Photographie auch vielen älteren Kennern von Berlin resultatlos gezeigt hatte, so schien die Feststellung schon fast unmöglich, bis mir jetzt ein Zufall zu Hilfe kam.

Vor einigen Tagen erhielt das Museum aus dem Nachlass des im Jahre 1866 verstorbenen, namentlich durch die Herstellung der Granitschale im Lustgarten und der Friedenssäule auf dem Bellealliance-Platz bekannten Baurats und Städtältesten Cantian eine Anzahl Bildwerke, unter denen ein Aquarell von circa 1840 das Haus Cantians auf der Museumsinsel, an der später „Cantianstrasse“ genannten Uferstrasse, darstellte und zwar ungefähr von der Stelle aus gesehen, wo die Burgstrasse und die Neue Friedrichsbrücke zusammenstossen. Man sieht rechts das aus Friedrichs II. Zeit herrührende grosse Manufakturgebäude, dahinter Monbijou und weiter auf dem rechten Spreeufer einige Privatbaulichkeiten, auf dem linken Spreeufer das Cantiansche Haus. Beim Anblick dieses Hauses und der mit Bogen verzierten Vorgartenmauer kam mir sogleich jene rätselhafte Photographie in Erinnerung und beim Vergleich ergab sich die Identität beider Häuser.

Wir haben somit Bilder jenes Teils der Museumsinsel aus der Zeit von 1840 und von 1858, die sonst nicht mehr existieren, auch nicht mehr rekonstruiert werden könnten, weil inzwischen dort eine vollständige Umwandlung stattgefunden hat. Zuerst bedingte der Bau der Nationalgalerie, der 1866 begann, die Beseitigung der Reste der ehemaligen kurfürstlichen Orangerie, die zuletzt von der Zollbehörde benutzt wurde; ebenso des Badehauses Cantianstrasse 1. Bald darauf wurde auch die ganze Cantianstrasse beseitigt und auf der Spitze der Museumsinsel erfolgte die Erbauung der Kunstausstellungsbaracken, die in neuester Zeit wieder dem Bau des Kaiser Friedrich-Museums weichen mussten. Dann, Ende der 1870er Jahre, verursachte der Bau der Stadtbahn weitere Veränderungen, und die Bildhauerschuppen, die dann noch zwischen Stadtbahn und National-Galerie standen, wurden der Erbauung des Pergamon-Museums geopfert.

Von grossem ortsgeschichtlichem Interesse ist ein aus demselben Nachlass herrührendes grosses Gemälde, das die Kupfergrabenseite der Museumsinsel in dem Augenblick darstellt, in dem die grosse, noch roh bearbeitete Granitschale nach Entladung aus dem Schiff mittels eines kolossalen Gerüsts in Gegenwart geladener Personen fortbewegt wird.

Herr Kustos Buchholz legt eine Festschrift der grossen Borsigwerke vor, die in Tegel am 21. Juni 1902 „zur Feier der 5000ten Lokomotive“ erschienen ist. Sie enthält nicht allein eine Übersicht über die Entwicklung der berühmten Fabrik von 1837 an, sondern auch die Biographien des Begründers August Borsig, seines Sohnes Albert Borsig und seiner Enkel, der jetzigen Besitzer, deren Portraits und eine grosse Zahl Abbildungen aus der Fabrik.



Die grosse auf den Tod von August Borsig 1854 geprägte Medaille, sowie ein Exemplar derjenigen, die an Arbeiter der Fabrik nach 25jähriger Dienstzeit verteilt wird, lasse ich zur Ansicht zirkulieren.

## Loewe als Hohenzollernsänger und seine Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV.

Von Dr. M. Runze.

Carl Loewe, geboren den 30. November 1796 in dem damals schon preussischen Städtchen Löbejün unweit Halle a. S., lebte von Jugend auf in der Begeisterung für König und Vaterland. Als zehnjähriger Knabe durchlebte er 1806 Schmach und Schmerz des Vaterlandes. Sein feiner musikalischer Sinn und sein vorzügliches Gehör, welches beides ihm von frühester Jugend zu eigen gehörte, erfasste mit Vorliebe die damals gesungenen vaterländischen Lieder; die Melodien zu zweien derselben sind uns nur durch Loewes gelegentliche Aufzeichnung erhalten geblieben:

„Friedrich, steig aus Deinem Grabe,  
„Rette Deine Nation,  
„Deine Ehre, Kron' und Habe  
„Aus der Hand Napoleon;“

und ein Trauerlied auf den Prinzen Louis Ferdinand:

„Klaget, Preussen, ach er ist gefallen!“

Eines Tages, es war im Oktober 1806, sah der Knabe Loewe, wie in seinem Heimatort alle Mann eilig auf den Kirchhof liefen und sich auf die Erde, auf die Grabhügel warfen, indem sie mit dem Ohre auf ein Geräusch horchten. Es war der Geschützdonner der Schlacht bei Jena, der auch in Löbejün deutlich zu vernehmen war. Loewe indess hatte nicht nötig gehabt, sein Ohr an das Grab zu halten; mit seinem ausgezeichneten Gehör vernahm er den Schlachtendonner durch die Luft.

Ein Trauergesang für Chor auf die Königin Luise:

„Trauert laut, Preussens Völker,  
„Klagt der Mutter Heimgang sehr etc.“

dürfte die erste patriotische Komposition Loewes gewesen sein. Leider ist dieses Jugendwerk (es ist in meinem Besitz) bisher nur in einzelnen Stimmen vorhanden.

Loewe war mit zehn Jahren nach Köthen und wenige Jahre darauf nach Halle gekommen, wo er des damals berühmten Professor Türk Musikunterricht genoss. Im Jahre 1812, als der Sturm der Er-



hebung durch die deutschen — und besonders die preussischen — Lande zu brausen begann, bemühte Loewe sich vergeblich angeworben zu werden; wegen seines damals noch schwächlichen Körperbaues wurde er zu seinem grössten Schmerz abgewiesen. Erst später, als er 1817 nach Absolvierung des Hallenser Gymnasiums dort Theologie und Philosophie studierte, trat er als Freiwilliger bei den Jägern ein und fühlte sich als preussischer Soldat. Den Mannschaften nützte er für den Dienst dadurch, dass er das Signalwesen musikalisch verbesserte und durch Unterlegen geflügelter Textworte, die er zu den Signalmelodien erfand, bewirkte, dass die Soldaten dieselben auch behalten konnten.

Die Freiheitskriege selbst waren inzwischen von ausserordentlichem Wert für ihn gewesen, und zwar nicht nur, weil durch sie sein treuer patriotischer Sinn gestählt wurde, sondern mit gespanntem Interesse hatte er auch persönlich an allen kriegerischen Vorgängen, die sich in seiner engeren Heimat vollzogen, teilgenommen. Halle ward bald von den Franzosen, bald zum Teil von Russen, dann von Blücher besetzt. Er bewunderte den berühmten Haudegen, wie er über die schlesische Armee die Parade abhielt und soll — wie wenigstens die Hinterbliebenen Loewes berichten — bei ähnlichem Vorgange auch den grossen Korseen gesehen haben; er hörte den Geschützdonner der Schlacht bei Leipzig und ward, als er die Tage darauf das Schlachtfeld durchstreifte, von beutelustigen Kosacken bis aufs Hemd ausgeplündert.

In etwas spätere Zeit fällt die Komposition einer patriotischen Festkantate, welche entweder die Vereinigung Rügens oder die Neuvorpommerns mit Preussen zum Gegenstande hat. Dieselbe atmet edelste Vaterlandsliebe und treueste Anhänglichkeit an das Hohenzollernthum.

Loewe hat drei Hohenzollernkönigen treu gedient. Schon König Friedrich Wilhelm III. nahm Anteil an seiner Persönlichkeit und seinem Künstlergange. Loewe widmete ihm sein grosses 1829 komponiertes Oratorium „Die Zerstörung von Jerusalem“; 1834 wurde Loewe dem Könige im Anschluss an die Aufführung seiner Oper „Die drei Wünsche“ vorgestellt, der sich sehr freundlich und anerkennend über dieses Werk äusserte.

Bekannt ist die besondere Vorliebe, die König Friedrich Wilhelm IV., sowohl als Kronprinz wie nachmals als König, für Loewe und seine Werke allzeit bewahrt hat.

Loewe hat die weitgehende Huld, die sein von ihm so hochverehrter König ihm dargebracht, stets mit tiefster Dankbarkeit gelohnt. Den Anfang zu diesen Beziehungen dürfte eine bisher unbekannt gebliebene Komposition gemacht haben, die Loewe seinem Herrn zu dessen Vermählungsfeier im Jahre 1823 widmete; es ist der Festhymnus „Heldentum und Liebe“ für grosses Orchester, Chor und Soli. Derselbe



befindet sich auf der königlichen Hausbibliothek im Schlosse allhier. Persönlich lernte der Kronprinz Loewe kennen im Jahre 1826 bei dem kunstsinnigen Bischof (damalige Bezeichnung für den Generalsuperintendenten) Ritschl in Stettin. Letzterer (Vater des berühmten Göttinger Theologen Albrecht R.) war auch im musikalischen Urteil eine Autorität. Loewe sang damals dem Kronprinzen mehrere Gesänge seiner Komposition vor, namentlich Gesänge nach Byronscher Dichtung. Der Prinz äusserte sich sehr günstig über seine Art der Auffassung.

Über die erneuerte Bekanntschaft im Jahre 1832 erzählt Loewe: „Der hohe Herr sagte mir viel Anerkennendes über mein Oratorium (Die Zerstörung von Jerusalem), dann leitete der Prinz das Gespräch auf alte Musik, und ich erkannte bald, wie bewandert er in der alten italienischen Musik sei. Er fragte nach meinen neuesten Kompositionen, und ich erzählte ihm von einer neuen eines geistlichen Liedes von Elisa von der Recke: „Christi Huld gegen Petrus“. Se. Königliche Hoheit bat mich, ihm dieses Lied in einer Abschrift einzusenden.“ Auch dies Lied befindet sich samt jenen anderen Loeweschen Werken, welche vordem im Musik-Salon König Friedrich Wilhelms IV. in Sanssouci waren, jetzt auf der Königlichen Hausbibliothek. Loewe hatte es bald darauf „Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Preussen, seinem gnädigsten Herrn und Statthalter“ überreicht. Kürzlich habe ich zu diesem tiefempfundenen und stimmungsvollen geistlichen Liede (As-dur; Larghetto) auch die erste Skizze aufgefunden.

Kronprinz Friedrich Wilhelm kam häufiger nach Stettin; besondere Anziehungskraft dürfte für ihn auch das ruhmreiche 2. Infanterie-Regiment geübt haben, dessen Chef er seit 1815 war, und das seit seinem Regierungsantritt zum „Königsregiment“ ernannt ward. Der Prinz besuchte bei solchen Gelegenheiten mit Vorliebe die Jakobikirche. Loewes Tochter Julie erzählt von einem solchen Besuche desselben — es dürfte Ende der zwanziger Jahre gewesen sein —, als auch Loewe zugleich in der Kirche anwesend war. Dem hier zwischen beiden geführten Gespräche soll Loewe die erste Anregung zur Schaffung der neuen Form des Oratoriums verdankt haben, wie solches mit den „Sieben Schläfern“ in die Musikliteratur von ihm eingeführt wurde. Notizen von einem alten Schüler Loewes aus jener Zeit bestätigen solche Begegnungen Loewes mit dem hohen Herrn noch in späteren Tagen: „Der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. besuchte stets die Jakobikirche, falls er an einem Sonntage in Stettin weilte. Einmal war ich Zeuge, wie des Königs Majestät, nur von seinem Adjutanten begleitet, unangemeldet vor dem Portal der Kirche vorgefahren kam und dieselbe betrat. Kurz zuvor war Loewe auch eingetreten. Den König begrüßend, erbot er sich natürlich sofort zu seinem Führer und öffnete ihm das Chor, welches die Majestät zu besuchen pflegte. Das darauf folgende



Spiel auf der schönen grossen Orgel wird mir nie aus dem Gedächtnis kommen.“

Loewe sang seinem Königlichen Gönner seine Balladen ausserordentlich gern vor. Er schreibt darüber: „Hier fand ich nicht allein volles Eingehen in meine Arbeit, sowohl im Text als in der Musik, sondern auch Aufmunterung zu neuem Streben und zu erweiterter Tätigkeit.“

Die Zuneigung des Kronprinzen zu dem genialen Balladensänger steigerte sich von Mal zu Mal. Im Jahre 1834 wurde am Kronprinzlichen Hofe Loewes grosse Ballade „des Bettlers Tochter“, deren Übersetzung aus dem Englischen des Percy vom Prinzen Carl von Mecklenburg herrührte, mit handelnden Personen aufgeführt; der Kronprinz liess Loewe als Zeichen seiner Wohlgeneigtheit eine goldene Medaille überreichen mit seinem Brustbilde auf der einen und der Inschrift auf der anderen Seite: „dem Musikdirektor Loewe.“

Ende Sommer des Jahres 1836 war der Kronprinz wiederum in Stettin und beehrte am 25. August die musikalische Abendgesellschaft des Bischof Ritschl mit seinem Besuch. Loewe, der zugegen war, erzählt u. a. „Der Kronprinz war sehr heiter und liebenswürdig. Er hat viel mit mir geplaudert.“ Nachdem mehrere Nummern vorgetragen waren, wählte der Kronprinz Loewes „Marienritter“ (aus op. 36), „den er sehr lobte, dann Mahadöh (aus op. 45) und die nächtliche Heerschau (op. 23), was ihm alles sehr gefiel. Bei der nächtlichen Heerschau schlug er Takt und meinte, der Marsch wäre ganz göttlich.“ Im Jahre 1837 beauftragte der Kronprinz Loewe durch den General von Pfuel mit der Komposition der spanischen Romanze „Zumalacarregui“.

Der Brief des Kronprinzen an Pfuel lautet:

„Hierein Taschenbuch und in demselben ein Lied auf Zumalacarreguij\*).  
„Ich mache Ihnen dies kostbare Geschenk aus Eigennutz bester Pfuel.

\*) Der bekannte spanische Freiheitskämpfer, † 15. Juni 1835 infolge einer Schusswunde bei Belagerung der Stadt Bilbao. Die Romanze beginnt:

Leon und Castilien waffnen,  
Aragonien, Catalonien  
Und Galizien und Asturien  
Hängen Kriegesfahnen aus.

Die letzte Strophe:

Hängt dem Tod das goldne Vlies um,  
Nennt, Marschälle, ihn Grossmarschall!  
Er zermalmt Euren Hammer,  
Zumalacarregui.

Tanz hielt höhrend Pampeluna?  
Recht, den Grauen freuts zu tanzen  
Auf des Löwen Grab: Schlaf, Löwe  
Zumalacarregui.



„Ich hoffe nämlich, das Lied wird Sie wüthend begeistern und Sie werden „Loewe begeistern und ihn dahin bringen, dass er es in fassliche Musik „setze, auf dass unser Kriegsvolk zuweilen vom baskischen Helden „singe. Schade ist, dass Sie uns hier nicht haben besuchen können. „Ich hätte Sie gern zu dieser nun schriftlich gegebenen Kommission in „eigner Person geheizt. Das Lied ist so aus einem Guss. Da darin „zuletzt die Esel auf des Löwen Grab tanzen, wär's schön, wenn unser „Loewe über jener Eseln Stall brüllte. — O Welch schlechter Witz!  
„Ach mir ist nicht witzig zu Mut. Des teuren Onkels Tod\*) und „die letzten Ehren, die wir ihm heut erwiesen, machen mich ganz „schwermütig. Wieder ein Mann von Geist und Willen weniger! Gott helf uns.

„Leben Sie wohl.

Friedrich Wilhelm.

„Dem Loewen meinen Gruss zuvor und meine Bitte dies schwung-  
haft zu komponieren.“

Loewe machte sich sofort an die Arbeit; dieselbe wurde bei erneuter Anwesenheit des Kronprinzen im Herbst 1837 in Stettin demselben von dem Sängerkhor der beiden pommerschen Grenadier-Regimenter No 2, (dessen Chef der Kronprinz war, nachmals „zum Königsregiment erhoben“) und No. 9 (heute das Regiment Colberg), vor dem Fenster seines Absteigequartiers im Ständehaus vorgetragen.

Unter dem 1. März 1838 schreibt Kronprinz Friedrich Wilhelm, dem Loewe inzwischen die sauber ausgeschriebene Romanze in verschiedensten Arrangements hatte überreichen lassen, folgenden eigenhändigen Brief:

„Heute finde ich Ihren Brief vom 15. Januar und erinnere mich zu „meinem Schrecken, dass ich Ihnen kein Wort des Dankes für „Zumala-  
„carraguy“ und für die Musiksendung gesagt habe. Ersteres Gedicht „haben Sie ganz Ihrer würdig, mein bester Loewe, in Musik gesetzt. „Haben Sie auch vielleicht die Soldatenkehlen anderweitig mehrstimmig „bedacht? Ich möchte es gern unter dieselben in Schwang bringen. „Unter Ihren horazischen Liedern entzückt mich ganz vorzüglich der „bandusische Quell.

„Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank für den neuen, schönen „Genuss, den ich Ihnen schuldig bin.

„Auf Wiedersehen.

Friedrich Wilhelm.“

Das Jahr 1837 dürfte schon vorher, etwa Mitte Juni, den Kronprinzen nach Stettin geführt haben. Wenigstens ist aus einem Briefe Loewes, den er unter dem 28. Juni 1837 an Wagenführ schreibt, solches zu schliessen. Loewe macht nämlich Mitteilung von seinem nachmals

\*) Gemeint ist Herzog Karl Friedrich August von Mecklenburg-Strelitz, dessen Todestag war der 21. Sept. 1837; demnach ist die Abfassungszeit des Briefes zu bestimmen.



so berühmt gewordenen „Fridericus Rex“ und schreibt: „Der Kronprinz hat es sich von den Soldaten und mir wiederholt vorsingen lassen und mir wiederholt Seinen höchsten Beifall zu erkennen gegeben“

Auch als König bewahrte Friedrich Wilhelm dem Stettiner Meister seine besondere Gönnerschaft. Hiervon legt u. a. folgender Brief des Königs\*) Zeugnis ab:

„Wie können Sie glauben, bester Loewe, dass ich den „Palestrina“ vorübergehen lasse, ohne ihn zu hören, wenn ich irgend kann. Haben Sie heut Abend nichts mit den Proben vor, oder wollen Sie nicht die Lind hören — nur in diesem Fall — frage ich Sie, ob Sie Uns heut Abend 8 Uhr hier in Ch. besuchen wollen und Uns vielleicht Neues von Ihren Kompositionen mitbringen. Lassen Sie mir nur mündlich durch den Boten Antwort geben.  
Friedrich Wilhelm.

„Charlottenburg, den 16. Dez. 1845.“

Wie L. Giesebrecht, Loewes dichterischer Freund, mitteilt, hatte sich der König über dieses Oratorium, das er schon vordem in Stettin gehört, sehr günstig geäußert, und in demselben einen bedeutenden Fortschritt gegen die sieben Schläfer gefunden.

Loewe erzählt später: „Nachdem er den Thron bestiegen hatte, beehrte Friedrich Wilhelm IV. auch das Haus des jetzigen Feldmarschall von Wrangel, der damals der kommandierende General in Stettin war, sowie die Salons des Oberpräsidenten von Bonin mit seiner Gegenwart. In diesen Häusern hatte ich Gelegenheit, dem kunstsinnigen Fürsten und selten liebenswürdigen Mann meine Balladen vorzutragen.

Er gewann diese bald so lieb, dass er mich oft an seinen Hof befahl. Einmal musste ich acht Tage hindurch in Potsdam bleiben und des Abends vor ihm singen.\*\*)

Er hat mir seine Huld und Gnade auch als König bewahrt, und viele Jahre hindurch liess er sich meine neuen Kompositionen vortragen.

\*) Loewe schrieb u. d. 16. Dez. 1845 von Berlin an den König: „Euere Majestät haben bei meiner letzten Anwesenheit in Potsdam mir die Aufmunterung geschenkt, mich zu veranlassen, mein Oratorium „Palestrina“ in der Singakademie hierselbst zur Aufführung zu bringen“ und ladet Seine Majestät ein, der Aufführung beizuwohnen. Der König wandte das Blatt von Loewes Brief und schrieb, wie oben. Beide Briefe sind in meinem Besitz.

\*\*\*) Rauch schreibt u. d. 31. Januar 1848: „Abends bei Ihren Majestäten, wo der Musikdir. Loewe seine schöne Komposition „Das Gebet des Propheten“ gesungen, Lieut. v. T. seinen Fischer von Goethe, Kaiser Heinrich etc. aufm Klavier begleitend vortrug. Diese an so ruhigem Orte in allen Theilen vortrefflich accentuirten Musikstücke, vom Meister selbst vorgetragen, war ein Genuss, der mir selten gewährt ist. Der König zeichnete mir die Aufgabe einer Gruppe „Moses im Gebet“ zur Skizzirung auf.“ So entstand auf Grund des (verschollenen) Loeweschen „Gebet des Propheten“ Rauchs berühmte Moses-Gruppe.



Konnte es wohl anders sein, als dass ich ihm mit ganzer Seele anhänglich und ergeben war?

Während ich vor ihm sang, pflegte er ganz nahe am Flügel rechts von mir seinen Platz zu nehmen, und zwar so, dass er mir voll ins Gesicht sehen konnte. Das sicherste Wohlgefallen fanden bei ihm stets meine historischen Balladen. Ganz besonders liebte er die vier Balladen über Carl V.<sup>\*)</sup> und die Nummern aus dem „letzten Ritter“ von Anastasius Grün.<sup>\*\*)</sup> Mit meinem „salvum fac regem“ liess sich Se. Majestät gern an seinem Geburtstage, den 15. Oktober, durch den Dom-Chor wecken.

Hatte ich eine Ballade vor ihm gesungen, so pflegte der König mit der grössten Bestimmtheit zu sagen: „Dieser Stoff ist wahr“, oder „der Stoff ist hübsch, aber er ist erdichtet.“ — „Durch das künstlerische Interesse und das persönliche Wohlwollen eines so hochbegabten Königs beehrt zu werden“ — so urteilt Loewe am Abend seines eigenen Lebens — „muss für jeden Künstler eine anregende Bedeutung haben, ihn zu frohem Schaffen und glücklichem Streben ermuntern. Und wahrlich, diese königliche Gnade leuchtet noch heute wie ein heller Stern in die Welt meiner Erinnerungen hinein, wie in meine nun stiller gewordene Zelle.

Und mit wie klarem ungetrübtem Blicke, mit wie sicherem Urteil, mit welcher Fülle von Wissen und gereifter Anschauung urteilte Friedrich Wilhelm IV. über alles, was irgend einem Gebiete der Kunst angehörte. Mit welcher bewundernden Verehrung hörte man ihm zu, wenn er über solche Dinge sprach.

Mit wie tiefer Rührung habe ich, noch lange nach seinem Tode, Arbeiten von mir auf demselben Flügel in Sanssouci liegen sehen, an dem ich früher so oft das Glück gehabt hatte, ihm meine Balladen vorzutragen zu dürfen.“

Auch in den fünfziger Jahren musste Loewe dem geliebten Könige noch häufig seine Balladen vorsingen. So berichtet Loewe unter dem 13. August 1853: „Um 8 Uhr hatte ich die Gnade, den König zu erwarten.<sup>\*\*\*)</sup> Seine Majestät fragten in Ihrer leutseligen Fürsorge als Wirt: „Haben Sie denn auch eine Tasse Thee bekommen, lieber Loewe, wir haben schon auf dem Schiff getrunken.“ Ich sagte, mich verneigend, das ich alles hätte, was ich mir nur wünschen könnte.

\*) „Kaiser Karl V.“ Vier historische Balladen: Das Wiegenfest zu Gent (Anastasius Grün), Karl V. in Wittenberg (Hohlfeld), der Pilgrim vor St. Just (Gr. v. Platen), die Leiche zu St. Just (Anast. Grün). Op. 124.

\*\*\*) Max in Augsburg; Max und Dürer; Max' Abschied von Augsburg. Op. 124.

\*\*\*) Nämlich in Putbus. Loewe war dorthin vom Könige befohlen.



„Otto“\*), mit dem begann ich, machte einen tiefen Eindruck. Ich war noch besser bei Stimme, als am Abende vorher, Höhe und Tiefe war gleich willig, dass ich öfter moderierte. Der Saal, ein oblonges Viereck mit drei Fenstern, gewährte einen herrlichen Klang, weil er keine Decken hatte. Nach „Otto“ kam „Meister Oluf“\*\*) und „das Wiegenfest zu Gent.“ Dann befahlen Se. Majestät die Tafel; das Gespräch lenkte sich auf Palestrina. Nach der Abendtafel: „Der Feldherr“ (NB. von Bonaparte in Kairo handelnd, Dichtung von O. Gruppe), wobei Se. Majestät bemerkten, dass nicht ein wahres Wort an der Erzählung des Dichters wäre, Er wüsste ganz gewiss, dass Bonaparte nicht in die Hospitale der Pestkranken gegangen wäre. Es gäbe auch ein schönes Bild über die Sache von einem französischen Maler — —, auch der habe gesagt, dass alle Nachforschungen über diese Erzählungen vergebens gewesen wären. Se. Majestät lobten meine Musik, weil sie den französischen Geist und Charakter so treu abspiele! Der „Landgraf Ludewig der Heilige“\*\*\*) machte ungemeinen Effekt; auch die Herren der Umgebung konnten ihr Wohlgefallen nicht unterdrücken, — ein ehrerbietiges Rauschen deutete dieses an. Der König las sich den Text wiederholt über, fragte ob es der Berliner Gruppe wäre, der ihn gemacht. Die Ballade ist auch hübsch, — so kurz und drastisch; ich singe sie sehr gern und habe immer meine Freude daran gehabt. Den Schluss machte der „Papagei“†), ein drolliges Gewächs, was wenigstens erheiterte. Se. Majestät gaben mir beim Abschied Ihre Hand, auf die ich mich ehrerbietigst neigte.“

Mit besonderer Vorliebe liess sich der König in späteren Jahren die Balladen vom Kaiser Max von Loewe vortragen††), so noch im Jahre 1855, am 3. Juni, und in Stargard am 31. August 1856. Auch Ihre Majestät, die Königin Elisabeth pflegte den Balladenvorträgen des Stettiner Barden ganz besondere Aufmerksamkeit dabei zu leihen. Ueberhaupt hatte die Königin von jeher innigen Anteil an Loewe's Kompositionen genossen. Schon im Jahre 1832 nahm die hohe Frau die Widmung seiner in der Zeit von 1821 bis 1832 komponierten, zum

\*) „Kaiser Ottos Weihnachtsfeier.“ Dichtung von dem früheren Kultusminister v. Mühler. Op. 121 Nr. 1. Wie aus Loewes mündlicher Erzählung bekannt ist, wünschte der König, Loewe möge Chöre zu dieser Ballade setzen.

\*\*) „Meister Oluf der Schmied auf Helgoland“ oder „Odins Meeresritt“ Op. 118, Dichtung von Aloys Schreiber, eine der genialsten Kompositionen des Meisters (führte ursprünglich den Titel: „Der schnelle Reiter).“

\*\*\*) Op. 67 Nr. 3, beide Gedichte von Gruppe.

†) Humoristische Ballade „Das war die Schlacht von Waterloo“ (Rückert) Op. 111.

††) Frau Julie von Bothwell, Loewe's älteste Tochter, hat vor Jahren ein anmutiges, auf Wahrheit beruhendes, Lebensbild über ihres Vaters Vorträge der Max-Balladen vor dem Könige geschrieben. — Übrigens waren auch die anderen historischen Balladen, wie die „Glocken zu Speier“ und vor allem „Herr Heinrich“ beim Könige ausserordentlich beliebt.



Teil ganz köstlichen, „Geistlichen Gesänge“ (op. 22, 2 Hefte) huldvollst entgegen. Und noch im Jahre 1862 gewährte sie dem Meister auf seinen Wunsch, dass er einige Gebete aus dem Gebetbuche des hochseligen Gemahls komponieren durfte; nach baldiger Uebersendung derselben empfing Loewe von der hohen Frau ein herzlich gehaltenes Schreiben voller Wertschätzung und Wohlwollens.

Der persönlichen Anregung König Friedrich Wilhelms IV. ist die Entstehung einer ganzen Reihe Loewescher Kompositionen zu verdanken, — so vor allem die grossartige, ebenso tief wie prächtig gehaltene, dabei im edelsten Balladenstil einherfliessende alte Maurenballade „Der Sturm von Alhama“, op. 54; sodann die Kantate „Die Hochzeit der Thetis“ und das Oratorium „Polus von Atella“.

Übrigens wahrte Loewe seinem königlichen Herrn und Gönner gegenüber seine Selbständigkeit. Eine Aufforderung ganz an den königlichen Hof überzusiedeln, um in der Nähe des Königs zu bleiben, schlug er aus. Er wollte doch lieber in Stettin im Schweisse seines Angesichts sein Brot verdienen, um — nebenher Balladen zu komponieren. Er fürchtete, in Berlin und am Hofe lebend, würde seine Originalität beeinträchtigt werden. „Dann kann ich ja gar keine Balladen mehr komponieren“ äusserte er einmal mit Bezug hierauf. Auch erzählte er, bestimmend für seine Ablehnung des königlichen Wunsches sei ein Traum gewesen, den er gehabt. Ihm sei nämlich der alte Fritz erschienen, habe ihn vorwurfsvoll angesehen und zu ihm gesagt: „Er Narr! Er isst Herrenbrot und will Gnadenbrot!“

Dieselbe Liebe und Treue übertrug Loewe später auch auf den grossen Bruder des kunstliebenden Königs, unsern gefeierten König und Helden Wilhelm I. Und auch der grosse König blieb in gleicher Weise wie sein edler Bruder Loewe zugethan.

Die Hohenzollernballaden und -Gesänge Loewes hatte ich im Jahre 1898 bei Breitkopf & Haertel in dem Loewe-Hohenzollern-Album herausgegeben, und zwar in Band I deren 19 für Männerchor, in Band II deren 10 für 1 Singstimme mit Klavierbegleitung. Inzwischen ward mir Gelegenheit, eine ganze Anzahl der interessantesten Hohenzollerngesänge neu aufzufinden, die noch nie gedruckt gewesen, ja von deren Existenz niemand bisher eine Ahnung gehabt; dieselben sind dem Bande II einverleibt. Die so entstehende zweite Ausgabe dieses Werkes bildet zugleich den V. Band der von mir besorgten Loeweschen Gesamtausgabe in XVII Bänden bei Breitkopf & Härtel und erschien November 1899.

Die erste Ballade, welche Loewe im Hinblick auf Hohenzollern schrieb und veröffentlichte, behandelt eine Denkmalsage vom grossen „Kurfürsten und der Spreejungfrau“, die indes nicht Lokalsage ist oder dazu geworden ist, sondern vom Dichter Friedrich von Kurowski-Eichen frei



erfunden zu sein scheint. Vgl. hierüber den Artikel „Die Spreenorne“ im „Bär“ vom 15. Februar 1896 S. 75 und 76 von unserem hochverehrten Herrn Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Ernst Friedel, an den ich mich aus Unkenntnis über diese angebliche Berliner Sage seiner Zeit gewandt hatte (vergl. auch A. Nico. Harzen-Müller: „Centralblatt für Chorgesang“ XIII No. 1, S. 5). Der Text steht in F. v. Kurowski's sämtl. Werken 3, 541 (Erfurt u. Gotha 1831), muss also wohl vorher dem Komponisten aus einem Almanach bekannt geworden sein.

Die Spreenymphe (Norne ist eine missbräuchliche Anwendung des skandinavischen Ausdrucks) zürnt, dass Friedrich I. durch Andreas Schlüter ein Königsschloss erbauen und den Wohnsitz seiner Ahnen, das Kurfürstenschloss, niederreißen lässt. Bei Nacht, als viele Riesen dies Werk ausführen wollen, ruft sie den Kurfürsten Friedrich Wilhelm aus seiner Gruft zum Schutze seiner Wohnstätte auf. Er erscheint als eherner Reiter auf ehernem Ross, die Riesen halten erschreckt in ihrer Arbeit inne. Wie der Dichter in einer Fortsetzung seines Gedichtes, betitelt: „Das Standbild des grossen Kurfürsten in Berlin“ (Werke 3, 243) schildert, ermannen sich die Riesen wieder und bauen statt der Wasserseite des Schlosses Brücken, Dom und säulengetragene Zinnen (das Alte Museum) neben dem Strombette auf. Die Nymphe ergreift vier von ihnen und wirft sie gefesselt vor dem Kurfürsten hin, lockt aber diesen vergeblich, mit ihr stromaufwärts zu reiten. Eine phantastische Ausdeutung der Entstehung des Schlüter'schen Erzbildes vom Grossen Kurfürsten.

Der Dichter Friedrich Carl Anton Bernhard v. Kurowski war 1780 auf dem Rittergute Eichen im Wehlauer Kreise geboren, studierte seit 1797 in Königsberg die Rechte, ward später russischer Offizier, dann Kommissar bei der Gewehrfabrik zu Kloster Saarn und starb am 16. Juni 1853 im Forsthause Magdeburgforst bei Ziesar bei seinem Freunde, dem Oberförster v. Leblank.

Loewe komponierte diese Ballade im Jahre 1826; sie erschien im selben Jahre. Sie trägt die Spuren echten Balladenstyls und echter Balladenkunst; die Originalität der Erfindung, die Kühnheit des Ausdrucks ist an einzelnen Stellen wie dem „Bau der Riesen“, dem Bruch des gepflasterten Dammes, dem Fortgeleiten des gepanzert zu Ross dem Grabgewölbe entstiegene Kurfürsten zur langen Brücke durch die Spreenjungfrau unverkennbar. Schon ein Jahr vorher, also 1825, hatte Loewe eine Ballade desselben Dichters „Die preussische Kriegerin“ komponiert, die indes bisher nie erschienen war, von deren Vorhandensein auch niemand eine Kunde hatte. Ich habe dieselbe in Loewes Originalhandschrift, auf 2 losen Notenblättern, vor drei Jahren aufgefunden. Sie trug keine Überschrift; ich gab ihr, da ich dieselbe für Band V der Loewe-Gesamt-



Ausgabe sogleich in Druck gab und der Dichter — also auch dessen Überschrift — noch nicht ermittelt war — den Titel „Die Heldenbraut.“

Die historische Grundlage der Ballade ist vermutlich der Heldentod der Potsdamer Unteroffizierstochter Eleonore Prochaska, die unter dem Namen August Renz unerkant in die Lützowsche Freischar eintrat und am 16. September 1813 im Gefecht an der Göhrde, während sie beim Sturm auf eine von den Franzosen besetzte Anhöhe die Trommel schlug, tödlich verwundet ward. Sie starb am 5. Oktober 1813 zu Dannenberg. (Vergl. Friedr. Förster, Preussens Helden 527, 865 (1889). Auch Rückert (Poetische Werke 1, 210) besang das Ende der Heldin. Weniger zutreffen möchte der Inhalt unserer Dichtung auf Johanna Stegen, ein Mädchen aus Lüneburg, das den Tirailleuren und Jägern des 2. Infanterie-Regimentes im Gefecht bei Lüneburg am 2. April 1813, als sie sich verschossen hatten und der Munitionswagen wegen des feindlichen Geschützfeuers in bedeutender Entfernung rückwärts aufgestellt werden musste, die Patronen in der Schürze zutrug, — da von deren Heldentod nichts berichtet wird (vergl. Geschichte des Königlich Preussischen 2. Infanterie-(Königs-)Regiments von A. von Mach, 1843 S. 223); dagegen könnte hier auch an Ilse Hornbostel aus Oldendorf, Kr. Celle, gedacht werden, die, bei der 2. Komp. des Bremisch-Hanseatischen Inf.-Rgts. eingetreten, ihrem Bräutigam im Kampf zur Seite eilte (vergl. Beilage 192 der Hamburger Nachrichten vom 17. August 1899).

Aus der Mitte der dreissiger Jahre stammt Loewes „Preussenlied“ (siehe Band V der Loewe-Ges.-Ausg. Nr. 11). Es beginnt mit dem Kebrreim, der nach jeder Strophe wiederkehrt:

Man geht aus Nacht in Sonne,  
Man geht aus Graus in Wonne,  
Aus Tod in Leben ein; —

und giebt eine geschichtliche Entwicklung vom „Brandenburger- und Preussenland“, das „unter der Zeiten Webegewand“ sah „Licht blühen aus Dunkel durch Gottes Hand“ — vom Grossen Kurfürsten bis auf Friedrich Wilhelm III. Der Dichter ist unbekannt. Der Text, etwas unbeholfen, entbehrt nicht gut volkstümlicher Stellen und zeigt sich von religiösem Ernst und echter Vaterlandsliebe wohlthuend durchzogen. Loewe weiss mit seiner Musik das Geschichtlich-Erzählende, das begeistert Patriotische, das hymnenartig Glaubensmutige zu wohlgelungener Einheitlichkeit zu verschmelzen.

1837 komponierte Loewe seinen weltberühmt gewordenen „Fredericus Rex unser König und Herr“, über dessen Entstehungsgeschichte und Schicksale, poetische und musikalische Eigentümlichkeiten uns ein besonderer Vortragsabend unterhalten könnte.

Für diesmal sei unsere Aufmerksamkeit noch auf ein besonders



beachtenswertes Hohenzollernlied von Loewe gerichtet: Das preussische Marineliel!

Loewe, der gerade in der musikalischen Ausgestaltung von See-  
stücken so Hervorragendes geleistet hat, wendete schon im Jahre 1848,  
als die Gründung einer „Deutschen Flotte“ in lebhaftere Anregung ge-  
bracht war, dieser Frage sein besonderes Interesse zu. So war damals  
sein Volkslied: „Deutsche Flotte“ entstanden, zu welcher Komposition  
der Umstand Anlass gegeben hatte, dass der preussische Kriegsdampfer  
„Preussischer Adler“ von der dänischen Flotte, die den Hafen von  
Swinemünde blockiert hatte, am Auslaufen verhindert war und bei  
Grabow a. O. untätig liegen bleiben musste (siehe Loewe Gesamt-Ausg.  
Band V Nr. 12). Acht Jahre später fesselte ihn ein anderer Vorwurf.

Was der deutschen Flotte damals nicht gelungen war, hatte zum  
Teil inzwischen die Preussische Flotte erreicht; ihr Adler hatte seine  
Schwingen zu rühren vermocht und sich z. B. im Kampf gegen die ma-  
rokkanischen Piraten nicht unrühmlich bewährt. Jedenfalls haben unsere  
braven Jungen von der „Danzig“ unter Führung ihres schneidigen  
Kommandanten, des Prinzen Adalbert von Preussen, in dem Ge-  
fecht bei Tres forcas am 7. August 1856 sich wacker geschlagen.  
Bekanntlich wurde der heldenmütige Prinz in diesem Gefechte selbst  
verwundet, sein tapferer Adjutant Arthur von Bothwell trug den  
Verwundeten mit eigener Lebensgefahr von den Klippen herab und  
brachte ihn auf die „Danzig“ zurück. Jener kühne preussische Marine-  
offizier lebt noch und ist — Loewes Schwiegersohn. Auf unsern „Prinz  
Admiral“ aber hat Loewe nicht lange nach jenen Tagen ein schneidiges  
Hohenzollernlied komponiert, welches jenes Gefechts bei Tres forcas  
Erwähnung thut, es ist das „preussische Marineliel!“

Loewe hat zwei umfangreiche Skizzenbücher hinterlassen, in welchen  
sich die Entwürfe zu zahllosen Kompositionen, aber auch Brief-Entwürfe  
vorfinden. In einem derselben fand sich ein Brief-Entwurf an den  
Prinzen Adalbert, worin auf ein von Loewe verfasstes Marineliel hin-  
gewiesen wird; doch fehlte weiterhin jeder Anhalt. Dieser Entwurf  
lautet:

„Durchlautigster Prinz!

Höchstgebietender Herr General und Chef!

Gnädigster Herr!

Ew. Königliche Hoheit wagt der unterthänigst gezeichnete ein Marine-  
Lied durch seinen Herrn Schwiegersohn, den Marine-Lieutenant von  
Bothwell, zu Füßen zu legen, welches, von Carl Randow gedichtet, mir  
eine würdige Aufgabe für die Komposition erschien. Es würde mein  
schönster Lohn und meine ehrenvollste Empfehlung sein, wenn Ew. Kö-  
nigliche Hoheit die Dedikation desselben zu genehmigen geruhen. Denn  
der erhabene Name Ew. Königlichen Hoheit wird in der Preussischen



Geschichte für die spätesten Zeiten von der grössten Wichtigkeit sein, da Höchstdieselben unter den Auspicien unseres Allergnädigsten Königs und Herrn für die Gründung einer Marine sich ein unsterbliches Verdienst längst erworben haben. Solch eine Grösse und Höhe durch eine Melodie zu verherrlichen, die, einfach, auch im Munde der Matrosen gesungen werden könnte, war mein innigstes Bestreben. Wenn ich mit meinem besten Willen hinter einer so grossen Aufgabe zurückgeblieben sein sollte, so bitte ich im Voraus Ew. Königliche Hoheit ganz aufrichtig und demütig um Verzeihung.“

Von der Komposition war indes keine Spur aufzufinden. Da, durch Zufall, fiel mir ein vergilbtes Blatt aus Loewes Nachlass in die Hände, auf dem die Skizze einer Arie befindlich.

Die Kehrseite enthält oben Noten ohne Text; in der Mitte die Skizze eines Volksliedes, unten kreuz und quer Reste oder Anfänge eines Gedichtes durchstrichen und durchgeschrieben. Letzteres erwies sich als auf die preussische Marine bezüglich. Die wenigen Zeilen, die darin metrisch abgerundet, regten mich an, dieselben unter die Noten zu legen, welche die obere Hälfte des Blattes füllten. Es wollte nicht gehen. Die Gepflogenheit Loewes bei seinem Entwurf am Kopfende den Schluss niederzuschreiben, und in der Mitte den Anfang seiner Komposition, machte mich findiger. Auf den Mittelsatz der Noten passten jene Dichtungsverse nach Form und Inhalt in überraschender Weise. Die Noten eben bildeten ganz unverkennbar den mehrgliedrigen Kehrreim!

Ob eine fertige Dichtung von jenem Randow vorgelegen hat, scheint mir jetzt zweifelhaft; ich glaube jetzt, dass Loewe das Gedicht selbst verfasste und mit ihm nicht ganz ins Reine kam. Aus seinen Anfängen, die sich in wirrem Durcheinanderschreiben darbieten, habe ich versucht ein Ganzes zu formen. So habe ich dieses in der Melodie schwunghafte „preussische Marineliied“ hergestellt. Mein verehrter Mitarbeiter an der grossen Loewe-Ausgabe bei Breitkopf und Härtel Herr Fritz H. Schneider hat die vorzüglich gelungene Begleitung dazu gesetzt, mein Schwager Gesko de Grahl mit einer genial entworfenen Titel-Umrahmung geschmückt, und das Lied ist so nach 43 Jahren in alle Welt gegangen. Es ist sodann als Nr. 13 aufgenommen in Band V meiner Loewe-Gesamt-Ausgabe. Nachweislich war es früher nie erschienen und auch dem Prinzen Adalbert nie überreicht worden. S. M. der Kaiser hat es nun neuerdings entgegenzunehmen geruht und der Königlichen Hausbibliothek einverleibt.

Bedeutsam ist der wahrhaft prophetische Geist, mit dem Loewe mit Bezug auf Deutschlands dereinstige Grösse und seinen dieserhalb zu erfüllenden kolonialen Beruf in die Zukunft schaut:



Ihr deutschen Länder alle,  
Folgt unserm Ruf und Schalle,  
Eröffnet Euch die Welt!  
Ein Ritter ohne Tadel  
Vom echten preussischen Adel  
Die deutsche Waage hält.  
Jungens spannt die Segel auf  
Und lasst die Flagge wehn  
Ho, hi, ho! Ho, hi, ho!  
Es leb' der Admiral,  
Es lebe unser Prinz  
Unser Prinz-Admiral!

Die schofen Riffpiraten,  
Die mähten preussische Saaten,  
Die sie doch nicht gesät.  
Da kam der edle Ritter  
Wie Meeresungewitter;  
Vom Riff die Flagge weht.  
Jungens etc.

Das Schwert liess schneidig blinken  
Auf seines Königs Winken  
Des Hohenzollern Hand.  
Er rief die preussische Flagge  
Herauf auf mächtige Stäbe\*)  
Auf, deutsches Vaterland,  
Geh' mit uns Hand in Hand!  
Jungens etc.

Die drei ersten und die beiden letzten Zeilen des Gedichtes sind wörtlich so von Loewe überliefert.

Zu praktischem heutigen Gebrauch habe ich nochmals, auf Wunsch der Herren Verleger, das Lied umgearbeitet; so ist es erschienen in der vortrefflichen Sammlung: „Flottenlieder mit leichter Klavierbegleitung“ bearbeitet von F. H. Schneider, Leipzig, Breitkopf & Härtel, und lautet in der Überschrift: Unser Prinz-Admiral, und in der zweiten Strophe:

An fernen deutschen Küsten,  
Wenn Feinde drohn mit Listen,  
Dass euren Mann ihr steht!  
Mit ehrner Faust es geht! etc.

Ich erlaube mir nun, der Brandenburgia 1 Exemplar der Einzelausgabe dieses Marineliedes für das Archiv derselben zu überreichen

\*) Vorderste Raa.



und lasse ebenfalls den Original-Entwurf desselben von Loewes Hand bei den einzelnen verehrten Mitgliedern zu geneigter Kenntnisnahme herumgehen. —

Es trugen vor: Fräul. Ida Seegert: „Der grosse Kurfürst und die Spreejungfrau“, *Salvum fac regem*, Preussenlied (wobei der Kehrreim von der Versammlung gesungen ward), Dem Herrscher; Dr. Leop. Hirschberg, der auch vorzüglich die Begleitung ausführte: die Heldenbraut, das Wiegenfest, Prinz Eugen.

## Kleine Mitteilungen.

**Rossfleischverbrauch in Berlin.** In der Rossschlächterei wurden im Jahre 1896 zur Untersuchung 7601 Pferde (und fünf Esel) vorgestellt. Hier- von wurden als zur menschlichen Nahrung nicht geeignet im lebenden Zustand 169 Stück und nach der Schlachtung 55 Stück zurückgewiesen, so dass das Fleisch von 7382 Pferden als geeignet zur Nahrung für Menschen und Tiere in den Verkehr gelangte. Zur Fütterung der Raubtiere des Zoologischen Gartens, der Hunde im Spital der tierärztlichen Hochschule und in den Etablissements des deutschen Tierschutzvereins fand das Fleisch von etwa 532 der in der Rossschlächterei geschlachteten Pferde Verwendung, so dass das Fleisch von etwa 6850 Pferde von den Rossschlechtern in ihren Läden feilgeboten beziehungsweise zu Fleisch- und Wurstwaren verarbeitet worden ist.

B. T. Bl. 23. 10. 1897.

**Das Ergebnis der Volkszählung in den westlichen Vororten** liegt jetzt vor. Die Gesamtbevölkerung betrug darnach in Charlottenburg 189,305, in Wilmersdorf 30,671, Friedenau 11,050, Schmargendorf 3175 und Grunewald 3230. Gemeinsam allen westlichen Vororten ist das Uebergewicht des weiblichen Geschlechtes. In Grunewald wohnen fast noch einmal so viel Frauen wie Männer: 2034 gegen 1196. Aehnliche Verhältnisse herrschen in Friedenau mit 6326 Frauen und 4724 Männern und in Schmargendorf mit 1714 gegen 1461. Charlottenburg hat einen Ueberschuss von nicht weniger als 17,651 Frauen, so dass dort nur 85,840 Männer gegen 103,465 Frauen wohnen. Aehnliche Zustände finden wir bekanntlich auch im Westen von Berlin, ohne dass sie durch die grosse Zahl von weiblichen Dienstboten erklärt würden, wie dies versucht worden ist. Die Erscheinung dürfte sich eher daraus erklären, dass in den wohlhabenden Familien des Westens die Mädchen mehr in der Familie bleiben als die Söhne und als die Frauen der minderbegüterten Klassen. Nicht viel anders ist das Verhältnis in Wilmersdorf mit 17,275 Frauen gegen 13,414 Männer. Auffallenderweise entfällt fast der ganze Ueberschuss der Frauen auf die Evangelischen. So wurden in Charlottenburg 17,002 mehr evangelische Frauen als Männer ge-



zählt. Von allen andern Religionsgemeinschaften findet sich nur noch bei den Juden ein kleiner Ueberschuss an Frauen: 5108 gegen 4593. Bei den Katholiken ist das Verhältnis der Geschlechter ungefähr gleich, bei den andern Konfessionen überwiegt meist der Mann. Innerhalb der Evangelischen nimmt wiederum die Landeskirche den ganzen Ueberschuss für sich in Anspruch. Offenbar ist es die eingeborene Bevölkerung, bei der die Frauen überwiegen. Insgesamt betrug die katholische Bevölkerung in Charlottenburg 20,779, Wilmersdorf 2870, Friedenau 762, Schmargendorf 202 und Grunewald 280. — Reichsausländer gab es in Charlottenburg 4233, in Wilmersdorf 584, Friedenau 173 etc. B. T. Bl. 7. 11. 1902.

**Französische Spottmünze.** In einer Familie in Rixdorf befindet sich noch einer jener denkwürdigen Ringe aus der Zeit von Preussens Erhebung mit der Inschrift: Gold gab ich für Eisen 1853.

Im schroffen Gegensatz dazu steht jene französische Spottmünze von 1870 in meinem Besitze, welche, aus Bronze geprägt und in der Grösse eines Thalers (nur etwas dünn), auf dem Avers den Kopf Napoleons III. in der Uniform eines preussischen Infanteristen mit der Pickelhaube und Nebenschrift: Napoleon III le petit. Umschrift: N'ayant pas le courage de mourir à la tête de mon armée, je demande une cachette au roi de Prusse. Revers: Eule auf Rutenbündel, mit Blitzen und Legende: Vampire de la France. Paris 2. Dez. 1851 — Sedan 2. Sept. 1870. N. M.

**Verdorbene Fremdwörter.** U. M. Pastor Giertz-Petershagen, Kreis Niederbarnim schreibt mir folgendes:

Gestatten Sie, dass ich zu Ihrem Aufsätze „Entstellte französische Wörter in der Mark“ — Brandenburgia X. Jhg. No. 6 — September 1901 — deren einige aus unsern Dörfern Petershagen und Eggersdorf hinzufüge.

Dieselben scheinen aus Friedrichs des Grossen, mehr noch aus der Franzosenzeit 1801—1812 haften geblieben zu sein:

1. fösch — beim Skatspiel von sehr falscher und schlechter Karte beim Tourner gesagt. Wohl wie auch:

2. Fohse — eigentl. von faux, fausse=falsch. Indess scheint „1. fösch“ irrthümlich in den Namensklang fauche=Niedermähen übergegangen zu sein.

3. meschant — méchant=böse.

4. dühse — eine Sache sehr langweilig und langsam machen, ohne Schneid,=„dräbisch“ — von doux, douce=sanft, ruhig.

5. justement — justement, hier in der Bedeutung: gerade, genau, z. B. justement 6 Jahre. E. Fr.

**Über einen Aberglauben Kaiser Wilhelms I.** berichtet Professor Delbrück in den „Preuss. Jahrbüchern“ in seinen Erinnerungen an die Kaiserin Friedrich. Delbrück schreibt unter anderem: „Es giebt bekanntlich



viele sonst hochintelligente Menschen, die doch irgend einem kleinen Aberglauben in bestimmten Zahlen, Tagen oder Vorzeichen huldigen. Die Kaiserin Friedrich war völlig frei davon, obgleich sie, wie sie erzählte, einmal etwas erlebt hatte, was einen Menschen, der sonst dazu geneigt sei, wohl hätte abergläubisch machen können. Als sie ihren dritten Prinzen geboren hatte, fragte der Kronprinz beim König an, wie er ihn nennen solle. König Wilhelm erwiderte, es sei ihm gleich, nur den Namen Ferdinand möge er nicht, der habe dem Hause kein Glück gebracht. Die kronprinzlichen Herrschaften beschlossen, den Sohn Sigismund zu nennen. Da geschah es, dass der Hofprediger bei der Taufe statt Sigismund Ferdinand sagte. Der König sah seinen Sohn vorwurfsvoll an; es schien ja, als ob er ihm absichtlich diesen Tott angethan hätte. Die Sache musste aufgeklärt werden; das Merkwürdige war, dass nicht etwa der Hofprediger vorher davon gehört hatte, dass der Prinz nicht Ferdinand heißen solle, und eben deshalb in den Irrtum verfallen war, sondern es war wirklich reiner Zufall, dass er sich gerade mit diesem Namen versprochen. Aber, so fügt Delbrück hinzu, das Wort König Wilhelm ist eingetroffen, dem kleinen Prinzen ist kein Glück beschieden gewesen, er ist, zwei Jahre alt, im Jahre 1866 während des Krieges gestorben.“ Vergl. hierzu weiter die Stellung des genannten Herrschers zu der im Jagdschloss Grunewald umgehenden Sage (Brandenb. I. S. 152) und zu dem was Louis Schneider von dem sogen. Hohenzollern-Ring berichtet (Brandenb. VI. S. 511 bis 516).

**Über das Hechtreissen im Oderbruch.** In der Aprilnummer der Monatsbl. Seite 23 unter XXVII. finde ich Angaben über die Oder-Fischerei von Herrn Dr. Böttger, die nicht überall zutreffen. Zunächst heisst es darin: —

Der in erstaunlichen Massen gefischte Hecht, soweit er nicht sofort konsumiert oder verkauft werden konnte, wurde „zerschnitten“ d. h. mit dem Kunstausschnitt „gerissen“ und eingesalzen, somit konserviert. —

„Zerschneiden“ und Hechte „reissen“ sind aber zwei ganz unvereinbare Manipulationen. Im Gegenteil wäre der in der Querrichtung zerschnittene Fisch als nicht vollwertig von unsern Allvorderen auch nicht anerkannt worden, nochdazu die Hechtreisser, deren es eine ganze Reihe von Gilden in der Mark nachweislich gab, sehr stolz auf ihre Kunst waren und solchem „Bönhasentum“ bald das Handwerk gelegt haben würden.

Diese Kenntnis und Fertigkeit des „Hechtreissens“ verdanke ich meiner längstverstorbenen Urgrosstante, der Frau Wittwe Dörthe Kagelmann, zu Lunow i. Uckermark im Jahre 1774 geboren, die einer alteingesessenen Fischerfamilie entstammt und welche mich als Knaben mit dieser in der Mark jetzt gewiss selten anzutreffenden Handfertigkeit bekannt machte. Ich übe dieselbe noch heutigen Tages zum Gaudium des Küchenpersonals an zu marinierenden Salzheringen, und bei meinem Leibgericht, dem „grünen Hecht“, gern aus und fand diese Kunst gleichfalls geläufig bei Holzflössern, die aus der Weichselgegend nach Liepe und Oderberg i. U. Hölzer brachten.

Das „Reissen“ des Hechtes wird folgendermassen gehandhabt. Der



Fisch wird „bauchseitig“ der Länge nach aufgeschlitzt und seiner Interna entledigt. Hierauf ein kurzer Einschnitt „kreuzseitig“, am Buckel also, wo der Kopf seinen Anfang nimmt, bis auf das Rückgrat tief; alsdann zwei Querschnitte rechts und links seitwärts, sodass also der Hechkopf mit dem Rumpf nur durch das Rückgrat zusammenhängend verbleibt. Hierauf wird zwei Finger breit oberhalb der Schwanzflosse der rund umlaufende Trennschnitt bis auf das Rückgrat laufend wiederholt. Nun wird der Rücken des so präparierten Fisches mit der linken Hand in der Nähe des kopfseitigen Einschnittes zwischen Daumen und Zeigefinger genommen, während die rechte Hand den Hechkopf ergeift und sein Anhängsel das Rückgrat durch den Bauchhöhlungsspalt abzieht. Geübteren gelingt das Herausziehen des Grats mit solcher Schnelligkeit, dass hierbei der Kunstausdruck „Reissen“ am Platze ist. Der „gerissene“ Fisch hat keinerlei Querteilung, dieselbe wäre als „ungünstig“ zu tadeln, und zeigt den ganzen Fisch ohne Rückgrat, Schwanzflosse und Kopf, sodass also die Güte des Tieres erkennbar bleibt. Die Kopfknochen des Hechtes wurden sogar gesammelt von der alten Frau und geheimnisvoll mit irgend welchem Hokuspokus jungverheirateten Frauen zum Geschenk gemacht.

Karl Wilke.

**Aberglaube in der Mark.** In Elsholz, südlich von Beelitz, wohnt in einem von Linden beschatteten Häuschen dicht neben der alten Kirche ein Mann, der mit seinem Sohne Wunderkuren betreibt und grossen Zuspruch aus dem Kreise Zauche und selbst aus Berlin hat. Zu gewissen Zeiten des Monats, namentlich bei zunehmendem Monde, finden regelmässige Kremserfahrten vom Bahnhofe Elsholz statt, und an solchen Tagen drängt sich die Menge der heilbedürftigen, abergläubischen Leute vor dem Bauernhause des „Wunderdoktors“, dessen Heilkünste in Besprechen, Ritzen der Haut und Bannen der Krankheit in die Bäume seines Gartens bestehen. Obgleich der „Heilkünstler“ für seine Heilmethode kein Entgelt fordert, wirft das Geschäft doch angeblich monatlich ein hübsches Sümmechen ab.

M. Z. Aug. 1901.

**Zwei Erinnerungs-Eichen** enthält der Garten des Asylhauses der Friedrich Wilhelm Viktoria-Stiftung in der Elsen-Allee (Treptower Park), das unter Verwaltung der Ältesten der Kaufmannschaft steht. Bei der Einweihung der Anstalt wurden die Bäume vom damaligen Kronprinzen Friedrich und dessen Gemahlin gepflanzt. Die Eichen haben sich prächtig entwickelt. Sie tragen die Bezeichnungen „Kaiser Friedrich-Eiche“ und „Kaiserin Viktoria-Eiche“. Einen weniger einfachen Namen trägt übrigens eine herrliche Eiche in den Schöneberger Anlagen. Auf der am Fusse des Baumes angebrachten Tafel liest man die Worte: „General-Feldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preussen-Eiche“.

Tägl. Rundschau 14. 8. 1901.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14



## 12. (8. ausserordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 12. November, Nachm. 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr.

Besichtigung der Fabrik feiner Parfümerien und Toilette-  
Seifen von Gustav Lohse, Möckernstr. 69.

Der Weltruf der Firma hatte eine besonders stattliche Zahl von Mitgliedern und Gästen der Brandenburgia herbeigelockt. In liebenswürdiger Weise waren zwei leerstehende Zimmer des unteren Stockes im Vorderhause als Versammlungsräume geöffnet. Hier begrüßte Herr Lohse die Erschienenen und der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, sprach der Firma den Dank aus für die freundliche Erlaubnis zur Besichtigung der Fabrik.

An der Führung beteiligten sich ausser dem Mitinhaber der Firma Herrn Oscar Lohse selbst (der Mitchef Herr Waldemar Lohse war durch Krankheit am Erscheinen verhindert) noch der Fabrikleiter Herr Herzog, sowie der technische Leiter Herr Marchand mit seinem Assistenten Herrn Dr. Ernst.

Der Rundgang wurde in der Weise vorgenommen, wie sich die Arbeiten bei der Herstellung von Parfüm und Seife aneinanderreihen.

Nachdem die Lagerräume mit ihren Vorräten an Kartons, an Flaschen, an Stößen von farbigem Papier u. s. w. besichtigt worden waren, wurden in einem der Arbeits-Laboratorien zunächst die hauptsächlichsten Rohstoffe zu den Parfüms vorgeführt und besprochen. Vor allem wurde unsere Aufmerksamkeit auf die aus den Alpes maritimes (Grasse, Cannes, Nizza) kommenden „wohlriechenden Fette“ gelenkt. Diese werden in der Weise mit dem Blütenduft (Veilchen, Rose, Orange, Cassie, Tuberose, Jasmin, Jonquille) gesättigt, dass die sorgfältig gereinigten und ausgelesenen Blüten mit dem speziell präparierten Fette — sei es in geschmolzenem Zustande auf dem Wasserbade, oder kalt auf Glasplatten gestrichen — längere Zeit in Berührung gebracht werden.



Fette und fette Öle sind hervorragend geeignet, den Bestandteilen der Blüte ihr Aroma zu entziehen.

Die neuere Technik wendet bei mehreren Blumengerüchen anstatt des tierischen Fettes Mineralöle (geruchfreies Paraffinöl) mit Vorteil an, und die neusten Extraktionsmittel bilden hochrektifizierte Kohlenwasserstoffe, wie Petroleum-Äther, Steinkohlen-Benzin, Benzol etc. Diese verschiedenen Methoden ergänzen sich glücklich, indem das animalische Fett der Blüte andere Geruchskörper entzieht, als das Mineralöl oder der Petroleum-Äther.

Eine zweite Gruppe von Rohprodukten sind die ätherischen Öle. Dahin gehören insbesondere das aus Bulgarien (Kazanlik) in eigenartigen verzinnnten Kupfergefässen importierte Rosenöl (zur Darstellung von 1 Kilo dieser Essenz gehören 3000 bis 4000 Kilo Rosenblätter), — das Orangeblütenöl (Neroliöl), das aus den Schalen der Apfelsine gewonnene Portugalöl, das Bergamottöl, das Citronenöl, das Lavendelöl, das Geraniumöl, das dem Holz der Libanon-Ceder entzogene Cedernholzöl, das Veilchenwurzelöl und eine lange Reihe anderer vegetabilischer Essenzen. Von hervorragender Bedeutung für die Parfümerie sind ferner die alkoholischen Auszüge aus den Wurzeln, Stengeln, Blättern, Samen und Fruchtschalen, sowie aus den Balsamen der verschiedenen aromatischen Pflanzen und Kräuter — wir nennen hier nur die Veilchenwurzel, die Tonkabohne, die Pomeranzenschale, den Peru- und Tolu balsam, und endlich die alkoholischen Tinkturen aus den tierischen Substanzen, wie dem Moschus, dem Zibeth, der kostbaren Ambra (einem Sekret des Pottwales) etc.

Eine reiche Anzahl synthetischer Riechstoffe liefert die Chemie. Die bedeutendste Erfindung auf diesem Gebiete ist die Gewinnung des synthetischen Aromas des Veilchens aus dem Lemongrasöl, des Jonon, von den Chemikern Krüger und Prof. Tiemann. Älteren Datums und für die feinere Parfümerie gleichfalls nicht entbehrlich sind das Heliotropin, Vanillin, Cumarin (das Aroma der Heublüten und des Waldmeisters) und das Terpeneol (das Aroma der Fliederblüten).

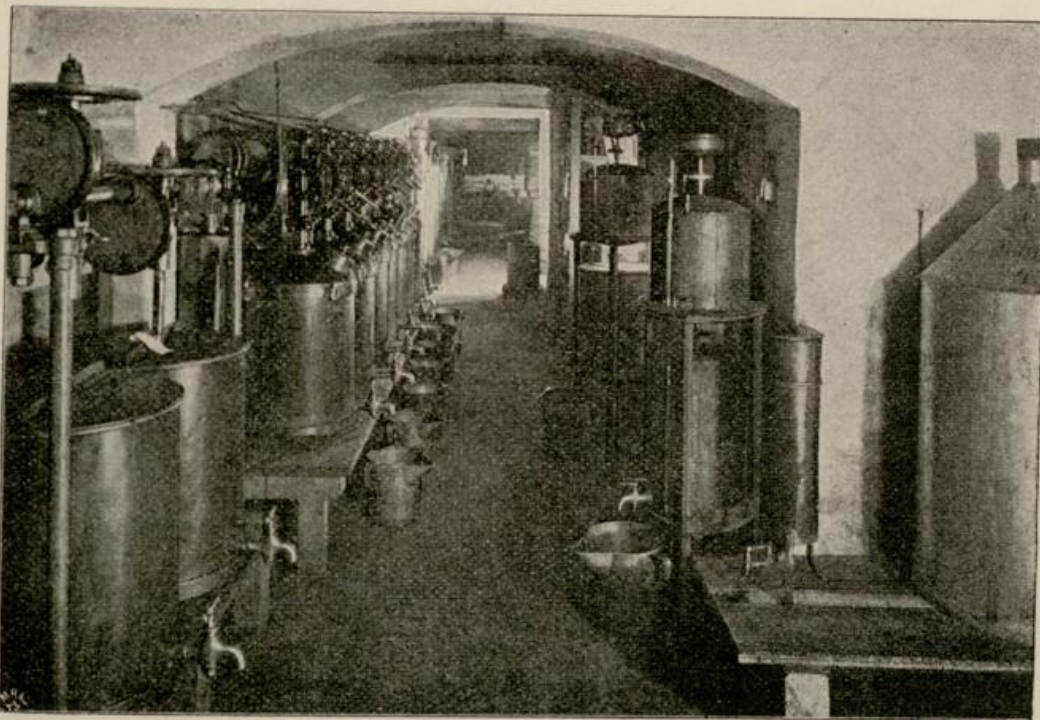
Alle diese Stoffe werden nun gelegentlich verwertet, denn kein Parfüm kann aus einem Riechstoff hergestellt werden, stets ist ein Gemisch von mehreren Stoffen erforderlich.

Wie die einzelnen Düfte je nach dem Charakter des gewünschten Parfüms zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen sind, ist Sache des Parfümerie-Künstlers, die Chemie bietet hierzu keine Hilfsmittel, das einzige Kriterium bildet die begabte und geschulte Nase. Es wurde nun in grossen Räumen des Souterrains vorgeführt, wie auf maschinellm Wege aus den wohlriechenden Fetten oder dem Mineralöl mittels Rühr- oder Schüttelwerken der Duft auf hochrektifizierten Weingeist übertragen und dadurch für Parfümeriezwecke verwendbar ge-



macht wird. Es entstehen auf diesem Wege die sogenannten Infusionen, aus deren Gemisch die Basis aller Extrakts hergestellt wird. Die von dem Alkohol bei diesem Extraktionsverfahren aufgenommene geringe Menge an Fettgehalt wird entfernt, indem man die Infusionen in geeigneten Behältern mittels einer Kältemischung von 8 bis 10 Grad gefrieren lässt.

Wir sahen sodann in den gleichen Räumen neben der Kältemaschine eine Unzahl grosser Gefässe aus Kupfer, verzinnem Eisenblech, eichene Fässer und Glasballons, gefüllt mit den besprochenen Infusionen, Tinkturen und fertigen Produkten aller Art und vernahmen, dass alle diese alkoholischen Präparate durch ein langes Lagern ihren Duft erst voll-



Rührwerke und Behälter mit den Infusionen.

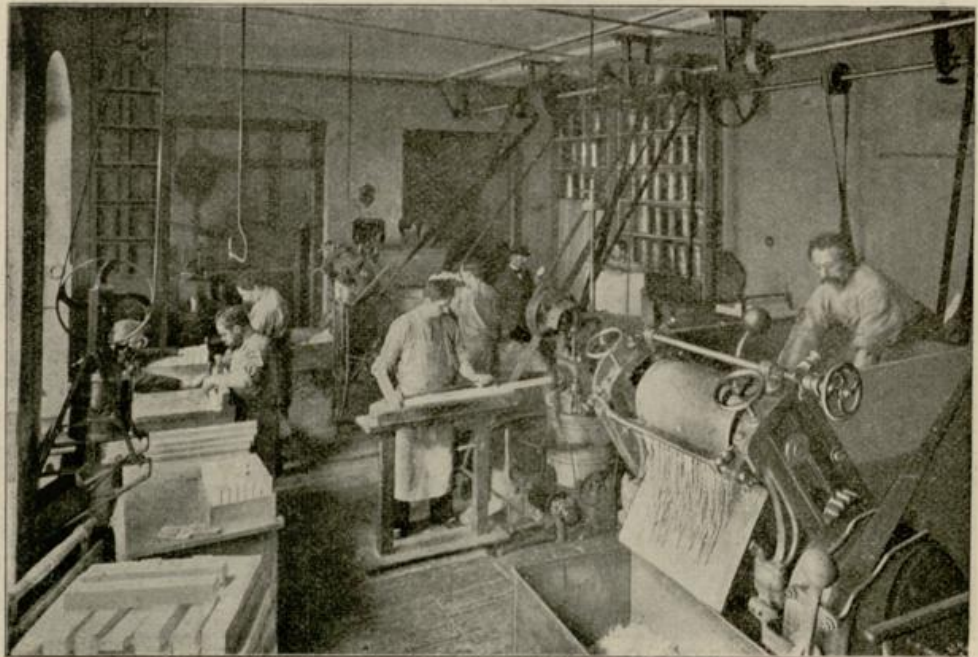
kommen entwickeln, und viele von ihnen daher erst nach Verlauf von Jahren zur Verwendung kommen.

Von hier ging es in den Siederaum, in welchem in grossen eisernen Kesseln von 3000 bis 5000 Kilogramm Inhalt feinsten, gereinigter Rindertalg (Premier jus), wie er zur Margarine-Fabrikation Verwendung findet, unter Anwendung von Natronlauge zu neutraler Talg-Kern-Fettseife versotten wird. Dieser Prozess währt 6 Tage, nach welcher Zeit die flüssige Seifenmasse in grosse eiserne Formen übergefällt und zum Erstarren gebracht wird. Es entstehen so die Grundseifen in Blöcken von ungefähr 2000 Kilogramm, die die Unterlage zu allen feinen Toilette-Seifen abgeben. Nach durchschnittlichem dreimonatlichen Ablagern, während dessen die Seife die ihr aus dem Versieden



noch anhaftenden letzten Spuren an Ätz-Natron etc. ausschwitzt, werden die Blöcke in Platten und diese in Riegel geschnitten. Schliesslich werden diese mittels eines mechanischen Seifenhobels in Späne zerkleinert, welche in einer Trocken-Anlage auf Leinen-Hürden ausgebreitet durch filtrierte und erwärmte Luft bei einer Temperatur von ca. 30° C. wasserfrei gemacht und durchlüftet werden. So nun ist die Seife vollkommen vorbereitet, um auf den betreffenden Maschinen mit dem Parfüm und den Farbstoffen gemischt zu handlichen Stücken verarbeitet zu werden.

Der Maschinenraum zeigte uns die Piliermaschinen, eigenartig konstruierte Walzwerke, wo der Seife das Parfüm und sonstige kosme-



Die Piliermaschinen etc.

tische Stoffe beigemischt werden, um dann in Form von Strähnen in die nach neuester Konstruktion mit dem Walzwerk verbundene „Schnecke“ einzufallen. Zu einer homogenen Masse zusammengepresst verlässt die fertige Seife durch ein in der Seifenform angepasstes Mundstück in Riegeln die Maschinen und wird nunmehr geschnitten und auf Pedalpressen in die gewünschte handgerechte Form gepresst, wie es die im Seifenpressraum des ersten Stockwerks aufgestellten verschiedenen Pressen veranschaulichten.

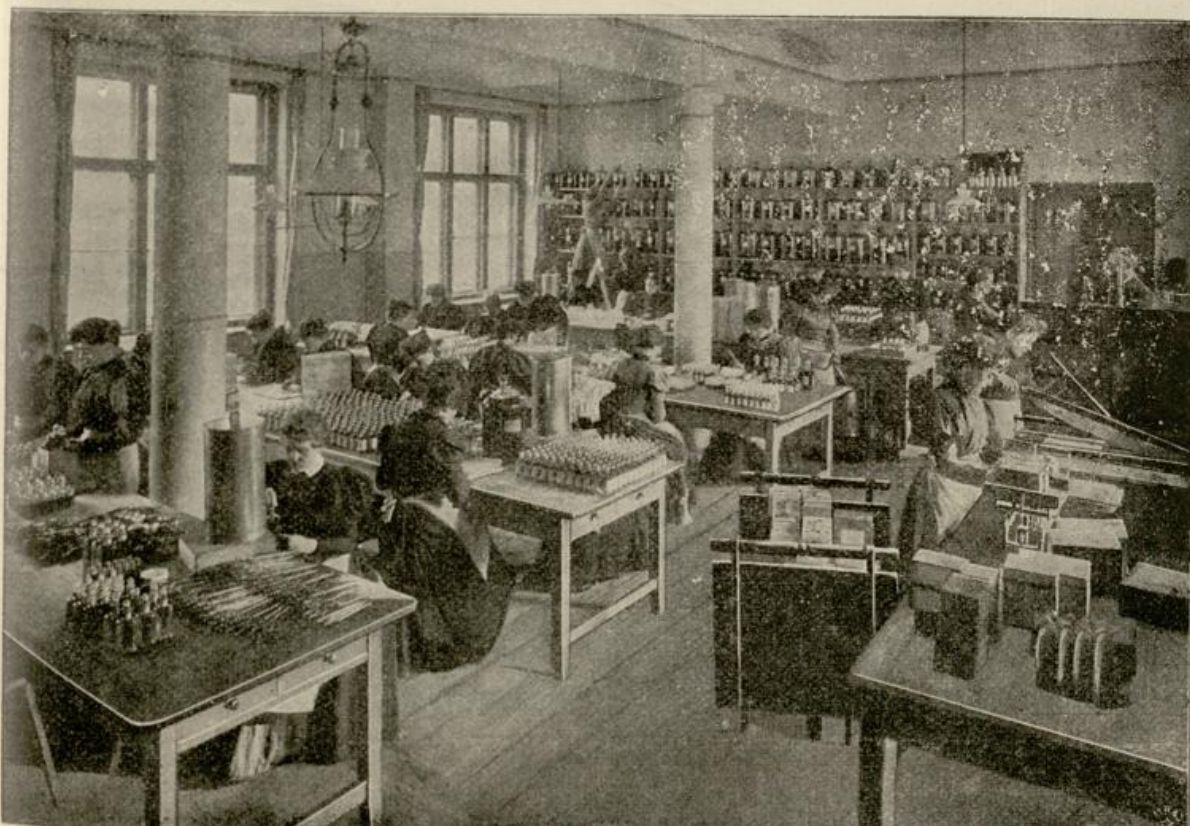
Von hier aus besichtigten wir die grossen Konfektionssäle, in denen all' die Produkte der mannigfaltigsten Art, Seifen, Puder, verschiedene Kosmetika, die Parfüms, die Mund-, Haar- und Toilette-Wässer,



die Eaux de Cologne etc. etc., eingeschlagen, in Flaschen gefüllt, etikettiert und in meist elegante Kartons verpackt werden.

Auf unserer Wanderung begegneten wir einem analytischen Laboratorium, das ausgestattet mit den neusten physikalischen und chemischen Apparaten dazu dient, die zur Verwertung kommenden Rohstoffe auf ihre Reinheit und Güte zu untersuchen.

Den Schluss unseres Rundganges bildete die Besichtigung der im Souterrain des einen Seitenflügels gelegenen Expedition. Der vorgerückten Stunde wegen war der Post- und Bahnversand für das Inland



Auffüllen und Verpacken von Lohses Taschentuchparfüms.

bereits erledigt, sodass für uns nur noch die am Vormittage zollamtlich abgefertigten Sendungen für den Auslands-Verkehr sichtbar waren. Es lag hier ein grösserer Transport bestimmt für die Filiale der Firma Lohse in Warschau neben Kisten nach dem Hamburger Freihafengebiet, London, Capetown, Soerabaja und Batavia. Alle diese Sendungen gehen unter amtlichem Plombenverschluss bis zur Grenzstation oder nach dem Freihafengebiet mit beglaubigten Begleitscheinen, auf Grund deren die spätere Rückvergütung der Alkoholsteuer stattfindet.

Vor dem Scheiden wurden den Besuchern noch Fläschchen mit Parfüm, den bekannten Lohseschen Spezialitäten, Maiglöckchen, Violetta



Regia, Reseda und dem neusten Erzeugnis Feldblumen, sowie ein Sachel mit dem Bildnis der Königin Luise zur Erinnerung verabreicht, was mit herzlichem Dank angenommen wurde.

Auch an dieser Stelle wollen wir noch einmal für die lebenswürdige Führung und die sorgfältige Belehrung unsern Dank aussprechen. Der Besuch war ein ausserordentlich lehrreicher und hat vor allen Dingen



Einschlagen und Verpacken von Lohses Lillienmilch-Seife.

gezeigt, dass die Parfümerie-Kunst von heut nur auf der Höhe stehen kann im engsten Anschluss an die chemische Wissenschaft und unter Benutzung aller zu Gebote stehenden Hilfsmittel der modernen Technik. Dieses Prinzip befolgt die Firma und ihm verdankt sie es, wenn sie den Kampf mit den französischen Firmen aufnehmen und siegreich durchführen kann.



### 13. (5. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 26. November, abends 7<sup>1/2</sup> Uhr im grossen Sitzungssaale des  
Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel.  
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XX her.

#### A. Persönliches.

I. Von einem überaus zahlreichen, aus den verschiedensten Ländern stammenden Ausschuss ist zu Ehren unsers grossen Ehrenmitgliedes der nachfolgende Aufruf erlassen, den wir unsere Mitglieder zu beherzigen bitten.

#### Aufruf des Ausschusses zur Errichtung eines Denkmals für Rudolf Virchow.

Berlin, 13. Oktober 1902, Rudolf Virchows 81. Geburtstag.

Unser Virchow wurde uns am 5. September d. J. durch den Tod entrissen.

Von allen Seiten ist der Wunsch laut geworden, als Zeichen unserer Dankbarkeit und zur Aufmunterung für zukünftige Geschlechter ihm in Berlin, der Stätte seiner Entwicklung und Hauptwirksamkeit, an öffentlicher Stelle ein Denkmal zu errichten.

Das Komitee, welches ihm an seinem 80. Geburtstage die Virchow-Stiftung überreichte, hat es übernommen, diese Aufgabe auszuführen und richtet deshalb an die Schüler, Kollegen, Verehrer und Freunde unseres grossen Meisters Rudolf Virchow die Bitte, sowohl selbst einen Beitrag zu spenden, als auch in ihren Kreisen zu Beiträgen aufzufordern.

Unser Schatzmeister, Herr Geh. Kommerzienrat E. von Mendelssohn-Bartholdy ist bereit, solche unter der Adresse: Bankhaus Mendelssohn & Cie., Berlin W., Jägerstr. 49/50 in Empfang zu nehmen. Auch liegen Listen in den Buchhandlungen A. Asher & Co., Berlin W. Unter den Linden 13, A. Hirschwald, Berlin NW. Unter den Linden 68 und Georg Reimer, Berlin W. Lützowstr. 107/108 sowie beim Kustos des Langenbeck-Hauses, Herrn Melzer, Berlin N. Ziegelstr. 10/11 aus.

Alle Mitteilungen, soweit sie nicht die Einzahlung von Beiträgen betreffen, bitten wir an unsern Schriftführer, Herrn Prof. Dr. Posner, Berlin SW., Anhaltstr. 7 zu richten.

II. Unser II. Hauptschriftwart, Herr Dr. Otto Pniower, hat vom Minister der geistlichen Angelegenheiten das Prädikat als Professor erhalten, wir gratulieren herzlich hierzu.



## B. Naturgeschichtliches.

III. Der Jahresbericht der hiesigen Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule für die Zeit vom 1. April 1901 bis 31. März 1902 enthält, wie Sie ersehen wollen, verschiedene uns angehende Mitteilungen, z. B. S. 27: der seiner Zeit durch Baurat Friedrich Hoffmann der Museumsabteilung geschenkte riesige Baumstumpf von *Taxodium distichum* (Sumpfcypresse) aus dem Hangenden der miocänen Braunkohle von Gross-Räschen, welcher seiner Schwere (75 Ctr.) und Grösse halber in den oberen Räumen des Museums keinen Platz finden konnte, wurde im nördlichen Säulengang des Lichthofs untergebracht. Eine Anzahl grösserer Photographien auf einer daneben stehenden Staffelei geben dem Beschauer einen Überblick von dem Gross-Räschener Braunkohlen-Grubenbetriebe, der Art und Weise des Vorkommens der Baumstümpfe im Hangenden und Liegenden der Kohle, sowie über die dortigen technischen Anlagen (Briquettefabrikation). Die Mitglieder der Brandenburgia werden auf diese interessante Schaustellung besonders aufmerksam gemacht und auf das in unseren Schriften über die fossilen Sumpfcypressenwälder Brandenburgia VIII. 412 Mitgeteilte hingewiesen.

IV. Unser neues Ehrenmitglied Professor Dr. Rudolf Credner in Greifswald übersendet als Sonderabdruck aus dem VIII. Jahresbericht der Geogr. Ges. zu Greifswald 1901—1902 einen Aufsatz: Das Eiszeit-Problem. Wesen und Verlauf der diluvialen Eiszeit. Ein Vortrag, den der Verf. gelegentlich der Übernahme des Rektorats der Universität Greifswald am 15. Mai 1901 hielt. Ausser einer Orientierung über den derzeitigen Stand des Eiszeitproblems, welche Verf. in lichtvoller Darstellung giebt, sowie über den Anteil geographischer Forschung an deren Lösungsversuchen, bezweckte der Vortrag, im Anschluss an die — hier in Wegfall gebliebenen — Einleitungsworte, in welchen das Verhältnis der Geographie zu ihren Nachbar-Disziplinen kurz erörtert war, die Vorführung eines typischen Beispiels jener zahlreichen Probleme, deren Lösung nur durch Zusammenarbeit mehrerer Wissenschaften, im vorliegenden Falle der Geologie und Geographie, gefördert werden kann. Über die Ursachen der Eiszeit äussert Cr. ein vorsichtiges „non liquet.“ S. 15: „Die Lösung der Eiszeit bleibt der Zukunft vorbehalten.“

V. Unser Mitglied, Herr Lehrer Max Hildebrandt, hat eine umfängliche Arbeit über dasselbe Thema unlängst veröffentlicht: Untersuchungen über die Eiszeiten der Erde, ihre Dauer und ihre Ursachen, eine Schrift,\*) die mit emsigstem Fleisse die früheren zahlreichen Theorien anführt und das Problem von der Geologie ausgehend in 6 Kapiteln behandelt: 1. Die Geschiebformation und ihre Entstehung. — 2. Gliederungen der Quartärperiode. — 3. Die Chronologie der Quar-

\*) Verlag von L. A. Kuntze. Berlin 1901. XVI., 128 S. gr. 8.



tärperiode. — 4. Die Sintflut und die kühle Periode. — 5. Sonnenlauf und Axendrehung der Erde. — 6. Der klimatische Einfluss der Störungen im Sonnensystem. — Die Erklärungsursache gipfelt in der These des Verf. S. 125: „Die Störungen im Sonnensystem, vornehmlich die Veränderlichkeit der Bahnexcentrizität der Erde, beeinflussen ihre Klimate.“ Credner a. a. S. 15 urteilt hierauf bezüglich wie folgt:

„Mit drei jetzt feststehenden Tatsachen wird jede brauchbare Theorie rechnen müssen: erstens mit der Allgemeinheit des Vereisungsphänomens auf der ganzen Erde, zweitens mit der mehrfachen periodischen Wiederkehr desselben, und drittens mit dessen gleichzeitigem Eintritt auf der Nord- und Südhemisphäre, in höheren Breiten wie am Äquator. Von den zahlreichen bisher aufgestellten Hypothesen wird diesen Tatsachen keine einzige gerecht. Nicht nur die verschiedenen Versuche, die diluvialen Vergletscherungen durch lokale Ursachen zu erklären, auch die ungleich wichtigere Gruppe, welche gewisse kosmische Vorgänge, nämlich Veränderungen der Excentrizität der Erdbahn, der Schiefe der Ekliptik und der Lage der Erdaxe zum Ausgangspunkt hat — alle diese Hypothesen scheitern an dem Umstand, dass sie keine allgemeine, sondern nur eine alterierende Vergletscherung der beiden Erdhälften zur Voraussetzung haben. Eine Vorfrage aber wird vor allen weiteren Erklärungsversuchen zunächst ihre Beantwortung finden müssen, die nämlich, ob die Eiszeit eine auf die Diluvialperiode beschränkte Erscheinung war, oder ob sie sich periodisch und auch in älteren Zeiten der Erdgeschichte wiederholt hat? Gewichtige Anzeichen sprechen für eine Lösung der Frage in letzterem Sinne. In den verschiedensten Ländern der Erde und in Formationen verschiedensten Alters vom Cambrium bis zum Tertiär sind Ablagerungen angetroffen worden, Conglomerate namentlich und Breccien, welche ihrem ganzen Habitus nach auf glaziale Entstehung schliessen lassen und von einer Anzahl von Geologen mit damals herrschenden Eiszeiten in Verbindung gebracht sind. Der hervorragende englische Glazialforscher James Croll glaubt sich bereits zu dem Schluss berechtigt, dass jede grosse Erdepoche ähnlich wie die quartäre von einer Reihe von Eiszeiten und Interglazialzeiten heimgesucht worden sei. Noch aber stehen dieser Annahme mehrfach wiederkehrender Vergletscherungen in früheren Perioden namhafte Geologen zweifelnd gegenüber. Erst wenn hier Klarheit geschaffen ist, wird die Zeit gekommen sein, in welcher man mit Aussicht auf Erfolg der endgültigen Lösung der Frage nach der Ursächlichkeit der Eiszeiten näher treten kann.“

Für mich persönlich steht der Annahme von Eiszeiten schon in der archaischen und mesozoischen Periode bislang das Bedenken entgegen, dass für die damals angenommenen Zwischeneiszeiten nicht die entsprechenden Veränderungen in der Tier- und Pflanzenzeit nachgewiesen werden, die doch gerade während der Quartärzeit das sinnfälligste und schlagendste Argument für die Zwischeneiszeiten bilden, der Wechsel zwischen hochnordischer und gemässigter Tier- und Pflanzenwelt.



Im übrigen bin ich weder Kosmologe noch Astronom und daher nicht entfernt in der Lage — gleich wie wahrscheinlich fast alle heut hier Anwesenden — die Hildebrandtsche Theorie auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Gleichwohl ist die Vergletscherung unserer Gegend ein überaus wichtiger Gegenstand, der stets die vollste Beachtung der Heimatskunde finden wird, namentlich in Verbindung mit der Beeinflussung der Pflanzen- und Tierwelt, insbesondere auch mit dem frühesten Auftreten der Menschen bei uns.

Über letztere Punkte giebt, ich wiederhole es dankbar, die Hildebrandtsche Schrift eine grosse Menge von Lehrstoff. Der Verf. versucht sich auch in einer Chronologie des Glaziärs S. 127 wie folgt:

- I. Eiszeit: 530 000—510 000 mit kurzer Abschmelzperiode;
- II. Eiszeit: 425 000—385 000 mit 50—60 000 jähriger Abschmelzperiode;
- III. Eiszeit: 265 000—250 000 mit kurzer Abschmelzperiode;
- IV. Eiszeit: 55 000—30 000 mit 20—25 000 jähriger Abschmelzperiode, abgekürzt durch die Sintflutkatastrophe.

Aus astronomisch-rechnerischen Gründen ist H. der Ansicht, dass wir uns bereits wieder in einer Periode der thermometrischen Depression befinden, d. h. dass wir mit anderen Worten wenn auch langsam und kaum merkbar, so doch sicher einer neuen Vereisung der Erde entgegengehen. Von dieser pessimistischen Vorstellung dürfen wir uns vorläufig wohl mit der Devise erleichtern: après nous de déluge. — Schlimmer klingt freilich die nachfolgende amerikanische Nachricht, über die bereits jetzt drohende Vereisung der Erde. Bekannt ist, so schreibt man uns, die Theorie, dass die zunehmende Erkaltung des Erdballs beziehungsweise der Sonne allmählich dazu führen werde, die Erdoberfläche in einen Zustand gänzlicher Vereisung übergehen zu lassen, mit dem dann selbstverständlich auch jedes Leben aufhören müsste. Immerhin hielt man dabei das tröstende Bewusstsein fest, dass diese für die Lebewelt verhängnissvolle Katastrophe in einer fernen Zukunft läge, die durch einen Zeitraum von unschätzbbarer Länge von der Gegenwart getrennt wäre. Jetzt hat sich ein Prophet gefunden, der den Menschen mehr bange machen will, indem er verkündet, dass wir bereits im Beginn der Umwälzung stehen. Den Ruhm dieses Sehertums nimmt ein amerikanischer Gelehrter, Leon Lewis, für sich in Anspruch. Er verkündet das Herannahen einer mindestens teilweisen Zerstörung der heutigen Erdoberfläche durch Eis. Der Südpol ist, wie jeder weiss, von einer weiten, wahrscheinlich im wesentlichen zusammenhängenden Landmasse umgeben, die ein Fortfliessen des auf ihr gebildeten Eises verhindert. Daraus aber folgt, dass sich das Eis um den Südpol fortgesetzt weiter anhäuft und schon jetzt einen Wall bildet, der an der Robertson-Bai



auf etwa 3000 Meter Mächtigkeit geschätzt worden ist, während er an anderen Stellen noch höher sein soll. Nach der Meinung des Herrn Lewis wird diese riesige Eismasse in naher Zukunft unter dem dauernd wachsenden Eisdruck zerreißen und in den Atlantischen Ozean hineingeschwemmt werden, wo sie dann unaufhaltsam weiter nach Norden dringen muss. Sie wird über den Äquator hinausgehen und die Küste von Afrika zwischen dem Golf von Guinea und dem Kap Verde blockieren, und sogar noch weiter die Küste von Spanien und Portugal, von Frankreich und Grossbritannien überschwemmen, bis schliesslich das ganze Europa unter einer furchtbaren Eismasse begraben sein wird. Es bleibt niemand benommen, sich in diese angenehme Aussicht zu versenken; uns will es jedoch scheinen, als ob Herr Lewis besser daran getan hätte, diese Prophezeiung auf den nächsten Sommer zu verschieben, der hoffentlich recht heiss ausfällt, so dass eine kleine Abkühlung durch derartige Phantasien wohltuend empfunden wird. Hoffentlich heisst es auch hier: es wird nicht so heiss gegessen wie gekocht wird, oder, um im Bilde zu bleiben: das Eis wird nicht so kalt gegessen, wie der Konditor es bereitet.

VI. Herr Professor R. Credner überreicht ferner einen gedruckten Bericht über den XIX. Ausflug der Geographischen Gesellschaft „Exkursion nach Süd-Schweden (Schonen) bis zum Kullen am Kattegat am 20.—24. Mai 1902. Ich lege dieses Schriftchen besonders davor, damit Sie ersehen, wie landeskundliche Exkursionen nach entfernten Landen in grossem Massstabe und in wissenschaftlicher Form zweckmässig zu organisieren und tadellos auszuführen sind. Fast beschleicht uns ein Gefühl des Neides, dass wir uns Brandenburgia-Mitglieder als solche derartige reichsten Genuss und wissenschaftliche Befriedigung gewährende grosse Seetouren dann doch nicht leisten können.

Das Hauptverdienst bei diesen wissenschaftlichen Wanderfahrten fällt Herrn Credner zu und diese vorzüglich geleiteten Unternehmungen sind es nicht zum wenigstens, welche bei der diesjährigen Hauptversammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft den Entschluss gereift haben, ihre Hauptversammlung 1904 in der alten pommerschen Universitätsstadt abzuhalten.

VII. Auf Wunsch des Central-Vereins für Hebung der deutschen Fluss- und Kanalschiffahrt lege ich Heft 19. Jahrg. 1902 der Zeitschrift für Binnen-Schiffahrt vor.

### C. Kulturgeschichtliches.

VIII. Ich lasse den „Katalog der Bibliothek des Statistischen Amtes der Stadt Berlin“ zirkulieren; obwohl „Berlin 1901“ datiert, ist er erst kürzlich ausgegeben. Er enthält eine Menge landes- und heimatkundlicher Schriften, wie Sie sich leicht überzeugen werden und bildet



gewissermassen den Schwanengesang des hochverdienten Direktors des Amts Geh. Reg. Rat Dr. Boeckh, den leider Altersschwäche drängt am 1. April 1903 auszuseiden.

IX. Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins zu Prenzlau. 1. Bd. 3. u. 4. Heft. Prenzlau 1902. Auch dieses Heft der Veröffentlichungen des uns befreundeten Vereins enthält mehre recht bedeutsame Aufsätze, die ich Ihnen bereits zum Teil als Einzelschriften vorlegte.

Goldene Eidringe aus der Uckermark. Von Hugo Schumann. 2 Goldringe, jüngere Bronzezeit, vielleicht irisch-britischen Ursprungs, möglichenfalls mit dem Bernsteinaustausch nach unseren Gegenden zusammenhängend.

Das spätkarolingische Gefäss aus einer kistenartigen Steinpackung von Criewen bei Schwedt. Rohes menschliches Gesicht auf dem Hals, die Arme auf dem Bauch zusammengelegt. Christlicher unglasierter, grauschwärzlicher Hartbrand aus dem 9.—11. Jahrhundert, hat mit einer Bestattung nichts zu thun, eher mit abergläubischen Vorstellungen (Bauopfer, Hausopfer?).

A. Mieck und Dr. E. Bahrfeldt: der Hacksilberfund von Alexanderhof bei Prenzlau. Die Münzen reichen vom Ausgang des 9. bis ins letzte Fünftel des 10. Jahrhunderts. Die Schmucksachen haben die grösste Ähnlichkeit mit 2 Funden des Märkischen Museums von Nieder Landin, Kreis Angermünde und von Leistower Mühle bei Frankfurt a. O. \*)

X. U. M. Herr Direktor Ulrich Kracht giebt seit 1. Oktober d. J. eine Zeitschrift heraus: Das hülfreiche Berlin-Central-Organ für Wohlthätigkeits-Bestrebungen, von welcher ich auf Wunsch die erschienenen Nummern gerade jetzt vor dem Weihnachtsfest, also in der besonders „wohlthätigen“ Zeit vorlege.

XI. Auch vom „Roland, Zeitschrift für Brandenburgisch-Preussische und niederdeutsche Heimatkunde“ lege ich wiederum einige Nummern vor, dies gemeinnützige litterarische Unternehmen aufs neue Ihrer Anteilnahme empfehend.

XII. bis XIV. Drei Erinnerungen an die Zeit der Erhebung von 1813.

Das Fräulein C. Dreyzettel in Gotha, eine alte Berlinerin hat mir, um mir als eine ehemalige Schülerin meines seligen Vaters des 1851 hierselbst verstorbenen Dr. phil. Karl Friedel eine Freude zu machen, zwei interessante geschichtliche Erinnerungen geschenkt, die ich dem Märkischen Museum überweise:

\*) Vgl. über die Hacksilberfunde Monatsblatt VI. 279.



a) ein Schriftstück teils aus Goldbronze teils aus Bein in Form eines Eisernen Kreuzes, nur kleiner und zierlicher gefertigt, eine interessante und höchst sonderbare Erinnerung an die Befreiungsschlacht von Gross-Beeren am 23. August 1813.

Die Vorderseite lautet wörtlich:

„Schlacht bei gross Berend“

(im Mittelschild ein Eichenzweig),

die Rückseite:

„Zum

Andenken.“

(im Mittelschild: W. H.)

Die Knocheneinlage stammt, was wohl niemand erraten dürfte, aus dem Armknochen eines Verwundeten her, der das Kreuzchen damit garnieren liess und es aus Dankbarkeit seiner Pflegerin und Wohlthäterin schenkte.

b) ein hohl gegossenes eisernes mit Goldbronzerand verziertes ovales Medaillon. Vorderseite schöngetroffene Büste der Königin Luise. Rückseite eingraviert:

„gb. d. 10t. März 1776

gst. d. 19t. July 1810.“

Daran ein zierliches Eisenkettchen zum Umhängen des Medaillons, feine Arbeit der Kgl. Eisengiesserei Berlin.

c) Herr Rektor Monke verehrt ein von ihm mit gewohntem Spürsinn entdecktes hochinteressantes Flugblatt, datiert Berlin den 4. März 1813. Bekanntlich griff General von Tzernischeff am 20. Februar 1813 mit einigen Kosakenpulks die französische Besatzung Berlins vom Schönhauser wie vom Landsberger und Königstor an, und jagten bei dieser Gelegenheit einige verwegene russische Reiter bis zum Schlossplatz vor, woselbst von einem in rasender Eile dahinsprengenden Kosakenpferd das eine Hufeisen bis in das obere Stockwerk des Hauses Schlossplatz Nr. 10 geschleudert und dort — vergoldet — zur Erinnerung später angebracht wurde. Ich habe Ihnen dies Wahrzeichen in der Brandenburgia vor einiger Zeit vorgelegt (vgl. Brandenb. X. 249), es ist beim Abbruch des Hauses und Einbeziehung der Grundfläche des letzteren in das neue Kgl. Marstallgebäude entfernt worden und wird im Märkischen Museum unter B. VI. Nr. 11552 verwahrt. Bei den Kämpfen am Königstor starb ein hoffnungsvoller deutscher Freiheitskämpfer wie die Inschrift an der Mauer der St. Bartholomäus-Kirche besagt: „Alexander, Freiherr von Blomberg, geb. zu Iggenhausen, den 31. Januar 1788, fiel als erstes Opfer im deutschen Freiheitskampfe am 20. Februar.“

Wegen der starken Besatzung Berlins konnten die Russen vorläufig keinen Erfolg haben, gleichwohl räumten die Franzosen die Stadt in der Nacht vom 3. zum 4. März. Noch waren einige Teile in der Morgen-



frühe innerhalb des Halleschen Tors als sie durch die vom Oranienburger Tor eingedrungenen Russen auf dem Rondel (jetzigem Belle-alliance-Platz) angegriffen wurden. Es gab auf beiden Seiten Tote und Verwundete. Die Franzosen zogen südwestlich in der Richtung auf Schöneberg und Steglitz ab.

Als bald fraternisierten die Berliner mit den Russen. Ludwig Rellstab, der bekannte Schriftsteller und langjährige Mitarbeiter an der Vossischen Zeitung schreibt darüber: „Mir stehen noch lange Züge von Kosaken und Baschkieren lebendig vor Augen, welche die Friedrichstrasse vom Oranienburger Thor her herabmarschierten. Fast an jedem Steigbügel hingen sich ein paar Jungen, neben jedem Sattel marschierten als Seitentrabanten Berliner Bürger mit lautem Jubelgeschrei. Sie drückten den Reitern die Hände, zogen sie halb herab, um sie zu küssen, und unablässig gingen die gefüllten Flaschen mit Branntwein und Bier von einer Hand in die andere.“

An diesem Tage, 20. Febr. 1813 alten Stils 4. März 1813 neuen Stils erliess Tzernischeff an die Berliner das Ihnen vorgelegte Flugblatt mit wörtlich folgendem Inhalt.

#### Tagesbefehl.

Indem der Herr General Tzernischeff, Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen, in dem Augenblick in die Hauptstadt einrückt, wo dieselbe noch nicht völlig von den französischen Truppen geräumt war, so giebt er den Einwohnern die Versicherung, dass demohngeachtet die Ruhe und Sicherheit der Stadt auf keine Weise durch seine Truppen gestört werden wird. Er hat deshalb, und für alle übrigen militärischen Anordnungen, den Herrn Major Graf Puschkin zum einstweiligen Platzkommandanten ernannt, der sein Bureau in der Behrenstrasse No. 46 errichtet hat.

Der Herr General hofft, dass die Bürger dieser Stadt den einrückenden Russischen Truppen mit freundlichen Gesinnungen entgegenkommen, und dass sie besonders weder feindliche Personen, noch feindliches Eigentum verheimlichen werden.

Berlin, den  $\frac{20. \text{Febr. a. St.}}{4. \text{März}}$  1813.

Es würde dem Märkischen Museum angenehm sein zu erfahren, ob von dieser merkwürdigen, auf ordinärem Papier gedruckten amtlichen Bekanntmachung noch ein zweites Exemplar bekannt ist?

Das Märkische Museum besitzt übrigens noch zwei Unica von ganz ähnlichen amtlichen Bekanntmachungen, wie ich bei dieser Gelegenheit nebenbei erwähne, des russischen General Fermors Manifest an die Märker bei seinem Einmarsch in die Neumark während des siebenjährigen Krieges und das berüchtigte Publikandum des Berliner Gouverneurs Grafen von der Schulenburg vom 18. Oktober 1806



nach den Unglücksschlachten von Jena und Auerstedt, welches mit den unvergesslichen Worten schliesst: Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Das Exemplar des Märkischen Museums ist auf blauem Papier gedruckt.

XV. Ein Werk Schinkels, der künstlerisch verzierte fiskalische Kran am rechten Spreeufer hat gelegentlich des Neubaus des 2. Kgl. Poliklinikums in der Ziegelstrasse 18/19 beseitigt werden müssen. Von dem Bauleitenden Herrn Regierungs-Baumeister Michaelis auf die Sache freundlichst aufmerksam gemacht, hat das Märkische Museum durch unser Mitglied Herrn Photograph Bartels den Kran von 2 Seiten aus aufnehmen lassen, wie Sie aus den beiden bezüglichen Photographien ersehen wollen. Es erhellt daraus, wie der grosse Künstler seine vom hellenischen Formengeist durchdrungene Kunst auch auf Gegenstände des werktäglichen Gebrauchs ausdehnte. Unsere Zeit hat, wie dieses Beispiel bezeugt, kein Recht zu glauben, dass sie zuerst dergleichen Gegenstände der Technik künstlerisch ausgestaltet habe. Bei den hohen Abbruchkosten — 200 Mk. — hat das Märkische Museum auf die Erwerbung des Krans für diesen Betrag verzichten müssen. Das Stück würde sich für die Sammlung der Kgl. Technischen Hochschule am besten eignen.

XVI. Hochschulen-Erinnerungsdenkmünze. Der Herr Kultusminister schreibt am 12. d. M. an das Märkische Museum wie folgt: „Von den von mir zur Erinnerung an die Hundertjahrfeier der hiesigen Königlichen Technischen Hochschule gestifteten Medaille übersende ich anbei ein Exemplar in Bronze als Geschenk für die dortigen Sammlungen. Die Medaille ist nach dem Entwurfe des Bildhauers, Professors August Vogel von der Berliner Medaillen-Münze von Otto Oertel hergestellt.“

Die formvollendet, und wenn auch hellenisierend, doch im modernsten Geschmack hergestellte Medaille ist quadratisch mit abgestumpften Ecken, also achteckig, in Form einer sogen. Klippe. Der Durchmesser beträgt 6 centim. Die Inschrift der Vorseite lautet: Der Kultusminister der Königlichen Hochschule. Auf der Rückseite steht:

Königliche Bauakademie  
1799 Berlin 1899

Koenigliche  
Technische Hochschule

A. Vogel Fc.

Von der Sauberkeit der Ausführung, welche neben dieser Inschrift links die Baukunst, rechts die Ingenieurkunst in einer weiblichen bezw. in einer männlichen jugendlichen Figur allegorisiert, wollen Sie sich durch den Augenschein überzeugen.



XVII. Als Bauopfer (vergl. darüber *Brandenburgia* X. 4, 270 u. 351) ist der Ihnen hiermit vorgezeigte, vielleicht dem 15. oder 16. Jahrhundert entstammende, aussen weissliche, unglasierte, innen gelbglassierte Henkelkrug mit Inhalt aufzufassen, welchen wir der Güte der Kaiserlichen Oberpostdirektion laut Schreiben vom 31. Oktober 1902 verdanken.

Dasselbe lautet wörtlich:

„Bei dem Abbruch des Hauses Spandauerstrasse 24 ist auf der untersten Banketsohle — 1,5 m unter der jetzigen Kellersohle — ein Henkelkrug aufgefunden worden, welcher mit der Öffnung nach unten in den aus Feldsteinen bestehenden alten Fundamenten vermauert war. Der einhenklige, nach innen glasierte und aussen mit Reifverzierungen versehene Krug hat eine Höhe von etwa 15 cm. und einen Durchmesser von 10 cm. Die an der Fundstelle bemerkten anscheinend von einem Lebewesen herrührenden geringen Staubreste, welche jedoch leider nicht aufgesammelt sind, lassen die Vermutung zu, dass aus Aberglauben mit dem Krüge zusammen ein kleines Tier eingemauert worden ist.

Bei dem bezeichneten Abbruch sind die Arbeiter ferner auf 1 m starke Fundamentmauer aus Ziegelsteinen (Klosterformat) gestossen, die mit einem Bindemittel verarbeitet waren, das von ganz ausserordentlicher Härte ist, so dass es nur stückweise mit eisernen Keilen gesprengt werden konnte. Die Ober-Postdirektion gestattet sich, den Krug und eine Probe des Mauerwerks dem Provinzial-Museum zur Verfügung zu stellen.“

Das Ziegelsteinbruchstück ist derartig verschlackt, dass es auf eine der mehrfachen gewaltigen Feuersbrünste einen Schluss zu rechtfertigen scheint, welche Berlin im 14. Jahrhundert zum Teil gerade in der in Frage kommenden Gegend einäscherten und bei Fundamentausgrabungen durch Brandschutt nicht selten in die Erscheinung treten.

XVIII. Hertzogs bekannte Agenda wird alljährlich auch uns verehrt und nehmen wir an deren bildlicher Ausstattung allemal gern dann Anteil, wenn sie Heimatkundliches enthält, zumal das kunstsinnige Arrangement von unserm Mitgliede Herrn Ludwig Reuter herrührt. So bietet die Agenda 1903 auch wieder unter dem Titel „Deutsche Ehrentage“ eine Menge bildliches Material namentlich bezüglich unsers Zeughauses und seiner Sammlungen sowie Bilder.

#### D. Photographien.

XIX. Unser Mitglied Herr Gustav Lackowitz-Pankow, der aus seiner Gegend schon so viele Ansichtspostkarten geliefert, spendet neue: 11 von Pankow, 7 von Nieder-Schönhausen, 2 von Reinickendorf, 1 von Hermsdorf, 2 von Waidmannslust und 1 von Schönholz. Besten Dank hierfür.

XX. U. M. Herr Bibliothekar F. Lüdicke-Charlottenburg, ein eifriger Photograph vor dem Herrn, überreicht 2 Photographien von dem



Innern des Treppenhauses, in dem sich die schöne Staatsbibliothek und Lesehalle der Stadt Charlottenburg befindet, sowie eine Photographie von dem aus Blöcken cyklopisch getürmten Sport-Denkmal Kaiser Wilhelms des Grossen in Grünau. Die Unterhaltung dieses Sportdenkmals ist, auf Vorschlag der Regierung, von der Gemeinde Grünau kürzlich übernommen worden. Die Grünauer Gemeindevertretung stimmte einem Vertrage zu, nach welchem sie von dem Fiskus sechs Hektar Landes pachtweise, jedoch unter Verzicht auf einen Pachtschilling, überwiesen erhält, wofür sie sich verpflichtet, für die Instandhaltung des Sportdenkmals Sorge zu tragen. — Desgleichen vier Aufnahmen von Sperenberg, gemacht bei einer Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums, welche unter meiner Leitung am 5. Oktober d. J. nach Sperenberg, Kreis Teltow, und Umgegend stattfand. 1. Die Gipsfabrik unsers Mitgliedes des Herrn Fabrikbesitzers Mundt jun., der uns auf das Freundlichste führte und aufnahm. Es ist die grösste derartige Fabrik in Deutschland, die das Material der benachbarten Gipsbrüche, welche die Firma Mundt teils erworben, teils gepachtet hat, verarbeitet. — 2. Eine allgemeine Ansicht der Gipsbrüche mit der Fördereisenbahn. — 3. und 4. zwei Detail-Aufnahmen der Brüche, woraus es sinnfällig wird, dass das Relief und Profil des Sperenberger Gipsgebirges viel kühner, rauher und zackiger ist als das Relief von den Schichten der mehr sanfter ausgestalteten Rüdersdorfer Kalkbrüche, Sperenberg der älteren Dyas, Rüdersdorf der jüngeren Trias angehörig.

XXI und XXII. Darauf sprach Herr Professor Dr. Otto Pniower: Ich lege Ihnen hier zwei Bücher vor, an denen das Märkische Museum einen bescheidenen Anteil insofern hat, als es zu ihnen bildliches Material lieferte. Beide haben Friedrich den Grossen zum Gegenstande ihrer Darstellung: v. Petersdorff, Friedrich der Grosse. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Berlin, A. Hofmann u. Co. 1902, 508 S. gr. 8<sup>o</sup> und Gotthold Klee: Friedrich der Grosse. Die Geschichte seines Lebens erzählt für Jugend und Volk. Leipzig 1902, 478 S. 8<sup>o</sup>. Ich bin nicht in der Lage, sie fachmännisch zu beurteilen d. h. zu bestimmen, wie weit sie auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung stehn, in welchem Masse das Material verarbeitet ist und ob in richtiger Auffassung, ob etwa in dem einen der Bücher, dem umfangreicheren — bei dem zweiten kann seiner Natur nach davon nicht die Rede sein — eine selbständige Durchprüfung der Überlieferung vorliegt oder nicht. Ich kann von den Büchern nur wie ein genussfroher Laie sprechen. Beide aber verdienen von diesem Standpunkt aus Beifall. Beide sind populär gehalten. Beide geben nur Resultate der Forschung, nicht Forschung selbst. Das zweite ist noch in engerem Sinne populär, indem der Verfasser die „Jugend und das Volk“ als sein Publikum im Auge hat. v. Petersdorff ist bemüht, in einer eingehenden Schilderung ein volles



Bild des grossen Mannes und vielseitigsten aller Regenten zu geben. Seine Darstellung ist frisch und geisterfüllt. Sie ruht auf einer sicheren Kenntnis des historischen Lebens und auf feiner Beobachtung des menschlichen Getriebes überhaupt. Durchweg begnügt er sich nicht, die Tatsachen trocken anzuführen, sondern ist bestrebt, ihre psychologische Verknüpfung darzutun. So sucht er auch bei Friedrich vor allem die menschlichen Züge aufzuzeigen, wobei er seine natürlichen Schwächen unbekümmert hervorhebt. Recht zu statten kommt der Darstellung, dass der Verfasser viel authentische Worte des Königs einflischt: mündliche Äusserungen, Briefstellen, Sätze aus seinen Schriften, die berühmten Randbemerkungen und dergl., wodurch uns die einzige Gestalt besonders lebendig wird. Man hat oft darüber geklagt und hört die Klage auch wohl noch, dass der deutsche Gelehrte der Kunst, volkstümlich d. h. interessant und allgemeinverständlich zu schreiben, ermangele. Das Wort ist schon lange nicht mehr wahr, und dieses Buch straft es von neuem Lügen. Es stellt der Fähigkeit des Verfassers, eine Masse historischen Stoffes künstlerisch zu bewältigen, ein höchst günstiges Zeugnis aus.

Das Buch von Klee, das, wie ich schon bemerkte, für die „Jugend und das Volk“ berechnet ist, kann schon darum nicht so viel bieten wie das v. Petersdorffsche. Aber auch ihm muss man in Anbetracht seines Zweckes reiches Lob spenden. Auch in ihm ist die Darstellung reichhaltig und eindrucklich. Auch seinem Verfasser ist es geglückt, ein lebendiges Bild des Helden zu entwerfen.

Beiden Büchern gemeinsam ist noch, dass sie reichen Bilderschmuck zeigen. Bei einer illustrierten Geschichte Friedrichs des Grossen denkt man sogleich an das berühmte, zuerst im Jahre 1840 erschienene Werk Kuglers, berühmter durch seinen Illustrator Adolph Menzel als seinen Verfasser Franz Kugler. Den künstlerisch Empfindenden erfüllt dabei der Unterschied der Zeiten ein wenig mit Wehmut. In dem vor mehr als sechzig Jahren erschienenen Werk finden wir nach den Zeichnungen eines Meisters trefflich ausgeführte Holzschnitte, heute giebt man nur mechanische Reproduktionen. Als Entschädigung kann dafür gelten, dass heute quantitativ um so mehr geboten wird und dass es ferner doch auch für die geschilderte Zeit wertvoll und charakteristisch ist, dass nur in der dargestellten Periode selbst entstandene Bilder wiedergegeben werden. Dann wollen wir auch nicht übersehen, dass wir, wenn wir auch eine künstlerische Verarmung nicht leugnen können, uns dafür des wissenschaftlichen Fortschrittes rühmen und erfreuen können. In dem Kuglerschen Buch äussert sich ein geschickter Schriftsteller, in dem v. Petersdorffschen legt ein mit dem Stoff bis ins einzelste vertrauter Historiker in anmutiger Form die Ergebnisse einer gewaltigen, seit Generationen geleisteten Summe von Forschungen vor. Ich sagte, dass heute quantitativ so viel geboten werde. In der Tat



enthält das grössere unserer beiden Bücher nicht weniger als 227 Bilder, zu denen noch 27 Faksimiles kommen, beide technisch durchweg vortrefflich reproduziert. In diesem Punkte kann sich das Kleesche mit dem v. Petersdorffschen nicht messen. Doch ist auch in ihm, wenn wir daran denken, wie früher der Bilderschmuck derartiger Bücher beschaffen war, ein grosser Fortschritt nicht zu verkennen.

XXIII. Herr Landgerichts-Sekräter Karl Altrichter hielt hierauf den angekündigten Vortrag:

#### Die Inschrift des sogenannten Runensteins von Rogäsen.

Hierzu eine Tafel.

Im Jahre 1849 sollte zu Rogäsen, Kreis Jerichow, das niedergebrannte Schulhaus wieder aufgebaut werden. Zu dem Fundament schien ein am Eingange des Kirchhofs liegender grosser Stein von der Gestalt eines abgestumpften Kegels gutes Material zu gewähren. Man sprengte ihn und als man die Stücke umdrehte fand sich, dass auf der flachen, nach unten gekehrt gewesenen Seite des Steines, die reichlich einen Meter Längsdurchmesser gehabt hatte, wunderbare Schriftzeichen eingemeisselt waren. Dem herbeigekommenen Kirchen- und Schulpatron, Grafen Wartensleben, wurde davon Mitteilung gemacht und auf dessen Anordnung unterblieb die Vermauerung der Steinstücke. Dieselben wurden vielmehr in ihrer alten Verbindung zusammengesetzt und als geschichtliches Altertum in die damals neuerbaute Rampe des gräflichen Schlosses eingefügt. Dabei war zunächst ein Eckstück unbeachtet geblieben, das später aufgefunden wurde und in dem gleichfalls noch 2 Striche eingemeisselt waren.

In dieser Rampe blieb der Stein nicht. Nach mehreren Jahren wurde er anderwärts als Denkstein aufgebaut. Erst in neuerer Zeit ist er unter Mitverwendung des erwähnten Stückes von dem jetzigen Besitzer von Rogäsen, Major und Landrat a. D. Grafen von Wartensleben in einer Steingruppe so aufgestellt, dass die Bruchstücke ohne Befestigungsmaterial zusammen halten.

Von Anfang an ist man bemüht gewesen hinter das Geheimnis der auf dem Stein befindlichen Inschrift zu kommen. Alexander von Humboldt, an den man sich zunächst gewendet hatte, antwortete überhaupt nicht. Allerdings war die Zeichnung, die man ihm gesandt, und von der man eine Kopie zurückbehalten hatte, so unglücklich, dass daraus niemand etwas hätte entnehmen können. In dankenswerter Weise ist viel später nicht nur eine genaue Zeichnung, anscheinend unter Auflegung des Papiers auf den Stein, sondern sogar eine Photographie von dem ganzen Stein hergestellt worden, so dass ein Fremder die Sache eingehender studieren kann.



Im Jahre 1882, als das jetzt vorhandene Schlusssteinstück noch nicht aufgefunden war, hat die sonach unvollständige Zeichnung — sie ist erst später ergänzt — bei verschiedenen Männern der Wissenschaft die Runde gemacht, um eine Entzifferung herbeizuführen. Ein Lehrer Rabe, der sich viel mit keltisch beschäftigt, glaubte in den Zeichen Runen zu sehen und eine altbritische Inschrift zu erkennen. Abgesehen davon, dass die Inschrift zu seiner Zeit nicht vollständig war, hatte dieser Herr sich auch gemüsst gesehen, eine Verbesserung vorzunehmen, indem er einen Horizontalstrich, der aus einem senkrechten Strich im rechten Winkel abging, bergabgehend las und so ein ihm bequemerer Zeichen einschmuggelte. Ferner aber sah er eine Anzahl Zeichen als Trennungszeichen an, ohne erkennbar zu machen, weshalb Zeichen verschiedener Art als solche zu lesen sein sollten. Frühmittelalterliche Inschriften weisen zum Teil gar keine Teilungszeichen zwischen den Wörtern oder den Buchstaben, die diese bedeuten, auf, zum Teil sind Vertikalstriche, zum Teil Punkte, zum Teil auch Kreuze und andere Figuren verwendet, die Form ist für jede Inschrift aber eine einheitliche, sodass man nie in die Verlegenheit kommt, ein Schriftzeichen für ein Teilungszeichen zu halten. Ähnlich so verhält es sich bei Runenschriften, die mir zu Gesicht gekommen sind. Unter diesen Umständen kann eine Besprechung der Rabeschen Entzifferung, die im wesentlichen die Anrufung eines keltischen Gottes darstellen sollte, keinen Zweck haben. Andere Forscher wollen in den Zeichen nordische, noch andere germanische Runen erkannt haben, aber zu einer befriedigenden Entzifferung ist die Inschrift nicht gekommen.

Ich habe nun zwar auch schon runische Schriften und zwar der verschiedensten Alphabete gesehen, aber ich muss sagen, die Schrift sieht mehr wie eine solche des 10., 11. und 12. Jahrhunderts aus. Denn darüber darf man im vorliegenden Falle doch nicht hinwegsehen, dass die gewinkelten statt rundlicher Formen sehr mit der Sprödigkeit des verwendeten Materials in Zusammenhang zu bringen sind. Diese Winkelungen mögen zum Teil dazu beigetragen haben, Runen in den Schriftzeichen zu erblicken. Denn mit Rücksicht auf die Form des Steines und den Verlauf der Schrift muss es als eine gezwungene Erklärung angesehen werden, dass der Stein eine Stelle aus einem heidnischen Steinkreise gewesen sei. Der Umstand allein, dass er in der Nähe einer christlichen Kirche, die höchstwahrscheinlich auf einer heidnischen Kultstätte errichtet worden war, gefunden ist, beweist nichts für ein so hohes Alter der Inschrift, die in diesem Falle doch quer, wenn auch in mehreren Zeilen, über die Schmalseite des aufgerichteten Steins hätte gehen müssen. Ausserdem ist nicht das Misstrauen der christlichen Priester in Betracht gezogen, die doch zweifellos eine mit heidnischen



Schriftzeichen versehene Stele gründlich zerstört und nicht nur auf das Gesicht umgelegt haben würden.

Die Direktion des Märkischen Provinzial-Museum hatte mir die Akten und das übrige Material zur Prüfung und Äusserung zugeschrieben.

Die Lösung des vorliegenden Schrifträtsels gelang mir überraschend schnell, da derartige und ähnliche Inschriften schon seit einigen Jahrzehnten mein Sonderstudium bilden und da es mir durch Übung nicht schwer wird, alsbald den den Inschriften von ihren Verfassern mitgegebenen Schlüssel aufzufinden. Bevor ich jedoch auf die Inschrift selber eingehe, muss ich zur Vorbereitung des Verständnisses dafür etwas weiter ausholen.

Der Stein lag am Eingang des Kirchhofes, allerdings umgestürzt mit der Inschrift gegen den Erdboden. Es ist nicht anzunehmen, dass der grosse und schwere Stein ohne Not wird hin- und hergewälzt worden sein. Ehedem war er sicherlich derart aufgerichtet, dass die Inschrift in der Vertikalebene lag und von jedem, der den Kirchhof betrat, gelesen werden konnte. Als der Weg nach der Kirche immer mehr ausgetreten und von Regengüssen tiefer ausgewaschen war, verlor der Stein eines Tages das Gleichgewicht und fiel auf die Inschrift.

Unmöglich konnte seiner Zeit dieselbe den Ortseingesessenen, die damals gar nicht lesen konnten, etwas neues sagen; sie musste also für Fremde, die des Lesens kundig waren, bestimmt sein. Es konnten diese durchreisenden Fremden kaum andere Leute sein als solche, die ein Interesse an dem hatten, was die Hersteller der Inschrift vor ihnen getan. Lesen und Schreiben wurde im früheren Mittelalter lediglich in den Klöstern gelehrt und geübt und aus diesen heraus, deren Äbte nicht selten hochbegabte Baumeister waren, entwickelten sich die Bauhütten d. h. die von der Klostergeistlichkeit unabhängigen Vereinigungen von Baukünstlern, die in bedeutenderen Städten ihren festen Wohnsitz hatten. Für die damalige Zeit würde hier in erster Linie die Torgauer Bauhütte in Betracht kommen. Wo irgend in der Mark bald nach Einführung des Christentums es etwas zu bauen gab an Kirchen, Kapellen oder Rathhäusern, entsandte die Bauhütte einen Meister mit der nötigen Anzahl Gesellen, um den Bau auszuführen. Mindestens der Meister war ein im Lesen und Schreiben bewandeter Mann. Jeder Faber, wie der technische Ausdruck für die Bauleute hiess, hatte bei seiner Aufnahme in die Hütte einen Eid dahin leisten, dass er von den Geheimnissen seiner Bauhütte bei den schwersten Strafen nichts verraten und weder durch Eingraben noch durch Schreiben Mitteilungen machen würde. Trotzdem unterliessen es die Bauleute selten und fast nie, sich zu verewigen d. h. vorüberziehenden Zunftgenossen Nachrichten über ihre Tätigkeit zukommen zu lassen. Im früheren Mittelalter konnte dies ohne Gefahr und unbeschadet



des Eides in bekannten Schriftzeichen geschehen, da allenfalls nur ein Mönch oder Priester diese Nachricht hätte lesen können. Aber man beging doch noch die Vorsicht, durch symbolische Andeutungen den unkundigen Leser irre zu leiten. Später im 14. und 15. Jahrhundert, als die Lesekunst grössere Verbreitung gefunden hatte, bediente man sich künstlich geschaffener Alphabete. Selbstverständlich enthielten auch diese Inschriften den Schlüssel zur Lösung. Nicht selten war auch aphoristisch die Andeutung gemacht, dass es sich um eine Inschrift zünftiger Bauleute handle und zwar durch Darstellung des Grundrisses einer Bauhütte.

Drei Meister bildeten schon eine Bauhütte. Die Zahl der Gesellen war eine willkürliche, aber im wesentlichen wird sie sich auf eine Mehrheit der heiligen Zahlen 3, 5, 7 beschränkt haben. Eine dieser Zahlen findet sich immer wieder in den Bauwerken, so in der Apsis der Kirchen, in der Zahl der Hallen des Kirchenschiffes. In einer chiffrierten Inschrift von 1447, ebenfalls von Bauleuten herrührend, fand ich in der Andeutung der Bauhütte den Meister und 7 Gesellen, von denen 2 als Parlierer fungierten. Die Inschrift selbst ergab, dass tatsächlich der Meister mit 7 Fabris beim Werke tätig gewesen war.

Bezüglich mittelalterlicher Inschriften im allgemeinen ist zu bemerken, dass öfter eine Zusammenziehung mehrerer Buchstaben, die zu einem Begriff gehören, in ein neues Zeichen vorkommen, dass die meisten Wörter durch einen oder zwei Buchstaben angedeutet sind. Diese Abkürzungen haben mit den heut gebräuchlichen nichts gemein. Nicht selten liegt in einer Inschrift noch ein verborgener Sinn, auf den auf verschiedene Weise hingedeutet wird. Gerade deshalb ist es so sehr notwendig, dass jedes Zeichen mit der grössten Genauigkeit wiedergegeben wird, um die Möglichkeit der richtigen und erschöpfenden Entzifferung zu gewähren.

Im vorliegenden Falle handelt es sich um eine Inschrift von Bauleuten, bzw. eines Meisters einer Bauhütte und zwar in erster Linie die Rogäsener Kirche und in zweiter Linie den uns unbekanntem Baumeister betreffend.

Äusserlich tritt in dieser Inschrift die Entwicklung von zwei Zeilen hervor, deren zweite durch Schriftzeichen aus der ersten Zeile durchbrochen ist. (Figur 30, 31, 33, 34.) Der Künstler hat dadurch augenscheinlich zunächst die Wiederholung der Ausmeisselung derselben Zeichen vermeiden wollen. Das nach rechts stehende Zeichen, das einem Schlüssel gleicht (Figur 32) unterragt erkennbar die zweite Zeile. Auch darin ist ein Wink gegeben, wie unten gezeigt werden soll.

Das erste Zeichen besteht aus 5 Vertikalstrichen, deren beide erste mit einem Horizontalstrich unterzogen sind. Es entspricht den Initialen, die in mittelalterlichen Schriften mehreren Zeilen vorgemalt sind; es ist ein zusammengesetztes und enthält in den beiden Vertikalstrichen in



Verbindung mit dem Horizontalstrich den Schlüssel dafür, dass man es mit einer Bauleuteinschrift zu tun hat. Die schlüsselartige Figur der zweiten Zeile, obschon das Monogramm des Baumeisters, enthält zugleich die Probe auf das Exempel.

Die mehr erwähnten 3 Striche geben den Aufriss einer mittelalterlichen Bauhütte. Der Horizontalstrich stellt den Arbeitstisch des Meisters dar, der im Osten seinen Platz hat, um die Bauhütte zu regieren und an dem Tische seine Entwürfe zu machen. Die beiden Vertikalstriche machen die Plätze der übrigen Meister im Norden, der Gesellen und Lehrlinge im Süden erkennbar, an deren Enden nach Abend die Parlierer ihre Plätze hatten, um die beiden Kolonnen in der Hütte zu vertreten. Man kann deshalb auch diese beiden Striche als die Parlierer ansehen, so dass die 3 folgende Striche die Gesellen darstellen. Es ist somit in diesen 6 Strichen der Anfang der ganzen Inschrift zu lesen:

„Ein Meister und 5<sup>4</sup> Gesellen.“

Dass tatsächlich Gesellen gemeint sind, ergeben die beiden folgenden Zeichen (Figur 6, 7). Der lange geschweifte, unten durchkreuzte Strich ist ein f — ein t müsste oben gekreuzt sein. Der Doppelwinkel dahinter ist ein r. Wenn dies r nach oben unverhältnismässig verlängert ist, so hat man mit einer Geschmacksrichtung des früheren Mittelalters zu rechnen, das ungemein lange und schmale Buchstaben liebte und deshalb Verlängerungen nach oben vornahm, wie wir später noch beim n sehen werden. Bei der Bevorzugung gerader Linien in dieser Inschrift darf es nicht auffallen, dass der nach rechts gehende Buchstabenteil geradlinig ist. Das fr ist die Abkürzung für fabri, Bauleute: Sprecher und Gesellen.

Die beiden folgenden Zeichen (Fig. 8, 9) gehören zusammen. An einem hi = hier ist wohl nicht zu zweifeln.

Die vierte Gruppe (Figur 10, 11, 30, 31) aus zwei Zeichen bestehend, zeigt zunächst nach der genauen Abbildung eine Form, die man unter Berücksichtigung des Umstandes, dass keine Bogen vertreten sind, sehr wohl für b lesen kann, während das andere, nach der Photographie hier wiedergegeben, einen Vertikalstrich zeigt, von dessen unterem Ende ein zweiter Strich schräg nach rechts geht. Es hat den Anschein, als ob der Vertikalstrich unten ausgewittert ist, da man annehmen muss, dass diese beiden zusammengehörigen Zeichen ursprünglich auf derselben Linie gestanden haben. Darnach ist das zweite Zeichen das mittelalterliche n, dessen Unterschied vom h hier in die Augen springt. Es ist dieses n im wesentlichen die Form, welche in den Inschriften auf den Grabplatten der Havelberger Bischöfe und genau auf der Kyritzer Elle von 1238 erscheint. Das Zeichen bn lese ich für „bauten“, denn eine andere Tätigkeit hätten die Werkleute kaum als wert des Fest-



haltens mitteilen wollen. So heisst diese Zeile bis jetzt: „Ein Meister und 5 Gesellen hier bauten.“

Das folgende Zeichen (Fig. 12) ist, ohne dass es bis in die zweite Zeile hinuntergeht, erkennbar gross; ihm entspricht das letzte Zeichen dieser Reihe (Fig. 25, 34), das sich aber bis in die zweite Zeile fortsetzt, an Grösse. Sie beide und alles, was dazwischen steht, müssen sonach zusammengehören und als etwas Einheitliches gelesen werden. Es ist darin, wie gezeigt werden soll, eine Zeitbestimmung enthalten. In den Handschriften des früheren Mittelalters wurde durch eine Raute das  $\circ$  dargestellt. Hier setzt sich der erste, schräg nach unten gehende Strich einer solchen nach unten fort. Ein Strich mit davor liegendem  $\circ$  stellt das Skelett des 9, mit dahinter liegendem  $\circ$  dasjenige des p dar, mithin ist das erste Zeichen des vorliegenden Begriffes als p zu lesen. Die 3 folgenden Zeichen (Figur 13—15) sind unverkennbar J, C, H oder dem Sinn entsprechend J Ch und dahinter steht erhöht ein Kreuz, wie es in religiösen Schriften hinter Gott, Christus u. s. w. gemacht zu werden pflegt, darnach folgt die Form (Fig. 17), die wir schon als n kennen gelernt haben. Die Stelle löst sich sonach auf in „post Jesum Christum † natum.“

Nun kommt im wesentlichen das Zeichen, nur kleiner, wie am Schluss der Zeile. Es ist ein J-Strich, der noch einen Vorschwung erhalten hat in Gestalt eines vorgesetzten Winkels; sein Wortwert muss aber erheblich geringer als das J am Ende der Zeile sein. Ihm folgt ein einfacher Strich, ein T, wieder ein Strich und dann eine verzogene XII, endlich als Schluss das mächtige J. Wenn hier das J als solches durch eine Art Vorschwung erkennbar gemacht ist, dann müssen die übrigen einfachen Striche eine andere Bedeutung haben und die XII legt es nahe, dass man es mit Ziffern zu tun hat. Dieses J I T I XII J lese ich als: „im 1 Tausend 1 Hundert 12 Jahre.“

Das Objekt zu der bis jetzt vorliegenden Zeile: „Ein Meister und 5 Gesellen hie bauten post Jesum Christum † natum im 1112. Jahre“ muss notwendig die zweite Zeile enthalten. Gleich das erste Zeichen bis einschliesslich des dazu gehörigen Kreuzes (Figur 27) giebt ein Rätsel auf, wie es die damalige Zeit, die jetzt ganz genau feststeht, so sehr liebte. Am Ende des Zeichens endigen 3 Striche, die so gezeichnet sind, dass ihre Verlängerungen in einen Punkt zusammentreffen würden. Durch diese Nichtvollendung ist zunächst angedeutet, dass man ein aufzulösendes Zeichen vor sich hat. Durch den Querstrich im letzten Vertikalstrich ist weiter erkennbar gemacht, dass das hintere Ende den Anfang des Ganzen macht, das Zeichen zum Zwecke seiner Auflösung eine drehende Bewegung zu machen hat, bei der die einzelnen Buchstaben gewissermassen aus dem Ganzen herausfallen. Diese Entwicklung habe ich besonders (I—VI) dargestellt. Durch den erwähnten Quer-







strich ist ein Kreuz gebildet, das ich bestehen lasse (Fig. VI). Wäre dies nicht beabsichtigt gewesen, würde dem Steinmetzen eine Winkelung des Endes dieses Striches nach rechts genügt haben, um auf die Umkehrung hinzuweisen. Dann tritt derselbe Strich, nur als Strich in der Bedeutung von J auf (Fig. V). Bei einer Drehung der Grundlinie des Zeichens um  $45^\circ$  (Fig. IV) entsteht der Kopf des frühmittelalterlichen E. Der Schlussstrich müsste zwar horizontal verlaufen, aber wenn man die beiden daruntergezeichneten E-Formen verbindet und gewissermassen das Mittel nimmt, wird in der gewinkelten Figur immerhin eine Art E erkennbar bleiben. Bringt man durch weitere Drehung die Grundlinien in senkrechte Lage (Figur III), tritt unverkennbar das mittelalterliche D hervor. Endlich kommt durch weitere Drehung die Grundlinie in die Horizontallage zurück. Beim D ist der Horizontalstrich über die Spitze des Dreiecks hinaus nicht berücksichtigt. Dies muss jetzt geschehen und eine Figur (II) entstehen, in der die beiden anderen Vertikalstriche unberücksichtigt zu bleiben haben. Man erhält dadurch die Grundform des Kreuzfixes. Bringt man aber weiter alle 3 Vertikalstriche zur Erscheinung, so bilden diese mit der Horizontalen die Form des frühmittelalterlichen M (Figur I). Das erste Zeichen der zweiten Zeile löst sich sonach auf in: „M. crucifixi dei †.“ Darüber, dass die nun folgenden Zeichen (Fig. 28, 29) T und L bedeuten, kann kein Zweifel sein, auch darüber nicht, dass darin „templum“ abgekürzt ist. In das Satzgefüge eingereiht, ergibt sich für diese Zeile magni crucifixi Dei † templum d. h. die christliche Kirche in Rogäsen. Dahinter steht das grossgeschriebene Monogramm des Baumeisters (Fig. 32). In diesem Zeichen findet man, wie schon oben angedeutet, eine Bestätigung des Einganges der Inschrift. Es scheint dasselbe sich aber daraus entwickelt zu haben, dass der Meister stets mit fünf Gesellen zu arbeiten pflegte. Die Anordnung der 7 Striche ist aber eine so eigenartige, dass man darin auch die Anfangsbuchstaben seines Namens wird suchen müssen. Der von oben nach unten gehende Strich zeigt zunächst am Fuss zwei Zierstriche. Ohne sich einen Zwang aufzuerlegen, kann man darin ein J erblicken; denkt man sich weiter je zwei der nach rechts gehenden Striche verbunden, so kommt man zu einer Schriftform, die dem B sehr nahe steht. Der Meister könnte sonach sehr wohl den Namen Johannes Baptista geführt haben. Familiennamen kannte man nicht, nur Beinamen, und ein solcher würde wohl „Faber“ haben heissen können.

Wenn ich behauptete, dass die Vergrösserung einzelner Zeichen (b, n, JB, x, J) darauf hinwies, dass man die zweite Zeile noch einmal lesen solle, so ist das von mir nicht Willkür, sondern beruht auf kulturgeschichtlichen Beobachtungen. Wenn man nämlich Epitaphien namentlich aus dem 17. Jahrhundert in ihrer Schrift studiert, so findet man, dass einzelne Zeichen, namentlich M, D, C, X, V und J besonders gross



geschrieben sind. Liest man dieselben fortlaufend, so findet man darin genaue Zeitangaben bezüglich Geburt und Tod dessen, der in der Grabchrift verherrlicht ist. Im vorliegenden Falle enthält nun die 2. Zeile tatsächlich eine biographische Notiz, nämlich: „magni crucifixi dei † templa bauten der Meister und seine 5 Gesellen 10 Jahre.“

Es liegt somit ausser der Nachricht von der Erbauung der Kirche, auch noch eine Jubiläumsnachricht vor bezüglich des Baumeisters.

Die ursprünglichen kleinen Dorfkirchen aus Steinblöcken sind in der Mittel- und Altmark bis auf wenige verschwunden. Entweder hat man die hohen Türme — wie z. B. in Zernitz an der Hamburger Bahn noch einer erhalten ist — abgetragen und damit Erweiterungsbauten vorgenommen, oder an Stelle der alten Gotteshäuser Neubauten errichtet. Soweit die alten Kirchen noch erhalten sind, lassen sie den Plan und die Ausführung ein und desselben Meisters erkennen.

Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, dass dieser Meister in dem Rogäsener Stein und seiner Inschrift seine Karte an uns abgegeben hat.

Jedenfalls liegt in dem Rogäsener Runenstein eine hochinteressante baugeschichtliche Urkunde vor, für deren Erhaltung die Wissenschaft der gräflichen Familie von Wartensleben Dank wissen muss.

Hierzu bemerkt Herr Robert Mielke: So sehr ich auch den Scharfsinn des Herrn Altrichter anerkenne, so muss ich doch gegen die von ihm vorgebrachte Deutung wichtige Bedenken geltend machen. Zunächst gegen seine Annahme, dass wir es hier mit Steinmetzzeichen zu tun haben. Unsre Kenntnis dieser Zeichen ist sehr gering; sie besteht im wesentlichen nur in der Übersicht über die vielen Hunderte von den Hausmarken ähnlichen Zeichen, die sich an den hervorragenden Bauten des späten Romanismus und der Gotik (seltener in der neueren Zeit) finden. Alles, was von den Bearbeitern bisher gedeutet worden ist, beruht auf unerwiesenen Annahmen. Erst mit dem Ende des 15. Jahrhunderts stehen wir durch die erhaltenen Ordnungen (Bauhüttenordnung von Strassburg 1459, die Rochlitzer Ordnung vom Ende des 15. Jahrh. und das Bruderbuch vom 1563) einigermaßen auf sicherem Grunde (vergl. den Aufsatz von G. Schönermark. Die Bedeutung der Steinmetzzeichen. Denkmalpflege 1902 S. 122). Sowohl diese späten Zeugnisse wie die Zeichen selbst widersprechen der Auslegung des Herrn Altrichter. Das eine unbestrittene Ergebnis haben alle Nachforschungen bisher gebracht: die Bauhütten konnten nur da entstehen und sich organisieren, wo grosse Stadt- und Kathedralkirchen gebaut wurden. Eine Mitwirkung an dem Bau von Dorfkirchen — und noch dazu in so früher Zeit auf dem so unruhigen slavischen Grenzgebiet — ist so lange zurückzuweisen, bis ein einziger Fall auch nur annähernd nachgewiesen ist. Wir dürfen annehmen, dass die Dorfkirche — wie noch bis in das 19. Jahrhundert hinein das Bauernhaus —



von einheimischen Kleinhandwerkern, die zum Teil noch andre Gewerbe betrieben, unter Mitwirkung von Laien errichtet worden ist. Wir haben selbst Beweise genug dafür, dass auch bei grösseren kirchlichen Bauten die Mitwirkung des Laienelements nicht gering war (Belege bei Nordhoff. Der Holz- und Steinbau Westfalens 1873). Wie soll nun die kleine unscheinbare und schmucklose Feldsteinkirche des Dorfes Rogäsen zu solcher Wertschätzung gekommen sein, dass sie mit einem Aufgebot von 6 geschulten Steinmetzen in 10 Jahren errichtet werden musste!

Es sind aber auch noch innere Gründe vorhanden, die einen Zusammenhang mit den Steinmetzzeichen widerlegen. Wo ein solches Zeichen erscheint, ist es immer in unmittelbarer Verbindung mit dem Bau selbst angebracht, nie an einem abseits stehenden Block (s. Back, Steinmetzzeichen, Altenburg 1861. Schneider, Über die Steinmetzzeichen, Mainz 1872. Klemm, Württembergische Baumeister und Bildhauer in Württ. Jahrb. f. Stat. u. Landeskunde, Stuttgart 1881. Zimmermann, Die Matthäikirche zu Leisnig, Leisnig 1882. Rziha, Studien über Steinmetzzeichen in: Mitt. d. K. K. Centr.-Komiss. Wien 1883. Klemm, Die Familie der Meister von Gmünd und ihre Zeichen in: Bericht d. Generalvers. d. deutsch. Gesch. u. Altertumsvereine, Stuttgart 1893). Dass der Stein von Rogäsen früher an anderer Stelle — am Bau selbst — gewesen sein könne, wird durch seine Grösse (über 1 m) unwahrscheinlich gemacht, obwohl die Kirche im Osten verändert worden ist (s. Inv. d. Bau- u. Kunstdenkm. d. Prov. Sachsen XXI S. 357). In diesem Masse wurden Steine — und auch das nur selten in Norddeutschland — allenfalls an den Grundmauern verwendet, die doch einen geeigneten Platz für Bauinschriften nicht abgaben. Herr A. nimmt ferner an, dass auf unsrem Steine eine zusammenhängende Inschrift enthalten sei, was bei den sonst bekannt gewordenen Steinmetzzeichen nicht der Fall ist, es sei denn der seltenere Fall des Eigennamens, dann aber in unverkennbaren Schrifttypen. Dagegen lehrt uns die, leider vielfach versteckte, Literatur über die Steinmetzzeichen, dass wir es mit einzelnen, den Hausmarken um so ähnlicheren Gebilden zu tun haben, je älter die Beispiele sind. Nach den gründlichen Forschungen von Cl. Pfau (Das gotische Steinmetzzeichen in: Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge XXII, Leipzig 1895) ist es wohl unbestritten, dass das Steinmetzzeichen aus jener Hausmarke entstanden und nach und nach in den heraldischen Charakter übergegangen sei.

Und nun noch ein Schlussbedenken. Herr A. entwickelt eine halb deutsche, halb lateinische Inschrift. Sind für jene Frühzeit der norddeutschen Baugeschichte deutsche Bauinschriften recht selten (ich hoffe im Zusammenhang später darüber eingehender berichten zu können), so dürfte eine Zusammenstellung beider Sprachen in einer Bauinschrift für jene Zeit überhaupt nicht nachweisbar sein. Die Schlüsseltheorie,



die Herr Altrichter gewissermassen zur Grundlage seines Deutungsversuches macht, kann überdies nach den Untersuchungen von Clemens Pfau als vollständig widerlegt gelten. Ich kann mich also zu meinem Bedauern der soeben gehörten Deutung nicht anschliessen.

(Die Möglichkeit, die Rogäser Inschrift als Bettlerzinken zu deuten, die ich in der Sitzung selbst für nicht ausgeschlossen hielt, muss ich nachträglich beanstanden, nachdem ich erfahren habe, dass die Inschrift auf einem Granitstein eingegraben ist.)

Darauf bemerkt Herr Herrmann Maurer: Auch ich muss mich den von Herrn Robert Mielke bezüglich der Deutung der Zeichen erhobenen Bedenken anschliessen, möchte jedoch bemerken, dass es sich anscheinend weder um eine Inschrift, noch um Gaunerzeichen (Zinken), sondern aller Wahrscheinlichkeit nach um ein Verzeichnis der Hausmarken der im Dorfe Rogäsen befindlich gewesenen Hausstellen, und zwar um einen Steuerkataster handelt. Zur Begründung meiner Ansicht möchte ich mir erlauben Folgendes anzuführen: Bekanntlich sind die ältesten Hausmarken aus zum Teil missverstandenen einfachen und Binderunen entstanden. Eine Prüfung der Photographie des Steines ergibt, dass die rätselhaften Zeichen in zwei Linien angeordnet sind. Die mutmasslich obere Linie scheint in der Mitte unterbrochen zu sein, auf welchen Umstand ich noch später zurückkommen werde. Von den Zeichen gelang es mir mit Sicherheit nur vier als Runen des gemeinen germanischen Alphabets (Futhark) zu erkennen; es sind dies zwei E, ein T und ein umgekehrtes L. Die beiden E weichen so erheblich von einander ab, dass man unbedenklich annehmen kann, dieser Unterschied sei ein gewollter. Aus dem Werke „Die Haus- und Hofmarken“ von Dr. C. G. Homeyer, Berlin 1870, ersehe ich, dass im Havelland jeder Hausbesitzer sein besonderes Zeichen an der Wohnung besass, mit dem auch das Gerät und das Vieh bezeichnet wurde (S. 88 a. a. O.). Desgleichen ist dort über den Rogäsener Stein das Folgende gesagt: „Auf dem Wartenslebenchen Gute Rogäsen bei Genthin zeigt ein eingemauerter Stein allerlei unregelmässige Zeichen, bei denen mir zweifelhaft bleibt, ob sie von Steinmetzen oder sonstigen Wandergesellen herrühren“ (S. 89). Ferner ist in dem mit dankenswerter Genauigkeit geführten Akten des Herrn Grafen von Wartensleben gesagt, dass in früheren Zeiten die Bauern nach beendigter Kirche gerade auf dem nicht aus weichem Gestein, sondern aus Granit bestehenden Geschiebeblock ihre Steuern aufgezählt haben. Hierüber findet sich bei Homeyer eine Belagstelle wie folgt:

„D. Kreis Lebus. Nach Mitteilung des Landrats v. Winter vom Jahre 1858:

a. aus Quappendorf im Fürstl. Rentamt Neu-Hardenberg.

Laut einer mit dem Schulzen am 1. Juli 1858 aufgenommenen Ver-



handlung wurde früher über die Zahlung der Steuern und Gutsabgaben nur durch ein Löschen der beim Schulzen auf den Tisch gemalten Zeichen quittiert. Bei Rückständen wurde das Zeichen an der Fensterzarge des Säumigen vermerkt.“ (S. 89 a. a. O.) Auch mir ist aus der Literatur ein gleicher Fall bekannt geworden, leider ist mir jedoch die betreffende Stelle nicht mehr erinnerlich. Diese Erwägungen führen mich zu der Annahme, dass der Rogäsener Stein als Steuerkataster anzusprechen ist und dass man ihn aus alter Gewohnheit, nachdem man ihn, weil wohl die Hauszeichen nicht mehr zutrafen, umgedreht, für den frühern Zweck, d. h. zum Steuerzahlen weiter fort benutzte.

Zum Schluss möchte ich noch eines erwähnen: Am Eingang hatte ich darauf aufmerksam gemacht, dass die obere Reihe der Zeichen anscheinend in der Mitte eine Lücke aufweist. Merkwürdigerweise findet sich nach der Karte auch in der aus zwei Häuserreihen bestehenden Ortschaft Rogäsen und zwar in der nördlichen, also oberen Reihe ebenfalls eine Lücke, nämlich der Weg nach Wusterwitz. (Vergl. Skizze.) Sollte die räumliche Anordnung des Dorfes noch die gleiche sein wie im früheren Mittelalter, dann ist meines Erachtens das Rätsel des Steines unwiderleglich gelöst, derselbe ist dann unzweifelhaft ein Katasterstein. Übrigens soll sich nach den Akten in dem Rogäsen benachbarten Orte Viesen ein ähnlicher Stein befinden.

Zum Schluss erwidert Herr Altrichter auf die Einwürfe der Herren Mielke und Maurer folgendes.

In der Rogäsener Inschrift handelt es sich nach meinen Ausführungen gar nicht um sogenannte Steinmetzenzeichen, mit Ausnahme vielleicht der Figur 32. Diese Steinmetzenzeichen wurden an den Gebäuden selbst angebracht. Hier handelt es sich lediglich um eine private Mitteilung auf einem ausserhalb des Gebäudes liegenden Stein.

Bei allen Bauten tritt sicherlich auch das Laienelement hervor und zwar unter der Bezeichnung „Handlanger“, die Bauten selber führten aber gelernte Werkleute aus und diese rekrutierten sich aus ihren Bildungsstätten, den grossen Bauhütten. Der Begriff Bauhütte umfasste aber nicht nur den Raum, sondern bezeichnete gleichzeitig die Vereinigung, welche später sich mit dem Begriff Zunft deckte. Noch zur Zeit der alten Gewerbeordnung wurden nichtzünftige Maurer (Gesellen), die sich unterfingen auf eigene Hand zu bauen oder nur grössere Ausbesserungen vorzunehmen, bestraft.

Alle weiteren Ausführungen treffen hier nicht zu, weil sie von falscher Voraussetzung ausgehen.

Lateinisch sind nur technische und aus dem Gottesdienst geläufige Bezeichnungen, die ersteren deshalb, weil aus der Zeit des römischen Reiches zunftartige Verbindungen von den Klöstern hinsichts der Baukunst übernommen worden waren, namentlich als sie sehr bald auch



begabte Laien in der Baukunst unterrichteten, die dann die Stifter von profanen Bauhütten wurden. Für offizielle Urkunden bestand damals Einheit der Sprache, aber hier liegt eine Privatkundgebung vor, in der wohl jeder nach seinem Geschmack zu schreiben pflegt.

Der Gebrauch der Hausmarken ist mir sehr wohl bekannt, ebenso wie ihre nicht selten in verschiedenen Orten wiederkehrenden Formen. Wenn hier solche vorlägen, durften die †, die Nr. 11 und 17, 18 und 25 nicht wiederkehren. Diese Zeichen sind eben nicht Unterscheidungszeichen, was die Hausmarken doch sein sollen und was bedeuten die vielen einfachen Striche?

Es wäre allenfalls nicht ausgeschlossen, dass, wenn einst die Schrift nach oben gelegen habe, man jedem Besitzer ein Zeichen derselben zugewiesen und dasselbe bei der Steuerzahlung als Quasi-Hausmarke benutzt habe. Doch dafür ist kein Anhalt vorhanden.

XXIV. Fräulein Elisabet Lemke, Hohenzollern und andere Fürsten in Mythenbildung (Fortsetzung des am 13. Dezember 1893 in unserer Gesellschaft gehaltenen Vortrages). Wir hoffen den Vortrag in einem der nächsten Hefte als besonderen Aufsatz bringen zu können.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

**Zu märkischen Altertümern.** Unweit Pinnow, jenes Dorfes im Kreise Angermünde, welches unter den Altertümfreunden durch mehrere wichtige Funde zur Vorgeschichte unserer Heimat schon einen guten Namen hat — grub doch erst kurz vor 1900 dort wieder Herr Dr. Goetze aus Berlin ein Skelett aus — und zwar auf dem Grenzrain zwischen den Feldmarken der Dörfer Frauenhagen und Mürow — befindet sich ein Dolmen, noch wohl erhalten, über dessen Maße etc. ich mir genauere Mitteilungen für die zweite Hälfte des Jahres behufs näherer Forschung vorbehalte.

Wie die Uckermark überhaupt reich ist an vorgeschichtlichen Funden (allein meine Freunde, die Lehrer Sendke-Bagemühl, nahe der Randow, und Sukrow-Lunow a. O. haben eine stattliche Reihe derselben gemacht), so ist im Juli 1901 ein solcher zu Tage gekommen bei dem Dorfe Herzsprung, einer Haltestelle der Stettiner Bahn zwischen Chorin und Angermünde. Gelegentlich eines starken Regens musste der steile Uferrand des Ackers am Mühlensteige etwas abgeschippt werden und dabei stiessen die Arbeiter auf eine ganze Reihe Urnen, wo deren noch nie gefunden waren. In der Gier nach vermeintlichen Schätzen zerschlugen sie die beim Herausnehmen natürlich noch sehr weichen Gefässe, so dass ich gelegentlich eines Besuches dort nur Trümmer vorfand. Doch ergaben diese, dass zweierlei Scherben:



a) dunklen Brandes, sehr dickwandig, ein Nasenansatz — gerundeter Boden — und b) hellroter, dünnwandiger Brand vertreten war. Einige Exemplare müssen recht gross gewesen sein. Auf Mitteilung einer Adresse (und Sprechstunde) bin ich gern bereit, die Bruchstücke zur Untersuchung vorzuzeigen. Unbedeutende Knochenreste lagen dabei. Der Molkereidirektor von Angermünde, Liebhaber solcher Sachen, wollte nach der Aberntung des Kornfeldes, unter dessen Wurzeln die weitere Fundstätte liegen muss, nachgraben lassen, doch weiss ich nichts Näheres.

Je ein Exemplar der bekannten als Taufbecken früher dienenden grossen Holzengel, die von der Kirchendecke herabgingen, befindet sich noch in den Kirchen a) zu Frauenhagen (Kr. Angermünde) b) zu Schwaneberg, Kr. Prenzlau, wo ich ihn in den achtziger Jahren, wenn auch ausser Dienst gestellt, noch von der Decke herabhängen sah. Letzteres Dorf besitzt noch aus der Zeit von 1604 resp. 1624 eine Kanzel mit — leider über-tünchter, teilweise aber noch farbenprangender Holzschnitzerei und eine entsprechende Altarwand. Ebensolche kirchlichen Ausstattungsstücke besitzt die  $\frac{1}{2}$  Std. davon an der Chaussee nach Prenzlau liegende Kirche des grossen Domänendorfes Schmölln.

Über diese werde ich in späterer Zeit dieses Jahres näheres mitteilen.  
Jülicher-Rixdorf.

**Gedächtnisstein für Rheinsberg.** An der Chaussee zwischen Rheinsberg und Linow steht zwischen den Kilometersteinen 2,8 und 2,9 ein Granitblock von ca. 40 cm Höhe. Er weist ein eingemeisseltes Kreuz auf, welches mit schwarzer Farbe ausgestrichen ist (ca. 20—30 cm).

Dort soll vor ca. 16 Jahren die Frau des Pfarrers aus Linow plötzlich am Schläge verstorben sein. Andererseits wird auch berichtet, dort habe ein Mann einen andern erschlagen.

Es ist auffallend, dass bereits nach so kurzer Zeit die Sache gewissermassen sagenhaft wird.

Berlin, 7. Oktober 1901.

Otto Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14



## 14. (6. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 10. Dezember 1902, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr  
im Brandenburgischen Ständehause.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. — Von demselben rühren die Mitteilungen zu No. I bis XXIV her.

### A. Persönliches und Geschäftliches.

I. Unser ältestes Mitglied Herr Leopold Minden ist leider am 27. November gestorben in dem gesegneten Alter von 81 Jahren. Sein Sohn Herr Dr. jur. Georg Minden, Syndikus des Berliner Pfandbriefamtes, als Volkskundiger bestens bekannt, wird an seiner Stelle in die Brandenburgia eintreten.

II. Der Nestor der deutschen Prähistoriker Medizinalrat Dr. Friedrich Wilhelm Ludwig Brückner ist am 3. d. M. in Neubrandenburg, 88 Jahre alt, verstorben. Er war der Nestor der mecklenburgischen Altertumsforscher und die eigentliche Säule des sehr ansehnlichen Museums in Neubrandenburg. Wegen der Nachbarschaft von Mecklenburg-Strelitz berührten sich seine und unsere heimatkundlichen Forschungen vielfach. Brückner begründete i. J. 1871 einen „Museums-Verein“, dessen Jahresberichte recht wertvoll für die Heimatkunde sind. Brückner nahm auch an der Entwicklung der Brandenburgia mit Interesse Anteil und hat allen Berlinern und Brandenburgern, die ihn um Rat fragten oder in Neubrandenburg aufsuchten, stets mit der grössten Liebenswürdigkeit gedient. Sein Sohn Dr. L. Brückner hat die Todesanzeige eingesendet, ich habe nicht verfehlt, unser Beileid zu bezeugen. Ehre dem Andenken des alten würdigen ächt deutschen Gelehrten.



### B. Naturgeschichtliches.

III. Die Riesen-Blöcke bei Treuenbrietzen. Unter dieser Überschrift teilt u. M. Herr Postrat Steinhardt in Treuenbrietzen folgendes mit.

Erratische Blöcke finden sich unregelmässig verstreut in verschiedenster Grösse und Gestalt und aus den verschiedensten Formationen herstammend in der engeren und weiteren Umgebung von Treuenbrietzen in reichlicher Menge vor. Wo sich in der Niederung die Wiesen hinziehen und in alten Zeiten Morast und Sumpf den Boden dekete, sind die Blöcke und Geschiebe unter Torf und Humuserde vergraben. Auf den höher gelegenen Acker- und Waldflächen sind sie in der Nähe der Wohnstätten beseitigt und haben als Material für die Fundamente und Mauern der Bauwerke oder zur Errichtung von Umgrenzungen aus — trockenem — Mauerwerk oder zur Bekleidung der Wände und Böschungen der Erdwälle gedient. — Wenn der Landmann zur Winterzeit von der Feldarbeit frei ist, geht er mit dem Sondiereisen aufs eigene oder zu dem Zweck gepachtete Feld und sucht nach Steinen unter der Erdoberfläche, die dann gesprengt und lagerrecht zurechtgehauen werden. Der Vorrat an Steinen hat dann auch im Laufe der Zeit derart abgenommen, dass man sich jetzt schon mit dem minderwertigen Material begnügt. Namentlich die Wegebauverwaltung hat bedeutende Mengen verbraucht.

Diesem Hinschwinden der vom finnländischen Schild, den Kjölen und den schwedischen Gebirgen herstammenden, vom Inlandeis über den Fläming hinweg bis nach dem Harz und Thüringer Wald verschleppten Geschiebe sind nur wenige der grösseren Blöcke entgangen, die dem Bohrer ihrer Grösse und Härte wegen zu grossen Widerstand leisteten und deren Sprengung und Aufbereitung den Aufwand an Pulver und Arbeit nicht lohnte. Aber auch die Tage dieser ehrwürdigen Zeugen der Urzeit, die den Boden schuf, auf dem wir heute leben, sind gezählt; Bohrstahl und Dynamit werden bald auch mit dem letzten der erratischen — Eiszeitschubisten\*) — aufgeräumt haben, wenn ihrer Vernichtung nicht wirksam Einhalt getan wird.

Durch ihre Grösse bemerkenswerte Blöcke finden sich in der Treuenbrietzener Umgebung nur noch auf der nördlichen flachen Absenkung des Fläming etwa auf der Linie Lindo—Lüdendorf—Neu-Rietz. Jeder führt im Volksmunde seinen Namen. Sie heissen: der Hirten-, Hasen- und Bismarckstein, die Schneidersteine, der Schäferstein und der Bischofstein.

Auch von einigen dieser Steine sind bereits grössere Stücke abgesprengt und nur der Bismarck-, Schäfer- und Bischofstein scheinen in ihrer ursprünglichen Grösse erhalten zu sein.

Die Steine liegen sämtlich abseits der Wege, zum Teil im Walde und sind ohne Führer nicht leicht aufzufinden. Für die bei Lüdendorf gelegenen übernimmt der in diesem Ort wohnende königliche Förster bereitwillig die Führung; im übrigen wird in der waldigen Gegend selten jemand anzutreffen sein, den man nach dem Wege oder nach der Lage der Steine fragen

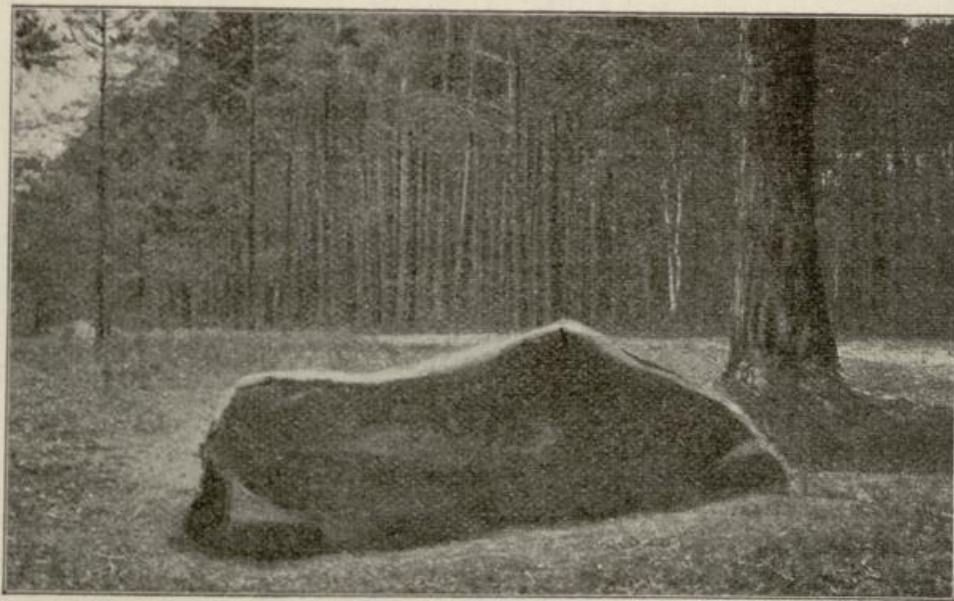
\*) Scheffel — Gaudeamus. —



könnte, und die sich kreuzenden wenig benutzten Waldwege erschweren das Zurechtfinden. Um das Aufsuchen der Steine nach Möglichkeit zu erleichtern, sind die dahin führenden Wege nachfolgend tunlichst genau beschrieben.

### I. Der Hirtenstein.

Folgt man, von Treuenbrietzen ausgehend, der Jüterboger Chaussee, so findet man etwa 3 km von der Stadt, einen nach Süden abgehenden stark begangenen Fussweg, der gleich an der Chaussee die Eisenbahn kreuzt und in den Nadelholzwald hineinführt. Der Weg führt, nachdem er die Anhöhe erreicht, den Talhang hinab ins Frohnsdorfer Tal, durchquert einen Bestand hochstämmiger alter Eichen und den Nieplitzbach und steigt in mahelndem Sand am jenseitigen fichtenbewachsenen sanften Talhange zur



I. Der Hirtenstein bei Lüdendorf.

Höhe des Lüdendorfer Flämingplateaus empor. Dann kreuzt der Weg oben am Talrande einen wenig benutzten, an 4 bis 5 m breiten Weg, den „Weg am Lüdendorfer Stangenholz“ und wenn man diesen Weg in südöstlicher Richtung verfolgt, findet man am Rande des Weges im Jagen 78 den Hirtenstein; 32 m weiter schneidet ein Gestell den Weg im rechten Winkel. An der Kreuzung steht der Nummerstein mit den Zahlen der Jagen (68, 69 und 77, 78). Der Fichtenwald\*) ist 35—40 jähriger Bestand und gehört zum Treuenbrietzener Stadtforst. Der Hirtenstein gehört der Stadt. Er hat so weit er frei liegt 10,2 m Umfang, ist 3,2 m lang, 1,4 m hoch und 1,6 m breit, liegt ebenso wie auch die übrigen weiterhin zu erwähnenden Steine zum Teil in der Erde vergraben und trägt die deutlichen Anzeichen der Ab Sprengung in den Spuren der Bohrlöcher, in Sprengrissen und scharfen Abkantungen. Der Stein soll früher angeblich an 3 m höher gewesen und

\*) Unter „Fichte“ ist hier stets *Pinus silvestris* verstanden.



vor 20 bis 25 Jahren gesprengt worden sein. Auch soll er an der Oberfläche des abgesprengten Teils eingehauene Zeichen getragen haben.

Der dem Wege zugekehrte Fuss des Steines wird von den Wurzeln einer alten Fichte umklammert, deren Stamm sich auf halber Mannshöhe über dem Boden zum Doppelstamm geteilt hat.

Der Hirtenstein besteht aus mittelfeinkörnigem Granit von hellroter Farbe, die er dem Feldspat verdankt. Die Quarzkörner sind fast farblos, wenig graubläulich trübe durchscheinend; der schwarze Glimmer erscheint feinkörnig bis derb; Blättchen sind nicht zu erkennen, auch tritt er als Gemengteil des Gesteins nur in Spuren auf. Die Korngrösse des Feldspats und Quarzes liegt zwischen 4 und 7 mm.



II. Der Hasenstein bei Lüdendorf.

## II. Der Hasenstein.

An diesem Stein schoss der Grossvater des früheren Besitzers von Lüdendorf,\*) Herr von Buchholz, seinen ersten Hasen. Daher der Name, unter dem der Stein in der Gegend bekannt ist. Die Örtlichkeit, wo er liegt, heisst „die Kanzel“. Der Stein liegt 40 m von dem mit Fuhrwerk befahrbaren Grenzstreifen zwischen fiskalischem und Bauernland, in einer dichten, etwa 10jährigen Fichtenschonung gegenüber Jagen 138.

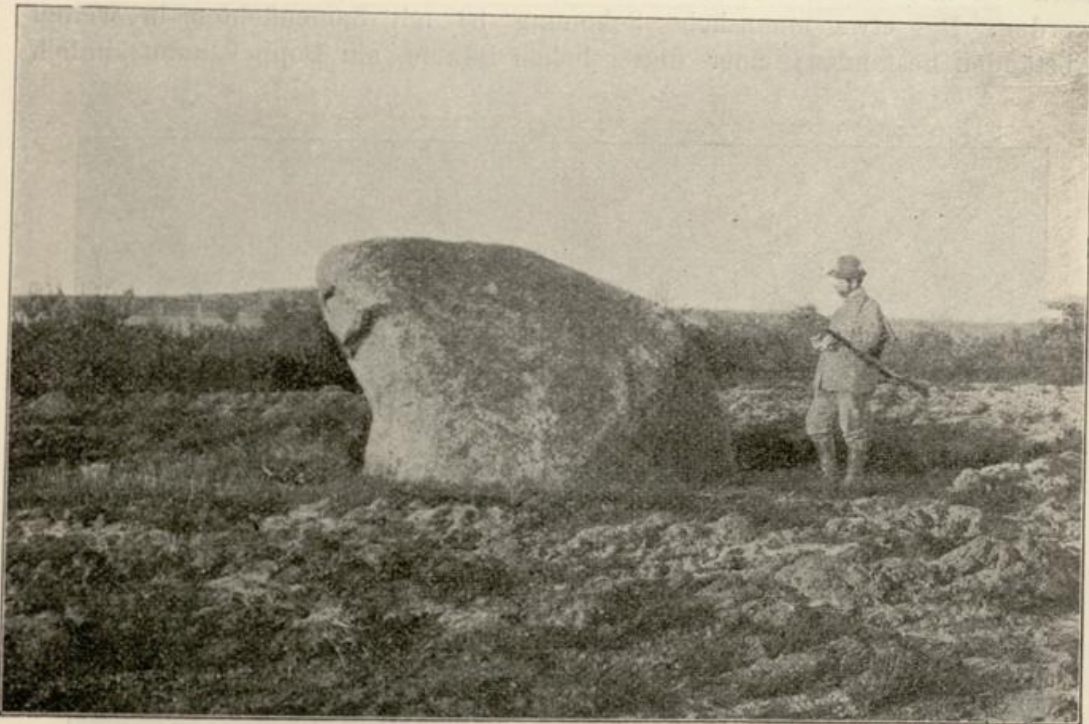
Um den Stein aufzufinden, muss man auf dem Grenzstreifen zunächst das Grenzzeichen V, einen vierkantig behauenen 70 cm hohen weissen Grenzstein aufsuchen, dann auf dem Grenzstreifen 25 m nach Westen abmessen und an dem so gewonnenen Punkte rechtwinklig nordwärts in die Schonung

\*) Das Gut Lüdendorf ist im Jahre 1899 in forstfiskalischen Besitz übergegangen.



hineingehen. 40 m vom Streifen entfernt liegt der Stein, ein Granitblock von 3,35 m Länge, 2,5 m Breite, 0,88 Höhe über der Erde und 9 m Umfang an der Erdoberfläche. Der Block liegt tief in der Erde und besteht aus grobkörnigem, gelbrötlichem, feldspathreichem Granit mit bis zu 2 cm grossen Krystallflächen eines schmutzig gelbroten Feldspats. Der grünschwarze, feinblättrige bis derbe Glimmer bildet fast  $\frac{1}{3}$  der Masse; der Quarz tritt als Gemengteil derart zurück, dass er kaum bemerkbar ist.

Der Block zeigt die Spuren der Abspaltung. Besitzer des Steines und Geländes ist der Kossäth Dannenberg in Lüdendorf.



III. Der Bismarck-Stein bei Lüdendorf.

### III. Der Bismarckstein.

Der bisher namenlose Bismarckstein wurde vom Regierungs- und Forst-rath Godbersen in Potsdam so getauft, als das Gut Lüdendorf vom Forst-fiskus angekauft wurde. Der Stein liegt auf einer sanft geböschten Anhöhe mit weitem freien Ausblick, in einer zweijährigen Fichtenschonung im Jagd 170 des Lüdendorfer Reviers westlich der alten Strasse von Treuenbrietzen nach Feldheim, 25 m von der Strasse entfernt. Eine hohe alte Birke in der Nähe lenkt den Blick auf den weithin sichtbaren Stein. Nach einer Mitteilung des Königlichen Försters soll der Steinblock durch Ab-grabung freigelegt und mit Laubholzanlagen umgeben werden. Für den Zugang wird man einen Kiesweg und als Ruheplatz eine Rasenbank anlegen.

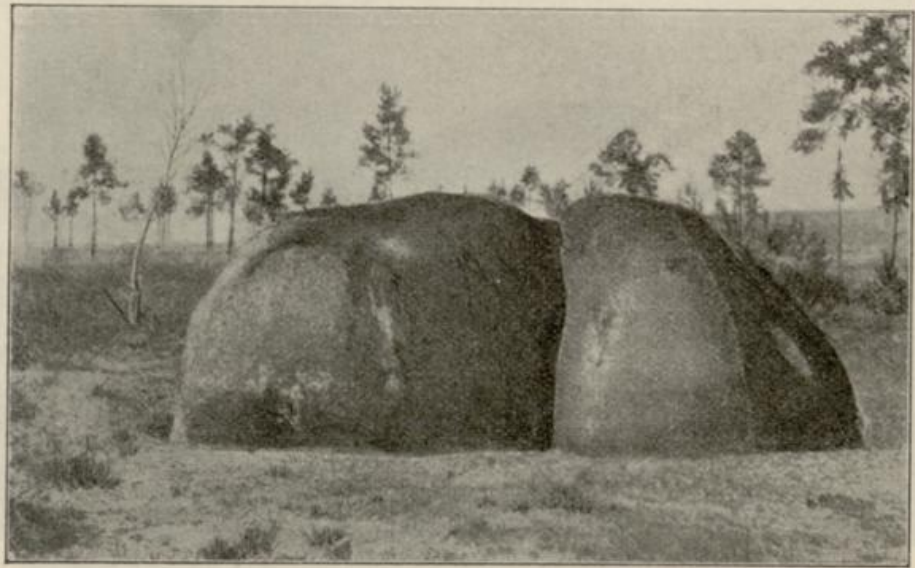
Der Granitblock hat 8,25 m im Umfang, ist 3,2 m lang, 2,2 m breit und 1,7 m hoch. Er besteht fast ganz aus einer dunkeln strukturlosen rötlichbraunen Grundmasse von derbem Feldspat mit eingesprengten



2 bis 4 mm grossen hellfleischfarbigen Feldspatkrystallen, schwarzen sehr kleinen Glimmerschüppchen und Spuren dunkleren Quarzes. Seiner Zusammensetzung entsprechend ist der Stein von lockerem Gefüge, fast bröcklig.

#### IV. Die Schneidersteine (Schwedensteine).

Der Nummerstein 43,2 der Potsdam-Wittenberger Chaussee ist der Ausgangspunkt für das Auffinden der Schneidersteine und des unter V aufgeführten Schäfersteins. Bei 43,21 führt ein in der dichten Schonung neben der Chaussee fast versteckter Fuchssteig in westlicher Richtung nach den etwa 80 m entfernten Blöcken, die auch "Schwedensteine" genannt werden. Die etwa mannshohe Schonung ist mit Samenfichten in weiten Abständen bestanden; einer dieser hohen Bäume, ein Doppelstamm ähnlich



IV. 1 u. 2. Die Schneidersteine bei Luthersbrunnen.

dem neben dem Hirtenstein (I) stehenden kennzeichnet den Ort der Blöcke. Nicht weit von den beiden, der Lage nach zusammengehörenden Steinen liegt ein dritter kleinerer; alle drei auf der Kuppe einer sanft geböschten Anhöhe mit weiter Fernsicht nach Norden soweit das Buschwerk den Ausblick gestattet. Diese Anhöhe wird auch der Falkenberg und der dritte kleinere Stein der „Riesenstein“ genannt.

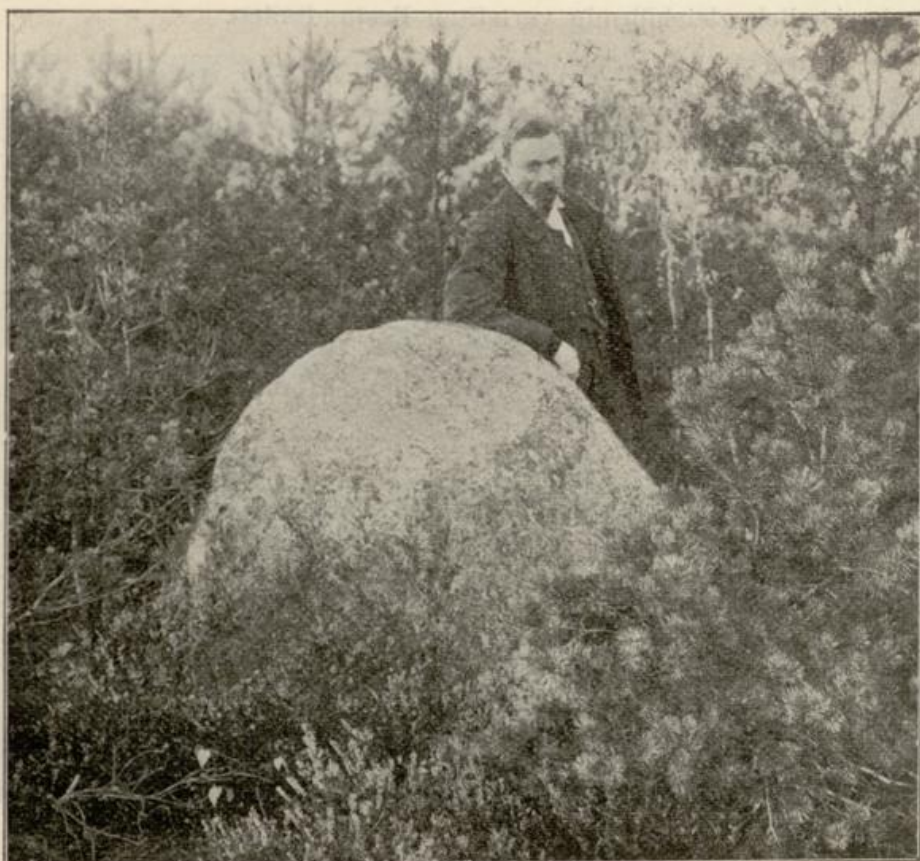
Die Steine No. 1 u. 2 sind durch einen 30 cm weiten Spalt von einander getrennt, so dass es scheint, als ob sie ursprünglich zusammengehangen hätten. Doch müsste die Trennung vor sehr langer Zeit stattgefunden haben, da die Kanten abgerundet und die Flächen verwittert sind. Der Beschaffenheit des Materials nach sind die Blöcke verschiedener Herkunft, indessen könnten die Unterschiede aus der Nichtthomogenität des Materials der Blöcke erklärt werden.



Der kleinere Stein No. 3 liegt ziemlich versteckt. Um ihn zu finden, sucht man die über den Doppelstamm und die Zwillingsteine 1 und 2 senkrecht auf die Chaussee zielende Linie, bewegt sich auf dieser 30 m nach Westen und dann rechtwinklig 8 m nach Süden.

Die Abmessungen der Blöcke sind folgende:

No. 1.	Umfang	8,1 m,	Länge	3,5 m,	Breite	1,7 m,	Höhe	1,5 m,
„ 2.	„	9,75 „	„	4,1 „	„	1,5 „	„	1,4 „
„ 3.	„	4,1 „	„	1,8 „	„	1,1 „	„	1,2 „



IV. 3. Der Riesenstein auf dem Falkenberg.

Die Steine liegen auf Rietzer Gutsgelände; Besitzer ist Herr von Buchholz auf Rietz.

Das Material des Steins No. 1 (des dem Doppelstamm zunächst liegenden) ist ein feinkörniger grauer Granit, anscheinend mit eingesprengtem, schwarzgrünem, unedlem Turmalin (Schörl); das von Stein No. 2 ein feinkörniger Granit gleicher Zusammensetzung, jedoch etwas ins bräunliche spielender Färbung, die aber auch der Verwitterungskruste eigentümlich sein könnte. (Die Untersuchung musste sich auf die äussere Kruste beschränken.) Stein No. 3 ist ein mittelfeinkörniger, blass fleischfarbiger Granit mit Glimmerstreifen und kleinen lichtbläulichen Quarzkörnern.

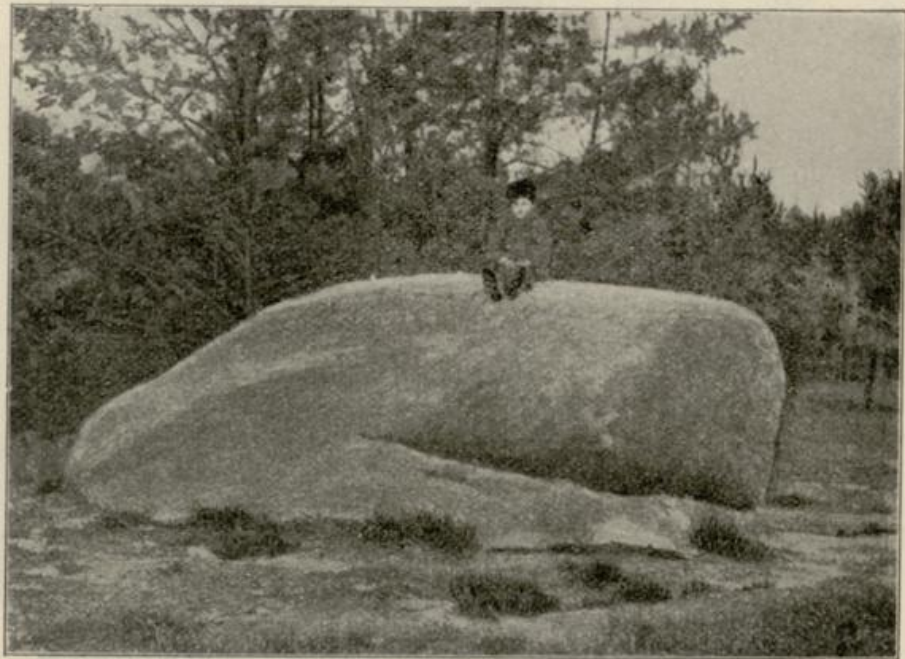


## V. Der Schäferstein.

Vom Nummerstein 43,2 aus kann man den Schäferstein östlich der Chaussee in etwa 300 m Entfernung über eine abgeholzte Fläche hinweg am Rande des Fichtenwaldes am sanft ansteigenden Hügelhang liegen sehen. Bei 43,05 etwa geht ein Waldweg von der Chaussee ab, der am Waldrande entlang nach dem Stein hinführt.

Auch dieser Block liegt auf Rietzer Gutsgelände. Seine Abmessungen sind: Umfang 12,3 m, Länge 4,2 m, Breite 3,9 m, Höhe 2,0 m, aber der untere Teil liegt noch tief in der Erde.

Der Stein ist ein durch Feldspat gelblich fleischfarben getönter Granit mit ziemlich gleichförmig verteilten Bestandteilen.



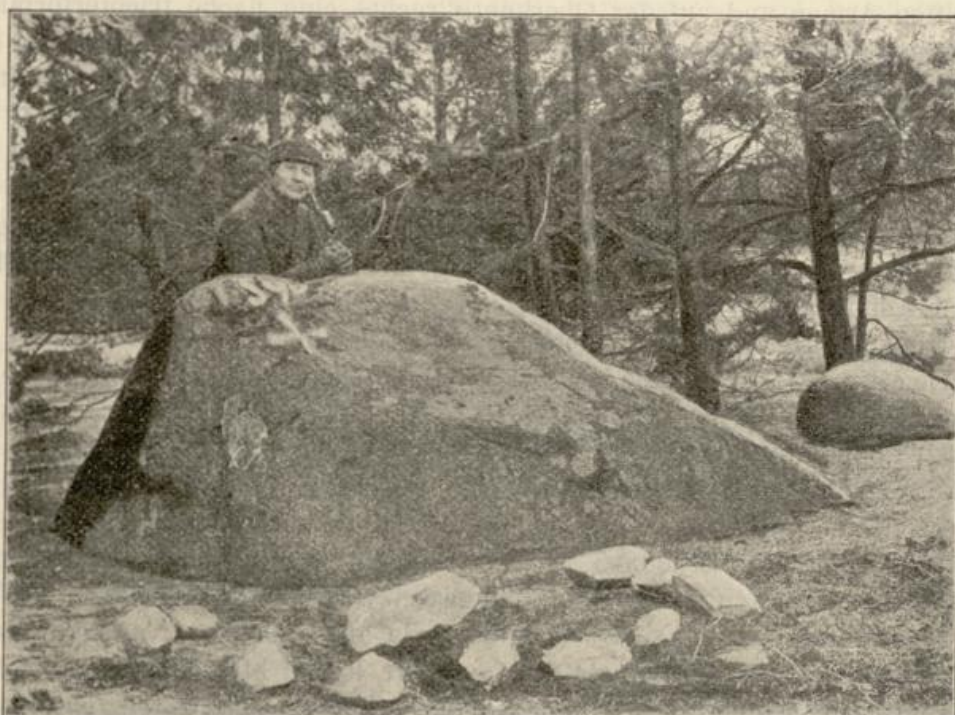
V. Der Schäferstein bei Luthersbrunnen.

## VI. Der Bischofstein.

Schwieriger als die übrigen Blöcke ist der Bischofstein [aufzufinden]. Er liegt östlich der auf der Generalstabkarte als „Oken“ bezeichneten 1 km südöstlich von Neu-Rietz gelegenen, von der Dorf Rietz-Hohen-Werbiger Strasse durchschnittenen Örtlichkeit, die sich durch eine Anzahl kleiner, an Hünengräber erinnernder Sandhügel und einen ungemein üppigen Ginsterbestand auszeichnet. Östlich der Oken dehnt sich ein ödes Gelände in sanft gestreckten Wellenzügen feinkiesigen Bodens hin, auf dem eine Menge Steinblöcke bis zu 70 und 80 cm Dicke unregelmässig umhergestreut liegen. Die Entlegenheit des nur auf schlechten Sandwegen erreichbaren Platzes hat die Abfuhr und Verwertung der Steine erschwert und die Unfruchtbarkeit der Gelände in ursprünglichem Zustande erhalten. Man



kann wohl annehmen, dass in der Vorzeit die Erdoberfläche weit und breit in ähnlicher Weise mit Steinen bedeckt war und dass, um ein Stück Land, wo Freilager oder Hütten aufgeschlagen werden sollten, von den Steinen zu säubern, über die man nicht stolpern wollte, diese auf kürzestem Wege zur Seite geschleppt und gerollt wurden. Der kürzeste Weg nach allen möglichen Richtungen aber ist der Radius, und so mögen ganz ungezwungen aus dem primitivsten Bedürfnis der Abräumung heraus Steinkreise entstanden sein. Übrigens kann man mit Findigkeit und gutem Willen aus der unregelmässigen Verstreung der Steine auch jetzt noch Steinkreise verschiedener Anordnung erkennen. Bemerkenswert ist auch die geognostische Mannig-



VI. Der Bischofstein bei Rietz.

faltigkeit des Steinmaterials, unter dem Gneiss, Granit, Urschiefer, Sand- und Kalksteine der älteren Formationen und der überall gegenwärtige Feuerstein mit Koralleneinschlüssen aus der Kreideperiode vorkommt. Der grösste unter den Blöcken ist der Bischofstein. Er liegt unmittelbar neben einem Holzwege, der (auf Umwegen von Neu-Rietz nach Pflügkuff führt (gesprochen Pflückoff) und ist ohne kundigen Führer kaum aufzufinden. Doch sei der Versuch gewagt den Weg dahin zu beschreiben.

Von dem Punkt ausgehend, wo (1,5 km vom westlichen Ausgang des Dorfes Rietz) der Weg nach Hohen-Werbig von dem Lehmwege Dorf Rietz — Neu-Rietz abgeht, — der Punkt ist durch einen Wegweiser „nach Hohen-Werbig“ bezeichnet — also von diesem Punkte ausgehend folgt man dem sandigen Fahrwege nach Hohen-Werbig 1 km weit über den rechtwinklig-kreuzenden Fahrweg, der von Neu-Rietz quer über die Witten-



berger Chaussee nach Lüdendorf führt, hinaus noch 200 m weiter bis an einen zweiten rechtwinklig kreuzenden Weg, in den man nach Osten einzu-  
biegen hat. Etwa 350 m weiter liegt der Bischofstein am Rande des den  
Weg an der Südseite begleitenden Fichtenwaldes.

Nördlich des Weges erstreckt sich das vorbeschriebene steinige, mit  
spärlichen Samenfichten bestandene Gelände.

Auch der Bischofstein liegt auf Rietzer Gutsland.

Die Abmessungen sind: Umfang 8,55 m, Länge 3,1 m, Breite 2,1 m und  
Höhe 1,12 m über dem Erdboden.

Der Stein trägt auf der südlichen Breitfläche links oben die Jahreszahl  
1590, darunter ein schlichtes Linienkreuz, rechts oben ein Kreuz mit ge-  
schweiften Armen und auf der Oberkante rechts eine flache trichterförmige  
Aushöhlung (Opfernäpfchen?) Auf der nördlichen Breitseite links oben ist  
das Bild eines Kelches, daneben ein Johanniter-Kreuz (mit geschweiften  
Armen) und rechts oben ein Linienkreuz flach eingehauen.

Neben dem Bischofstein liegt ein kleinerer nur 1,8 m langer, 1,4 m  
breiter und 0,5 m hoher Block auf 1 m Abstand.

Das Material des Bischofsteins ist ein feldspatreicher, fleischfarbiger  
Granit mit wenig schwach bläulich gefärbtem Quarz und dunklen  
Glimmerschüppchen.

Über die Herkunft der Zeichen behalte ich näheres vor.

Den Bischofstein habe ich, E. Friedel, 1875 am 16. August von Niemeck  
aus besucht und ihn in der Zeitschrift „Der Bär“ Jahrg. III. S. 213 von  
2 Seiten abgebildet und beschrieben. Auf dem Stein befinden sich ausser  
der Jahreszahl 1590, den beiden Kreuzen und dem Abendmahlskelch oben  
mehrere flache Näpfchen etwa von der Grösse eines Fünfmärkstücks ein-  
gerieben. Mehrere dieser aus heidnischer Zeit stammenden Näpfchen sind  
verwittert und zeigten sich bemoost, dagegen war ein Näpfchen rechts über  
dem Johanniterkreuz innen frisch glatt, wie auspoliert, und offenbar noch  
im Gebrauch. Ich sagte damals S. 212: „Wir haben hier einen heidnischen  
Opferstein mit seinen Weih- und Zaubernäpfchen, der durch christliche  
Symbole von seinen heidnischen und teuflischen Beziehungen gereinigt, von  
neuem geweiht, und so in unsern christlichen Volksglauben übernommen  
worden ist“. Dies Urteil halte ich jetzt nach 27 Jahren noch für richtig.  
Nach einer mir an Ort und Stelle gewordenen Mitteilung legt man kleine  
Münzen, ähnlich wie der Schäfer in dem Näpfchen des sogen. Semnonen-  
steins im Blumenthalschen Wald bei Straussberg, Kreis Ober-  
Barnim, alltäglich einen Pfennig fand, bis er durch Ausplaudern den wohl-  
tätigen Zauber vernichtete, und ähnlich wie das bei Stubbenkammer auf  
Rügen belegene offene Hünengrab „der Pfennigkasten“ heisst, weil  
man dort Pfennige in Näpfchen fand und opferte. Herr Rittergutsbesitzer  
Hugo von Buchholz, auf dessen Feldmark Rietz der Bischofstein liegt,  
berichtete, die Husiten (Calixtiner) hätten am Bischofstein Feldgottesdienst  
gehalten und den husitischen Kelch (Calix) eingemeisselt. Auch von den  
Schweden wäre hier Feldgottesdienst abgehalten. Am 3. August 1876 teilte  
mir Herr von Buchholz mit: „Ein Bischof von Magdeburg, der zugleich  
Bischof von Mainz war, soll in dieser Gegend eine Affaire (wahrscheinlich



gegen die Wenden) gehabt haben. Vor der Affaire soll dieser Bischof seinem Armee-Korps an diesem Steine das heilige Abendmahl gegeben haben. — In alten Akten habe ich gelesen, dass unweit des Steines daselbst Spiesse, Armbrüste, Schwerter und Menschenknochen gefunden worden sind. Aus meiner Kindheit weiss ich mich noch zu erinnern, dass meinem seligen Vater ein grosser eiserner verrosteter Schlüssel von ungefähr ein, ich möchte bald sagen, ein und einhalb Fuss Länge aus dieser Gegend gebracht wurde; wo der Schlüssel hingekommen ist, kann ich nicht angeben. Auch habe ich in einem alten Schriftstücke gefunden, „dass ein Bischof, welcher nicht weiter konnte, gestorben und unter diesem Stein begraben sein soll.“ — E. Friedel: Der Bischofstein und das Urnenfeld bei Niemeck. Bär. III. S. 211—235 und 221 und 222. 1590 sind kurhessische und kursächsische Truppen bei Niemeck zu einem Hilfsheer vereinigt, um die protestantischen Franzosen — Heinrich III. war durch den Fanatiker Jaques Clémens 1589 ermordet worden — zu unterstützen. Möglich, dass damals am Bischofstein Feldgottesdienst gehalten und der alte heidnische Opferstein durch Einmeisseln von Kreuz und Kelch zum Altar geweiht worden ist. Übrigens scheint uns das schlichte Kreuz älter, das Johanniterkreuz und der Kelch jünger zu sein.

Unserm verehrten Mitgliede Herrn Steinhardt danke ich verbindlichst für die grosse Mühe, die er sich mit der Aufnahme und Beschreibung der 6 grossen Geschiebeblöcke in der Umgegend von Treuenbrietzen gegeben. Möchte dieses Beispiel doch zur Beschreibung und Aufzeichnung aller übrigen ähnlichen Blöcke unserer Heimat als der augenfälligsten Zeichen der Vereisung und Vergletscherung recht bald führen. Ich gestatte mir, dazu hiermit aufzufordern, das Märkische Museum wird die diesbezüglichen Berichte gern sammeln und veröffentlichen.

Für das Archiv des Märkischen Museums hat Herr Steinhardt noch Skizzen der örtlichen Lage der Riesensteine gegeben. Diese Aufzeichnungen werden im Faszikel „Geologie“ verwahrt.

Vorstehend gebe ich die Abbildungen der Steine nach Photographien wieder, welche u. M. Herr Dr. Reichhelm in Treuenbrietzen aufgenommen und freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

Herr Dr. Reichhelm hat diese grösseren Photographien auf einer einzigen Ansichtspostkarte, die ich Ihnen — vergl. S. 278 — am 24. September v. J. vorlegte, selbstredend in sehr verkleinertem Massstab vereinigt.

Herr Steinhardt hat ferner Handstücke von allen diesen Steinen dem Märkischen Museum verehrt (vergl. Katalog A. I. Nr. 7141—8) und dieselben von einem Fachmann untersuchen lassen. Derselbe urteilt, dass sie wahrscheinlich schwedischen Ursprungs seien. Die sämtlichen Proben ergaben Granit, der zwar nach dem Mischungsverhältnis der Bestandteile: Feldspat (Orthoclas), Quarz und Glimmer etwas verschieden



ist, aber sehr wohl aus Einem Gebiet stammen kann. I. Hirtenstein: Verwitterungswände mit viel Glimmer. — II. Hasenstein: feldspatreich. — III. Bismarckstein: mehr Quarz. — IV. Schneidersteine: Nr. 2 ganz überwiegend Feldspat. Nr. 1 dagegen glimmerreich. Nr. 3 desgleichen. — V. Schäferstein: normaler Granit. — VI. Bischofstein: mit V. ganz gleichartig.

#### IV. Die Endmoräne und die Riesenblöcke bei Poratz Kreis Templin.

Vor einiger Zeit baten mich Mitglieder der Städtischen Park- und Garten-Deputation zu Berlin, deren Vorsitzender ich Jahre hindurch gewesen, ihnen einen grossen Findlingsblock nachzuweisen, der als ein Denkstein für das langjährige Deputationsmitglied, den hochverdienten ehemaligen Stadtverordneten-Vorsteher Heinrich Kochhann im Treptower Park aufgestellt werden könnte. Nun hatte mir — Gesetz der Duplizität der Fälle — gerade Tags zuvor u. M. Herr Arthur Grunow, von dergl. Steinen, die zu einer Endmoräne im steinreichen Templiner Kreise gehören, erzählt. Flugs wandte ich mich an Herrn Grunow und dieser ging alsbald mit Mitgliedern der Parkdeputation in der Umgegend des Dorfes Poratz, Kreis Templin, erfolgreich auf die Suche. Herr Grunow überreicht uns nun 4 schöne photographische, mit Nr. 1 bis 4 bezeichnete Aufnahmen von Poratzer Riesenblöcken mit folgender Mitteilung.

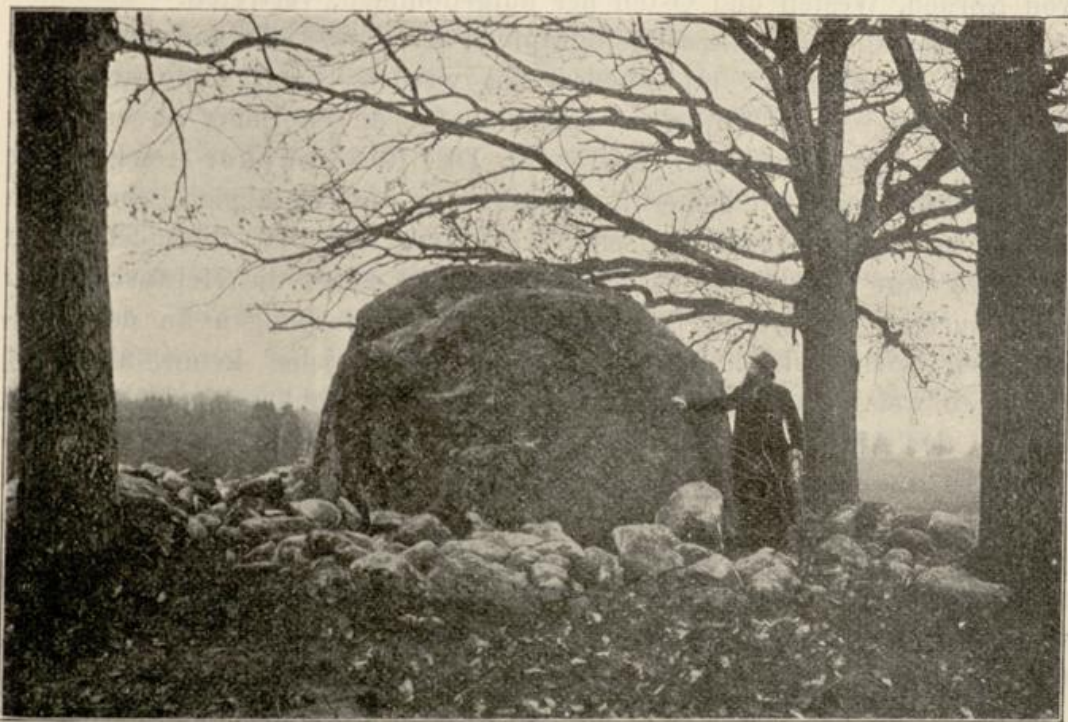
Auf dem Wege von Ringenwalde nach Poratz links, 150 m nach der Kreuzung mit dem Wege nach Neu-Tremmen, befinden sich diese diluvialen Findlinge in überaus stattlicher Anzahl. Der grösste Teil derselben besteht aus bräunlichrotem Granit, ein geringerer Teil aus grauem Granit. Genaue Angaben über die Anzahl sind nicht möglich. Die Steine liegen nämlich zum Teil im Walde, vielfach dem Auge nicht sichtbar, ferner auf den Feldern, teilweise frei, teilweise in der Erde, auf den Wiesen, Hunderte an den Wegen vom Felde, um dieses zu klären, hingebraht. Die Grösse schwankt zwischen 0,5 bis 3 cbm. Viele sind, deren Grösse nicht bestimmbar ist, da der Erdboden einen Teil des Steins verdeckt. Einen Stein (Photographie Nr. 1 und 4) habe ich besonders photographieren lassen. Nach unten ist die Grösse noch nicht festgestellt; er liegt auf einer kleinen Anhöhe, von drei Eichen umgeben und wird in der Gegend von der Bevölkerung „Der Opferstein“ genannt. Die daneben stehenden Eichen haben ein Alter von etwa 150 Jahren.

Auf der Photographie Nr. 4 tritt, wie Sie sehen, die eigentümliche Lage, die demselben Stein allerdings eine besondere Weihe giebt, noch markanter hervor.

Der für das Kochhann-Denkmal ausgesuchte Stein befindet sich auf dem Bilde Nr. 2 bei dem einzelnen Baum, gleich links von ihm. Die natürlich glatte Fläche ist deutlich sichtbar, dieser Stein ist wohl



von Menschenhand hierher geschafft. Die Gutsverwaltung schenkt in nobler Weise diesen etwa 1,5 m langen Stein und zwei daneben liegende kleinere für das Denkmal Kochhanns. Der Transport unterbleibt bis der Frost die Fortschaffung auf den ausgefahrenen Wegen erleichtert. Im Hintergrunde der Photographie erscheint die Allee nach Neu-Tremmen. Die mit Nr. 3 bezeichnete Photographie zeigt ein Stück des Weges nach Poratz. Der zweite starke Baum ist der einzelne grosse Baum des vorigen Bildes (Photographie Nr. 2). Die Grösse des abgebildeten Opfersteins ist aus der Gestalt des Herrn Grunow, der auf denselben die rechte Hand legt, ersichtlich. (Siehe hierunter.)



Wir sprechen Herrn Grunow für seine opferwilligen, unermüdlichen und uneigennütigen Bemühungen einen wohlverdienten Dank aus.

IVa. Der Kochhann-Stein im Plänterwald bei Treptow. Vor Abschluss dieses Protokolls geht mir noch die Nachricht zu, dass man den Poratzer Stein als Erinnerungszeichen für den „alten Kochhann“ aufgegeben, weil sich inzwischen ein ansehnlicher Block in Berlin selbst gefunden hat und zwar in 2 m Tiefe bei Gelände-Abschachtungen im oberen Diluvialmergel in der Nähe des Friedrichshains. Nach Mitteilung des städtischen Obergärtners Abraham handelt es sich um einen etwa 15 Zentner schweren roten Granitblock, 1,60 m lang, 0,90 m breit und 0,50 m tief. Derselbe wird an einen zu Ehren Kochhanns bereits



vor Jahren gepflanzten Eichbaum angelehnt, und wird in den Stein, mit Zustimmung des Magistrats von Berlin, lediglich die Bezeichnung Kochhann-Eiche eingemeißelt werden. Die Ehrung besteht also hier mehr in dem Baum und der Denkstein dient nur zur Kennzeichnung des Gedächtnisbaumes.

V. Der Steinkessel im Park von Babelsberg, von welchem ich Ihnen schon in einer der letzten Sitzungen Abbildungen vorlegte, die ich der Güte unserer Potsdamer Mitglieder Referendar Backschat und Dr. med. Netto verdanke, nachdem ich zuvor auf einer Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums das merkwürdige Gebilde am 3. August d. J. gewissermassen entdeckt, ist heut in 3 neuen kleinen Photographien, von Norden, Westen und Osten her aufgenommen, vertreten.

Leider sind alle diese Photographien noch zu klein und undeutlich, um im „Monatsblatt“ reproduziert zu werden, doch hoffe ich eine grössere und bessere Aufnahme späterhin für diesen Behuf zu erhalten.

Herr Kammergerichts-Referendar Dr. Rademacher reicht diese 3 Aufnahmen ein und bemerkt, dass der fast achtzigjährige, aber noch rüstige und geistesfrische Aufseher Kraft, der seit 1840 ununterbrochen im Park von Babelsberg beschäftigt ist und selbst die Heranschaffung aller übrigen erratischen Blöcke, insbesondere derjenigen an dem südöstlichen Teiche geleitet hat, den Steinkessel von jeher kennt, aber nur zu sagen weiss, dass der Stein, dessen Gestalt nicht verändert worden ist, bei der Anlegung des oberen Teiches durch den Fürsten Pückler-Muskau an seine jetzige Stelle geschafft wurde, zuvor aber am Fusse des Berges, nahe der Havel, bei dem Stallgebäude unweit der Berlinischen Gerichtslaube, gelegen hatte.

Am 3. August 1902 fand ich die Maasse des Kesselsteins mit Hilfe der Herren Dr. Albrecht, Otto Mielke, H. Maurer und O. Monke wie folgt. Der kesselförmig, kreisrund ausgearbeitete grane Granitblock misst im grössten Umfang aussen 3,30 m, der grösste Randdurchmesser beträgt 90 cm. Auf den grössten lichten Randdurchmesser (also nach Abzug der Dicke der Wandung des Steins) entfallen 75 cm, auf die grösste Tiefe des Kessels 28 cm. Auffällig erscheint ein rundlicher Ausschnitt am Rande des Steinkessels in dessen höher belegenem Teil. Der Stein ist nämlich etwas schräg an einen Eichstamm gelehnt, auf einer kleinen Insel links des Weges von Schloss Babelsberg nach der von Baurat Ernst Cantian aus einem der mehreren grossen Splitter des Grossen Markgrafensteins in den Bergen bei Rauen unweit Fürstenwalde a. Spree (vgl. heutige Nr. VII) gefertigten Siegestsäule. Die Bestimmung des Steins ist unsicher. Da Menschen schweigen, muss der Stein selbst reden. Es ist ein Findlingsblock der Eiszeit wie unzählige andere in den baltischen Ebenen. Zweifellos rührt die kesselartige Aushöhlung von Menschenhand her. Ist der Stein vorgeschichtlich, dann hätte man



ihm in der schrägen Aufstellung die richtige Lage gegeben, wofern der Ausguss (?) nach vorn gerichtet wäre. Denn die vorwendischen Mahltröge für Zerquetschen von Korn und dergl. sind stets etwas schräg gerichtet, damit die mit dem schweren Mahlstein davor beschäftigte Frau besser hantieren kann. Diese Mahltröge sind aber fast ausnahmslos an der geneigten Seite — aus dem eben beregten Grunde — abgeschlagen und heissen dann im Volksmunde Hünenhacken, vgl. Beschreibung und Abbildung „Brandenburgia“ VI. S. 383 in meinem Vortrag über „Brot, Butter und Käse“ vom 5. Januar 1898. Aber der Steinkessel ist kreisrund, der Mahltrog dagegen eirund. Ganz erhaltene Tröge (ohne Abhackung einer Seite) sind selten, aber doch hie und da vorhanden z. B. aufgestellt bei der Waldhalle nahe Sassnitz auf Rügen und im Park des Fürsten von Putbus zu Putbus. Auch ist die Tiefe, 28 cm, für den tiefsten Punkt des Kessels ungewöhnlich gross. — Als Traufstein ist der Stein ebenfalls ungewöhnlich tief, obwohl der mehrerwähnte Randausschnitt zum bequemeren Überlaufen des Kessels geeignet erscheinen könnte. Auch fehlt jede Beziehung zu Baulichkeiten, die mit einem solchen unnötiger Weise tief ausgemeisselten Traufstein in Verbindung gebracht werden könnten. — Es giebt des Weiteren auch primitive Taufsteine in Steinkesselform aus der ersten Zeit des Christentums, indessen ist dasselbe ja erst verhältnismässig spät (12. Jahrh.) in unsere Gegend gelangt, als die Steinmetzkunst über die Anfertigung so roher kesselartiger Taufsteine wohl schon hinweg war. Ferner ermangelt auch hier wieder jegliche Verbindung mit einer Kirche oder Kapelle.

Will man an der Prähistorie des Steins festhalten und auf gewöhnlichen Wirtschaftsgebrauch verzichten, so gelangt man schliesslich zu einem vielleicht germanischen Opferstein, wozu die hohe Lage der ursprünglichen Situation des Steins und die Nähe fliessenden Wassers einigermassen passt.

Mehr vermag ich aus dem immerhin recht interessanten Stein, dessen Erhaltung wir zunächst, wie es scheint, dem so überaus naturfreundlichen Gartenkünstler Fürst Pückler-Muskau verdanken, zur Zeit nicht herauszudeuteln.

Es wäre mir sehr erwünscht, sei es Bestätigungen des Vorhergesagten, sei es anderweitige Erklärungen, gleichviel von welcher Seite, zu erfahren und erlaube ich mir dieserhalb eine freundliche Bitte hiermit auszusprechen.

VI. Der Brade-Stein in Schönholz. U. M. Herr Gustav Lackowitz jun. machte jüngst auf einen aufrechten Stein aufmerksam, der in der letzter jetzt mit Abholzung bedrohten Heide von Schönholz, Kreis Nieder-Barnim, in dem schmalen Waldstrich links dem Gelände des Parks der Berliner Schützengilde und den Jawerschen Baumschulen



steht. Der Stein hat auf der Vorderseite oben ein turnerisches Kreuz gebildet aus den bekannten vier F (für frisch, fromm, frei, fröhlich). Darunter stehen die Buchstaben M B und unter diesen die Jahreszahl 1883.

Da ich Herrn G. Lackowitz den Ursprung dieses Denksteins nicht erklären konnte, ersuchte ich mit Hilfe eines Berichterstatters in den Zeitungen um Auskunft. Herr Telegraphen-Direktor Max Fischer schreibt nun aus Plauen i. Vgtl. unter dem 27. v. M. folgendes: „Der in vorstehender Notiz erwähnte Denkstein ist gesetzt worden von Berliner Turnern, zum Andenken an einen lieben Freund und Turngenossen, den im Februar 1883, 23 Jahre alt, an Blinddarmentzündung verstorbenen Kammergerichts-Referendar Max Brade. Der Verstorbene war der Bruder meiner Frau, wie ich nur zur Bekräftigung der Richtigkeit meiner Aussage bemerke.“

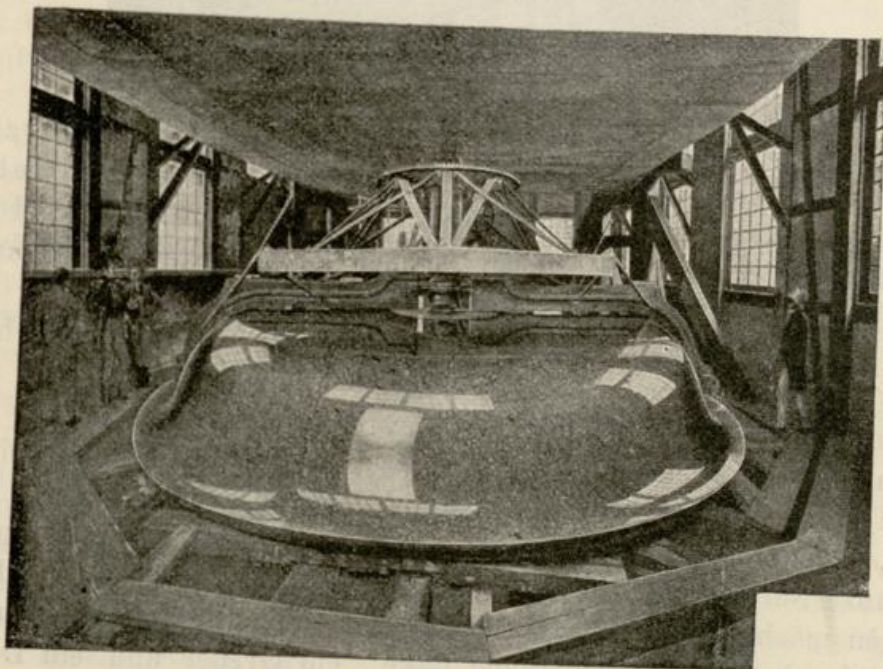
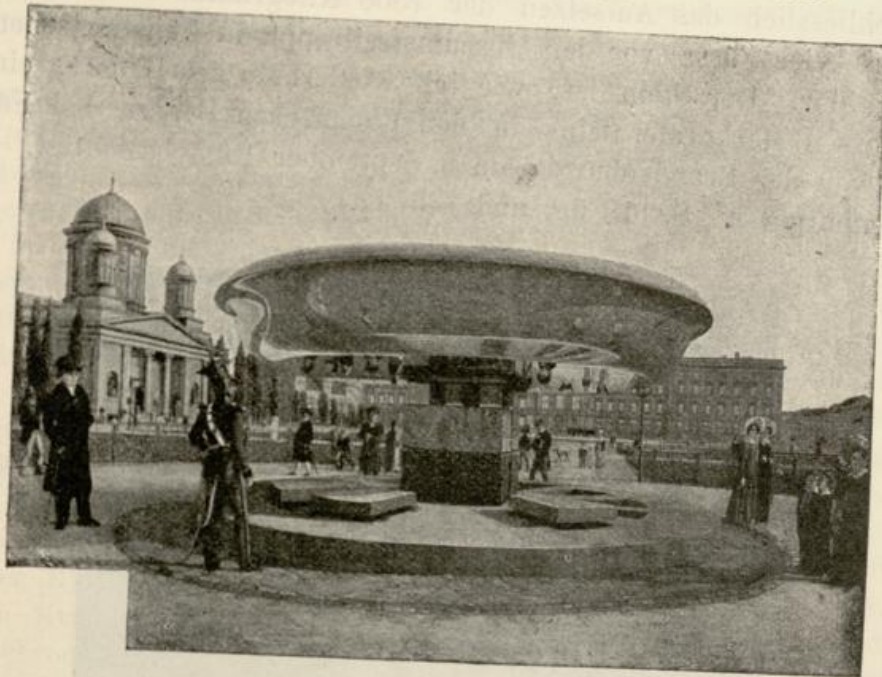
Es ist erfreulich zu sehen, wie schnell hier lediglich durch Einfluss der Tagespresse eine Aufklärung erfolgt ist.

VII. Der Riesenstein von Born bei Letzlingen, Kreis Gardelagen. Im Jahre 1897 fand in der Nähe dieses Steines am ersten Hofjagdtage das zweite Hirschtreiben statt. Nachdem die Jagd abgeblasen war und die Jagdgäste des Kaisers ihre Standplätze verlassen hatten, trafen Kuriere vom Jagdschloss Letzlingen mit Depeschen an den Kaiser ein; andere hasteten wieder mit Nachrichten dorthin zurück. Der Kaiser schien etwas erregt und wandelte auf und nieder. Alles war gespannt; auch für den Uneingeweihten war es klar ersichtlich, dass es sich um etwas Wichtiges handeln musste. Als Prinz Heinrich hinzutrat, empfing ihn der Kaiser, ernannte ihn nach einigen einleitenden Worten zum Chef des ostasiatischen Expeditionsgeschwaders und beförderte ihn zum Admiral. Dann wies er auf die Stelle hin, an der sein Bruder ihm gegenüber stand, und sagte: „Diese Stelle wird gekennzeichnet.“ Von ihm selbst wurde ein mächtiger Granitblock, ein Findling, wie man solche häufig in der Letzlinger Heide antreffen kann, zum Denkmal ausesehen. Der Stein ist etwa  $1\frac{1}{4}$  Meter breit und ragt ziemlich  $1\frac{1}{2}$  Meter aus dem Erdboden hervor. Auf der Vorderseite dieses eigenartigen Monumentes wurde eine goldbronzierte Inschrift eingemeißelt. Die Rückseite des Steines ist mit den wichtigsten Daten aus der neuen Kolonialgeschichte versehen. Im Laufe dieses Jahres wurde in die Rückseite des Steines noch folgendes eingemeißelt: „Die deutsche Besitznahme von Kiautschau erfolgte am 14. November 1897, der Karolinen und Mariannen am 12. Oktober 1899, von Samoa am 1. März 1900. Einnahme der Takuforts am 17. Juni 1900, Einnahme Peking's 15. August 1900, Unterzeichnung des Friedensschlussprotokolls 7. September 1901.“

VIII. Zur Geschichte der Steinschale vor dem Alten Museum in Berlin lege ich Ihnen drei Abbildungen vor zu einer



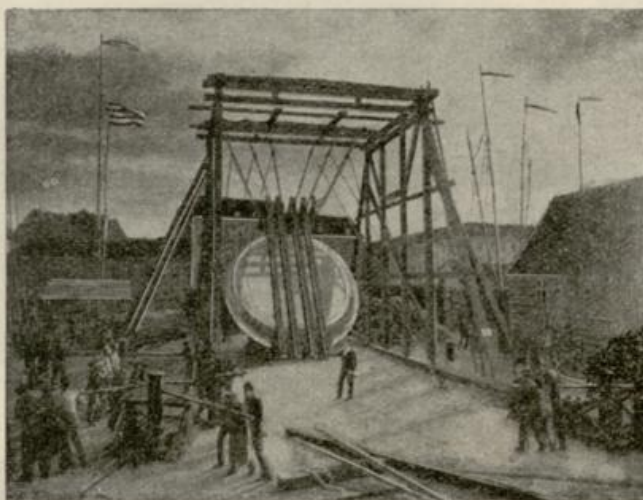
kurzen Mitteilung betitelt „Die granitne Schale vor dem Alten Museum in Berlin“, welche sich in No. 95 Jahrgang 1902 (Donnerstag, 27. November) des „Welt-Spiegels“ der illustrierten Halbwochen-Chronik des Berliner Tageblatts befinden und hier wiedergegeben werden.



Der in No. V des heutigen Berichts vorerwähnte Stadtbaurath Ernst Cantian, mein ehemaliger väterlicher Freund und Vormund, welcher als der erste in neuerer Zeit den Schliff einer so grossen Stein-



masse (geognostisch „Gneiss“, nicht Granit) versuchte und glücklich ausführte, hatte in seinem Arbeitszimmer drei zeitgenössische Ölgemälde zu hängen, welche mich schon als kleines Kind fesselten. Sie stellen das Schleifen der Schale in der Werkstatt, den Transport der Schale und schliesslich das Aufsetzen der 7500 Kilogramm schweren Schale auf ihre vier Füsse vor der Museumsfreitreppe in künstlerischer Ausführung dar. Der Stein ist, wie ich wiederholt geschildert, ein Teil des grossen Markgrafensteins in den Rauenschen Bergen bei Fürstental, von der Brandenburgia am 3. September 1893 besichtigt. (Siehe Brandenburgia 2. S. 118 flg. und 146 flg.)



Die beiden jüngsten Töchter Cantians Frau Generalarzt Dr. Anna Schubert, geb. Cantian, hierselbst und Frau Geheime Sanitätsrat Dr. Henriette la Pierre, geb. Cantian in Tegel haben die Güte gehabt mir vor einigen Wochen diese Bilder nebst anderen Andenken für das Märkische Museum zur Verfügung zu stellen.

IX. Schutz den Stadt-Bächen! Herr Postrat Steinhardt, u. M. (vgl. Nr. VI dieses Berichts) fordert mit Recht auch den Schutz der anmutigen kleinen Bäche, welche manche unserer Städte durchrieseln und zur Annehmlichkeit derselben in vieler Beziehung beitragen. Dem Tiefbau- und Strassen-Ingenieur, der nur an die berühmten 2 Punkte denkt, zwischen denen die gerade Linie der kürzeste Weg ist und der die ganze Natur in Dreiecke und ähnliche, öde geometrische Figuren zerlegen möchte, sind selbstverständlich die anmutig gewundenen Bäche oder wie der Märker sagt „die Bäke“ ein Greuel und ein Dorn im Auge. Er möchte sie beseitigen, wo er könnte.

Die Brandenburgia bestrebt, den natürlichen Charakter nicht bloss der Landschaft, sondern vor allem auch des Stadtbildes zu erhalten,



ist genau entgegengesetzter Meinung und pflichtet unserm wackern Vorkämpfer für die Erhaltung unserer Naturdenkmäler von ganzem Herzen bei, wenn er sich, wie folgt, äussert:

Eine Anzahl kleinerer brandenburgischer Städte wie Belzig, Niemeck, Jüterbog, Treuenbrietzen, Zinna u. a. zeigen eine Eigentümlichkeit, der sich in Süddeutschland, Thüringen, Tirol u. s. w. auch grössere Städte erfreuen, nämlich schmale, etwa einen halben Meter breite und ebenso tiefe kleine Wasserläufe mit altertümlicher Holzeinfassung, die mit ihren Planken und Holmen und dem still dahinfließenden klaren Wasser das Strassenbild eigenartig gestalten und anheimelnd beleben. Trotz des Nutzens, den das Wasser bei Feuersgefahr und auch sonst den Anwohnern bietet, die Gemüse und Blumen in den an die Häuser sich anschliessenden Gärten ziehen, trotzdem das Wasser den Ackerbürgern für die Haus- und Viehwirtschaft und vielen Gewerbetreibenden unentbehrlich ist, arbeiten die Verwaltungsbehörden, zu meist unter dem Druck der augenblicklich herrschenden hygienischen Hochfluth an der Beseitigung der Wasserläufe, und wenn nicht die Zentralbehörden diesen Bestrebungen entgegenwirken, steht zu befürchten, dass in kurzer Zeit die betreffenden Orte der Zierde ihres fließenden Wassers beraubt sein werden. Das wäre um so mehr zu bedauern, als in den letzten Jahrzehnten manchenorts vieles getan ist, was das Städtebild des eigenartigen Reizes der Kleinstadt entkleidet hat und jetzt noch manches geschieht, um mit allen Kräften die Orte zu „modernisieren“. — Alte Stadtmauern hat man abgebrochen, um Wegebaumaterial zu gewinnen, hat Torpfeiler zerstört, die ganze Heereszüge nicht behindert haben, um Raum für den Kleinstadtverkehr zu schaffen, hat um die verfallenden Kirchen herum die alten Bäume gefällt, die gnädig die baulichen Sünden der Vorväter verdeckten; man beseitigt die alten Fachwerkwände, aber nur an der Strasse und hängt die massive „Schürze“ vors Haus; man überstreicht die Fachwerke und Wände einfarbig in den modernsten unbestimmten Farben, weil das Herausheben des Balkengefüges durch kräftige Tönung für bäurisch gilt und bringt moderne Zutat an, auch da, wo sie nicht hingehört. Dazu kommt die „künstlerische“ Wirksamkeit der Baugewerkschul-Maurermeister, die bereits Gehöfte und Dörfer modernisieren, so dass die eigentümlich schönen Fachwerkgebäude mit dem alten verzierten Gebälk mehr und mehr verschwinden und dem ästhetischen Gefühl eine gähnende Lücke nach der anderen klafft.

Deshalb wäre zu wünschen und zu hoffen, dass von berufener Seite alsbald geeignete Schritte getan würden, um neben dem, was allenfalls sonst noch zu retten ist, auch die kleinen Wasserläufe, die bekannten Stadtbäche oder Bächen vor dem Untergange zu bewahren, dem sie verfallen sind, wenn man den gekennzeichneten Bestrebungen freien Lauf lässt. Diesem Wunsche Ausdruck zu geben und diese Forderung zu stellen, ist die Brandenburgia in erster Linie berufen. Indem das hiermit geschieht, muss gleichzeitig ausdrücklich hervorgehoben werden, dass mit unserer Forderung die übrigen, so weit sie berechtigt, sehr wohl vereinbar sind, was sich leicht zwar, jedoch nicht in Kürze und nicht an diesem Orte nachweisen lässt.



Ähnliche freundliche Stadtbäche sind in unserer Mark namentlich in den beiden Priegnitzen vorhanden.

Unvergessen ist mir das liebliche Stadtbachbild, welches ich in dem fränkischen Städtchen Euerdorf auf dem Weg von der stattlichen Trimbürg-Ruine nach Bad Kissingen genossen, wie sich ganze Scharen der weissbefiederten Retterinnen des Kapitols in den klaren Fluten des Euerdorfer Stadtbächleins tummelten, unvergessen der Stadtbach innerhalb von Botzen in Tirol, der mit seinen Wäscherinnen ein gar freundlich anmutendes Stadtbild bietet. Auch in vielen italienischen Städtchen haben mich ähnliche Intramural-Bäche oftmals sehr erfreut. Vielleicht in keinem Ort der Welt ist die „Stadt-Bäke“ so anmutig und so vorteilhaft ausgenutzt wie in Fes, der ersten Hauptstadt Marokkos. Nähert man sich den hohen Mauern der am Fes-Flüsschen vor 1100 Jahren erbauten Residenz, so verschwindet dasselbe scheinbar, um alsbald innerhalb der Umfassung in unzähligen Bächlein und Rinnsalen durch die ganze Stadt geleitet zu werden. — Mögen vor allem die Stadtbehörden von Treuenbrietzen hier mit gutem konservatorischen Beispiel vorgehen. —

### C. Kulturgeschichtliches.

X. Hie gut Brandenburg alleweg! Geschichts- und Kulturbilder aus der Vergangenheit der Mark und aus Alt-Berlin bis zum Tode des grossen Kurfürsten, herausg. von Richard George. Diese Berlin 1900 erschienene, von mir Brandenburgia VIII., S. 336, besprochene treffliche Sammlung von märkischer Poesie aus bewährten heimatkundlichen Federn ist in den Besitz der Verlagsfirma W. Herlet, Berlin, Lindenstrasse 101/102 übergegangen, welche das ansprechend illustrierte, für den Weihnachtstisch besonders geeignete Buch zu 2 Mk. den Mitgliedern der Brandenburgia anbietet.

XI. Die schöne kulturgeschichtliche Sammlung des Sanitätsrats Dr. Ossowidzki, welche wir unter liebenswürdiger Führung des genannten Herrn in Oranienburg am 7. September 1902 (vgl. S. 257) beim Besuch der Brandenburgia daselbst zu besichtigen, Gelegenheit hatten, ist in den Besitz des Märkischen Museums übergegangen. Es wird sich, denk' ich, zum öfteren Gelegenheit finden, daraus hier einzelne Stücke oder ganze Suiten vorzulegen.

XII. Deutsche Heimat, Blätter für Kunst und Volkstum. VI. Jahrgang. 1902. Herausgeber Herr Professor Dr. Eduard Heyck.

Von dieser mit unseren heimatkundlichen Interessen sich nicht selten berührenden Zeitschrift lege ich Ihnen mehrere Hefte von Jahrgang VI, 1902, vor und mache insbesondere auf den Artikel: „Des heiligen römischen Reiches Sandbüchse“ Heft 2, S. 60—62, aufmerksam, worin unsere heimatkundlichen Bestrebungen in wohlwollender Weise gewürdigt werden.



XIII. Herr Dr. Johannes Hoffmann in Pankow bei Berlin überreicht folgendes Verzeichnis von ihm gesammelter vorgeschichtlicher Altertümer.

### Provinz Brandenburg.

#### Kreis Nieder-Barnim.

##### Blankenburg:

Gefässcherben vom dortigen slav. Burgwall an der Panke, z. T. verziert (Wellenlinien etc.). Knochenpfriem. Bearbeitetes Geweihstück (Gerät?). Tierknochen (Eberzahn etc.).

##### Glienicke:

- I. Urnenscherben, nebst Spuren von Leichenbrand n. ö. vom Dorf in der Bieselheide in der Nähe eines Fliesses gefunden.
- II. Steinbeil mit unvollendetem bzw. bei der Herstellung beschädigtem Bahnende. Hellgrauer Quarzit. Länge  $17\frac{3}{4}$  cm. Breite ca. 7 cm. Gefunden auf der Feldmark, ungefähr hundert Meter von der Fundstelle der Urnenscherben entfernt.

##### Mühlenbeck:

- I. Urnen und Beigefässe vom dortigen Brandgräberfelde der Hallstätter Zeit. Beigaben: Bronzeköpfe mit Öse, Bronzenadel, bronzener Fingerring, Fragmente von Spiralingen, ein Feuersteinmesser.
- II. Feuersteinmesser und Feuersteinsplitter, zusammen mit slav. Gefässcherben auf der Wohnstelle an der Südspitze des Mühlenbecker Sees, unweit des Gräberfeldes, gefunden.

##### Münchehofe:

Urnenscherben vom dortigen Brandgräberfeld der Hallstätter Zeit.

##### Neubrück:

Gefässcherben und Feuersteinsplitter von einer dicht an der Havel gelegenen Wohnstätte mit Herdstellen. Kleines Bronzegerät, meisselförmig, 5 cm lang, auf der Oberfläche neben Gefässcherben gefunden.

##### Reinickendorf:

Urnenscherben und Beigefässe von einem Brandgräberfeld der Hallstätter Zeit auf den Holländer Bergen am Schäfersee. Beigaben: Fingerringe aus Bronzedraht, Bronzeschmelzstücke.

##### Schönerlinde:

Feuersteinmesser und Feuersteinsplitter, gefunden in den Sandhügeln zwischen Schönerlinde und Schönwalde nahe einem kleinen Teich.



**Schönholz:**

Urnenscherben, z. T. verziert (anscheinend Hallstätter Zeit), zusammen mit Resten von Leichenbrand nahe der sog. Schwedenschanze gefunden.

**Wilhelmsau:**

Urnen und Beigefässe von dem dortigen Brandgräberfelde aus der Zeit der Völkerwanderungen, zum Teil im Feuer geschmolzen. Beigaben: Armbrustfibeln, Nadeln, Gürtelschloss, Gürtelring, Messerklinge, sämtlich aus Eisen; Bronzedraht, Bronzeschmelzstücke; Spinnwirtel aus Thon; Fragment eines Knochenkammes, mit konzentrischen Ringen verziert; Glasperlen; geschmolzenes Glasstück; Feuersteinmesser; Urnenharz.

**Kreis Ober-Barnim.****Biesenthal:**

- I. Slavische Gefässscherben vom Reiherberg.
- II. Gefässscherben, Feuersteinmesser, Schaber etc. vom Wehrmühlenberg.

**Rüdenitz:**

- I. Urnen und Beigefässe vom Brandgräberfeld der Hallstätter Zeit am Langerönn-Fliess (Areal von Pohlmann). Beigaben: Fingerringe aus Bronze, flacher Knopf aus Knochen.
- II. Urnen vom Brandgräberfeld der Hallstätter Zeit in der Sandgrube rechts von der Biesenthaler Chaussee. Beigaben: Bronzeschmelzstücke.

**Wesendahl:**

Urnenreste von dem Brandgräberfeld der Hallstätter Zeit am Kesselsee.

**Kreis Teltow.****Britz:**

Urnenreste vom Brandgräberfeld der La Tène-Zeit am Britzer Kreis-krankenhaus.

**Sperenberg:**

Urnenscherben und Feuersteinsplitter von der Wohn- und Begräbnisstelle auf der Landzunge zwischen dem Neuendorfer und Sperenberger See. Die Gefässscherben zum Teil mit Mäanderornament.

**Tempelhof:**

- I. Feuersteinmesser von der Marienhöhe.
- II. Urnen vom Brandgräberfeld der jüngeren La Tène-Zeit auf den Rauhen Bergen. Beigaben: aus Eisen: Gürtelhaken in verschiedenen



Größen; Nadeln, z. T. mit gekröpftem Hals, mit Öse, mit Bronze-  
knopf u. s. w.; aus Bronze: Segelohrringe mit Glasperlen, Anhänger,  
Bronzedraht. Spinnwirtel aus Thon.

**Treptow:**

Slavische Gefässscherben von der Wohnstelle an der Spree, am Rande  
des Plänterwaldes.

**Kreis Osthavelland.**

**Brieselang:**

Gefässscherben vom dortigen slav. Burgwall, verziert (Wellenlinie etc.).

**Nedlitz:**

Gefässscherben von der Römerschanze, voroslavisch.

**Perwenitz:**

Urnenscherben vom Brandgräberfeld auf dem Acker des Kossäten Jochen  
Ranzleben.

**Vehlefanz:**

Urne mit Leichenbrand vom dortigen Gräberfeld der jüngeren La Tène-  
Zeit. Ausserdem von den früheren Ausgrabungen herrührend, Bei-  
gaben: Bronzeohrringe in Segelform mit Schmelzperlen; Cylinder  
aus spiralartig gewundenem Bronzedraht; Bronzeröhrchen mit  
2 korrespondierenden Reihen von je 3 Löchern. (Genau entsprechend  
der Beschreibung in den Verhandlungen 1894, S. 187 f.)

**Wustermark:**

Slavische Gefässscherben, verziert, von der Stelle des ehemals dort vor-  
handenen Burgwalls.

**Kreis Westhavelland.**

Urnen und Beigefäss aus der Zeit der Völkerwanderungen, angeblich  
von Radewege, tatsächlich aber wohl von Butzow. (Von Stim-  
mings Ausgrabungen herrührend.)

**Kreis Arnswalde.**

**Hassendorf:**

Slavische Gefässscherben mit Burgwallornamenten, gefunden nördlich  
vom Dorf auf einer erhabenen Sandstelle mitten im Bruch. (Ver-  
mutlich ehemaliger Burgwall.) [Sage von einem untergegangenen  
Dorf!]



**Nantikow:**

Boden eines Gefässes, herrührend von einer zerstörten Totenurne, die im Frühjahr 1896 im Acker neben den dortigen grossen Steinhügelgräbern, von einer kleinen Steinkiste umgeben, aufgefunden wurde. Einzelgrab; in der näheren Umgebung der mir gezeigten Fundstelle waren keine andern Gräber nachweisbar.

**Reetz:**

Slavische Gefässscherben mit Ornamenten von einem gut erhaltenen Burgwall südlich der Stadt, dicht an der Ihna. Viele Tierknochen. Holzkohlenschichten.

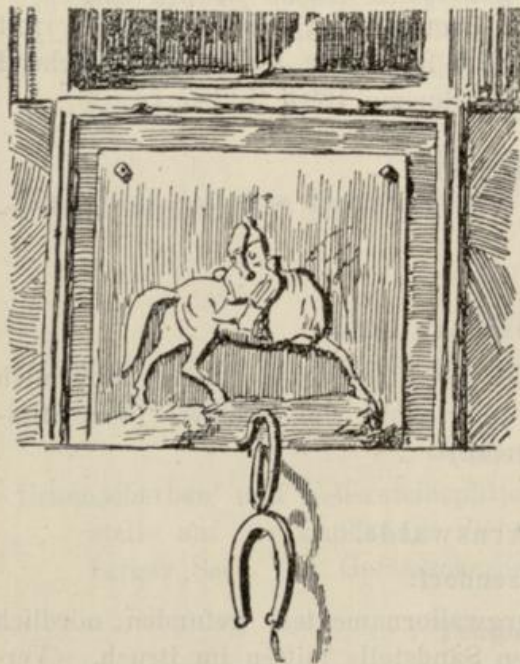
**Kreis Westprieignitz.****Milow:**

Gefässscherben vom dortigen Brandgräberfeld. Mit Mäanderornament.

XIV. Die Russen in Berlin 1813. Meine Mitteilung über den Tschernischeffschen Tagesbefehl datiert Berlin, den 4. März 1813 giebt der „Morgenpost“ einen Anlass zu folgender Mitteilung, die wir als eine teilweise Ergänzung des früher Besprochenen zum Wiederabdruck bringen.

**Das Wahrzeichen in der Pallisadenstrasse.**

Ein aus der Zeit der Befreiungskriege stammendes Wahrzeichen, die Reiterfigur eines Kosaken am Hause Pallisadenstrasse 2, geht leider dem



Verfall entgegen, da durch den Einfluss der Witterung kürzlich sowohl beim Reiter wie beim Pferde der Kopf abgefallen ist und die aus Stuck bestehende Figur jetzt nur noch einen Torso bildet. Mit dem Wahrzeichen hat es folgende Bewandtnis. Am 20. Februar 1813 rückten gegen das damals von 10 000 Franzosen besetzte Berlin unter dem russischen General Tschernitscheff und dem Oberst von Benkendorf und Tettenborn 3000 Kosaken vor, um die Stadt zu befreien. Sie drangen in Berlin ein, und eine der ersten Scharen dieser von den Berlinern mit Freuden begrüßten Reiter sprengte hierbei durch das damals unmittelbar am Landsberger Tor stehende Haus Pallisadenstrasse 2, welches

noch heute einen zweiten Ausgang nach der Weberstrasse 34 hat. Die Franzosen, welche sich dem Feinde entgegenstellten, wurden bis hinter dem



Alexanderplatz zurückgedrängt und eröffneten nun ein lebhaftes Geschützfeuer auf die Kosaken, so dass diese sich zurückziehen mussten. Von diesem Kampfe legen noch zwei Kanonenkugeln Zeugnis ab, von denen die eine an dem Hause Prenzlauerstrasse 45 angebracht ist. Beide tragen die Unterschrift: „20. Februar 1813“. Der erste Gefallene war Alexander Freiherr von Blomberg, der sich den Kosaken angeschlossen hatte und, wie eine vor der Bartholomäus-Kirche angebrachte Gedenktafel meldet, „als erstes Opfer in dem Freiheitskampfe“ erschossen wurde. Einige versprengte Kosaken wurden von den Berlinern verborgen gehalten. Darunter befand sich auch eine Schar, welche auf dem Hofe des Hauses Pallisadenstrasse 2 in den über der Schmiede gelegenen Räumen, die noch heute vorhanden sind, Aufnahme fand. An dieses Ereignis erinnert die über der Haustür angebrachte Stuckfigur, sowie zwei gemalte Kosaken auf dem Schilde des in dem „Kosakenhause“ befindlichen Wirtshauses.

XV. „Der Burgwart“. Zeitschrift für Burgenkunde und mittelalterliche Baukunst. Organ der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen.

Von dieser höchst nützlichen und heimatkundlich wichtigen Zeitschrift, davon ich schon früher Ihnen Kenntnis gegeben, lege ich die ersten 3 Nummern des IV. Jahrgangs vor. Sie ersehen daraus, dass sich die Mitteilungen keineswegs auf die eigentlichen Burgen beschränken, sondern auch alle sonstigen denkwürdigen Profanbauten, Rathäuser, Tore, Mauern etc. behandeln, mit Einschluss geistlicher Bauten, soweit es in den jeweiligen Rahmen passt. Die vornehme Ausstattung mit trefflichen Abbildungen, Grund- und Aufrissen etc. verdient besondere Beachtung. Die Nr. 3 (Dez. 1902) behandelt S. 25 flg. die Burg Eisenhardt bei Belzig, welche wir, so Gott will, auf einer Wanderfahrt im Jahre 1903 der Brandenburgia zugänglich machen werden. Ihr noch 33 Meter hoher Bergfried stammt nach Angaben unseres Mitgliedes Professor Dr. Georg Voss (S. 26) wohl schon aus dem 11. oder 12. Jahrhundert.

XVI. Die Puppe. Von Robert Mielke. Mit neun Illustrationen nach Zeichnungen von Georg Kellner und nach photographischen Aufnahmen von H. Rudolphy in Berlin (Nr. 49 der „Gartenlaube“ von 1902 S. 843 und 844).

Aus dem Vortrag u. M. des Fräulein Elisabeth Lemke über die Spiel-Puppen und die daran geknüpften Diskussionen werden Sie sich des kulturhistorischen Wertes der älteren Kinderspielpuppen und ihrer besonderen Bedeutung für die Heimatkunde erinnern. Der Artikel u. M. Robert Mielke bietet eine entsprechende Ergänzung zu den Besprechungen in der „Brandenburgia“ X. S. 28—47 und 85—90.

XVII. Dem behördlichen Schutz der Naturdenkmäler wird in neuerer Zeit staatlicherseits besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Bezeichnung „Naturdenkmäler“ hat sich jetzt ja allgemein für solche



Erscheinungen der ursprünglichen Natur eingebürgert, wie Landschaften, Bodengestaltungen, Pflanzen und Tiere, die in wissenschaftlicher oder ästhetischer Hinsicht bemerkenswert sind. Die Herstellung forstbotanischer Merkbücher, nach dem Vorgange Westpreussens, ist nahezu allen Provinzen gesichert und auch in anderen Bundesstaaten bereits in Angriff genommen. Von Fachgelehrten sind Gutachten über Massnahmen zum Schutz von Naturdenkmälern einzelner Gebiete eingefordert, und seit längerer Zeit wird, wie die „Nordd. Allg.“ bereits im August v. J. mitteilte, auf Veranlassung des preussischen Kultusministeriums eine umfassende Denkschrift mit Abbildungen, Plänen und Karten ausgeführt, welche nicht nur die Bedeutung der Naturdenkmäler und deren Gefährdung durch die verschiedenen Zweige der Kultur an Beispielen erläutern, sondern auch die in Preussen und anderen Ländern zum Schutze derselben bereits vorhandenen und weiter erforderlichen Massnahmen erörtern soll. Inzwischen hat die preussische Staatsforstverwaltung in einem besonderen Falle die Mittel bewilligt, um durch Ankauf eines der königlichen Forst in Neu-Linum, Westpreussen, benachbarten Geländes einen urwüchsigen Bestand der nordischen Zwergbirke, ein hervorragendes Denkmal der Natur, zu schützen.

Was die Stellung unserer Gesellschaft gegenüber dem Natur-Denkmalerschutz anlangt, so bedarf es wohl nur der Hinweisung darauf, dass für denselben seit geraumer Zeit fast jede Nummer des Monatsblattes der *Brandenburgia* mit Nachdruck eintritt.

XVIII. Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. Namens der Gesellschaft herausgegeben von ihrem Vorsitzenden L. Feyerabend. Unser neues korrespondierendes Mitglied überreicht das kürzlich erschienene, inhaltreiche, mit 7 Tafeln ausgestattete Heft 5, worin namentlich der Aufsatz des Herausgebers S. 337—342 „Gruppierung und Zeitstellung der Gräber vom Lausitzer Typus in der Oberlausitz“ beachtenswert erscheint, da bekanntlich unsere Niederlausitz sich auf das Engste an diese räumlich wie zeitlich wohl abgegrenzte Kulturepoche anschliesst, die ihre Ausläufer nördlich bis weit in die eigentliche Mark Brandenburg hinein erstreckt.

XIX. Alte Schiffstypen werden von dem bekannten Altertumsforscher Herrn H. Messikomer zu Zürich im Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft vom Mai 1902 sachverständig und, wie Sie ersehen wollen, unter Beifügung höchst lehrreicher Abbildungen besprochen. Dieser Aufsatz möge für uns vorbildlich sein und zur Sammlung der Schiffstypen, Schiffergeräte und Schifferausdrücke — alles einschliesslich der Fischerei — nochmals anspornen. Ich verweise auf die einschlägige Mitteilung des Direktors



des hiesigen Kgl. Völkermuseums Herrn Geheimrats Dr. Voss und meine Anzeige „Brandenburgia“ X. 21—24.

XX. Über den gegenwärtigen Stand der Erforschung des Urmenschen bin ich wiederholt ersucht worden, im Anschluss an das von mir gelegentlich des Nachrufes für unser Ehrenmitglied Rudolf Virchow (S. 262) Mitgeteilte tunlichst noch Ergänzungen zu geben. In der Tat ist seit Rudolf Virchows Tod die Frage nach dem Urmenschen d. h. nach den im Diluvium und Tertiär vorkommenden Vorläufern mit einemale bereits wiederum eine brennende geworden, nachdem insbesondere der bekannte Heidelberger Anatom Professor Dr. H. Klaatsch, zunächst auf den Anthropologen-Versammlungen und kürzlich zu Stuttgart im württembergischen Anthropologischen Verein es unternommen, im Anschluss an das tausendfältig besprochene Gerippe des Menschen aus dem Neanderthal bei Düsseldorf den Zweifeln Virchows scharf entgegenzutreten.

Es lässt sich an dem Wortlaut Virchowscher Vorträge nachweisen, dass Virchow über die Authentizität von körperlichen Resten des Diluvialmenschen in seinem Urteil geschwankt, wenn er auch die Echtheit diluvialer Geräte und sonstiger von Menschenhand bearbeiteter Gegenstände wohl niemals ernstlich bezweifelt hat, wie dies mehrfach der namhafte dänische Anatom Japetus Steenstrup getan, welcher unverkennbar einen grossen Einfluss auf Virchow ausgeübt hat. Steenstrup bezweifelte vielfach auch die diluvialen Artefakte und Manufakte selbst; mir ist es selbst so ergangen, dass, als ich ihm eine diesbezügliche Mitteilung machte, er dieselbe lediglich wegen des diluvialen Alters der Gegenstände schriftlich zurückwies\*).

Ich selbst habe das Vorkommen diluvialer Menschenreste niemals bezweifelt, nachdem ich mich von deren geologischer Stellung überzeugt, und ich bin beispielsweise für die Gleichalterigkeit des Menschen mit dem Mammut und den gleichzeitigen übrigen grossen diluvialen Säugern wiederholentlich eingetreten und verweise dieserhalb auf meine an die bekannten Rixdorfer Funde sich anlehrenden Vorträge in der „Brandenburgia“ I. 118—180, IV. 162—174, VII. 209 flg.\*\*)

Unter Urmensch verstehe ich die Rassen, welche vor der jetzigen Erdbildung (Jung- und Alt-Alluvium) im Diluvium, beziehentlich vor demselben gelebt haben. Es ist jetzt gelungen, innerhalb dieses Sammel-

\*) Vgl. meinen Artikel: Lebten das Mammut und die Tiere, deren Gebeine bei Artefakten in den verschiedenen Diluvial-Schichtungen vereint gefunden worden, mit dem Menschen zusammen? „Brandenb.“ I. S. 178.

\*\*) Im palaeontologischen Museum der Berliner Universität (Direktor: Geheimrat Dr. Branco) ist jetzt eine von Menschenhand bearbeitete diluviale Scapula vom Wildpferd (*Equus caballus fossilis*) aus dem Interglazial von Rixdorf in der Schausammlung aufgestellt.



begriffs verschiedene Rassen, teils gleichzeitige, teils durch geologische Unterstufen getrennte Rassen zu unterscheiden, wobei ich den bezeichneten Ausführungen des Professor Klaatsch folge.\*)

Der Mensch hat bereits vor der Eiszeit eine ausserordentlich weite Verbreitung gehabt. Die bei St. Acheul, Amiens und anderweit in Nordfrankreich schon vor Jahrzehnten von Lartet, später von Christy u. A. gefundenen, mandelförmig und katzenzungenförmig zugeschlagenen Flintsteine aus der Chelléen-Schicht kommen mit Hippopotamus, Elephas antiquus, Rhinoceros merckii etc., mit Cypressen, Lorbeer und anderen ein mehr wärmeres Klima andeutenden Gewächsen vor; die erste Abkühlungsperiode hatte damals noch nicht eingesetzt.

Flintmesser von diesem sehr altertümlichen Chelléen-Typus (St. Acheul pp., vergl. Brandenburgia I, 180) sind in Grossbritannien, Belgien, Portugal, Spanien, ganz Nordafrika, Südafrika, Nord-, Mittel- und Südamerika derartig häufig, dass die entsprechenden Spuren des Menschen in unseren Gegenden, wie Klaatsch zutreffend betont, nur als eine Teilerscheinung von mehr untergeordneter Bedeutung gelten können.

Die Interglazialfunde, auf die besonders Alfred Nehring aufmerksam gemacht hat, von Tiede, Westeregeln und Taubach, aus der Einhornhöhle, von Schussenried (O. Fraas' Untersuchungen), Schweizerbild und Thayingen bei Schaffhausen etc. sind nur vorgeschobene Posten einer Menschheit, welche in ihrer Hauptmasse im Süden, unbeeinflusst vor der Vereisung lebte. Die Sahara existierte damals noch nicht als Wüste; von Nordafrika gingen Landbrücken nach Sizilien und der iberischen Halbinsel. Daher ein leichtes Auswechsell der Menschen und Tiere hüben und drüben.

Klaatsch sagt S. 68: „Die Mammutjäger unserer Regionen haben also mit dem ersten Auftreten des Menschen gar nichts zu tun und die Beziehungen des letzteren zur Eiszeit oder vielmehr zu den einzelnen Glazial- und Interglazial-Perioden sind in erster Linie von chronologischer Bedeutung. Wir werden durch die Veränderungen der diluvialen Säugetiergesellschaft des Menschen in Mitteleuropa und durch die — in Frankreich zuerst erkannte — allmählich sich vollziehende Umgestaltung der Technik in der Bearbeitung des Steinmaterials in den Stand gesetzt, eine Klassifikation der einzelnen Funde vorzunehmen. Das Aussterben des Nilpferdes, die Vertretung des Elephas antiquus durch Elephas primigenius, die Anpassung des Mammut und des Rhinoceros an das kühlere Klima durch ein dichteres Haarleid, endlich das Vordringen nordischer Tierformen, die weite Ver-

\*) Corresp.-Blatt der Deutschen Anthrop. Ges. XXIII. Sept. 1902. S. 68 fig.



breitung des Renntieres, das Auftreten kleiner, der Wärme abgeneigter Nager, wie des Lemming, sowie das Hinzukommen jetzt alpiner Formen (Steinbock, Gemse, Murmeltier) geben uns Anhaltspunkte für die Länge der Zeiträume, welche auf die Zeit der Chelléen folgend von den französischen Forschern nach den Typen der Steinmesser als Moustérien- und Magdalénien-Perioden unterschieden werden.\*) Wir sind jetzt im stande, die einzelnen Diluvialstationen in ältere und jüngere zu sondern, und wenn auch die Parallele mit den Glazial- und Interglazialperioden sich nicht durchführen lässt, so wissen wir doch, dass z. B. die Funde aus der Höhle von Spy in Belgien, von Taubach, sowie der neue [Fund] von Krapina in Kroatien in eine viel frühere (mindestens vor der letzten Vereisung gelegene) Zeit zu versetzen sind, als die von Schussenried, Thayingen, Schweizersbild, welcher dem Ende der Eiszeit zugehören, zum Teil postglazial sind und mit den südfranzösischen Funden gleichgestellt werden, die seit Cartets Forschungen (neuerdings besonders durch Piettes Bemühungen) die erstaunlich reichhaltigen Schätze einer primitiven Skulptur und Malerei geliefert haben.“

Nummehr versucht Klaatsch eine anatomische und hiermit verbunden ebenfalls eine chronologische Einteilung des Urmenschen.

Einen einheitlichen sogen. „Eiszeitmenschen“ giebt es überhaupt nicht. Die menschlichen Gerippfunde aus dem jungen Dilivium müssen von denen aus dem alten Diluvium nach den beiden eben erwähnten Richtungen hin scharf unterschieden werden.

Der französischen geologischen Sonderung folgend unterscheiden wir, wie bereits angedeutet, als älteste anthropoide Formation das Chelléen (St. Acheul- und Amiens-Periode), dann das Moustérien, beide mit einander in näherer folgerichtiger chronologischer und kulturgeschichtlicher Beziehung, als das dritte oberste und jüngste Glied das Magdaléen, jene beiden Schichten altdiluvial, letztere jungdiluvial.

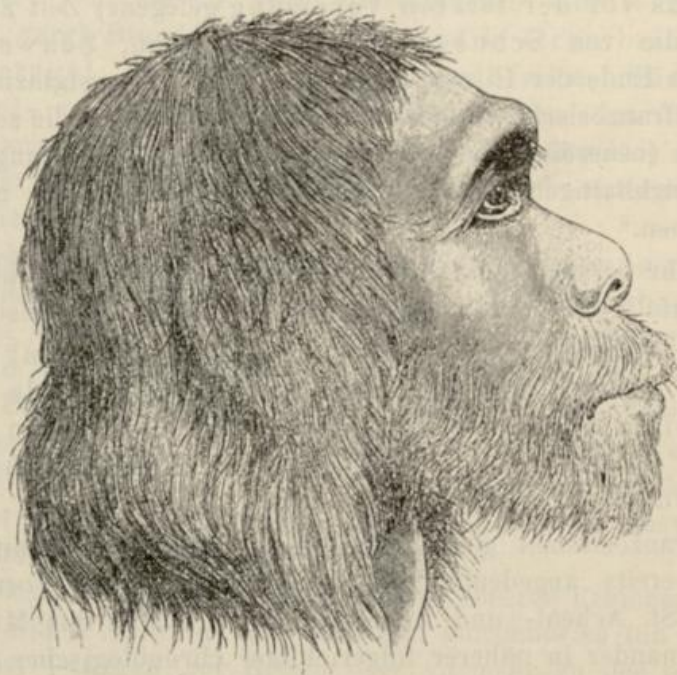
Die Menschenreste, insbesondere Schädel aus dem Magdaléen sind in den Hauptzügen mit dem Alluvialmenschen übereinstimmend. Die Menschenreste des Moustérien und Chelléen zeigen dagegen recht erhebliche Abweichungen vom Jetztmenschen und weisen, wie Klaatsch sich ausdrückt (S. 69) auf niedere tierische Vorfahrenstufen hin.

In diese ältere Stufe des Urmenschen gehören, wie jetzt als festgestellt angesehen werden darf, die Reste des erwähnten von Dr. Fuhlrott i. J. 1856 entdeckten berühmten Neanderthal-Menschen.

\*) Vergl. meine Angaben Brandenburgia I, 179, und weiterhin in den heutigen Mitteilungen. E. Friedel.



Wie Herr Professor Kollmann in Basel versucht hat, aus den Resten einer steinzeitlichen Frau von den schweizerischen Pfahlbauten bei Auvernier im Neuenburger See das Gesicht zu rekonstruieren, indem, er im Anhalt an den wirklichen Schädel, die Weichteile unter Billigung von R. Virchow auftrug, worüber auf das Correspondenzblatt der Deutschen Anthrop. Ges. Nov. 1898 S. 116 und die Verh. der Berl. Anthrop. Ges. 1898 S. 496 verwiesen sein mag, so hat man schon früher versucht, eine Vorstellung vom Aussehen des Urmenschen zu gewinnen und reproduziere ich der Kuriosität halber das Profil des Kopfes des Neanderthals mit seiner flachen Stirn, seinen Stirnwülsten, seinem



Prognathismus und seinem mangelhaften Kinn, wie er sich in dem Buch des Dr. Moritz Alsberg: „Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte des Menschen“ dargestellt findet, wobei im übrigen allerdings die Phantasie frei obgewaltet hat. Hinsichtlich der Behaarung hat der Künstler sich an die Vermutungen von Sir Charles Darwin in seinem Werk über die Abstammung des Menschen angeschlossen. Das Kinn erscheint mir übrigens zu stark entwickelt. Ich benutze die Gelegenheit noch auf ein zweites kürzlich bei Th. Fischer & Co. in Kassel erschienenes gemeinverständliches Werk desselben Herrn Alsberg hinzuweisen: „Die Abstammung des Menschen und die Bedingungen seiner Entwicklung“, worin die gleichen Themata ausführlich, in ansprechender Weise erläutert werden. — Auch hat für den



10. Januar 1903 Herr Professor Dr. H. Klaatsch einen Projektionsvortrag im Museum für Völkerkunde hier selbst angezeigt unter dem Titel: „Palaeolithische und anthropologische Ergebnisse einer Studienreise durch Deutschland, Belgien und Frankreich“, eine Zusammenfassung dessen, was über den Urmenschen in den genannten Ländern bekannt geworden ist.

1887 traten hierzu zwei menschliche Gerippe mit gleichen Merkmalen, die Fraipont in der Höhle von Spy bei Namur auffand. Die Spy-Skelette lagen in der untersten von 3 Schichten, deren jede Knochenreste von Mammut und Rhinoceros, sowie Messer vom St. Acheul- bzw. Moustier-Typus enthält.

Hierzu kommt gelegentlich der Untersuchungen, welche der kroatische Professor Gorjanovic-Kramberger in den Diluvialschichten von Krapina bei Agram 1899 und 1900 vornahm, die überraschende Entdeckung von menschlichen Gebeinresten in ungestörter Lagerung zusammen mit den Resten des Höhlenbären, des Rhinoceros merckii, des Murmeltieres etc., sowie von Steinmessern des St. Acheul-Typus. Alle Menschenknochen, fast ausnahmslos Schädelreste, sind zerschlagen und zeigen dieselbe Behandlung, dabei Brandspuren wie die dabei gelegenen, Tierknochen. Es sind Reste von mindestens zehn Menschen, Erwachsenen und Kindern. Die eigentümliche Misshandlung und Anhäufung dieser menschlichen Reste wird auf Kannibalismus gedeutet.\*) Der Mensch von Krapina schliesst sich durch mehrer Besonderheiten den ältesten bekannten menschlichen Schädeln an und gehört in den Formenkreis des Homo neanderthalensis Schwalbe,\*\*) für den dieser Strass-

\*) Dr. Gorjanovic-Kramberger, der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Mitteilungen der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXXI und XXXII. — Referat von Ludwig Wilser in der Naturwiss. Wochenschrift vom 9. Nov. 1902. Bd. XVIII s. auch das. XVII, 11. — Schwalbe: Neanderthalschädel und Friesenschädel. Globus Bd. 81, Nr. 11. — Referat darüber von Wilser in der Naturw. Wochenschrift vom 15. Juni 1902 Bd. XVII, 441. —

\*\*) G. Schwalbe resumierte sich auf der 15. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft zu Bonn dahin, dass der Neanderthal-Mensch in vieler Beziehung den Anthropoiden näher gestanden habe, als dem heutigen Menschen und dass daher die Meinungen von King und Cope, welche den Neanderthal-Menschen bereits als einer besondern Art der Gattung Mensch zugehörig erkannt hätten, völlig gerechtfertigt seien. Diese besondere Species Homo sei mit dem übrigen quarternär-palaeolithischen Menschen in keiner Weise zu verschmelzen, sondern stelle eine ältere Form dar, die einzig mit dem Schädel von Spy und dem Unterkiefer von la Naulette zu vereinigen wäre. Sehr wahrscheinlich gehörten diese Reste dem untersten Diluvium an der Grenze des Tertiär an, obwohl die Möglichkeit, dass der Homo primigenius neanderthalensis als fortdauernde niedere Rasse eine Zeit hindurch neben dem jüngern Homo sapiens, dem Stammvater der jetzigen europäischen Menschheit gelebt haben möge, nicht auszuschliessen sei.



burger Professor nunmehr die Bezeichnung *Homo primigenius* angenommen hat. Ja die ferozen Merkmale des Neanderthalschädels haben die menschenfressenden Wilden von Krapina in noch höherem Masse, noch stärker vorragende Augenwülste, noch stärker entwickelte, an den Orang-Utan erinnernde Schmelzfalten der ca. 80 vorhandenen Zähne, besonders starke prognathe, aber kinnlose Unterkiefer. Nach den interessanten Untersuchungen des Dr. Walkhoff in München hängt diese allen altdiluvialen menschlichen Kiefern (von Spy, la Naulette, Predmost, Schipka, Krapina, Neanderthal etc.) gemeinsame Eigentümlichkeit mit Verschiedenheiten der im Dienste der Sprache stehenden Zungenmuskeln zusammen. Die Umgegend von Krapina und überhaupt von Agram, die mir aus einem dreimaligen Aufenthalt und aus mehrfachen, mit dem Direktor des dortigen Zoologischen National-Museums Professor Spiridion Brusina gemeinschaftlich unternommenen palaeontologischen und zoologischen Exkursionen recht wohl bekannt ist, scheint, was sehr wichtig für die Menschenfrage wird, niemals vergletschert gewesen zu sein und es gilt daher mindestens vorläufig der Fundort von Krapina als das Prototyp für alle jene Gegenden, in denen eine im wesentlichen ungestörte Existenz und Fortentwicklung des Chelléen-Menschen anzunehmen ist.

Seit Jahrzehnten sind bei dem palaeolithischen Menschen die von einer erstaunlichen Fertigkeit in der Technik zeugenden Schnitzereien und Malereien, während einer bestimmten Periode, die namentlich in den südfranzösischen Höhlen vorkommen, aufgefallen. Kürzlich sind wiederum grossartige hierher gehörige Funde in Kalkhöhlen des Dordogne-Flusses und der sich bei der Station Les Eyzies in denselben ergiessenden Vézère gemacht. Man hat hier i. J. 1901 an deutlich erkennbaren Zeichnungen 109 entdeckt, darunter Skizzen eines Menschenkopfes, ferner vom Rentier, Steinbock, Saigaantilope, Pferd, Ur, Wisent, Mammut. Manche der Figuren erscheinen deshalb besonders interessant, weil sie mit Ocker oder Mangan rötlich oder schwarz angemalt sind. Geologisch haben diese Funde nichts mit dem Chelléen und Moustérien zu tun, also nichts mit dem *Homo primigenius* des wärmeren Klimas, sondern sie gehören der jüngeren Diluvialschicht des Magdaléen, also dem Vorfahren des jetzigen *Homo sapiens* mit rauherem Klima an.\*)

Rätselhaft bleibt es noch immer, umsomehr, wenn die neolithische Bevölkerung von diesen Magdalenen-Menschen abgeleitet wird, wie die hohe Kunstentwicklung, welche jene Skulpturen zeigen, so gänzlich

\*) Vergl. ausführliches Referat „Zur ältesten Kunst“ (mit 8 Abbildungen) von K. Falck in der Naturwiss. Wochenschrift vom 14. September 1902 S. 591–595.



entschwinden konnte. Denn die ganze spätere vorgeschichtliche Periode, ja das frühe Mittelalter hat dergleichen vollendet kunstvolle Leistungen nicht aufzuweisen. Wie weit dieselben im einzelnen gehen, dafür spricht beispielsweise die Darstellung des langbehaarten Mammut. Ein Mammutrüssel scheint sich (auch bei den neuesten sibirischen Mammutfunden) nicht erhalten zu haben; bei Rekonstruktionen gab man dem Mammut immer den Rüssel des indischen Elefanten mit der hohen Stirn und den kleinen Ohren, nun macht Dr. G. Kalide („Naturw. Wochenschrift“ vom 26. Oktober 1902 S. 42) darauf aufmerksam, dass nach den Magdalenen-Abbildungen das Mammut am Rüsselende nicht wie der indische Elefant einen Fortsatz trug, sondern zwei wie der afrikanische Elefant mit der fliehenden Stirn und den grossen herzförmigen Ohren. Diese Fortsätze sind ausserdem wie beim afrikanischen Elefanten nicht fingerförmig, sondern wie die Zeichnung sehr deutlich zeigt, breit lippenförmig, während die Schmelzfaltenbildung der Backzähne allerdings mehr dem indischen Elefanten ähnelt.

Hinsichtlich der Bezeichnung der verschiedenen Spezies oder Rassen des Urmenschen bemerkt Ludwig Wilser („Naturwiss. Wochenschrift“ vom 15. Juni 1902), dass Schwalbe den von ihm (Wilser) schon vor Jahren vorgeschlagenen Namen *Homo primigenius* für die älteste bekannte, durch die vorgedachten Funde von Neanderthal, Spy, la Naulette, Krapina, etc. sichergestellte Rasse angenommen habe und schliesst mit den Worten: „Da schon im jüngeren Quartär eine vom heutigen Menschen wenig verschiedene Rasse (*race de Cro-Magnon*) auftritt, scheint Schwalbe *H. hodiernus* als Ersatz für *sapiens* nicht passend und er schlägt daher *H. socialis*, *eucranus* oder *imperator* vor. Man wird aber zugeben müssen, dass Feuerländer, Weddas, Australneger, wenn sie auch gewiss keine „Weisen“ sind, doch auf einen dieser drei Namen noch weniger Anspruch haben. *H. sapiens* ist einmal eingebürgert und kennzeichnet immerhin die geistige Überlegenheit auch der niedersten Menschenrassen über alle anderen Lebewesen. *H. primigenius* ist freilich vom jetzigen Menschen so verschieden, dass er wohl als besondere Art (*species*) betrachtet werden könnte, als Stammvater der heutigen europäischen Rassen (*H. europaeus* Linné und *H. mediterraneus*) aber bezeichnen wir ihn doch besser als Urrasse (*varietas primigenia*). Die dazwischenstehende Cro-Magnon-Rasse ist, wenn auch nicht nach ihren Merkmalen, doch zeitlich von den jetzt lebenden so weit entfernt, dass ich für sie die Bezeichnung *H. priscus* vorgeschlagen habe. Für die hauptsächlichsten ausser-europäischen Rassen genügen die beiden Normen *H. niger* und *H. brachycephalus*.“

Glücklicherweise hat die Affenmensch-Hypothese Carl Vogts mit ihrer direkten Entwicklung des Menschengeschlechts aus den anthropoiden



Affen Asiens und Afrikas, welche Rudolf Virchow besonders unwissenschaftlich erscheint, keine Auferstehung im Kreise dieser neuesten Forschungen gefunden, vielmehr sucht man neben dem jetzigen Affenreiche die phylogenetischen Anfänge für Mensch und Affe im Tertiär, wie dies bei den Erörterungen des auch in der „Brandenburgia“ bereits erwähnten *Pithecanthropus erectus* Dubois mehrfach zu begründen versucht wurde; die Trennung der beiden Stammbäume von Mensch und Affe liegt also schon im Tertiär.

Die Einzelheiten dieser schwierigen Untersuchungen können wir bei der vorliegenden Gelegenheit nicht weiter berühren.

Wie liegt nun die Angelegenheit des Urmenschen in der Provinz Brandenburg?

Skeletteile oder sonstige Reste des Diluvial-Menschen (*Homo primigenius* sowohl wie *H. sapiens diluvianus*) sind bei uns noch immer nicht gefunden, insbesondere haben die von Alfred Nehring so trefflich beschriebenen äusserst wichtigen Funde aus den jungdiluvialen Torfmooren bei Klinge unweit Cottbus leider keine menschlichen Reste ergeben, wenn auch darunter mindestens zwei von Menschen bearbeitete Röhrknochen vom Nashorn entdeckt worden sind. Hieran reihte sich die erwähnte bearbeitete Pferde-Scapula von Rixdorf und die bearbeiteten Knochen aus dem Diluvium von Hohen-Saathen sowie die Keule aus Mammutknochen, ausgegraben bei der Spreeregulierung im Diluvium von Charlottenburg<sup>\*)</sup>. Bearbeitete Steine aus dem brandenburgischen Diluvium sind ebenfalls im Besitz des Märkischen Museums.

Viel reichhaltiger sind, wie Ihnen allen bekannt, die Tierknochenfunde aus dem Diluvium namentlich von Rixdorf und Neu-Britz.

Ich habe schon früher angedeutet, dass diese Fauna eine chronologisch durcheinander gewürfelte ist, indem die Ablagerungen des jüngsten Präglazial sowie der älteren Zwischeneiszeiten durch die nächstfolgende Vergletscherung bzw. Zwischeneiszeit mindestens zum Teil umgearbeitet oder zerstört worden sind. So nur vermag ich es mir zu verdeutlichen, dass beispielsweise in einem und demselben Interglazial im selben Horizont die Backzähne des älteren, auf ein wärmeres Klima deutenden *Elephas antiquus* und *Rhinoceros merckii* mit dem jüngeren pelzhaarigen *Elephas primigenius* (Mammut) und dem *Rhinoceros tichorhinus* zusammen gefunden sind. Dass aber wärmere Perioden in unserem Interglazial vorkamen, beweisen u. A. die von Prof. Dr. Konrad Keilhack so sorgfältig untersuchten lakustrinen

<sup>\*)</sup> Diese Fundstücke von Hohen-Saathen und Charlottenburg habe ich in unserer wissenschaftlichen Jubiläumssitzung vom 22. April 1902 vorgelegt. Vgl. Festschrift (II) zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Brandenburgia.



Mergel von Belzig, in denen der Damhirsch und der Karpfen gefunden ist. Der Damhirsch ist aber bei uns in postdiluvialer Zeit nicht mehr einheimisch gewesen, er stammt aus dem südlichen Europa, besonders Griechenland und ist bei uns erst im 16. Jahrhundert als gehegtes Wild künstlich eingeführt und eingewöhnt worden, während der Karpfen erst durch die christliche Geistlichkeit, bei uns wohl kaum vor dem 13. Jahrhundert oder doch nicht viel früher eingeführt ist, wobei es sehr merkwürdig und bezeichnend erscheint, dass der Karpfen sich auch jetzt nach 600 Jahren bei uns noch nicht im freien See oder Strom, sondern nur unter der Obhut des Menschen, gewissermassen also künstlich, in Teichen, fortpflanzt. Er hat sich, während er bei uns im Interglazial in wärmerem Wasser wild vorkam, also noch immer nicht in die jetzigen klimatischen Verhältnisse völlig eingewöhnen können.

Ich schliesse für heut hiermit meine Ausführungen über den Urmenschen, welche bezüglich unserer Gegend, wie angedeutet, die Möglichkeit, nach Analogie zu schliessen, zulassen, dass auch in der Provinz Brandenburg der Urmensch bereits vor der ersten Vergletscherung und vor allem während der Zwischeneiszeiten gelebt haben kann. Warum sollte auch der Mensch, der Allesesser, zu einer Zeit den Kampf um das Dasein nicht zu bestehen vermocht haben, wo die noch auf Gras und Kraut und Laub angewiesenen riesigen Säugetiere ein auskömmliches Dasein während ungezählter Jahrtausende zu fristen vermochten? Es ist kein einziger stichhaltiger, gegenteiliger, verneinender Grund nachzuweisen.

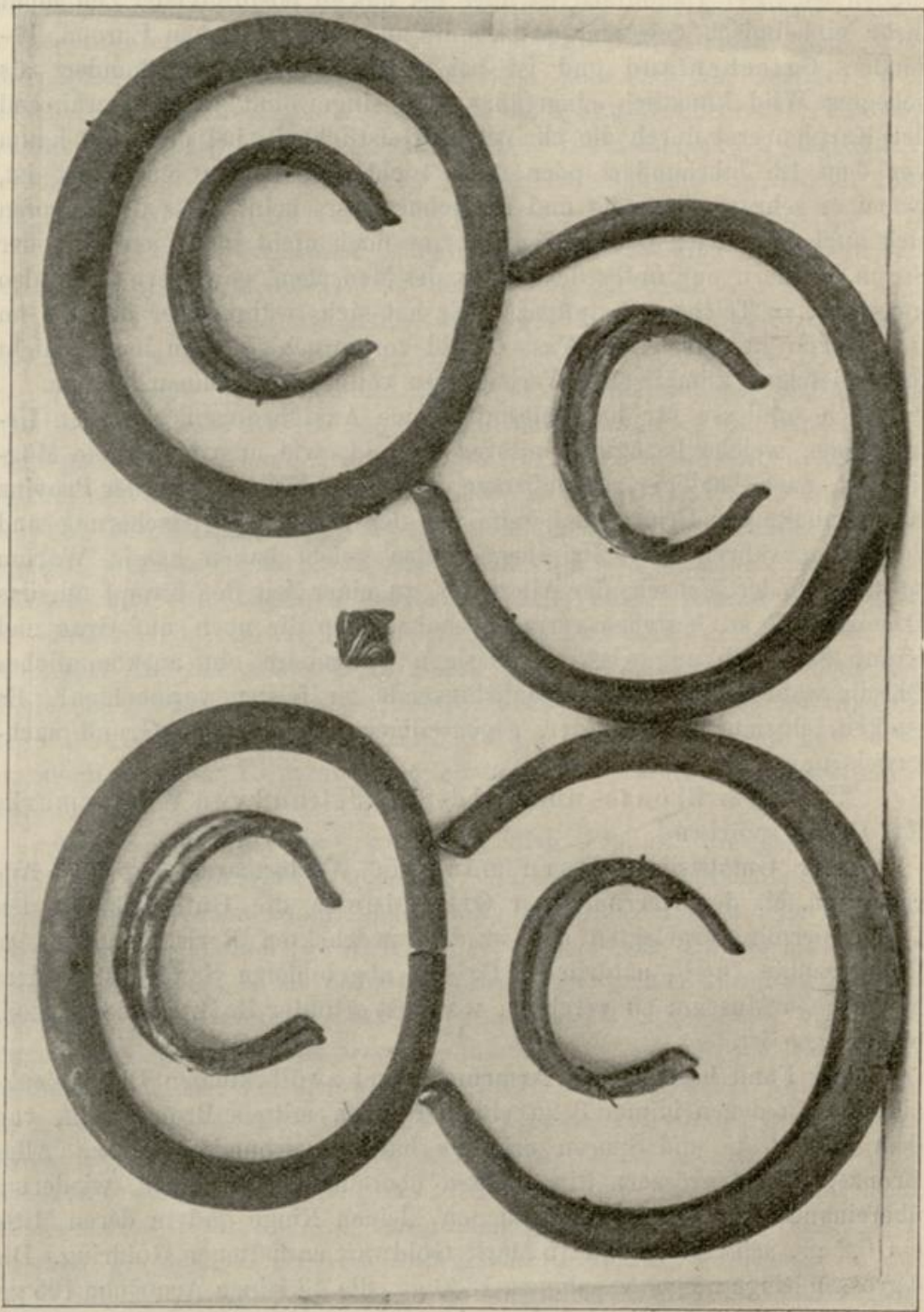
XXIa. Der Bronze- und Gold-Sammelfund von Wustermark, Kr. Ost-Havelland.

Herr Gutsbesitzer Hornemann in Wustermark hat auf Anregung u. M. des Herrn Rektor Otto Monke die Güte gehabt, den Ihnen hiermit vorgelegten und in dem gedruckten Bericht nach einer Photographie in  $\frac{3}{4}$  natürlicher Grösse abgebildeten Sammelfund dem Märkischen Museum zu verehren, woselbst er unter B. II. 23 253—23 250 eingetragen ist.

Der Fund besteht in 4 Armringen und zwölf kleinen Handgelenklingen, von denen immer 3 zu einem Ganzen mittels Bronzedraht, von dem sich Reste und Spuren erhalten haben, verbunden waren. Alles Bronze. Die 4 grössern Ringe lagen übereinander in ihnen, wiederum übereinander die viermal drei offenen kleinen Ringe und in deren Mitte ein 6,2 gr. schwerer, etwa 15 Mark Goldwert enthaltener Goldring. Die 4 grossen Ringe wiegen zusammen 1330 gr., die 4 kleinen Armringe 195 gr.

Die 4 grossen Ringe haben eine grösste lichte Weite von 8,5 bis 10 cm. Die kleinen Ringe eine solche nur von 5 bis 6,5 cm. Der Goldring hat gar nur eine Weite von 1,1 cm, so dass er nicht auf den zartesten Damenfinger passt. Wegen der Bedeutung dieser spiralig ge-







wundenen Goldringe möchte ich auf den gelehrten, ausserordentlich scharfsinnigen und inhaltreichen „Spiralringe“ benannten Artikel, den Herr Dr. Olshausen in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft Jahrgang 1886, S. 433–497 veröffentlicht hat, insbesondere auf S. 479, wo Analoges abgebildet ist, hiermit verweisen.

Ich halte diese Goldringe für Einfuhr-Artikel, die in sehr alte Zeit zurückreichen, teilweise älter als Bronze-, ja sogar Kupfer-Importe, also einige sogar noch an die jüngste neolithische Zeit streifend, andererseits haben sie sich in der Bronzezeit erhalten und ersehe ich keinen Grund, den Wustermarker Goldring für älter als die dazu gehörigen Erzringe zu halten. Der Wustermarker Ring hat, wie erwähnt, seiner Kleinheit wegen niemals als eigentlicher Ring getragen werden können. Hätte man ihn aber gewaltsam aufgebogen, so wäre die zierlich gebogene ursprüngliche Figur, die aus der Abbildung hervorgeht, vernichtet worden; man mag den Ring also vielleicht als Schmuckstück an einer Schur getragen haben, wie das z. B. bei Siegelringen seit Alters her im Orient wie Occident üblich ist.

Die Bronzeringe haben noch ihre Besonderheiten. Der Ring oben rechts ist am weitesten offen, die Enden sind leicht aufgeworfen. Bei dem Ring oben links verjüngen sich die Enden ohne Aufwulstung, sie sind mit parallelen Ringen gekerbt und völlig geschlossen. Der Ring unten rechts ist dem obern rechts durchaus verwandt, er ist mehrfach mit Ringen gekerbt. Der Ring unten links ähnelt dem Ring oben links, er ist aber nicht geschlossen, vielmehr die Durchbruchsstelle angedeutet, neben welcher sich wiederum parallele seichte Ring-Kerben befinden. Alle 4 Ringe sind massiv. Der Ring unten links unterscheidet sich von den drei übrigen dadurch, dass er, wie ersichtlich, drei Durchbohrungen hat. Die zwölf kleinen Ringe sind je zweimal durchbohrt, durch die Durchbohrungen ist Bronzedraht gezogen, der bei den meisten Ringen noch erkennbar, bei dem Trio unten rechts sehr deutlich erkennbar ist. Ich nehme an, dass die Durchbohrung geschah, um die Ringe in Päckchen verteilt für den händlerischen Vertrieb bereit zu halten. Man hat dies wohl auch bei den grossen Ringen gethan, ich vermute nämlich, dass die ähnlichen Löcher des Ringes unten links auch bei anderen Ringen der Art vorgekommen und dass solche Ringe mittels Schnur oder Draht ebenfalls behufs bequemerer Verpackung in Bündel vereinigt worden sind. Eine andere Deutung der Durchbohrungen ist die, dass mehrere der durchbohrten Ringe, um eine bessere Lage am Körper bzw. eine bessere Wirkung zu erzielen, zu je drei zusammengefasst wurden.

Am 16. November 1902 geleitete mich Herr Hornemann mit mehreren Pflugschaftsmitgliedern des Märkischen Museums in seinem Fuhrwerk nach der Fundstelle. Diese liegt etwa, auf den Fahrwegen gemessen,



3200 m vom Südende der Hauptstrasse von Wustermark. Man passiert westlich nach ca. 1700 m das Fliess, welches nördlich von Wernitz aus der Pelster-Laake entspringt, bei den Dörfern Wernitz und Hoppenrade vorbeifliesst und sich mit dem aus dem Bredower Loch kommenden, Dyrotz von Wustermark trennenden Schöppen-Graben südlich von Hoppenrade verbindet, um zwischen Buchow und Carpzwow hindurch fliessend, mit dem Priorter-Graben in den Wublitz-See einzumünden.

Wir fahren auf der kahlen Hochfläche westlich weiter und biegen rechts, also nördlich, in einen Feldweg ein, der nahe den beiden Schulzenpfehlen endigt, die früher ein Ganzes bildeten. In der Mitte zwischen diesem Schulzenpfehlweg und der Landstrasse nach dem Thürow-Berg gingen wir auf dem Acker des Herrn Hornemann noch etwa 400 m und waren dann an der Fundstelle, die Herr Hornemann mit einem Zeichen markiert hatte, sonst hätte er diese selbst nicht wieder gefunden. Denn keine Erhöhung, kein Stein, Baum, keine Vertiefung oder Wasserloch bietet irgend ein sinnfälliges Merkmal und der Fund würde noch ungezählte Jahre ungehoben geruht haben wenn der Besitzer nicht ganz zufällig tiefer als sonst gepflügt. Dabei stiess die Pflugschaar etwa 30 cm unter Terrain auf die Metallsachen. Dieselben sind augenscheinlich, wie aus der Zusammenpackung erhellt, in einem vergänglichen Stoff (Sack, Beutel, Holzkasten oder dergl.) verpackt gewesen, von dem sich sowie von sonstigen Merkmalen im Boden nichts erhalten hat. Es ist oberer diluvialer Sandmergel, wie er in der Gegend vielfach verbreitet, recht ausgiebigen Getreideboden vorhält. Ist das Gelände etwa mit Heidekraut bestanden gewesen, so lässt sich denken, dass der Hinterleger des Schatzes eine Heidekrautsode oder Rasensode ausgestochen, in die Höhlung die Erzgegenstände gelegt und dann das Sodenstück wieder sorgfältig eingepasst hat. Auf solche Weise konnte der Schatz allerdings wie der Fall lehrt, auf viele Jahrhunderte sicher versteckt ruhen.

XXIb. Der Hornemannsche Burgwall in Wustermark. Ein merkwürdiger Zufall ist es, dass derselbe um die Pflege der Altertumskunde verdiente Besitzer in Wustermark selbst einen Burgwall besitzt, in den das Gehöft gewissermassen hinein gebaut ist. Es liegt östlich der Kirche. Man passiert bei der Einfahrt in den Hof den aus verschiedenem Material, Erde, Sandmergel, Wiesenmergel und Moor angeschütteten durchschnittenen Wall, der stellenweis noch bis 2 m hoch ist. Links hinten liegen Wohn- und Wirtschaftsgebäude, bei deren Erbauung schon die Vorfahren des Herrn Hornemann allerhand geplatze Steine, Aschen- und Kohlen-Stellen, grobe Scherben und dergl. gefunden haben. Wir stellten den gleichen Befund am 16. v. M. fest und entnahmen namentlich rechts auf einem Gartenstück, insbesondere da, wo der Boden geschwärzt war, viele Gefässtrümmer aus grober mit Steinbischen gemengter Masse, einige mit den charakterischen wendischen Verzierungen.



Die Funde sind ebenfalls dem Märkischen Museum einverleibt. Die Burgwallstelle war schon seit Ledeburs Zeiten bekannt und ist schon von Liebhabern gelegentlich besucht worden. Hinten grenzt der Wall, jetzt freilich fast eingeebnet, an die Niederung, welche von dem vorerwähnten Schöppengraben durchflossen wird. Hier sind gelegentlich Hirschgeweihreste und sonstige Wildreste, aber keine Scherben gefunden. Nach der Dorfstrasse zu hatte der Burgwall — diesen Namen führt die Örtlichkeit ausdrücklich im Volksmunde — wahrscheinlich auch einen Graben, der aber aus Verkehrsrücksichten zugeschüttet ist. Übrigens lagen im Garten auch von den bekannten hartgebrannten grauschwarzen christlich mittelalterlichen Gefässscherben verschiedene herum, so dass anzunehmen, der Burgwall sei bereits im Mittelalter in die neue deutsche Besiedlung mit einbezogen worden.

#### D. Photographien und sonstige Bilder.

XXII. Herr Robert Mielke, u. M. legte 11 Photographien vor:

a) 2 von Grabsteinen der Familie von Hünecke an der Kirchhofsmauer zu Satzkorn, Kreis Ost-Havelland 16. Nov. 1902.

b) 4 Photographien aus dem Dorf Ragösen bei Belzig, Kreis Zauch-Belzig, woselbst u. M. Herr Backhaus Pfarrer ist: Die breite Dorfstrasse, die gotische Feldsteinkirche, märkisches Dielenhaus, Bauernhaus. Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums vom 9. Nov. 1902.

c) Fränkisches Haus in Fredersdorf bei Belzig.

d) die schöne hügelige Waldeinsamkeit genannt „das Paradies“, wo unter einer riesigen Buche mitunter Waldgottesdienst abgehalten wird. In Dippmannsdorf bei Belzig. 9. Nov. 1902.

e) Das Forellen-Fliess in der Briesener Forst bei Ragösen, Kreis Zauch-Belzig, welches über einen gewaltigen Findlingsblock stürzend einen kleinen Wasserfall bildet. Wir messen die Dimensionen dieses Riesensteins bei unserer Pflugschaftsfahrt am 9. v. M. mit 2 m Breite und  $3\frac{1}{2}$  m Länge. Der Block ist aber gewiss noch erheblich breiter, da er beiderseits noch tief im Boden steckt und das beständig wühlende Wasser ihn bislang an keiner Stelle völlig bloss gelegt hat.

f) Kirche zu Falkenrehde, Kreis Ost-Havelland. 16. Nov. 1902.

g) Dorf Uetz an der Wublitz, Kreis Ost-Havelland. 16. Nov. 1902.

XXIII. U. M. Herr Hermann Maurer:

a) Photographie der zu XXIIa genannten Grabsteine; 16. Nov. 1902.

b) Das Innere der Septarienthongrube bei Lübars, Kreis Nieder-Barnim. Museums-Excursion vom 21. August 1902.

c.) Der Teich (ehemalige Septarienthongrube) bei Hermsdorf, Kreis Nieder-Barnim. Im Hintergrunde liegt die letzte Berliner Gondel, welche zwischen den Zelten und der Moabiter Brücke unter Drehorgelmusik fuhr, etwa von 1870. Dieselbe ist verankert und mit



einer Art Vergnügungspavillon in der Mitte überbaut. Museums-Pflegschaftsfahrt vom 21. August 1902.

XXIV. Herr Pastor Zahn-Tangermünde der gelehrte Schriftführer unsers Nachbarn, des Altmärkischen Geschichts- und Altertumsvereins legt 3 kleine und 8 grosse Photographien, sowie 10 von der geschickten Hand seiner Tochter gefertigte Handzeichnungen ehrwürdiger altmärkischer Kirchen vor, die für uns Märker wegen der nahen kirchen- und überhaupt kulturgeschichtlichen Beziehungen der Altmarkt zur jetzigen Mark Brandenburg im engern Sinne von grosser Bedeutung sind. Hoffentlich wird es uns gestattet sein, wenigstens einige dieser vortrefflichen Abbildungen bei späterer Gelegenheit zu benutzen.

Demnächst ergriff Herr Professor Dr. Otto Pniower das Wort zu folgender Mitteilung.

XXV. „Aus der Geschichte Schmargendorfs. Ein Beitrag zur Geschichte des Kreises Teltow“ ist die Schrift betitelt, die ich Ihnen heute vorlege. Sie hat Dr. Willy Spatz zum Verfasser, der vor drei Jahren in ähnlicher Weise die Geschichte unserer Nachbarstadt Schöneberg behandelt hat. Es ist bezeichnend, dass er seine Arbeit „Aus der Geschichte Schmargendorfs“ benennt und ihr noch den erwähnten Untertitel gibt. Es geschieht, weil zu einer monographischen, lückenlos fortschreitenden Behandlung der Aufgabe das Material nicht ausreicht und weil die Armut an Stoff so gross ist, dass selbst diese sprunghafte Darstellung ohne tiefere Blicke auf die benachbarten Gemeinden und den Kreis, zu dem Schmargendorf gehört, nicht auskommen kann. Der Ort ist zu klein, als dass sich in ihm grosse geschichtliche Ereignisse hätten abspielen können, und für jene stille, gleichsam im Rücken der Staatsaktionen sich vollziehende historische Entwicklung gebracht es uns an Überlieferung. Um so grösser ist das Verdienst des Verfassers, dem es gelungen ist, in ansprechender Form einen Abriss der Geschichte Schmargendorfs zu geben.

In zwölf Abschnitte gliedert er den Stoff und führt uns von der dunklen vorgeschichtlichen Zeit bis in die unmittelbare Gegenwart.

Wir erfahren, dass Marggrevendorp — so lautete der Name des Ortes bis ins 16. Jahrhundert. Die Verderbnis und Entstellung in Schmargendorf ist zwischen 1375 und 1567 eingetreten. Denn im Landbuch Karls IV. heisst die Ortschaft wie in den älteren Urkunden noch Marggrevendorp, hochdeutsch Markgrafendorf. Erst eine Urkunde vom Jahre 1567 spricht von Schmargendorf. Wir erfahren also, dass der Ort um die Wende des 12. Jahrhunderts angelegt ist (S. 6). Interessant und klar schildert Spatz, wie im 13. Jahrhundert die Gründung eines deutschen Dorfes in unserer Gegend erfolgte. Wir besitzen darüber keine unmittelbaren Nachrichten. Doch kann man mit Hilfe der Analogie, die uns zahlreiche schlesische und magdeburgische Urkunden an



die Hand geben, zu einer richtigen Vorstellung gelangen. Die Besiedelung des Teltow vollzog sich infolge der für die Kolonisten günstigen Bedingungen so rasch, dass bereits im 14. Jahrhundert dieses „weite, dünn bevölkerte Sumpf- und Heideland mit den vielen Seen, Fennen und Sandschollen, den Laub- und Kieferwäldungen, den vielarmigen, wasserreichen, oft die Ufer übertretenden Flüssen“ vollkommen germanisiert war.

Die älteste Schmargendorfer Urkunde ist vom 17. Februar 1354 datiert, die zweite stammt aus dem Jahre 1370. In jener überlässt der Markgraf Ludwig, der Römer, dem Berliner Bürger Merkelin Pletner die Bede d. h. die von den Bauern ständig zu entrichtende jährliche Abgabe, das oberste Gericht, d. h. die Befugnis, Recht zu sprechen und den Wagendienst, worunter die Verpflichtung der Bauern, einen Wagen zu stellen, zu verstehen ist. Diese drei Gerechtsamen bedeuteten erhebliche Einnahmen, da infolge der nach deutschem Recht üblichen hohen Strafgeelder die Jurisdiktion recht einträglich war, und da die Verpflichtung der Bauern, Wagen zu stellen, damals schon in Ackerfronden bzw. Dienstgeld umgewandelt war.

Aber Merkelin Pletner blieb nicht lange im Besitze dieser Rechte.

Die zweite Urkunde vom Jahre 1370 überträgt sie dem zu Ehren der Heiligen Johannes, Siegismund und Hugbert und der heiligen Jungfrauen Katharina Barbara und Dorothea gestifteten Altar in der Marienkirche in Berlin. Wie der Verfasser zur Erläuterung dieser Tatsache bemerkt, waren derartige Schenkungen an Altäre in dieser Zeit etwas ganz Gebräuchliches.

Das i. J. 1375 von Karl IV., dem damaligen Markgrafen von Brandenburg, angelegte Landbuch enthält über „Marggrevendorp“ folgende Angaben: es hat 42 Hufen; der Pfarrer hat zwei und Henning Wilmerstorp hat 11 Hufen zusammen. Von dem Altar in der Marienkirche heisst es, er hat Pacht und Zins von 20 Hufen, die Bede von 26 Hufen nebst Gewicht und Wagendienst. „Den Rittern Lamcke Falckner und Ruloff Wilmstorff gehören bedeutendere Abgaben, dem Bürger Ryke in Berlin und der Frau Bartholomäi in Mittenwalde geringere Hebungen. Die elf Kossäten in Schmargendorf haben jährlich einen Schilling und ein Huhn, der Krug hat jährlich 14 Schillinge zu zahlen“ (S. 11).

Spatz, der an alle wichtigeren Momente gute Reflexionen knüpft, bemerkt zu diesen Mitteilungen, wie sehr in unserer Mark im 14. Jahrhundert der ritterschaftliche Besitz gegen den der Kirche und der Patrizier noch zurücktritt, und wie erst das 15. und 16. Jahrhundert eine Umgestaltung bewirken. In dieser Zeit sucht sich der Adel auf dem platten Lande fest und ständig niederzulassen und die zerstreut liegenden Hufen, Rechte und Einkünfte nach Möglichkeit zu vereinigen und zu vergrössern. So gelangte auch Schmargendorf, wie Dahlem, Steglitz, Klein-Machnow und



viele andere Dörfer des Teltow in den ausschliesslichen Besitz einer einzigen adeligen Familie: der Wilmersdorfs. Ein Mitglied von ihr wird schon im 12. Jahrhundert, in einer Urkunde Albrechts des Bären vom Jahre 1155 genannt, andere werden im 14. erwähnt. Im fünfzehnten und sechzehnten fassen sie Fuss in Schmargendorf, dessen eine Hälfte gegen Ende des 15. Jahrhunderts mit Ober- und Niedergericht, Pächten und Diensten der Familie Schlegel verkauft wurde und ihr zwei Generationen hindurch gehörte. Im Jahre 1567 fiel sie wieder an die Wilmersdorfs zurück, wie die am Martinstage dieses Jahres ausgestellte Urkunde bezeugt. Die andere Hälfte erhalten die Brüder Hans und Henning v. Wilmersdorf erst im Jahre 1610. Sie war inzwischen im Besitze einer Familie Vorhauer und eines sonst unbekanntes Mannes Hypolitus de Mondino gewesen.

Der sechste Abschnitt beschäftigt sich ausschliesslich mit einem Mitglied dieser Familie Wilmersdorf, das in der brandenburgischen Geschichte bemerkenswert hervorgetreten ist: Hans von Wilmersdorf. Er stand in kurfürstlichen Diensten und war Hauptmann der Ämter Mühlenhof und Mühlenbeck. Oft war er kurfürstlicher Gesandter und als solcher wiederholt bei Wallenstein, Tilly und anderen Generalen, deren Truppen in unserem armen Lande hausten. Die Rolle, die er zu spielen hatte, war freilich nicht beneidenswert. Ihm fiel während des dreissigjährigen Krieges, wie der Verfasser sagt, die entsagungsvolle Aufgabe zu, durch dringende Vorstellungen bei den Heerführern die Mark vor weiterem Kriegsschaden zu bewahren und durch sein diplomatisches Geschick die Schwächen der Politik seines Herren auszugleichen. Nicht ohne Beschämung und Mitleid liest man, welchen Demütigungen er ausgesetzt war, wie ohnmächtig er als Vertreter eines schwachen Landes der Gewalt gegenüberstand.

Unter dem dreissigjährigen Kriege, dessen verheerende Wirkungen in der Mark schon oft hervorgehoben sind, hat auch Schmargendorf ungeheuer zu leiden gehabt. Um 1650 ist nur noch ein einziger aus dem Ort gebürtiger Bauer vorhanden, der Schulze Liberius Pahne (S. 32). 1652 nennt der Landreiter, der auf Befehl des Kurfürsten Friedrich Wilhelm Erhebungen „über die Manschaften im Teltowschen Kraysse“ anzustellen hat, als Bewohner des Ortes neben dem erwähnten Schulze noch vier zugezogene Bauern (S. 37). Und selbst im Jahre 1707 sind in dem Dorf nach einem wirtschaftlichen Aufschwung erst vier Bauern, zwei Kossäten und ein Hirt ansässig (S. 40). In einer vom Verfasser oft zitierten, im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrten Denkschrift der Teltowischen Ritterschaft vom Januar 1641 wird uns ein ergreifendes Bild von den durch den Krieg herbeigeführten Zuständen in dem Kreise und von der verzweifelten Lage seiner Bewohner entworfen.

Es würde zu weit führen, dem Verfasser auch für die spätere Zeit



in alle Einzelheiten zu folgen. Ich begnüge mich nur noch die Hauptmomente kurz hervorzuheben und verweise im übrigen auf die wohlgegliederte und übersichtliche Schrift selbst.

Im Jahre 1791 stand das Wilmersdorfsche Haus auf zwei Augen. Friedrich Wilhelm II. benutzte diesen Umstand, um dem Minister v. Carmer zum Dank für seine Verdienste um das Zustandekommen des Allgemeinen Preussischen Landrechts die Antwortschaft auf seine Güter und Mitbelehrung zu erteilen. Der letzte von Wilmersdorf focht jedoch das Recht des Königs an und führte seinen Protest in drei Instanzen siegreich durch. 1799 kaufte der Graf Friedrich Heinrich von Podewils auf Gusow für 60 000 Thaler Schmargendorf nebst Dahlem mit allen Pertinenzien und Rechten. Er starb aber schon 1804 und von seinen Erben kaufte es der bekannte Kabinettsrat Friedrich Wilhelms III. Carl Friedrich Beyme für 80 000 Thaler. Dieselbe Humanität, die er in der Staatsverwaltung bewies, betätigte er auch seinen Schmargendorfer Untertanen gegenüber, denen er ein wohlwollender, milder Herr war. Nach seinem Tode im Jahre 1838 trat seine Tochter, die Gemahlin des Landrats v. Gerlach auf Steglitz, den Besitz der väterlichen Güter an. Doch schon kurze Zeit darauf ging Schmargendorf durch Kauf in den Besitz des Staates über und wurde zusammen mit Steglitz und Dahlem dem Königlichen Finanzministerium unterstellt. Grosse Schwierigkeiten verursachte die durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung notwendig gewordene, seit langem vorbereitete Umwandlung des lassitischen Besitzes in freie Bauerngüter. Erst 1856 war das Werk beendet. Erst da wurden die zehn Hofwirte, die Schmargendorf besass, freie Bauern mit einem aus zusammenhängenden Morgen bestehenden Besitz an Ackerland, das ihnen zur ausschliesslichen, servitutfreien Benutzung überlassen wurde. Erst da standen die Schmargendorfer Bauern in wirtschaftlicher Beziehung vollkommen auf eigenen Füßen.

Der letzte Abschnitt behandelt die moderne Entwicklung des Ortes zu einem Gemeinwesen von nun überwiegend städtischem Charakter.

Der hübsch ausgestatteten Schrift sind neben Reproduktionen alter Porträts und Grabdenkmäler von Mitgliedern der Familie Wilmersdorf und einer Abbildung des heutigen stattlichen Rathauses von Schmargendorf Faksimiles der Urkunde vom Jahre 1370 und eines Schreibens Wallensteins an den stellvertretenden Markgrafen Sigismund vom 22. September 1628 beigegeben. Dieses letztgenannte ist durch eine eigenhändige Randnotiz des Feldherren bemerkenswert.

#### XXVI. Herr Kustos Buchholz:

1. Das von Herrn Stadtbaurat Ludwig Hoffmann in einem ersten Bande herausgegebene grosse Architektur-Werk „Neubauten der Stadt Berlin“ ist hier zur Ansicht ausgelegt. Es enthält die unter der Leitung des Herausgebers entworfenen und bis dahin bereits fertig



gestellten Gebäude der Stadt Berlin in Grundriss, den verschiedenen Front-, Seiten- und Innen-Ansichten und den reichen künstlerischen Details, nebst einem erläuternden Text. Auf den 50 imp. fol. Blättern sind dargestellt: das Kinderasyl in der Kürassierstrasse, das Volksbad in der Bärwaldstrasse, das Strassenreinigungsdepot im Köllnischen Park, die Feuerwache in der Fischerstrasse, das Standesamt auf der Fischerbrücke und die drei Gemeindeschulen in der Oderbergerstrasse, Dunckerstrasse und Grenzstrasse.

2. Von dem ehemals „kurfürstlichen Wildgarten“, der späteren „Hasenheide“, die sich bis an die Schlächterwiese, also bis an die heutige Urbanstrasse, erstreckte, waren zu Anfang des 19. Jahrhunderts 13 nördlich vom Wege durch die Hasenheide gelegene Waldparzellen in Erbpacht aufgegeben worden, auf denen einfache Landhäuser als Berliner Sommerwohnungen errichtet wurden. Diese Landhäuser wurden von den 1830er Jahren an meistens zu Kaffeehäusern mit der Signatur: „Hier können Familien Kaffee kochen“ umgewandelt und in ihnen und ihren Gärten spielte sich ein gut Teil der bescheidenen Berliner Sonntags-Vergnügungen ab. Nach und nach wurden sie infolge der weiteren Entwicklung Berlins verdrängt; zuerst durch Anlage grosser Bier- und Vergnügungs-Lokale, zuletzt durch die Bauspekulation, die den Grund und Boden zu Mietshäusern besser verwertet.

Von jenen charakteristischen Kaffeehäusern sind jetzt nur noch 2 vorhanden, deren Tage wohl auch gezählt sein dürften und die deshalb seitens des Märkischen Museums im Bilde fixiert worden sind. Neben diesen beiden Bildern lege ich noch einige andere Ansichten aus der Hasenheide vor.

3. Wie in der Hasenheide und in den meisten andern Berliner Stadtgegenden zwischen Entstehen und Vergehen, Erbauen und Wiederabbrechen der Häuser neuerdings immer ein Zeitraum von nur wenigen Jahrzehnten zu liegen pflegt, so auch im äussersten Norden der Hauptstadt.

Ein einfacher Landweg, der auf der westlichen Seite der Panke vom Gesundbrunnen nach Schönholz führte, war ebenfalls erst vor kaum 100 Jahren von Kolonisten mit schlichten Wohnhäusern bebaut worden und erhielt in den 1830er Jahren deshalb den Namen „Koloniestrasse“. Wie sich die damals weit ausserhalb Berlins gelegene Gegend nach der Mitte des 19. Jahrhunderts umgewandelt hat, namentlich, als gewisse gewerbliche Unternehmungen im Zentrum der Hauptstadt nicht mehr geduldet wurden und sich zum Teil dorthin an die Panke zogen, ersehen Sie aus diesen, 1896 und 1902 aufgenommenen Bildern. Insbesondere erscheint darauf die Hegermannsche Lederfabrik und Färberei, mit dem unmittelbar neben der Panke ausgegrabenen grossen Spülbassin „Sudelei“ genannt und mit den meistens aus Talg, Fett, Schmutz und



Chausseestaub bestehenden Bergen von Schmutzmassen, die nach und nach durch Aufschütten der aus den Fellen herausgespülten und dann aus der „Sudelei“ herausgeholtten Ablagerungen entstanden sind. Die beginnende Bebauung der dort projektierten Stockholmer Strasse wird diesem eigentümlichen, nichts weniger als idyllischen Landschaftsbilde bald ein Ende machen und die Gegend den übrigen Wohnbezirken des Nordens gleich gestalten.

4. Inzwischen ist auch aus Wien eine Photographie der Historischen Fischerei-Gruppe eingegangen, die das Märkische Provinzial-Museum auf der Internationalen Fischerei-Ausstellung zu Wien im September dieses Jahres infolge einer Aufforderung des deutschen und des Brandenburgischen Fischerei-Vereins veranstaltet hatte. Die Photographie bringt leider den wichtigsten mehr wissenschaftlichen Teil der Ausstellung nicht zur Ansicht, weil der betreffende Glassehrank nicht aus der Front, sondern von der Seite gefasst ist. Weder Österreich, noch die andern beteiligten Staaten, hatten eine solche im Programm besonders vorgesehene Gruppe zusammengebracht, so dass Deutschland allein damit durch das Märkische Museum und wenige, von letzterem mitaufgenommene Vereine vertreten war. Es ist schon bekannt, dass das Märkische Museum dafür einen „ersten Aussteller-Preis“ und der Herr Direktions-Vorsitzende, sowie der Kustos, Mitarbeiter-Preise erhielten.

XXVII. Die geschichtlichen Notizen, welche Herr Dr. Albrecht über Lieberose gab, hoffen wir in erweiterter Form später bringen zu können.

XXVIII. Herr Archivar Dr. Georg Schuster: Die Herzogin Dorothea von Preussen. Der Vortrag wird in einem der nächsten Hefte als besonderer Aufsatz erscheinen.

XXIX. Nach dem Schluss der Sitzung zwangloses Zusammensein im Restaurant Sterzer, Potsdamer Strasse 13.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

Nochmals Mutter Meyern und etwas mehr. Trivialitäten, wird Mancher zu sagen versucht sein. Dergleichen will mit Humor erzählt sein, um erträglich gefunden zu werden. Überdies kann nicht erwartet werden, dass Klio, die ernste Muse der Geschichte, sich herablassen werde, den „Kleinen Mitteilungen“ der „Brandenburgia“ zu präsidieren. Dazu bedarf es anderer Einflüsterungen, wie sie, leichter geschürzt, sich gern in den Dienst



der Folkloristik und der lokalhistorischen Anekdote stellen. Was an heimatlich-Vergangenes anklingt, und müsste man, um ihm zu lauschen, noch so tief abwärts steigen, das wird, zumal unter Berlinern, allezeit ein geneigtes Ohr finden.

Die alte Meyern also an der Ecke beim Neuen Museum. Von ihr ist neuerdings in diesen Blättern die Rede gewesen, ohne dass alle Züge ihres überhaupt schwach umrissenen Lebensbildes erschöpft worden wären. Sie hatte noch in dem nur wenig älteren Berlin zahlreiche Kolleginnen, die auf öffentlichen Plätzen wie an Kreuzwegen ruhig und respektiert des gleichen Amtes walteten. Woran mag es gelegen haben, dass diese Eine in so hohem Grade zur Zielscheibe allgemeiner Aufmerksamkeit geworden war? Es musste in ihrem Wesen etwas Besonderes, dazu Herausforderndes gelegen haben. Derbste Realität einerseits, Mysterien rechts, Mysterien links in anderen Fällen, das war der Dunstkreis, der sie umflutete und ihr, zumal seitens des männlichen Nachwuchses nur allzu oft alle Kränkungen einer unartigen Behandlung zuzog. Mir selbst ist solch Anulken immer widerlich erschienen.

Warum hatte sie aber auch eine notorische Vergangenheit neben der Gegenwart einer im ganzen doch problematischen Natur? Warum hatte sie sich auch für ihr Geschäft einen Stand im Freien gewählt, nicht wo die Spötter sitzen, wohl aber an dem der spöttische Janhagel mutwilliger Schüler und noch schlimmerer Strassenjungen tagtäglich seinen Weg nahm. Die ihr nachbarlichen Werderschen schützte allein schon ihre Anzahl. Mutter Meyern tronte dagegen einsam und preisgegeben; nur einen ihresgleichen, kaum weniger anfechtbar als sie selbst, sah sie neben sich. Von dem soll später berichtet werden.

Sie hatte eine böse Mitgift, niemals vergessen, auf ihren Lebensweg miterhalten. Ihre Stirn trug ein Stigma, das, wenn nicht an Beatrice Cenci, so doch wenigstens an die Ursinus mahnte. Unbeschadet ihrer bürgerlichen Unbescholtenheit, haftete an ihr das Andenken an eine Blutschuld, fiel auf sie ein Schatten wie aus einem Kapitel des Neuen Pitaval. Die Mutter war als Gattenmörderin verurteilt worden und war der schauerlichen Todesstrafe des Rades anheimgefallen, als letzte Schicksalsgenossin so Vieler, die dieser Horror mittelalterlicher Kriminalistik martyrisierte. So geschehen auf dem Galgenplatz zu Berlin, noch in den vierziger Jahren!

Die Tochter sollte als Mitschuldige bei jenem Mord das Licht gehalten haben und durfte sich, weil noch nicht ganz sechzehnjährig, glücklich schätzen, schärferer Strafe entgangen zu sein.

Allein die Volksoriginalistik hatte für das junge Mädchen aus der Unerschöpflichkeit populärer Phantasie eine andere Pön ersonnen, an der quia absurdum unerbittlich festgehalten wurde: nämlich ihr zudiktierte lebenslängliche Ehelosigkeit. Wenn ihr Herz später gesprochen hat, so war es ihr doch verwehrt gewesen, den Erwählten durch kirchlichen Segen an sich gefesselt zu sehen. Ein Steinmetz hat für den Glücklichen gegolten.

Für 500 Thaler sollte die Meyern ihren von blühendem Fett strotzenden, wirklich ungewöhnlich korpulenten Leib posthum an die Anatomie verkauft haben; nicht jedoch, wie fälschlich angenommen worden ist, um ihn aus-



braten zu lassen. Davon hätte die Wissenschaft wenig Nutzen gehabt. Der Grund lag tiefer. Mutter Meyern, so hiess es, gehörte zu jenen interessanten menschlichen Abnormitäten, bei welchen das bei ihr allerdings vorwaltende Ewig-Weibliche sich mit den Attributen des Antinous konkret verschwistert, wovon die Spötter Wind bekommen hatten. Hätte es damals, wir reden von der Mitte des noch nicht für alle verflossenen 19. Jahrhunderts, schon wie heute ein „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“ gegeben, so wäre ihr ein guter Platz darin sicher gewesen.

Eine so seltsame Veranlagung hat die Betreffende indes nicht vor Abenteuern zärtlicher Natur bewahrt. Ihr vogelausstellender Nachbar sub dio, so flüsterte Fama, habe sich ihr in einer jener Stimmungen, die Schiller Wallungen nennt, so indiskret genähert, dass sie den Schutz des Gesetzes gegen ihn anzurufen genötigt worden sei.

Mutter Meyern ist klanglos zum Orkus hinabgegangen. Die Annalen des Museums schweigen darüber und statistische Angaben über ihre letzten Schicksale fehlen. Mir ist versichert worden, erst nach dem Jahre 80 sei die Stätte ihres Wirkens leer geblieben. Die Gute hat die Zeit nicht mehr erlebt, wo die anspruchsvoll gewordene Reichshauptstadt ihr Strassenbild budenlos gestalten sollte.

Neben der Meyern ein anderer Stand, wie der ihrige ohne oder mit doch nur spärlicher Bedachung, sich mit einem Schemel zum Sitz begnügend. Ein Berliner schlichtweg hätte es nicht getan, es musste ein Franzose sein, dessen Name uns leider Mnemosyne nicht aufbewahrt hat. Diese zweite durch hohe Statur und grosse Magerkeit ausgezeichnete öffentliche Figur des Lustgartens stellte in halbverhängten kleinen Käfigen die exotischen Gefieder einer Anzahl Prachtfinken zur Schau aus; gegen ein kleines Douceur natürlich. Ausserdem besass er, wie Minerva, eine lebende Eule, deren verschleiertes Bild sich nur gegen den Ehrensold eines Dreiers enthüllte. Neben der Ornithologie betrieb er Kunstkritik, zu welcher die benachbarte Vorhalle des Neuen Museums ihr Lokal darlich. Glänzend als Cicerone, förderte er zumal die antiquarische Bildung Berlin besuchender Wanderburschen neben derjenigen junger Soldaten. Welche Deutung er den Fresken gab, welche hellenisches Treiben der Blütezeit darstellen, von denen die Volksstimme damals zu sagen wusste, sie seien ein Abbild des in Pichelsberg badenden Handwerkervereins, ist leider nicht überliefert worden.

Als Probe seiner Rednergabe etwa das Folgende:

„Sehen und bewundern sie diese Bronzetür von Schmiedeeisen. Sie kostete dem König 36 000, der Mann sagt bare 36 000 Thaler. Bevor ich weiter gehe, bitte ich die zuletzt hinzugekommenen jungen Leute eine kleine Kollekte unter sich zu sammeln.“ — Hierbei drückten sich natürlich die meisten.

Unser Franzose erklärte und deutete auch andere Merkwürdigkeiten des schönen Lustgartenplatzes. So die aus dem Granit der Rauenschen Berge gemeisselte, den Namen Canzian verewigende Schale, so die Amazonenbildnisse und jene vom Czar geschenkten Rossebändiger, welche als gehemmt Fortschritt und als beschleunigter Rückschritt dem Leben abgelauscht zu sein schienen, dem damaligen bösen Liberalismus ihre Signatur verdankend.



Auch diese Gestalt, d. h. die des Erklärers verschwindet spurlos in den Nebeln der Zeitströmung. Zuletzt wurde sie noch in Spandau unter den Tausenden seiner kriegsgefangenen Landsleute bemerkt, welche der Sieg von Sedan in unsere Mark verschlagen hatte.

Obgleich ich dies seltsame Paar oft genug mit Augen gesehen habe, würde ich mich doch mit fremden Federn schmücken, liesse ich verlauten, obige anekdotischen Züge ganz aus eigener Erfahrung geschöpft und demgemäss aufgezeichnet zu haben. Das meiste davon verdanke ich der Gedächtnisfrische und der Beobachtungsgabe meines Hausgenossen, des Herrn Paul Markmann, der sich leicht in das Milieu seiner noch nicht lange verflissenen Jugend zurückzusetzen weiss. Es handelt sich hier zwar nur um wenige Dezennien. Welcher Umschwung aber seitdem. Wie fast weltfremd klingt nicht eine Stimme aus jener Epoche, in der, grossstädtischer Hochnäsigkeit gemäss, unsre liebe Vaterstadt erst ein Dorf gewesen sein soll, obwohl lange vorher einer der Gebrüder Grimm dieselbe bewundernd einen Weltteil geheissen hatte. Zuletzt wird Jedem immer die Zeit die liebste sein und bleiben, in der er jung gewesen ist.

Da der erwähnte Gewährsmann mir persönlich nahe steht und da ich weiss, dass er noch vielerlei Schätzenswertes in seinem Kopf aufgespeichert hat, hoffe ich, wenn er sich meiner Feder bedienen will, noch öfter etwas von ihm hören zu lassen.

Berlin, Anfang Januar 1903.

Carl Bolle.

**Über deutsche Rechenpfennige, Spielmarken und Tantes.** Dr. L. Stieda, Professor der Anatomie an der Universität Königsberg erzählt in seinem Reisebericht „Die sibirisch-uralische Ausstellung für Wissenschaft und Gewerbe in Jekaterinenburg 1887“ (Königsberg i. Pr. 1890), u. A., dass unter der aus älteren Tschuwaschen- und Mordwinen-Gräbern erhobenen Gegenständen sich zum Theil kleine russische Silbermünzen befanden und fügt dann S. 9 folgendes, einen wenig bekannten, jedoch sehr interessanten Zweig unserer heimatlichen Industrie Betreffende hinzu: „Zum andern Teil waren die Münzen nichts anderes als deutsche Spielmarken oder Rechenpfennige. An einem Stück konnte man deutlich einen männlichen Kopf erkennen mit der Unterschrift Lud. XIII D. G. Fr. et Nav. Rex auf einer Seite, *Le repos suit la victoire* auf der anderen Seite. Wann solche Spielmarken (Rechenpfennige) zuerst in Deutschland angefertigt sind, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls ist sicher, dass derartige Rechenpfennige seit langer Zeit bis auf den heutigen Tag als Schmuck unter den Völkern des russischen Ostens (Mordwinen, Tscheremissen) verbreitet sind.“

Ich bemerke zu dieser interessanten Notiz, dass diese „Tantes“\*) in der

\*) „Tantes, m. spiel-, rechenpfennig Hübner naturlex. 1832. Schm<sup>2</sup>. 1,610 (Wärzb. verordnung vom j. 1733), nürnb. dantes Fromm. 2,245, östr. dantes, tantes Höfer 1,143, schles. tantus (plur. tantusse 97<sup>a</sup>, entlehnt aus dem plur. tantos des gleichbedeutenden span. tante, vom lat. tantus.“ Dr. M. Lexer in Grimm's d. Wörterbuch, Bd. XI, Leipz. 1890. S. 117.



ganzen östlichen Halbkugel, selbst in Afrika weit verbreitet sind oder doch waren. Die Zahlpfennige, welche schon im Mittelalter bekannt sind, wurden namentlich vom Ende des 17. Jahrhunderts ab vorzüglich in Nürnberg für die ganze Welt als Spielmarken der Erwachsenen wie der Kinder gefertigt; auch die vielfach verbreiteten Prägstücke mit Ludovicus XIV., XV. oder XVI. Dei gratia Franciae et Navarrae Rex sind in Nürnberg geprägt und finden sich wie die ebenfalls vielbeliebten mit den Köpfen der deutschen Kaiser von Leopold I. bis Joseph II. überall in Deutschland in alten Hausstätten, Abladestellen u. s. f. vor; beispielsweise in und bei Berlin unzähligemale; sie können zur Zeitfeststellung von Fundstellen sehr gut verwendet werden.

Bei wilden und halbwilden Völkern haben diese glänzenden messingenen Flittern zum Ersatz des Goldes von jeher als Schmuck gedient. Seitdem die Franzosen Algier eroberten und sich den Absatz nach den arabischen, berberischen und negroiden Ländern Afrikas eröffneten, haben sie billigen Schmuck in orientalischer Stilisirung erfunden und damit die deutschen Tantes vom schwarzen Erdteil an vielen Orten verdrängt. In den orientalischen Bazars kaufen die unkundigen deutschen Reisenden diese unechten Schmucksachen, die teils in Paris, teils in Nachahmung der Pariser Waare neuerdings auch in Nürnberg gefertigt werden, als echte maurische oder arabische Ware. Nur soweit die noch jetzt immer wieder neugeschlagenen Maria Theresia-Thaler im Sudan als Handelsmünze gelten, sind auch die deutschen Spielmarken noch als beliebter Weiberschmuck in Afrika gangbar.

Am Kopfputz und Brustlatz moderner Tscheremissen-Frauen fand Stieda in Jekaterinburg ebenfalls (S. 21) deutsche Spielmarken. S. 23 heisst es: „Sehr interessant ist das Festgewand einer mordwinischen Frau (der Kasanschen Sammlung angehörig). Das Gewand aus dem Kreis Stawropol im Gouvernement Ssamara herkommend, ist überaus reichlich verziert mit Münzen, von denen der grösste Teil deutsche Rechenpfennige sind. Ich konnte sieben verschiedene Formen unterscheiden, die meisten zeigen auf einer Seite einen männlichen Kopf (Ludwig XV. oder XVI.), auf der andern Seite ein beliebiges Bild mit einer Inschrift. Die Rechenpfennige sehen neu aus; ob noch jetzt solche Rechenpfennige angefertigt werden, oder ob die betreffenden aus älterer Zeit herrühren, vermag ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls bleibt es interessant, dass deutsche Rechenpfennige soweit nach Osten, vielleicht noch weiter vordringen, um mordwinische und tscheremissische Frauen zu schmücken. Zu bemerken ist, dass neben jenen echten Rechenpfennigen das Gewand auch viel unechte trägt, die sehr schlecht nachgemacht sind. Es wäre nicht ohne Interesse, den Weg zu verfolgen, den die deutschen Rechenpfennige von ihrer Ursprungsstätte (Nürnberg?) bis nach Sibirien hinein nahmen.“

Dem mag hinzugefügt werden, dass dgl. Tantes mit Köpfen französischer Könige längst nicht mehr geschlagen werden, dass jene Rechenpfennige also alt sein werden. Die Mode folgt vielmehr der Gegenwart. Die Rechenpfennige und Spielmarken aus goldig aussehendem Messing werden noch immer in Menge in Nürnberg, Berlin und anderen Industrieplätzen angefertigt und zeigen jetzt längst schon u. a. den Kopf Kaiser Wilhelm II. Bei Zigeunerinnen und Orientalinnen findet man diese modernsten Tantes als



Hals-, Kopf- und Arm-Schmuck. Ich selbst habe sie in dieser Weise bei Beduinen-Weibern und -Mädchen gefunden. Man ahmt aber auch orientalische Muster, Pentagramme, Halbmonde, orientalische Münzen u. dgl. nach, um dem Geschmack der Türken, Araber, Mauren, Berber u. s. w., zu entsprechen. Als ich mich im Jahre 1878 auf der Pariser Weltausstellung nach der Herkunft, dieser Art von orientalischen Imitationen unserer Tantes bei einem levantinischen Juden erkundigte, sagte dieser, der mir den Deutschen ansah, in gebrochenem Deutsch und mit verschmitztem Lächeln: die dummen Leute hier [d. h. die Franzosen] bilden sich ein, dass die Sachen in Algier gefertigt werden, sie werden aber von Ihren Landsleuten gefertigt, wir beziehen sie aus Deutschland.

Ein sehr grosser Verbrauch an Tantes kommt bei Kinderspielen (Würfel-spiele, Hammer und Glocke u. dgl.) bei uns vor. Bei Erwachsenen scheint der Gebrauch gegen früher zurückgegangen zu sein. E. Friedel.

### Beobachtungen aus dem Leben der Lurche und Kriechtiere.

(Neue Folge; aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

1. Vipern-Brühe. Die Kreuzotter (*Vipera berus*) wird in unserer Gegend zu Heilmitteln namentlich beim Landvolk verwendet. Vipernköpfe sind noch jetzt in alten Apotheken erhältlich. Aus dem Vipernleib kochte man Kraftbrühen. So schreibt Friedrich der Grosse an seinen am 27. Juli 1759 in Basel verstorbenen Freund Maupertuis unter dem 21. März 1746: „Ich höre, dass Sie krank sind, das bereitet mir eine wahre Angst. Ich bitte Sie, thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie Lieberkühn [ber. Arzt und Anatom] rufen! und da ich einmal aufdringlich bin, so treiben Sie die Gefälligkeit so weit, dass Sie mir folgen und Vipernbouillon nehmen.“

E. Friedel.

2. Eine Kreuzotter, ein sehr starkes, altes Exemplar von 81 Centimeter Länge, ist am Gärtenplatz erjagt und getötet worden. Das gefährliche Reptil war schon längere Zeit am Abend und in der Nacht an den Wegen um die Strauchgruppe zwischen Feld- und Garten-Strasse beobachtet worden. An einem Vormittage der letzten heissen Tage sonnte sich die Schlange am Rasen in dem bei der Kirche belegenen Gehölz. Hier wurde sie von einem Gärtner und mehreren Herren gestellt und getötet. Ein Schutzmann vollendete das Werk, indem er ihr gründlich den Kopf zertrat und dafür sorgte, dass sie durch ein Gulli in den Abzugskanal geworfen wurde. Es wird angenommen, dass die Otter in Heu, das zum dortigen Markt gebracht wurde, eingeschleppt worden ist. Die Kreuzotter ist unsere einzige Giftschlange, aber durch ihre grenzenlose Wut, in der sie blindlings in alles, was ihr in den Weg kommt, beisst, noch gefährlicher wie die Giftschlangen Asiens und Amerikas. Wiewohl infolge ausgesetzter Prämien ihre Ausrottung seit Jahren immer intensiver betrieben wird, werden durchschnittlich in Deutschland jährlich doch noch an 50 Personen von Ottern gebissen, von denen allerdings die wenigsten sterben, wenn sofortige ärztliche Behandlung eingeleitet wird.



Am häufigsten werden Erntearbeiter auf Feldern, die an Wälder grenzen, gebissen. Nach dem Mähen des Getreides suchen die Mäuse zwischen den Garben und anderen Schwaden Deckung, wo ihnen die Ottern eifrig nachstellen. Gutes Schuhzeug und Vorsicht schützen vor der Gefahr. Ähnliche Vorgänge hatten sich am Garten-Platze in der letzten Zeit schon wiederholt abgespielt; der jüngste beweist, dass in der Mark doch noch mehr Kreuzottern vorhanden sind, als gewöhnlich angenommen wird.

Berl. Ztg. No. 402, 29. 8. 1900.

3. Eine Jagd auf Kreuzottern in der Nähe Berlins. Von R. Hoffschildt in Berlin. Im vorigen Jahre fand ich eine Zeitungsnotiz, dass ein gewisser Mattern eine Belohnung von 50 Mark für die Vertilgung von Kreuzottern erhalten hätte. Wir bilden hier einen kleinen Touristenklub, der fast jede Woche einen Ausflug in der Umgegend von Berlin macht, wobei wir meistens quer durch die Wälder streifen. Noch nie haben wir bei diesen Wanderungen ein Reptil angetroffen und da besagter Herr auch Mitglied des Vereins „Canaria“ ist, so bat ich denselben, ob er uns nicht mal auf solche interessante Jagd mitnehmen würde, was mir bereitwilligst zugesagt wurde. Vor ca. 14 Tagen wurde verabredet, gleich nach Tisch abzudampfen und war unser Ziel Spandau, das wir in einer halben Stunde mit der Stadtbahn erreichten. Glühend schien die Sonne auf uns hernieder und mancher Schweißtropfen wurde bei dieser Exkursion vergossen. Im nahen Schützenhause stärkten wir uns mit einer schönen Tasse Kaffee was auch das einzige war, was wir den ganzen Nachmittag erhielten. Durch einen herrlichen Eichenwald gelangten wir an üppigen Wiesen vorbei zu den Stellen, wo nach Mitteilungen unseres Mattern sich die Kreuzottern aufhalten. Vorher fanden wir eine kleine Blindschleiche und grüne Eidechse, die in das kleine Säckchen wanderten, da unser Freund für alles Verwendung hat. Die Beinkleider in die Stiefel gesteckt, wurden nun die Plätze abgesucht, welche sich die Kreuzottern als Lagerplätze aussuchen und werden namentlich erhöhte Erdhaufen in ausgetrockneten Sumpfigenden bevorzugt, auf denen Erlen stehen, die teilweise von hohem Gras umgeben sind. Mücken und Stechfliegen setzten uns hier derartig zu, dass wir schon den Mut verloren, da wir bereits über zwei Stunden alles durchstreift hatten, ohne unsere Absicht zu erreichen. Hieran war aber die kolossale Hitze schuld, da sich die Schlangen in Löcher etc. verkriechen, bis die Temperatur etwas abgekühlt ist. Immer ging es weiter in dem Luch, über Gräben und Sträucher, kreuz und quer, dabei immer Umschau haltend. Auf einmal tritt unser Freund in das Gras am Fusse einer Erle und zu seinen Füßen windet sich eine Kreuzotter, die von ihrem Peiniger loszukommen sucht. Mit einem Stöckchen legt er dieselbe frei und holt aus der Tasche eine kurze Tollscheere, die unten zwei und oben einen Zinken hat. Im Augenblick hat er die Schlange kunstgerecht hinter den Kopf gefasst und präsentierte uns eine weibliche Kreuzotter, die die anständige Länge von mindestens 70 cm aufwies und welche er nun in das zweite Säckchen gleiten liess. Hierbei will ich nicht unterlassen zu erwähnen, dass die Kreuzotter lebendige Junge zur Welt bringt, die beim Ausschlüpfen schon eine Länge von 15—20 cm haben und auch sofort beißen. Nach diesem glücklichen Fange bekamen wir wieder Mut



und trotzdem die Schweißstropfen von der Stirne rieselten, hielten wir wieder Umschau, doch wollte sich keine mehr zeigen. Wir trösteten uns mit dem Gedanken, wenigstens ein Exemplar erlegt zu haben und plauderten beim Abschreiten einer Wiese über unsere Erfolge bei der Kanarienzucht. Hierher, meine Herren, ruft Freund Mattern, um uns ein schönes Tier zu zeigen, das zusammengeringtelt am Fusse eines Baumes lag. Mit einem Satz haftete sein Fuss auch auf dieser Otter, welche fast ebenso gross war, als die zuerst gefangene. An dieser demonstrierte er uns die Giftzähne, indem er die Schlange mit der bewussten Tollscheere hochhob und konnten wir genau die gefährlichen Werkzeuge beobachten. Befriedigt über das Resultat lenkten wir unsere Schritte heimwärts und erreichten nach fünfständiger Wanderung die Abgangsstation, das Schützenhaus, wo wir unsere ausgetrockneten Gaumen mit einer kühlen Weissen erfreuten. Beim Glase Bier in Berlin erzählte uns der Schlangenjäger noch folgendes: seit circa acht Jahren betreibt er das Geschäft eines Naturalien-Sammlers und sucht nicht nur alle Art Schlangen, sondern auch Larven, Käfer, Puppen, Molche, Salamander etc. überhaupt alles, was die Hochschulen und Naturalienkabinette zum Studium gebrauchen. Beispielsweise hatte er vorige Woche eine Lieferung von 50 Kreuzspinnen für obige Anstalten. Voriges Jahr, wie auch vor zwei Jahren hat Herr Mattern vom Ministerium eine Belohnung von 50 Mark für die Vertilgung von Kreuzottern erhalten, von denen er im vorigen Jahre 508 Stück erlegt hat. An Tagen, namentlich wenn nach dem Regen die Sonne recht scheint, hat er schon einige 30 Stück mit nach Hause gebracht. Keine wird getötet, sie gelangen alle lebendig zum Verkauf resp. Versand und haben dieselben einen Preis von 60 Pfennig bis 1,50 Mk. Berechnet man nun, dass dieser eine Sammler in den acht Jahren seiner Tätigkeit mindestens 2500 Kreuzottern vertilgt hat, so wird man es gerechtfertigt finden, wenn die hohe Behörde ihm eine Prämie darauf bewilligt. Ferner ist hierbei zu berücksichtigen, dass von den Kreuzottern die Hälfte weiblich sind, von denen jede durchschnittlich 10 Junge zur Welt bringt, so ist unsere Umgegend auf diese Weise in acht Jahren um mindestens 12 500 der giftigen Reptilien vermindert worden. Herr Mattern besitzt einen Freibrief, der es ihm gestattet, überall umherzustreifen und wird er von jedem Forstbeamten gern gesehen. (Aus den Blättern für Kanarienzucht abgedruckt in der Berliner Tierzeitung vom 15. August 1897.)

4. Dass Herr Mattern auch seither seine Kreuzzüge gegen die Kreuzotter unentwegt fortsetzt, beweist folgende Angabe. Dem bekannten Schlangenjäger Schuhmachermeister H. Mattern, Chorinerstrasse 72, hat der Minister des Inneren zum sechsten Male eine Prämie von 50 Mark bewilligt und zwar für das Fangen von Kreuzottern. Mattern hat im Jahre 1899 nicht weniger als 522 Kreuzottern gefangen. B. T. Bl. 24. 10. 1900.

5. Kreuzottern. Der Schüler Paul Gross aus Mehlsack in Ostpreussen wurde kürzlich im Engelswalder Walde von einer Kreuzotter beim Beerenlesen in den Fuss gebissen und musste sofort nach Hause getragen werden, woselbst ärztliche Hilfe zur Stelle war. Trotzdem schwebt der Knabe zur Zeit noch in Lebensgefahr. Berl. Ztg. 22. 7. 1900.



6. Kreuzotter. Am Palmsonntag den 31. März 1901 teilte mir in Fürstenwalde der dort gebürtige, aber in Frankfurt a. O. das Realgymnasium besuchende Sekundaner Walter Wille mit, dass in seiner Gegenwart bei einem Ausfluge nach Finkenheerd bei Fürstenwalde am Sonntag den 17. März v. J. ein Mitschüler von einer Kreuzotter über dem Knöchel durch den Strumpf blutig gebissen worden sei. Es sei dies nahe dem Wirtshaus F. geschehen, ein dort gerade anwesender Arzt habe die Wunde unterbunden und den jungen Mann so viel Branntwein trinken lassen, als er konnte. Nachteilige Folgen sind bis jetzt nicht eingetreten. Nach Brehm (Tierleben) beginnt das Sommerleben unserer Schlange erst im April, er führt aber selbst Fälle an, dass man sie in günstigen Frühjahren bereits um die Mitte des März ausserhalb ihrer Winterherberge findet. Ja selbst an warmen Wintertagen sind schon sich sonnende Kreuzottern beobachtet worden. Der 17. März 1901 war fast ungewöhnlich warm, schwül für die Jahreszeit. Man beobachtete  $+ 15^{\circ}$  C. im Schatten. E. Friedel.

7. Die Kreuzottern machen sich in diesem warmen Sommer unliebsam bemerkbar. Von der Sieg wird folgendes Vorkommnis berichtet: Ein Bauer, der auf seiner Wiese mit Grasmähen beschäftigt war, hörte sein Töchterchen, das sich aus dem Grashaufen Blumen heraussuchte, plötzlich aufschreien. Er entdeckte eine Kreuzotter, die obgleich sie von der Sense mitten durchschnitten worden war, das Kind in den Finger gebissen hatte. Trotz beschleunigter ärztlicher Hülfe ist die Kleine dem Biss des Reptils zum Opfer gefallen. B. d. Bl. 7. 8. 1900.

8. Klingenthal, 1. Juni 1900. (Tödlicher Otternbiss.) Vor einigen Tagen wurde, dem „L. T.“ zufolge, der Kutscher des Mühlenbesizers Heinrich in Leipa i. B. während der Fahrt von Leipa nach Falkenau, als derselbe in Blottendorf seine Pferde füttern wollte, von einer in der Futtermulde befindlichen Kreuzotter in den Finger gebissen. Bald stellten sich heftige Schmerzen ein; als das Geschirr in Falkenau eintraf, wurde ein Arzt zu Hilfe gezogen. Dieser stellte Vergiftung fest und ordnete nach Unterbindung des Armes die sofortige Überführung des Verletzten in das Krankenhaus nach Leipa an. Auf dem Wege dahin erlag der Mann jedoch schon den Folgen des Bisses. B. Lok.-Anz. 2. 6. 1900.

Das ist ein immerhin ungewöhnlicher Fall, da Erwachsene den Kreuzotterbiss der Regel nach überstehen. E. Friedel.

9. Sumpf-Schildkröte. Der Königliche Forstaufseher Wurl zu Ober-Schöneweide fand in den Wiesengräben der zur Oberförsterei Coepenick gehörigen sogenannten Rohrlake eine 30 bis 40 cm lange, gut entwickelte Schildkröte (*Emys europaea*). B. Lok.-Anz. 26. 4. 1899.

10. Eine überaus seltene Amphibienabnormität ist dem Geheimen Rat Professor Virchow vom Aquarienliebhaberverein „Triton“ zum Geschenk angeboten worden. Es ist ein lebender grüner Frosch von ca. 7 cm Rumpfrösse der 5 Beine hat. Das Tier ist in der Gegend von Rathenow gefunden worden. Unter den Amphibien sind derartige Anomalien bisher nur ganz vereinzelt beobachtet worden. B. T. Bl. 6. 12, 1901.

11. Der Froschzüchter. Ein Gewerbe, vielen, ja den meisten unbekannt und doch sehr wohl im stande, seinen Mann zu ernähren. Besonders



in Elsass-Lothringen, in Luxemburg und Belgien blüht dieser Zweig der „Viehzucht“, der grössere Ausdehnungen angenommen hat, als man denken sollte. Ein einziger Froschzüchter zum Beispiel liefert während der Froschsaison wöchentlich 25 000 Frösche nach Paris, von denen einzig und allein das Hinterviertel, die Schenkel, in allen möglichen Zubereitungen als Delikatesse genossen werden. In Teichen, besonders in solchen mit Zu- und Abfluss, nisten diese lieblich singenden Tierchen, um sich im Frühling zur Jagd in die umliegenden Wiesen und Felder zu begeben, von wo sie beim Herannahen des Winters getreulich wieder in ihren Heimatsteich zurückkehren. Denn ein draussen von der Kälte überraschter Frosch ist ein toter Frosch, während das Überwintern in den Tiefen der Teichgewässer ein leichtes für ihn ist. In wohl mit Insekten und ähnlichen jagdbaren Getier besetzten Teichen rühren sich die Frösche wohl auch während des ganzen Jahres nicht aus dem feuchten Elemente heraus. Während, wie schon bemerkt, in Frankreich und auch in Deutschland nur die Schenkel der Frösche genossen werden, wird in manchen Teilen Italiens das ganze Wild vom Kopf bis zum Fuss verspeist.

Da der Froschschenkel-Konsum in Berlin beständig zu und die Zahl der jagdbaren Frösche bei Berlin immer mehr abnimmt, so wäre die Anlegung einer Froschzucht als Nebengewerbe manchem, der sich ein Sümmchen alljährlich ohne sonderliche Mühe verdienen will, sehr ratsam. Es handelt sich allemal hier um den eigentlichen Wasserfrosch, im Volksmunde „der grüne Jäger“ genannt, sowie um die seltene Nebenform oder Nebenart den Riesenfrosch (*Rana ridibunda-fortis*). Der sogen. Taufrosch und seine mehr ländlichen Verwandten, ebenso der Laubfrosch, unser Wetter-Prophet, werden nicht gegessen. 3. Nov. 1901. E. Friedel.

12. Courtol, der Schlangentöter, ist zweifellos einer der eigenartigsten Menschen in Frankreich. Er ist der glückliche Besitzer zweier vollständigen Anzüge aus Schlangenhaut und trägt auch eine spitze Mütze aus demselben Stoffe. Courtol ist der Schrecken aller Vipern, von denen es in der Umgegend der oberen Loire wimmelt. Ohne Courtol wäre wegen der Unmenge von Giftschlangen jenes Land übel daran. Die Behörden beschloss, auf den Kopf jeder Giftschlange einen Preis von 25 Centimes zu setzen. Diese weise Massnahme hat Courtol auf die Laufbahn gezogen, die ihn gross gemacht hat. Innerhalb kurzer Zeit schlug er jede Konkurrenz aus dem Felde, und der Ruhm seines Namens erscholl über ganz Frankreich, so dass Calmette, der Direktor des Pasteur-Institutes in Lille und Erfinder eines Heilblutes gegen Schlangengift, für seine Arbeiten über das Schlangengift Courtol zum Mitarbeiter nahm. Dieser einfache Bauernsohn wurde als Lieferant lebendiger Giftschlangen engagiert. Es stellten sich aber andere Schwierigkeiten ein, indem die Eisenbahngesellschaft nach einiger Zeit die Beförderung der lebenden Giftschlangen zwischen dem Wohnorte Courtols und Lille ablehnte. Es hatten sich nämlich einige Male Giftschlangen während der Fahrt auf den Eisenbahnzügen aus der Verpackung befreit und eine Panik unter den begleitenden Beamten angerichtet. Seitdem hat sich Courtol wieder an den von der Behörde ausgesetzten Lohn von 25 Centimes für jede getötete Schlange halten müssen. Jeden Morgen zieht er mit einem einfachen Stock



bewaffnet ins Gehölz und kehrt nach zweistündiger Jagd regelmässig mit etwa 30 der Ungeheuer, teils als Toten, teils als Gefangenen, zurück. Eine solche Leistung mögen nur wenige Leute nachahmen können, denn die Giftschlangen sind für das ungeübte Auge bekanntlich häufig von der Färbung des Erdbodens gar nicht zu unterscheiden, die sie vielfach nachahmen; auf schwarzen Basaltfelsen nehmen sie eine bläulich schwarze Färbung an, eine rötliche auf roten vulkanischen Gesteinen. All solchen Listen zum Trotz entgeht dem Schlangentöter von Haute Loire kein einziges der giftigen Tiere. Er kennt ihre Sitten und Gewohnheiten aufs genaueste, er kennt die Stunden und das Wetter, die sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorlocken, er kennt den Wind, den sie für ihre Spaziergänge bevorzugen. So befreit Courtol, der Schlangentöter, seine Heimat jährlich von über 4000 dieser Reptilien und bezieht für diese Beschäftigung die hübsche Einnahme von 10 000 Francs jährlich.

B. T. Bl. 18. 7. 1900.

13. Die gelbe Unke (*Bombinator bombinus* L.) als Fischfeind. Verschluckte Brut von *Cyprinus carassius* und *Leucaspis delineatus* und Eier von *Cyprinus carpio*. Allg. Fischerei-Zeitung vom 4. Juli 1894, München, S. 250. Die Gelbunke kommt mehr in den gebirgigen Teilen Deutschlands vor. Übrigens verschluckt unsere gewöhnliche Feuer-Unke (*Bombinator igneus*), die z. B. in den verlassenen Kalksteinbrüchen bei Rüdersdorf häufig ist, ebenfalls Fischbrut, wo sie ihrer habhaft werden kann.

E. Friedel.

14. Eine Froschwanderung. Eine höchst merkwürdige Beobachtung teilt ein in der Nähe der englischen Stadt Birmingham wohnhafter Mitarbeiter der Londoner „Nature“ mit. Am 5. Juli ging der Betreffende nachmittags nach dem nächsten Dorfe und traf auf eine geradezu ungeheure Ansammlung von Fröschen, über die er hinwegschreiten musste. Sie bedeckten die ganze Landstrasse derart, dass der Wanderer auf den Zehen gehen musste, um nicht bei jedem Schritt auf eines der Tiere zu treten. So ging es etwa 400 Ellen weit fort, bis das Froschheer in einer scharfen Linie endete, ebenso wie auch sein Anfang scharf begrenzt gewesen war. In der Umgebung war auf der Landstrasse nirgends ein einziger Frosch zu sehen. Das nächste Wasser war mindestens eine Fünftelmeile entfernt, was die Erscheinung noch sonderbarer machte. Die Frösche waren sehr klein, in ihrem ausgewachsenen Zustande etwa 10 Tage alt. Von der unglaublichen Menge der Tiere gab die Erzählung der Bewohner eines einzelnen Landhauses eine Vorstellung, das etwa 200 Meter von dem Beginn des Schwarmes an der Landstrasse liegt. Dieses Haus war von den Fröschen, die sich plötzlich um die Mittagszeit eines Tages einstellten, buchstäblich belagert worden; sie drangen durch jede Öffnung in den Garten und in das Haus ein, so dass alle Räume, sowie alle Wege und Beete des Gartens von den Tieren in Besitz genommen wurden. Die Leute, die das Haus seit 4½ Jahren bewohnten, hatten noch niemals etwas Ähnliches erlebt, obgleich sie bei nassem Wetter wohl einzelne Frösche über die Landstrasse herüberkommen gesehen hatten. Sie konnten sich des Überfalles nicht anders erwehren, als dass sie die Amphibien mit dem Besen zu den Türen hinauskehrten. Wahrscheinlich handelte es sich um einen Schwarm junger Frosch-



brut, die gemeinsam aus dem nächstgelegenen Wasserbecken ausgewandert war, um sich einen Jagdgrund zu suchen; allerdings ist es selten, dass die jungen Frösche so lange in einem Zuge zusammenbleiben, wie es hier der Fall gewesen ist.

Berl. Börsen-Courier, Juli 1899.

15. Wie der „Zoologische Anzeiger“ berichtet, wurde kürzlich in der Flensburger Förde eine fünfzig Zentimeter lange Ringelnatter gefangen, und zwar in einer Entfernung von etwa 1000 Meter vom Lande. Wie der betreffende Gewährsmann hinzufügt, soll nach glaubwürdiger Mitteilungen dieses Vorkommnis dort keine Seltenheit darstellen; ja, die Nattern sollen bei Norwind sogar über die Förde bis nach Warwick gelangen können, wobei sie dann einen Weg von drei bis vier Kilometern zurückzulegen hätten. Bekanntlich schwimmen die Ringelnattern gut; doch machen sie von dieser Fertigkeit für gewöhnlich nur im Süßwasser Gebrauch, um den Fröschen nachzustellen. Es wäre wohl wissenswert, zu erfahren, ob sie nur durch Versehen ins Meerwasser verschlagen werden oder an den Küsten in geschützten Buchten auch auf Meerestiere jagen. Bei Gelegenheit solcher Fänge liesse sich dies wohl öfters durch Magen-Untersuchungen oder Ablieferung an eine naturwissenschaftliche Anstalt feststellen.

Deutsche Zeitung vom 25. XI. 1897.

Hierzu bemerke ich, dass ich im Alsen-Sund vom Ufer der Insel Alsen nahe Sonderburg aus eine Ringelnatter (*Coluber natrix*) schwimmend angetroffen habe.

E. Friedel.



## Inhalt des XI. Jahrganges 1902/1903.

	Seite
<b>A. Vorträge.</b>	
E. Lemke: Die Puppe . . . . .	28
R. Buchholz: Berliner Friedhöfe . . . . .	151
Pinkenburg: Die Strassenbrücken Berlins . . . . .	155
Bardey: Geschichte von Stadt und Ländchen Friesack . . . . .	164
Runze: C. Loewes Beziehungen zu Berlin und märkischen Balladendichtern . . . . .	305
Runze: Loewe als Hohenzollernsänger und seine Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. . . . .	351
Altrichter: Die Inschrift des sog. Runensteines von <del>Ragösen</del> <i>Rogasen</i> . . . . .	387
<b>B. Aufsätze.</b>	
E. Müller: Walpurgis im Spreewald . . . . .	181
B. Seiffert: Landt Recess: Der Universität Franckfurth an der Oder, de dat. 1653 . . . . .	186
B. Seiffert: Geschichte der Straussberger Jagd . . . . .	193
Bardey: Die Franzosen im Havellande von 1806 bis 1808 . . . . .	225
Backhaus: Aus der Geschichte des Dorfes Ragösen . . . . .	312
Steinhardt: Die Riesenblöcke von Treuenbrietzen . . . . .	402
<b>C. Besichtigungen und Wanderfahrten.</b>	
Pergamon-Museum . . . . .	47
Wanderfahrt nach Frankfurt a. d. Oder . . . . .	129
" " Friesack . . . . .	161
Königliches Institut für Glasmalerei . . . . .	179
Wanderfahrt nach Treuenbrietzen . . . . .	244
" " Oranienburg und Lehnitz . . . . .	257
Besichtigung der Bolleschen Meierei . . . . .	309
" " Königlichen Porzellan-Manufaktur . . . . .	329
" von Gustav Lohses Fabrik . . . . .	369
<b>D. Besprechungen.</b>	
Handbuch der Behörden der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin, Berlin, R. Stricker . . . . .	4
Deutsches Wörterbuch von Jakob und Wilh. Grimm . . . . .	5
Bericht der Central-Kommission für wissenschaftliche Landes- kunde von Deutschland 1897—1901 . . . . .	19
Die Hechtreisser-Innung zu Wriezen Dr. H. Böttger-Wriezen, 1902 . . . . .	23



	Seite
<b>Forstästhetik</b> von H. von Salisch, Berlin 1902 . . . . .	100
<b>Hermann Pieper:</b> Der märkische Chronist Andreas Engel aus Strausberg . . . . .	150
<b>Curt Gerstenberg:</b> Ludwig der Römer als Alleinherrscher der Mark Brandenburg . . . . .	285
<b>Conrad Weidling:</b> Die Haude und Spenersche Buchhandlung in Berlin den Jahren 1641—1901 . . . . .	286
<b>von Petersdorff:</b> Friedrich der Grosse . . . . .	385
<b>Klee:</b> Friedrich der Grosse . . . . .	385
<b>Spatz:</b> Aus der Geschichte Schmargendorfs . . . . .	440
<b>Neubauten</b> der Stadt Berlin . . . . .	443
<b>E. Abbildungen.</b>	
Gipsblock von Sperenberg: Strudellöcher . . . . .	60
Stadtmauer von Berlin 2 mal . . . . .	91
Ernst Friedel, I. Vorsitzender . . . . .	112
Frau Amélie Jaffé-Honrath als Brandenburgia . . . . .	112
Wandbilder von Schloss Grimnitz . . . . .	147
Die neue Kriegsschule in Potsdam . . . . .	288
Wilh. Schwartz . . . . .	267
Fabrik von G. Lohse, 4 Ansichten . . . . .	371
Inscript des sog. Runensteins von Ragösen . . . . .	393
Der Hirtenstein bei Lüdendorf . . . . .	403
„ Hasenstein „ „ . . . . .	404
„ Bismarckstein bei Lüdendorf . . . . .	405
„ Schneiderstein bei Luthersbrunnen . . . . .	406
„ Riesenstein auf dem Falkenberg . . . . .	407
„ Schäferstein bei Luthersbrunnen . . . . .	408
„ Bischofsstein bei Rietz . . . . .	409
„ Opferstein bei Poratz . . . . .	413
Die Steinschale vor dem Alten Museum, 3 Aufnahmen . . . . .	417
Das Wahrzeichen in der Pallisadenstrasse . . . . .	424
Der Neanderthalmensch . . . . .	430
Bronzespangen . . . . .	436

## Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Abbildungen, 346.	Angelus, Märk. Chronist, 150.
Aberglaube, 159, 368.	Ansichtspostkarten, Altberl., 66.
Aberglaube Wilhelms I., 366.	Arbeiterheilstätten bei Beelitz, 341.
Albrecht, Dr. Gustav, 67, 189, 224, 244, 445.	Arminius, Bedeutung d. Namens, 158.
Altrichter, Karl, 387.	Auerochsschädel in Charlottenburg, 349.
Altertümer, 399, 421.	



- Backhaus, Pfarrer, 312.  
 Bahrfeldt, Dr., 92, 380.  
 Bätke, Dr. K., 360.  
 Bardey, Prof. Dr., 164, 225.  
 Bauernstiekererei, 102.  
 Baumeister, Der, Zeitschrift, 342.  
 Baumschule, die grösste, 21.  
 Bauopfer, 384.  
 Baustil, Schutz des nationalen, 7.  
 Bauwerke, Ansichten, 332.  
 Berlins Mittelpunkt, 317.  
 Berlin wie es weint und lacht, 341.  
   " Neubauten, 443.  
 Berliner Ansichten, 349.  
 Berlinische, Alt-, Ansichten, 294.  
 Berliner Originale, 302.  
 Berdrow, Herm., 142.  
 Bernstein, Erklärung des Wortes, 53.  
 Bevölkerung Berlins, 51.  
 Bibliothekar, Bericht, 139.  
 Blitzschlag, Schutz gegen, 75.  
 Blutregen, 65.  
 Böten und Beten, 70, 159.  
 Bolle, Dr. Karl, 95, 100, 256, 448.  
 Bolles Meierei, 309.  
 Borsigwerke, Festschrift, 350.  
 Bradestein in Schönholz, 415.  
 Brandenburgische Landeskunde, 330.  
 Bronze- und Goldsammelfund von  
   Wustermark, 435.  
 Bronzeguss à cire perdue, 319.  
 Bronzeschale, mittelalterliche, 16.  
 Brustlatze, Volkstracht, 7.  
 Buchholz, Kustos, 90, 108, 151, 294,  
   349, 443.  
 Budenwesen der Stadt Berlin, 125.  
 Büttner, Landbauinspektor, 57.  
 Burgwart, Zeitschrift, 425.  
 Büxenstein, Firma, 342.  
  
 Centalkommission für wissenschaft-  
   liche Landeskunde, 19.  
 Centralmuseum in Mainz, 2.  
 Comenius, Amos, 79.  
 Conwentz, Prof. Dr., 24, 145.  
 Credner, Prof. Dr. R., 376.  
  
 Denkmalspflege, Handbuch für, 58.  
 Denkmalsschutz, 266.  
 Denkmünzen, Erinnerungs-, 383.  
 Deutsches Wörterbuch, 5.  
 Deutsche Heer, das, 75.  
 Deutsche Gaue, Zeitschrift, 333.  
 Deutsche Heimat, Zeitschrift, 420.  
 Docke-Puppe, 45, 85.  
 Doppelsiegelstempel, 73.  
 Dreyzettel, Fräulein, 380.  
  
 Eckartsberga Heimatkunde, 85.  
 Ehesegen, 145.  
 Ehrenbauer, 15.  
 Eichen, starke, 321.  
 Eiszeitproblem, 376.  
 Endmoräne in der Uckermark, 412.  
 Erinnerungseichen, 368.  
 Erinnerungstücher, 83.  
 Euler, Schulrat, 97.  
  
 Fischereiausstellung, internationale in  
   Wien, 334.  
 Fischereigeschichte, 335.  
 Fischereiverein, 277.  
 Flora der Uckermark, 304, 401.  
 Flugblatt v. 4. 3. 1813, 381.  
 Forstästhetik, 100.  
 Forstbotanisches Merkbuch 61, 272.  
 Frankfurt a. O., Wanderfahrt, 129.  
   " " " Universität, 186.  
 Frauenhagen, Flora, 304.  
 Frauenhüte aus der Biedermeierzeit, 10.  
 Frauenpfehl, 323.  
 Fremdwörter, verdorbene, 366.  
 Friedel, Geh. Reg.-Rat, I. Vors., 1, 47, 57,  
   95, 97, 112, 126, 135, 141, 162, 192, 260,  
   303, 317, 329, 375, 448, 450, 453, 456.  
 Friedhöfe, Berliner, 151.  
 Friesack, 105, 161, 164.  
 Frösche, 455.  
  
 Gedächtnisstein bei Rheinsberg, 400.  
 Gedenktafeln, 332.  
 Gedenktafel an Friedr. Wilhelm III.  
   in Küstrin, 190.  
 Genealogisches Handbuch bürgerl.  
   Familien, 289.



- Geologische Landesanstalt, 276.  
 George, Richard, 420.  
 Germanen, 158.  
 Germanische Besiedelung Skandinaviens, 326.  
 Gerstenberg, Dr. Curt, 285.  
 Gesellschaften, geheime, 144.  
 Gesundbeten, 70, 159.  
 Gesundbohren, 102.  
 Giftsumach, 100.  
 Gimmritzer Grund, Felsenbild, 279.  
 Glasmalerei, Institut, 179.  
 Gossler, Exc. v., 330.  
 Glockeninschriften, 223.  
 Goldsche, Redakteur, 284.  
 Grabinschriften, 254.  
 Graebke, Hermann, 304.  
 Grimnitz, Burg, 146.  
 Grunewald, der, 142.  
 Grunow, Arthur, 412.  
  
 Hacksilberfund, 12, 92, 380.  
 Handbuch der Behörden u. s. w. der Provinz Brandenburg, 4.  
 Hamster, Vorkommen, 24.  
 Hannover, Provinzial-Museum, 58.  
 Havelland, Franzosen im, 225.  
 Haude und Spenersche Buchhandlung 286.  
 Hausratte, 27.  
 Hautvergiftung, 100.  
 Hechtreisser-Innung zu Wriezen, 23, 367.  
 Heer, das deutsche, 289.  
 Herzogs Agenda, 384.  
 Heumann, Otto, Photographien, 348.  
 Hie gut Brandenburg allewege, 420.  
 Hildebrandt, Max, 376.  
 Hinckeldey, Polizeidirektor, 51.  
 Hoch- und Untergrundbahn, 67.  
 Hohenzollern-Museum, 103.  
 Hundefleischverbrauch, 328.  
  
 Jazko (Jakza), 301.  
 Jentsch, Prof., 74.  
 Inschriften an Häusern, 255.  
  
 Johanniter-Orden, 234.  
 Jülicher, Rixdorf, 221, 304.  
  
 Kahn, versunkener, 72.  
 Kaiserkeller, Rundgang, 341.  
 Kalender, Berliner, 281.  
 Kaninchen, wilde, 105.  
 Kauris, Einführung, 24.  
 Kindel, der b. Lübars, 322.  
 Kirchliche Ortsgeschichte, 343.  
 Klee: Friedr. d. Grosse, 385.  
 Kleinbahnnamen, 320.  
 Knaack, Prof. Dr., 88.  
 Knäpner, 54, 190.  
 Kochhann, Heinrich, 412.  
 Königsberg, Neue Ansichtspostk. 293.  
 Königsberger Kriegsschuldobligation, 5.  
 Koerner, Dr. jur., 289.  
 Kohlhasse, Hans, 14.  
 Kommode für die Kgl. Bibliothek, 319.  
 Kopp, Pastor in Kuhsdorf, 284.  
 Korkbaum, 101.  
 Kran von Schinkel, 383.  
 Krause, Prof. Dr., 340.  
 Kreuzottern, 189, 452.  
 Kriegsschule in Potsdam, 287.  
 Krötensteine, 318.  
 Krüner, Prof. Dr., 297.  
 Kuckuluren-Kienäpfel, 221.  
 Kühnlein, Architekt, 312.  
 Kühns, Curt, 281.  
 Kuhsdorf, Kirche, 284.  
 Kulturgeschichtliches, 420.  
 Kunstdenkmäler-Verzeichnisse, 271.  
 Kwass, Getränk, 55.  
  
 Lackowitz, Gustav, 384, 415.  
 Landeskunde der Prov. Brandbg., 142.  
 Landwirtschaftliche Hochschule, 376.  
 Lausitzer Typus, 74.  
 Lehnitz, 257.  
 Leichenbrandreste, Gefässe für, 192.  
 Leichenpredigten des Grauen Klosters, 145.  
 Lemke, Frä. E., 28.  
 Lohse, Gustav, Firma, 369.



- Loewe, Carl, 305, 351.  
 Löwe, frisst Schmalz, 317.  
 Lüdicke, F., Photographien, 384.  
 Luckauscher Bums, 299.  
 Ludwig der Römer, 285.  
 Lustgarten, 295.  
  
**M**ärkisches Museum, 332.  
 Magdeburger Stadtbild, 270.  
 Margarete von Brandenburg, 720.  
 Maass, Dr., Oberstabsarzt, 1.  
 Maurer, Hermann, 146, 397.  
 Merkbuch, botanisches, 18.  
 Meyer, Ferdinand, 261.  
 Micha, Oskar, 341.  
 Mieck, A., Haacksilberfund, 380.  
 Mielke, Robert, 385, 425.  
 Mitgliederstatistik, 137.  
 Moabiter Wochenmarkt, 144.  
 Moldavite, 95.  
 Monke, O., Rektor, 87, 99, 124, 189,  
 191, 293, 297, 303, 318, 322, 381, 400.  
 Mord und Totschlag, 99.  
 Mordkreuze, 297.  
 Mordpfahl, 318.  
 Mordstein bei Buckow, 293.  
 Mosaikgemälde, 97.  
 Müller, Ewald, 181.  
 Mutter Meyern, 302, 445.  
  
**N**ackel, Dorf, Nachrichten, 54.  
 Näpfchensteine, 101.  
 Naturdenkmäler-Schutz, 425.  
 Naturgeschichtliches, 272.  
 Naturforscher, Deutsche, 98.  
 Naturspiele und Artefakte, 278, 340.  
 Naturwissenschaft, Unterrichts-Förderung der, 276.  
 Nauen zur Franzosenzeit, 225.  
 Netto, Dr. med., 75, 289.  
  
**O**berlausitzer Gesellschaft, 426.  
 Oderberg, Ansichtskarten, 143.  
 Opernplatz, 296.  
 Oranienburg, 257.  
 Orbis pictus, 79.  
 Ortsgeschichte, kirchliche, 343.  
 Ortsnamen, überseeische, 321.  
 Ossa Leibnitii, 340.  
 Ossowidzki, Dr., Sanitätsrat, 257, 420.  
  
**P**altzow, Ingenieur, Photogr. 348.  
 Pergamon-Museum, 47.  
 Petersdorf, v., Friedrich d. Grosse, 385.  
 Pfahlbauten von Rotenhausen, 144.  
 Pharus, Buch, 285.  
 Photographien, 6, 384, 439.  
 Pieper, Prof. Herm., 150.  
 Pinkenburg, Stadtbauninspektor, 155.  
 Pithecanthropus erectus, 434.  
 Pniower, Prof. Dr., 150, 375, 385, 440.  
 Polizei-Präsidium, Gesch., 108.  
 Porzellan-Manufaktur, 329.  
 Posensches Provinzial-Museum, 59.  
 Prignitzer Vogelstimmen, 304.  
 Provinzial-Ausschuss f. Innere Mission,  
 346.  
 Pütz, Wilh. Photogr. 349.  
 Puppe, die, 28, 85, 425.  
  
**R**abenau, Alexander, 127.  
 Ragösen, Dorfchronik, 312.  
 Rambeau, Pastor, 278.  
 Ranke, Dr. Ferd., 149.  
 Rechenpfennige, deutsche, 448.  
 Reichhelm, Dr., 244, 294, 348, 411.  
 Reinhardt, Prof. Dr., Direktor, 276.  
 Reuter, Ludwig, 294.  
 Rheinsberg, Gedächtnisstein, 400.  
 Rhus toxicodendron, 100.  
 Riesensteine, 277, 402, 416.  
 Ringelnatter, 456.  
 Roland z. Bremen, 76.  
 Roland von Berlin, 281.  
 Roland, die Zeitschrift, 281, 341.  
 Rossfleischverbrauch, 365.  
 Roter Adler-Kalender, 280.  
 Rotlauf, sympath. Mittel, 52.  
 Runenstein von Ragösen, 387.  
 Runze, Dr., Prediger, 109, 305, 351.  
 Russen in Berlin, 424.  
  
**S**agen, Märchen u. s. w. v. Vetschan,  
 127.  
 Salisch, H. v., 100.



- Salm, der lange, 96.  
 Sargfund in Vehlefan, 98.  
 Schaler, schalen, 298.  
 Schampeln = schwänzen, 298.  
 Scharnweber, R., 301.  
 Schenk, Ernst, 143, 293.  
 Schildkröte, 453.  
 Schinkel, 383.  
 Schiffstypen, 426.  
 Schleifrillen, 303.  
 Schmidt, Rundschau Berlins, 294.  
 Schnur, die Zeitschrift, 75.  
 Schuhorakel, 318.  
 Schulflora, norddeutsche, 256.  
 Schuster, Dr. Georg, 144, 445.  
 Schwartz, Wilh., G. R. R., 144, 206.  
 Segensbänder, 192.  
 Seidel, Prof. Dr., 144.  
 Seiffert, Prof. B., 188, 193.  
 Selbstfahrer, Automobil, 82.  
 Sermon, langer, 96.  
 Seufzerlinde in Spandau, 347.  
 Sittenfeldt, Firma, 341.  
 Späth, Ökonomierat, 21.  
 Sperenberg, Gipsbrüche, 59.  
 Spielmarken, 448.  
 Spindler, K. 329.  
 Spiro, Alt-Berlin, 294.  
 Spottmünzen, frz., 366.  
 Spuk im Haus Jessen, 322.  
   "  "  Quitzeibel, 322.  
 Stadtbäche, 418.  
 Stadtmauer von Berlin, 90.  
 Statistisches Amt d. Stadt Berlin, 379.  
 Staubregen, afrik., 21, 65.  
 Steinbeil, Kultus, 299.  
 Steinhardt, Postrat, 244, 402.  
 Steinkessel in Babelsberg, 414.  
 Steinschale vor d. alten Museum, 416.  
 Stiftungsfest, 110.  
 Stücke, benagelte, 191.  
 Stolpe, Inschrift, 318.  
 Strassenbahnen, Namen, 320.  
 Strassenbrücken Berlins, 155.  
 Straubes illustr. Führer, 66.  
 Strausberger Jagd, 193.  
 Strudellöcher, eiszeitliche, 59.  
 Sturm am 1. Oktober 1901, 328.  
 Svenska, Folket, 289.  
 Tantes, 448.  
 Taufmedaillen, 109.  
 Telge, Paul, Hofjuwelier, 1.  
 Teltow-Kanal, 327.  
 Teufel, Ortsbezeichnung, 49.  
 Thürschlösser, hölzerne, 14.  
 Tischkarte, Jubiläum der, 55.  
 Tocke-Puppe, 45, 84, 224.  
 Torell, Denkstein, 349.  
 Totschlag bei Gentzrode, 124.  
   "  "  Quermaten, 323.  
 Tote Männer, 297.  
 Treuenbrietzen, Wanderfahrt, 244.  
 Uckermärkischer Mus.-Gesch.-Verein, 388.  
 Uhles, Geh. Justizrat, 335.  
 Unke, 455.  
 Urmensch, Gegend, Stand d. Forsch. 429.  
 Verein f. Brandb. Kirchengesch., 345.  
 Versammlungen, 1, 57, 97, 110, 129, 137, 161, 179, 244, 257, 260, 309, 329, 369, 401.  
 Verunstaltung von Landschaften, 16, 267.  
 Vetschau, Sagen, 127.  
 Vierkant u. Heuberg, 319.  
 Virchow, Rudolf, 2, 261, 375.  
 Volkslieder, märkische, 103.  
 Volkssprache, märkische, 221.  
 Volkstrachten, niederlausitzer, 9.  
   "  in Berlin, 160.  
   "  Museum, 102.  
 Volkstümliches, 189.  
 Volkstümliche Ausdrücke, 298.  
 Volkszählung in Berlin, 2.  
   "  in den westl. Vororten, 365.  
 Vorderhaus, kleinstes Berliner, 160.  
 Vormeng, Dr. Carl, 149.  
 Vornamen, Berliner, 145.



- |   |  |
|---|--|
| <p>Wagner, Richard, 264.<br/>                 Watringe, Flurnamen, 55.<br/>                 Walpurgis im Spreewald, 181.<br/>                 Wappenscheiben, 332.<br/>                 Weidling, Dr. Kurt, 286.<br/>                 Weinhold, Geh. Reg. R., 32.<br/>                 Wesendonk, Mathilde, 264.<br/>                 Westpreussisch, Pr. Mus., 145.<br/>                 Wetterschiessen, 328.<br/>                 Wilden, bei liebenswürdigen, 93.</p> | <p>Wohnhausbau, Anfänge des deut-<br/>                 schen, 13.<br/>                 Wolfram, Pastor, 54, 55, 72, 99.<br/>                 Württemberg, Schutz der Denkmäler,<br/>                 270.<br/> <i>Wundermark 435</i><br/>                 Zache, Dr., 304.<br/>                 Zimmermann, Pastor, 285.<br/>                 Zoologen-Congress, 276.<br/>                 Zweirad in Berlin, 327.</p> |
|---|--|



## Druckfehler-Berichtigungen.

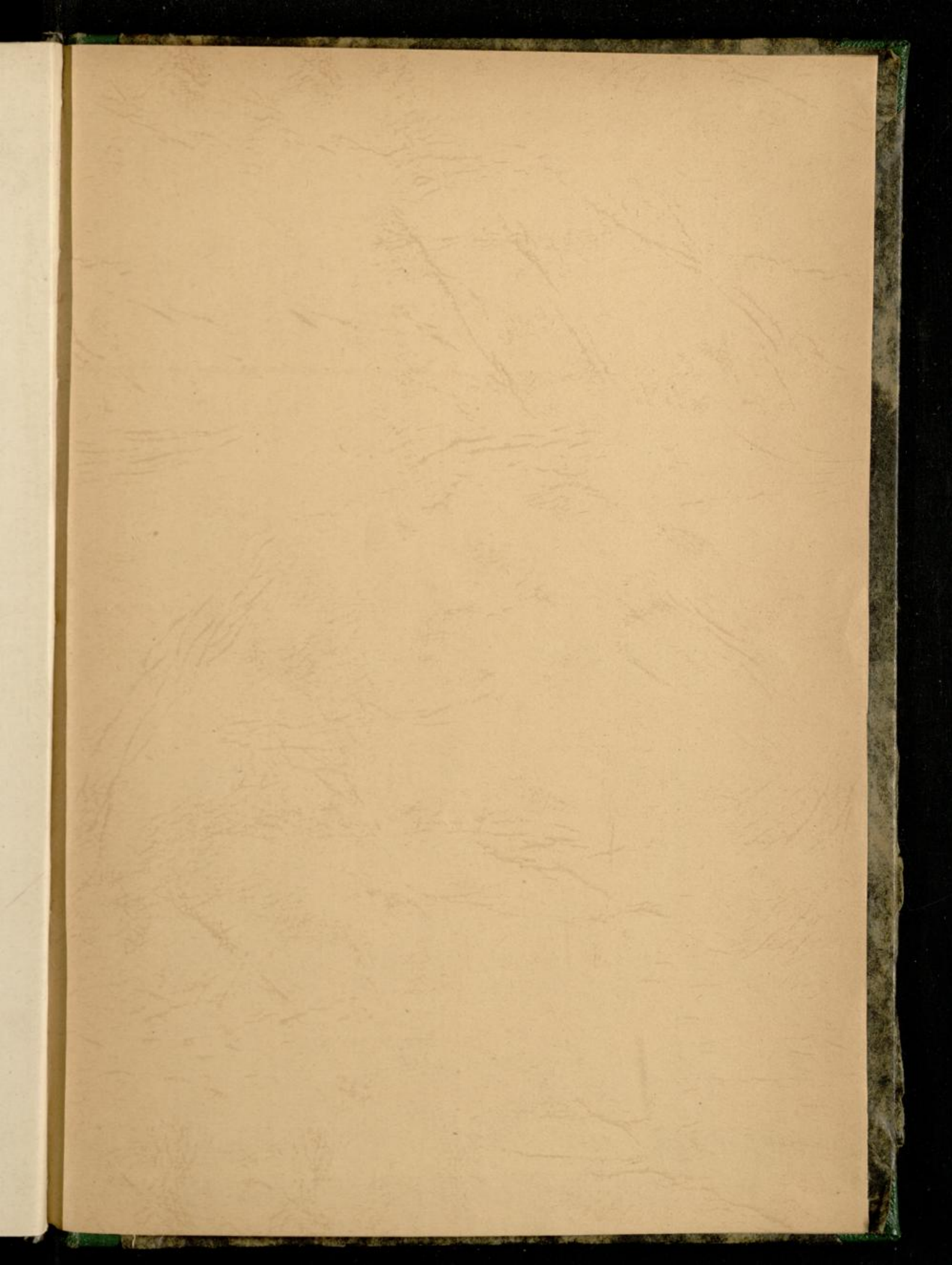
- |  |   |
|--|---|
| <p>S. 17 Z. 9 von unten statt „auch“<br/>lies: „noch jetzt“.</p> <p>„ 25 Z. 20 von unten statt „Utz,<br/>Pavesin“ lies: „Uetz, Pavesin“.</p> <p>„ 32 Z. 2 von unten lies: „Weinhold“.</p> <p>„ 47 Z. 20 von unten lies: „Bergama“.</p> <p>„ 50 Z. 9 von unten lies: „Leuko-<br/>phryne“.</p> <p>„ 61 Z. 22 von unten lies: „Gesell-<br/>schaft“.</p> <p>„ 65 Z. 8 von unten lies: „Tripolis“.</p> <p>„ 81 Z. 18 von oben lies: „Archiv-<br/>rats“.</p> <p>„ 161 Z. 14 von oben lies: „Goldsche“.</p> <p>„ 203 Z. 18 von unten lies: „Christoff“.</p> <p>„ 262 Z. 20 von unten lies: „priseus“.</p> <p>„ 263 Z. 2 von unten lies: „bezeugt“.</p> <p>„ 277 Z. 12 von unten statt: „a) Kiesen-<br/>stein“ lies: „Riesensteine. a)“.</p> <p>„ 278 Z. 13 von unten lies: „Ver-<br/>gletscherungszeit“.</p> <p>„ 278 Z. 11 von unten lies: „Treuen-<br/>brietzen“.</p> | <p>S. 280 Z. 4 von oben liess: „Gesteins-<br/>trümmer“.</p> <p>„ 282 Z. 15 von oben lies: „dat“ statt<br/>„das“.</p> <p>„ 282 Z. 18 von oben lies: „Rulande“.</p> <p>„ 284 Z. 4 von unten hinzuzusetzen:<br/>„Verf. Pastor Kopp in Kuhsdorf“.</p> <p>„ 304 Z. 18 von oben statt „Aloides,<br/>Stratiotes“ lies: „Stratiotes<br/>Aloides“.</p> <p>„ 318 Z. 2 von oben lies: „Holstein“.</p> <p>„ 318 Z. 6 von oben lies: „das“.</p> <p>„ 339 Z. 20 von oben lies: „Lubicensi“.</p> <p>„ 377 Z. 18 von oben lies: „alter-<br/>nierende“.</p> <p>„ 378 Z. 14 von oben lies: „jähriger“.</p> <p>„ 382 Z. 16 von oben hinter Stils ist<br/>ein Komma zu setzen.</p> <p>„ 382 Z. 14 von unten lies: „hoffs“.</p> <p>„ 384 Z. 9 von unten hinter „Bilder“<br/>einzuschieben „unsers Herrscher-<br/>hauses“.</p> <p>„ 399 Z. 15 von oben lies: „Elisabeth“.</p> |
|--|---|



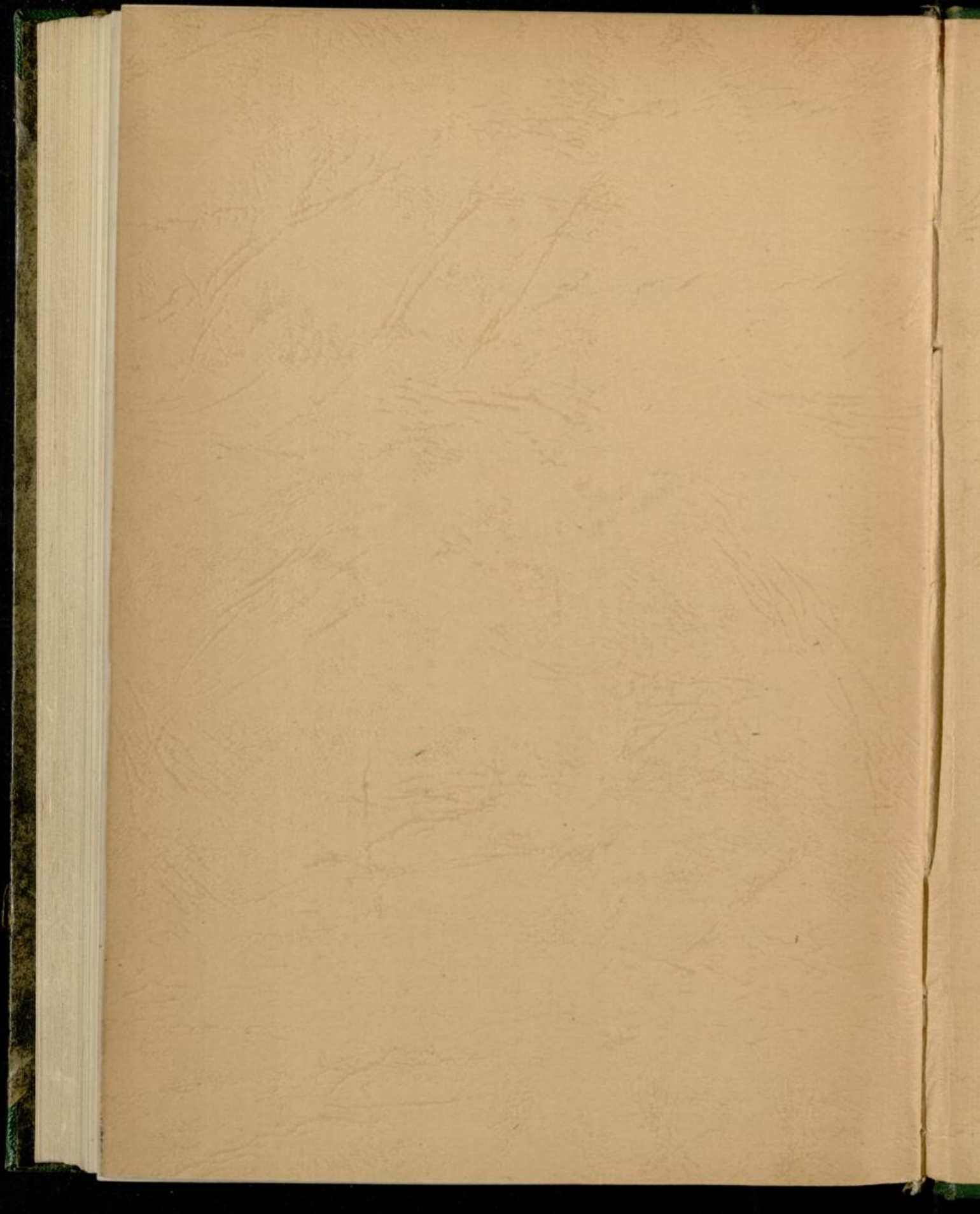
Für die Redaktion: Dr. Eduard Zäthe, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender  
haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14











Universität  
Potsdam



Universitäts-  
bibliothek

Inventarnr.



\*16003293\*



